Naturgeschichte

aus

den besten Schriftstellern

mit Merianischen und neuen Kupfern.

Aelian. de Nat. Anim.

Ειδεναι γε μη ῥαθυμως τα προσοντα αὐτων ἰδια ἑκαστῳ, και ὁπως ἐσπουδασθη ὑ μειον των ἀνθρωπων ἑκαστον των αλογων ζωων, ἐιη ἀν τινος πεπαιδευμενης Φρενος, και μαθησης πολλα.



Dritter Abschnitt der vierfüßigen Thiere.

Heilbronn

in der Eckebrechtischen Handlung

1773.

Abhandlungen

aus

der besten Schriftstellern

mit Anmerkungen und neuen Beispielen.

Aelian, de Nat. Anim.

Dritter Abschnitt der vierfüßigen Thiere.

Quedlinburg

in der Gottfriedschen Buchhandlung

1778.

Innhalt.

Das Schwein. - - - - - 1

Der Pecari oder Tajacu. - - - - 8

Das wilde Schwein vom Vorgebürge der guten Hofnung. 10

Der Babirusse. - - - - - 11

Das Aethiopische Schwein. - - - 12

Der Cabiai. - - - - - 14

Das Flußpferd. - - - - - 16

Der Tapir oder Anta. - - - - 21

Der Löwe. - - - - - 22

Der Tiger. - - - - - 31

Das Pantherthier, die Unze und der Leopard. - 36

Der Jaguar oder die Tigerkatze. - - - 40

Der Cuguar. - - - - - 41

Der Luchs. - - - - - 42

Der Serval. - - - - - 45

Der Ozelot. - - - - - 46

Der Margay und Guepard. - - - 48

Der Caracal. - - - - - 50

Der Bär. - - - - - 51

Der Wolf. - - - - - 59

Der Fuchs. - - - - - 65

Der Jakal und Adive. - - - - 69

Der Isatis. - - - - - 72

Die Hyäne. - - - - - 73

Der Vielfraß. - - - - - 76

Die Zibethkatze und das Zibethtier. - - 79

Die Genette. - - - - - 83

Die Katze. - - - - - 84

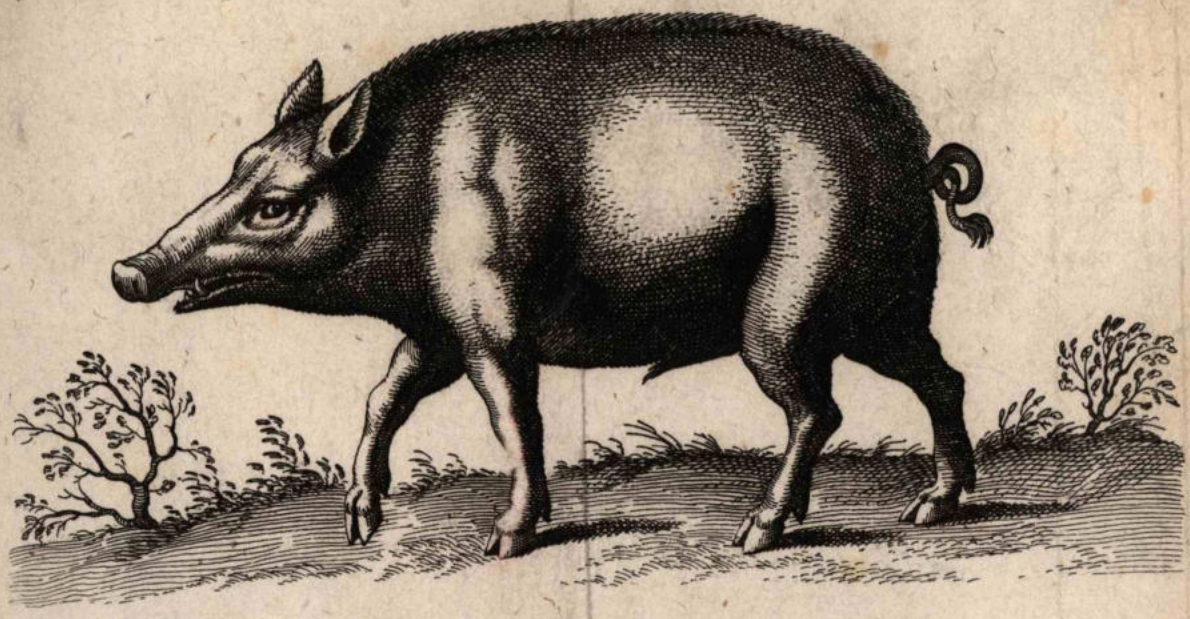
Nachricht,
wie die Kupfertafeln zu binden.

T.	XLVI.		8	T LIII.	37
	XLVII.		1	LIV.	41
	XLVIII.		12	LV.	51
	XLIX.		16	LVI.	59
	L.)			LVII.	73
	LI.)		23	LVIII.	85
	LII.		31		

Drukfehler, welche den Text unverständlich machen könnten.

S.	Col.	Lin	S.	Col.	Lin.
2	1	8 Päonien.	31	1	14 vorl. nach auch von dem.
ebd.	-	- Zähen für gespaltene Klauen.	ebd.	2	15 vorl. nach schon, zu.
3	2	3 Fänge.	33	2	28 Constance.
9	1	31 ichoreuse.	35	1	1 Guinea
ebd.	2	3 vorl Afrika	ebd.		12 dürfte fol. Lin. müßte.
10	1	22 wehret.	40	1	25 das Thier, für er.
ebd.	2	33 Java.	ebd.		27 es
18	2	10 diese.	44	1	17 an die Spitze
ebd.		54 prismatisch.	46	2	lezt. der männliche.
20	1	15 Onesikrit.	52	1	19 Breßdiur und hernach Ild- giersdiur.
21	2	9 vorl Maipuri.	ebd	2	2 tan für tem.
ebd.	-	8 vorl Tapirussu.	53	2	50 Takt.
22	2	19 ist ihre u. 20 ihnen überflüßig.	57	2	34 einem
23	1	51 f. ihre Namen verwechselt und eine ꝛc.	60	2	6 vol Fängen.
ebd.	2	12 herzhaft.	70	1	11 vol nach selten ist.
25	1	31 bey den für die.	ebd	2	17 Ajax.
28	1	lezt. Contrast.	79	1	34 Musc
30	2	lezt. falben.	83	1	7 wollichtes.

Verres . Eber



Aper . Wildschwein



Scrofa Saumutter



Das Schwein.

Dieſesmal müſſen wir unſern Abſchnitt mit der Naturgeſchichte eines Thieres eröfnen, dem ſeine Unreinlichkeit faſt eben ſo viel Verachtung zugezogen hat, als ihm der Geſchmak, den man an ſeinem Fleiſch findet, Werth beyleget. Es iſt das Schwein, und zwar ſoll das wilde und das Siamiſche Schwein zugleich mit abgehandelt werden, da ſich alle dieſe Raſſen mit einander vermiſchen, und die Thiere, die aus dieſer Vermiſchung entſtehen, wieder fruchtbar ſind. Das wilde Schwein iſt die urſprüngliche Raſſe, aus welcher die zahmen und Siamiſchen Schweine entſtanden ſind, und die Verſchiedenheiten unter dieſen drey Raſſen ſind von keiner ſonderlichen Erheblichkeit, und blos Veränderungen, die ſie in ihrem zahmen Zuſtande erlitten haben.

Dieſe Art Thiere hat etwas ganz beſonderes. Ihr Geſchlecht iſt ſo zu reden, das einzige von dieſer Art; und es gibt vielleicht kein einziges, welches mit andern ſo wenig Aehnlichkeit hat. Es hat von vielen Thieren etwas an ſich, und iſt gleichwohl von allen weſentlich unterſchieden. In Anſehung der äuſern Theile gleicht es den Thieren mit Hufen nicht, weil es einen geſpaltenen Fuß hat; den Thieren mit geſpaltenen Klauen gleicht es nicht, weil es würklich inwendig vier Klauen hat, ungeachtet deren auswendig nur zwo erſcheinen; Es gehöret nicht zu den vielzähichten Thieren, weil es nur auf zwo Zähen geht, und die andern weder zu ſehen ſind, noch in der Ordnung, wie bey den vielzähichten Thieren, ſtehen, noch auch lang genug ſind, daß es ſich ihrer bedienen könnte. Auſſerdem iſt es noch von andern Thieren mit geſpaltenen Klauen an den Knochen der Füſſe, und andern ſtark in die Augen fallenden Merkmalen, unterſchieden Denn dieſe haben Hörner, und an dem obern Kinbaken keine Schneidezähne, ſie haben vier Mägen, wiederkäuen, u. ſ. w. Das Schwein hingegen hat keine Hörner.

Denn daß der Lycotas in des Calphurnius Hirtenliedern erzählt, er habe zu Rom non ſine cornibus apros geſehen, wird wohl niemand irre machen.

Es hat oben Zähne wie unten; es hat nur einen Magen, und wiederkäuet nicht; es iſt alſo offenbar, daß es weder unter die Thiere mit Hufen, noch unter die mit geſpaltenen Klauen gehöret. Eben ſo wenig kan man es unter die Vielzähichten rechnen; weil es nicht nur an den äuſerſten Theilen des Fuſſes, ſondern auch an den Zähnen, an dem Magen, an dem Eingeweide, an den Zeugungstheilen, u ſ. w. von ihnen abgehet. Alles was man ſagen kann, iſt daß bey ihm in gewiſſen Stücken die Eigenſchaften der Thiere mit Hufen, und der Thiere mit geſpaltenen Füſſen; in andern hingegen die Eigenſchaften der Thiere mit geſpaltenen Füſſen, und der vielzähichten, vermiſcht ſind. Denn es gleicht den Thieren mit Hufen an Ordnung und Zahl der Zähne mehr, als den andern; es hat eben ſo wie dieſe, lange Kinnbacken, und nur einen, wiewohl etwas gröſſern Magen: hingegen kommt es in Anſehung des Anhangs, den es an demſelben hat, und der Lage der Eingeweide, den Thieren mit geſpaltenen Füſſen, oder den Wiederkäuenden näher. Es iſt denſelben auch, was die äuſſern Zeugungstheile betrift, ähnlich; gleicht aber dabey auch, in Anſehung der Bildung der Füſſe, der Leibesgeſtalt, und ſeiner ſtarken Vermehrung, den vielzähichten Thieren.

ren. Aristoteles ist der erste, der die vierfüßigen Thiere, in Thiere mit Hufen, Thiere mit gespaltenen Klauen, und Thiere mit vielen Zähen, eintheilet. Er gestehet, daß das Schwein eine Zwischengattung ist; aber die einige Ursache, die er davon angiebt, ist weil sich in Illyrien, Päonomien, und einigen andern Orten, Schweine mit einem Huf finden. Dieses Thier macht also eine Ausnahme von zwo allgemeinen Regeln der Natur: man behauptet nämlich, die grössesten Thiere vermehreten sich am wenigsten, und hingegen die Thiere mit gespaltenen Klauen am stärksten. Gleichwol vermehret sich das Schwein, ungeachtet seine Grösse schon mehr als mittelmäßig ist, stärker als alle vielzähichte Thiere. Es scheinet so gar in Betrachtung der Gestalt, Geilen, der Eyerstöcke der Mutterſau, in der Reihe der lebendiggebährenden Gattungen den lezten Plaz zu verdienen; und den eyerlegenden Thieren nahe zu kommen. Kurz es ist von einer zweydeutigen Natur; oder um deutlicher zu reden, es wird denen also vorkommen, welche glauben, die wirkliche Ordnung der Dinge richte sich nach der hypothetischen Ordnung ihrer Ideen, und die von der unendlichen Kette der Weesen nur einige in die Augen fallende Glieder sehen, nach denen sie alles beurtheilen wollen.

Das Schwein scheinet unter allen vierfüßigen Thieren das ungeschikteste zu seyn; die Unvollkommenheiten seiner Gestalt scheinen einen Einfluß in sein Naturell zu haben, denn alle seine Handlungen sind plump und alle seine Begierden sind unflätig; alle seine Regungen bestehen in einer wüthenden Brunst, und einer übermäßigen Gefräßigkeit, welche dasselbe alles, was ihm vorkommt, und auch sogar seine eigenen Jungen, zu fressen antreibt. Seine Gefräßigkeit kommt von der beständigen Nothwendigkeit her, den weiten Umfang seines Magens anzufüllen: sein grober Appetit hingegen von seinen stumpfen Empfindungen des Gefühls und des Geschmaks. Seine grobe Borsten, seine harte Haut und sein dicker Spek machen, daß diese Thiere die Schläge nicht sonderlich fühlen: man hat gesehen, daß Mäuse auf ihren Rücken genistet und ihre Haut und ihren Spek angefressen haben, ohne daß sie zu fühlen schienen. Ihr Gefühl ist also sehr stumpf, und der Geschmak eben so grob, als das Gefühl: die übrigen Sinne sind gut: die Jäger wissen es wohl, daß die wilden Schweine von weitem sehr gut sehen, hören und wittern, daher sind sie auch genöthigt, um sie zu überschleichen, sich des Nachts in aller möglichen Stille, und gegen den Wind anzustellen; sonst bekommen sie schon von weitem so starke Witterung von ihnen, daß sie augenblklich ihren Weg zurüknehmen.

Diese Unvollkommenheit des Geschmaks und des Gefühls wird noch durch eine Krankheit vermehrt, da sie nämlich finnicht, oder fast gänzlich unempfindlich werden; und von der man den Ursprung vielleicht weniger in dem Gewebe des Fleisches oder der Haut dieses Thieres, als in seiner natürlichen Unreinlichkeit und in dem Verderbnisse suchen muß, welche aus den unreinen Sachen, womit es sich zuweilen überladet, nothwendig entspringen muß. Denn das wilde Schwein, welches dergleichen Unrath nicht findet, und gemeiniglich von Körnern, Früchten, Eicheln und Wurzeln lebt, ist dieser Krankheit eben so wenig unterworfen, als das Ferkel so lange es noch sauget. Man kan ihr auch bey dem zahmen Schweine nicht anders zuvorkommen, als wenn man es in einen reinen Stall stellet, und ihm viel und gesund Futter gibt. Wenn man es vierzehn Tage oder drey Wochen, in einen gepflasterten Stall, den man allezeit reinlich halten, aber nichts einstreuen muß, stellet, es mit nichts, als reinem trockenen Weizen, futtert, und ihm wenig zu saufen gibt, so wird ihr Fleisch ungemein wohlschmäkend, und der Spek fest und derb. Man muß darzu ein junges, jähriges Schwein, das wohl bey Leibe, und schon halb gemästet ist, wählen.

Der Spek des Schweins verdienet als ein besonderer Umstand angemerket zu werden. Denn es ist nicht nur in Ansehung seiner Dichtigkeit und Eigenschaft, sondern auch in Ansehung seiner Lage in dem Leibe dieses Thieres, von dem Fette beynahe aller vierfüßigen Thiere unterschieden. Das Fett von Menschen und andern Thieren, die keinen Talg haben, ist mit dem Fleische ziemlich gleich vermischt, und der Widder, der Bok, der Hirsch u. s. w. haben ihren Talg nur an den Enden des Fleisches; der Schweinspek aber ist nicht mit dem Fleische vermischet, und stehet auch nicht bloß auf den Enden des Fleisches, sondern es umgiebt allenthalben, und

stel-

stellet eine völlige, besondere, dicke und ununterbrochene Lage zwischen der Haut und dem Fleische vor. Das Schwein hat dieses mit dem Wallfische und andern wallfischartigen Thieren gemein, deren Fett in einer Art von Spek bestehet, der beynahe eben so dicht, aber ölichter, als der Schweine Spek ist.

Die gemeine Art die Schweine zu mästen ist, daß man ihnen viel Gerste, Eicheln, Kraut, gekochte Kuchen-Früchte, und viel Wasser mit Kleyen vermengt, giebt: in zween Monathen sind sie fett, und haben viel Spek, der aber weder weiß, noch recht fest ist; das Fleisch es mag so gut seyn als es will, schmekt auch allzeit etwas eckel. Wo man Buchmast hat, kann man sie mit noch wenigern Unkösten mästen: sie werden nämlich im Herbste, wenn die Eicheln abfallen, und die Kastanien und Buchekern sich aus ihren Hülsen loßmachen, in die Wälder getrieben; sie fressen alle Arten von wilden Früchten gleich gerne, und werden in kurzer Zeit fett, vornämlich wenn man ihnen alle Abende, wenn sie heimkommen, laulicht Wasser mit etwas Kleyen und Trespenmehle vermischt, zu saufen giebt. Dieses Getränk befördert bey ihnen den Schlaf, und macht sie so fett, daß man deren gesehen hat die nicht mehr gehen, und sich fast gar nicht bewegen konnten. Sie werden auch im Herbste, wenn die Kälte anfängt, geschwinder fett, theils wegen dem Ueberfluß an Mastung, theils weil die Ausdünstung alsdenn nicht so stark ist, als im Sommer.

Man wartet bey den Schweinen nicht, wie bey dem andern Vieh, bis sie alt sind, ehe man sie mästet; je älter sie werden, desto schwehrer werden sie fett, und desto schlechter ist ihr Fleisch. Sie müssen, ehe man sie mästet, geschnitten werden, und dieses geschiehet gemeiniglich wenn sie ein halb Jahr alt sind, im Herbste oder Frühlinge, niemals aber bey grosser Hitze oder grossem Frost, weil durch beides die Wunde gleich gefährlich werden, und schwehrer heilen würde; denn gemeiniglich wird diese Operation durch den Schnitt verrichtet, ob man sie gleich auch zuweilen, wie bey den Hämmeln, mit einem blossen Bande macht. Wenn sie im Frühjahre verschnitten worden sind, so stellet man sie im nächsten Herbste auf die Mast, und selten läßt man sie zwey Jahre leben; inzwischen wachsen sie doch noch stark im zweyten Jahr und würden auch wohl im fünften u. f. noch fortwachsen. Diejenigen, welche sich von den andern durch ihre Grösse und Dicke des Leibs ausnehmen, sind nichts als altgewordene Schweine, die man einigemahl auf die Eichelmast gestellet hat. Es scheint nicht, als ob sich ihr Wachsthum nur bis ins vierte oder fünfte Jahr erstrecke: die Eber, oder Schweine männlichen Geschlechts, die man zur Zucht behält, wachsen noch bis ins fünfte oder sechste Jahr; und je älter ein wild Schwein wird, desto gröser, stärker und schwehrer wird es.

Das Schwein verliehret seine Vorderzähne niemahls, wie die andern Thiere und sogar der Mensch; die Milchzähne wachsen ihm vielmehr so lang es lebet. Es hat an dem untern Kinnbacken sechs scharfe Schneidezähne. An dem obern Kinnbacken hat es ebenfalls sechs zu jenen gehörige Zähne, die aber durch einen Naturfehler, der seinesgleichen nicht hat, ganz anders, als die an dem untern Kinnbacken befindliche Zähne, gebildet sind. An statt, daß es scharfe Schneidezähne seyn sollten, so sind sie lang, cylindrisch, und an den Enden stumpf, so, daß sie mit denen an dem untern Kinnbacken, beynahe einen rechten Winkel machen, und mit ihren Spitzen sehr schief auf einander treffen.

Ausser dem Schweine giebt es nur noch zwey oder drey andere Geschlechter, welche fäuge, oder sehr lange Hacken haben: sie unterscheiden sich darinn von andern Zähnen, daß sie auswärts gehen, und so lange, als das Thier lebt, wachsen. Bey dem Elephanten und der Meerkuh sind sie cylindrisch, und etliche Schuh lang, bey dem wilden Schweine hingegen, und bey dem zahmen Eber sind sie zirkelförmig gebogen, flach und scharf, und Büffon hat einige gesehen, die neun bis zehn Zoll lang gewesen sind; sie stecken sehr tief in den Kinnbacken und haben, wie die Elephantenzähne an dem obern Ende eine Hölung. Der Elephant und die Meerkuh haben nur an dem obern Kinnbacken Gewehr, und an dem untern haben sie nicht einmahl die Hundszähne, da hingegen der zahme Eber und das wilde Schwein an beiden Gewehr, haben, unter welchen die am untern Kinnbacken dem Thiere am nüzlichsten sind; zugleich aber sind sie auch die gefährlichsten, weil das wilde Schwein mit den Gewehren an den untern Kinnbacken schläget.

Die Mutterſaue, die Bache, und das geſchnittene Schwein haben gleichfalls dieſe vier Haken an dem untern Kinnbaken; ſie wachſen aber lange nicht ſo ſtark, als bey dem männlichen Geſchlechte; und ragen beynahe gar nicht hervor. Auſſer dieſen ſechszehn Zähnen, darunter zwölf Schneidezähne und vier Haken ſind, haben ſie noch acht und zwanzig Baken-Zähne, und alſo in allem vier und vierzig Das wilde Schwein hat länger Gewehr, einen ſtärkern Rüſſel, und einen längern Kopf, als das zahme gemeine Schwein, ſeine Läufe ſind auch ſtärker, die Klauen ſtehen weiter von einander, und die Borſten ſind allezeit ſchwarz, ausgenommen da, wo man zahme Schweine in den Wäldern hat laufen laſſen, um eine Mittelgattung von zahmen und wilden darinn zu ziehen, welches in einigen Gegenden Deutſchlandes geſchehen iſt. Dieſe ſind gemeiniglich ſchäkigt und ihr Fleiſch iſt etwas zärter.

Die Lebens-Dauer eines wilden Schweines kann ſich bis auf fünf und zwanzig oder dreiſſig Jahre erſtreken. Ariſtoteles ſagt von dem Schwein überhaupt, es könne zwanzig Jahre leben, und ſezet hinzu, daß das Männchen bis ins fünfzehnte Jahr zeuge und das Weibchen eben ſo lange gebähre. So bald ſie neun Monate oder ein Jahr alt ſind, können ſie zukommen; man thut aber beſſer, wenn man mit ihnen achtzehn Monate oder zwey Jahre wartet. Der erſte Wurf von der Mutterſaue iſt nicht zahlreich und die Färkel ſelbſt ſind ſchwach und unvollkommen, wenn ſie nicht ein Jahr alt iſt. Sie iſt ſo zu ſagen zu aller Zeit hizig; und ſucht den Eber, wenn ſie ſchon trächtig iſt, da unter den meiſten Thieren das Weibchen, wenn es empfangen hat, das Männchen nicht mehr zuläßt.

Dieſe faſt immerwährende Hitze der Mutterſau zeiget ſich theils dadurch, daß ſie noch immer brauſet oder brönt, theils durch ihre ungezähmten Bewegungen, welche ſich endlich damit endigen, daß ſie ſich im Koth wälzet; ſie vergießt zu der Zeit eine zimliche Menge weiſſer und zimlich dicker Feuchtigkeit. Sie trägt vier Monate, und färkelt im fünften; bald hernach ſucht ſie den Eber wieder, kommt zum andernmale zu, und färkelt folglich des Jahrs zweymal Die Bache, welche ſonſt der zahmen Saue in allen Stüken gleichet, trägt des Jahrs nur einmal; vermuthlich wegen Mangel des Futters und der Nothwendigkeit, darinnen ſie ſich befindet, alle Friſchlinge, die ſie geworfen hat, lange Zeit ſaugen zu laſſen; da man im Gegentheil der zahmen Saue alle ihre Ferkel nur vierzehn Tage, bis drey Wochen, ſaugen läßt, und ſie hernach, bis auf acht oder neune, die man ihr läßt, verkauft Wenn die Sugferkel vierzehn Tage alt ſind, ſo kann man ſie eſſen: und da man nicht viel Mutterſäue braucht, und die geſchnittenen Eber das meiſte einbringen, ſo behält man nicht viel Sugſchweine weiblichen Geſchlechts, und läßt der Mutter nicht über zwey, nebſt ſieben bis acht Eberfärkeln.

Man ſagt gemeiniglich die Zahl der Warzen richte ſich bey jedem Geſchlechte nach der Zahl der Jungen, die das Thier gebähren und ſäugen ſoll; allein daß dieſes falſch ſeye, wird man leicht einſehen, da das Männchen, welche ſie zu dieſer Verrichtung gar nicht braucht, gemeiniglich eben ſo viel hat, und da eine Mutterſaue, welche oftmals achtzehn, bisweilen auch zwanzig Ferkel wirft, nicht mehr als zwölf, zuweilen auch noch weniger Warzen hat.

Der Eber, den man wählet die Gattung fortzupflanzen, muß einen kurzen, unterſezten, mehr dicken als langen Leib, einen diken Kopf, einen kurzen und ſtumpfen Rüſſel, groſſe und hangende Ohren, kleine und feürige Augen, einen langen und dicken Hals, einen ſchmächtigen Bauch, breite Keulen, kurze und dicke Schenkel, und dike ſchwarze Borſten haben; weil die weiſſen Schweine niemals ſo ſtark ſind, als die ſchwarzen. Eine Mutterſau muß einen langen Leib, einen breiten diken Bauch, und lange Zizen haben; ſie muß auch nicht unbändig und von einer fruchtbaren Raſſe ſeyn So bald ſie trächtig iſt, muß man ſie von dem Eber, welcher ſie ſonſt beſchädigen könnte, wegnehmen, und wenn ſie gefärkelt hat, muß man ſie reichlich futtern, und wohl auf ſie Acht haben, damit ſie nicht einige von ihren Jungen freſſe; und noch ſorgfältiger muß man den Eber von denſelbigen entfernen, der ihrer noch weniger ſchonen würde. Man läßt ſie zu Anfange des Frühlings belegen, damit ſie im Sommer wirft, und die Jungen Zeit haben vor dem Winter groß, ſtark und fett zu werden; wenn ſie aber zweymal färkeln ſoll, giebt man ihr den Eber im November, damit ſie im März werfe und im Anfang des Mayen wieder kön-

könne belegt werden. Es gibt auch Mutterſäue, die ordentlich alle fünf Monathe werfen. Die Bache, welche des Jahrs nur einmahl wirft, läßt den Eber im Jenner oder Hornung zu und wirft im Brachmonath; ſie ſäuget ihre Jungen drey bis vier Monate, ſie führt ſie, ſie begleitet und verhindert, daß ſie ſich nicht trennen, bis ſie zwey bis drey Jahre alt ſind, und nicht ſelten ſiehet man eine Bache mit ihren Friſchlingen von dem neuern und vorjährigen Wurfe gehen. Die zahme Säue läßt man ihre Jungen nicht über zween Monathe ſäugen; man treibt ſie ſogar, wenn ſie drey Wochen alt ſind mit der Mutter auf das Feld; damit ſie ſich nach und nach angewöhnen, ihr Futter ſelbſt zu ſuchen; fünf Wochen darnach ſezt man ſie ab, und giebt Abends und Morgens Molken mit Kleyen vermengt, oder nur lau Waſſer mit gekochten Hülſenfrüchten.

Dieſe Thiere gehen ſtark nach den Würmern in der Erde, und nach gewiſſen Wurzeln, dergleichen die wilden Möhren ſind; dieſen Würmern und Wurzeln zu gefallen wühlen ſie die Erde mit ihrem Rüſſel um. Das wilde Schwein, deſſen Kopf länger und ſtärker, als der Kopf des zahmen iſt, bricht tiefer, und auch faſt allezeit in gerader Linie, und in einer Furche fort; da hingegen das zahme hin und wieder, und nicht ſo tief wühlet. Weil es vielen Schaden anrichtet, ſo muß man es von Fruchtfeldern entfernen, und nur in Hölzer und auf Brachfelder treiben.

Die wilden Schweine, die noch nicht drey Jahre alt ſind, nennet man in der Weidmannsſprache Rudelſchweine (Betes de compagnie) Weil ſie ſich vor dieſer Zeit nicht von einander trennen und alle ihrer gemeinſchaftlichen Mutter nachfolgen, bis ſie ſelbſt ſtark genug ſind den Wolf nicht mehr zu fürchten. Dieſe Thiere machen alſo von ſelbſt eine Art von Heerde, und davon hängt auch ihre Sicherheit ab. Wenn ſie angefallen werden, widerſtehen ſie durch die Menge, ſie ſtehen einander bey und vertheidigen einander; die gröſten bieten die Stirne, indem ſie ſich in einem Kreiſe, eines hart an das andere ſtellen, und die kleinſten in die Mitte nehmen. Die zahmen Schweine vertheidigen ſich auf eben die Weiſe, und man bedarf keiner Hunde ſie zu beſchützen; aber weil ſie ungelehrig uud halsſtarrig ſind, ſo kan auch ein ſtarker und geſchwinder Mann nicht wohl mehr als fünfzig Stücke hüten. Im Herbſt und Winter treibt man ſie in die Wälder, wo es viel Maſtung giebt; im Sommer führet man ſie an feuchte und ſumpfichte Oerter, wo ſie Würmer und Wurzeln in Menge finden, und im Frühjahre läſſet man ſie auf unbebauete Felder, oder Brachen gehen. Vom März bis auf den Weinmonat treibt man ſie des Tages zweymal aus, und läßt ſie von früh an, wenn der Thau vergangen iſt, bis um zehn Uhr, und von zwey Uhr Nachmittags, bis an den Abend weiden. Im Winter treibt man ſie nur bey ſchönem Wetter des Tags einmahl aus: der Thau, Schnee und Regen ſind ihnen zuwider. Wenn ein Gewitter oder nur ein ſtarker Regen kommt, ſo laufen ſie gemeiniglich eines nach dem andern von der Heerde weg, und fliehen rennend und mit immerwährendem Geſchrey bis vor ihre Stallthüre: die jüngſten ſchreyen am meiſten und ſtärkſten. Dieſes Geſchrey iſt von ihrem gewöhnlichen Grunzen unterſchieden; ſie ſchreyen als wenn ſie Schmerzen empfänden, und eben ſo als wenn man ſie binden und abſtechen will Der Eber ſchreyet nicht ſo ſtark, als das Mutterſchwein. Das wilde Schwein höret man ſelten ſchreyen, es wäre dann, wenn es kämpft und von einem andern verwundet wird: die Bache ſchreyet öfter: und wenn ſie unverſehens überfallen und erſchröcket werden, ſo ſchnauben ſie ſo heftig, daß man ſie ſehr weit hören kan.

Ob ſchon dieſe Thiere ſehr gefräßig ſind, ſo fallen ſie doch andere Thiere nicht an und freſſen ſie, wie die Wölfe; inzwiſchen freſſen ſie doch manchmal Luder. Man hat wilde Schweine Pferdefleiſch freſſen ſehen, und in ihrem Magen Rehehaut und Vogelklauen gefunden; aber ſie haben dieſes vielleicht mehr aus Noth als aus einem natürlichen Trieb gethan. Doch kan man nicht läugnen, daß ſie begierig auf Blut und blutichtes friſches Fleiſch ſind, da die zahmen Schweine ihre Jungen, und ſogar Kinder in der Wiege, freſſen. So bald als ſie etwas ſaftiges, feuchtes, fettes oder ſchmierichtes finden, ſo lecken ſie daran, und verſchlingen es in kurzer Zeit gar, und ſollte es auch nur eine ein wenig fette und friſch aufgegrabene Leim-Erde ſeyn. Ihre Gefräßigkeit iſt eben ſo unmäßig, als ihr ganzes Naturell ungeſchikt iſt; ſie haben nicht die geringſte recht deutliche Empfindung. Die Jungen kennen kaum ihre Mutter, und ſaugen wenig-

stens an jeder Sau, die ihnen stille hält. Die Furcht und die Nothwendigkeit scheinen den wilden Schweinen ein wenig mehr Empfindung und natürliche Regung zu geben; es scheinet, daß sich die Jungen getreulich zu ihrer Mutter halten, welche sich auch aufmerksamer als die zahme Sau um sie zu bekümmern scheint. In der Brunstzeit suchet der Hauer die Bache, folget ihr nach und bleibet gemeiniglich dreyßig Tage mit ihr in dem dikſten, einsamſten und entlegenſten Holze. Alsdenn ist er wilder als jemahls, und wird sogar wüthend, wenn ein anderer seine Stelle einnehmen will; sie kämpfen miteinander, verwunden sich, und tödten zuweilen gar einander. Die Bache wird nicht zornig, als wenn man ihre Jungen anfällt; und man wird überhaupt fast bey allen wilden Thieren finden, daß das Männchen zu der Zeit, wenn es sich begatten will, und das Weibchen, wenn es gebohren hat, am wildesten wird.

Man hetzet entweder das wilde Schwein mit Hunden, oder schießt es des Nachts bey Mondenscheine auf dem Anstande. Weil es nicht geschwinde läuft, eine starke Witterung hinter sich läßt, sich gegen die Hunde wehret, und sie allezeit gefährlich schlägt, so muß man es nicht mit guten Parforcehunden, die man zur Hirsch- oder Rehjagd brauchen will, hetzen; diese Jagd würde ihnen die Nase verderben und sie zum langsam Gehen gewöhnen: Bauerhunde, die ein wenig abgerichtet sind, sind gut genug zur Schweinsjagd. Man muß nur die Hauptschweine, die man leichtlich an den Fährten kennt, jagen: ein dreyjähriges, angehendes Schwein ist schwehr zu hetzen, weil es, ohne sich aufzuhalten, weit läuft; da hingegen ein hauend Schwein nicht weit läuft, sich in der Nähe jagen läßt, die Hunde nicht sehr fürchtet und sich oft aufhält, ihnen die Stirne zu bieten. Den Tag über liegt es gemeiniglich in seinem Bruche, in dem dickſten und entlegenſten Holtze, des Abends aber, wenn es Nacht wird, gehet es heraus und sucht seine Nahrung: wenn im Sommer das Getraide reif ist, kann man es in dem Korne und Haber, wo es sich alle Nächte aufhält, sehr leicht überschleichen. So bald es tod ist, tragen die Jäger Sorge, ihm die Geilen oder Hoden aufzulösen, deren Geruch so stark ist, daß, wenn nur fünf oder sechs Stunden vergehen, ehe man sie abnimmt, das ganze Wildpret davon angestecket wird.

So häufig man dieses Geschlecht überall in Europa, Asien und Afrika findet, so hat man es doch in dem festen Lande der neuen Welt nirgends angetroffen. Die Spanier haben es dahin gebracht, und sowohl in dem festen Lande, als in den meisten grossen Amerikanischen Inseln, Schweine ausgesezt. Sie haben sich vermehret, und sind an vielen Orten wild geworden; sie haben einen kürzern Leib, einen stärkern Kopf, und eine dickere Haut, als die zahmen Schweine, welche unter den heissen Himmelsstrichen, alle, wie die wilden Schweine schwarz sind.

Die Mahometaner dürfen dieses Thier weder anrühren, noch davon essen; hingegen finden die Chineser einen besondern Geschmak an seinem Fleische, welches ihre gewöhnlichste Kost ist. Man sagt, dieses habe sie verhindert, die Religion Mahomets anzunehmen. Die chinesischen Schweine, welche mit den siamischen und indianischen einerley sind, unterscheiden sich, wie man bald aus der Daubentonischen Beschreibung sehen wird, in etwas von den europäischen; sie sind kleiner und haben viel kürzere Füsse, ihr Fleisch ist weisser, und wohlschmeckender. Die Negers halten auch sehr viel Schweine, und ungeachtet man ihrer bey den Mohren, und überhaupt in allen Mahomedanischen Ländern, sehr wenig antrift, so giebt es doch in Asien und Afrika eben so viel wilde Schweine, als in Europa.

Diese Thiere sind also an keinen besondern Himmelsstrich gebunden; es scheinet bloß, daß das wilde Schwein, indem es zahm geworden, in den kalten Ländern stärker, als in den wärmern ausgeartet sey. Die Ohren geben das allerdeutlichste Merkmale der Ausartung ab; jemehr sich das Thier verändert, desto biegsamer und weicher sind sie, und desto mehr hangen sie herab; die Ohren eines zahmen Landschweines sind bey weitem nicht so steif, sondern viel länger und hängender, als die Ohren eines wilden Schweines, welches man als das Muster des ganzen Geschlechts anzusehen hat.

Die Schweine, sagt Herr Daubenton, sind mit starken, geraden und biegsamen Borsten besezt, welche härter als die Haare und Wolle von andern Thieren sind; ihre Materie scheint knorplicht, und derjenigen, aus der die Hörner bestehen, ähnlich zu seyn; sie theilen sich

an

an dem Ende in verschiedene Spitzen, deren bisweilen sieben bis acht und noch mehr sind, und auf sechs bis acht Linien in der Länge haben. Die stärksten und längsten Borsten machen eine Art einer Mähne, welche von der Spitze des Kopfes längst über den Hals, Wiederriß und Körper bis auf das Kreuz, geht. Die wilden Schweine haben zwischen den Borsten, noch ein kürzer, sehr biegsames, und nach Verschiedenheit der Theile, oder des Alters des Thieres, gelblichtes, aschgraues oder schwärzlichtes Haar, welches sehr weich und beynahe so graus als Wolle ist; die Siamischen und hiesigen zahmen Schweine haben dergleichen gar nicht. Die Borsten sind theils von ganz weisser, theils von schmutzig weisser, gelblichter, fahler, brauner und schwarzer Farbe.

Der Frischling oder das junge wilde Schwein, hat gewisse Farben, die es nachmals verliert; man nennt sie den bunten Rok (Livrée); er findet sich schon an dem ungebohrnen Schweine, so bald es nur Borsten zu bekommen anfängt. Dieser bunte Rok bestehet aus längst über den Körper von dem Kopfe an bis an den Schwanz laufenden Streifen, welche wechselsweise lichte, fahl, und wiederum braun und fahl vermischt sind. Der über den Wiederriß gehende und längst über den Rücken laufende Streif ist schwärzlicht: der übrige Theil des Thieres ist von einer aus weiß, fahl und braun vermischten Farbe.

Wenn die wilden Schweine ihre bunten Röcke verlohren haben, so ist die Farbe ihres Kopfes gemeiniglich von grau, braunroth und schwarz vermischt: die längsten Borsten befinden sich am Halse, wo sie ungefähr vier Zoll lang sind. Der gröste Theil einer jeden Borste ist schwarz, über den Schwarzen ist sie grau, und ganz oben bis an ihr Ende braunroth; wenn die Borsten hart an einander stehen, so scheint es, als wenn diese Farben vermischt wären. Der Körper ist fahl, und hat, weil jede Borste zum theil braunroth, zum theil aber schwarz ist, bräunlichte oder schwärzlichte Flecken. Der Schwanz, oder die sogenannte Blume, ist fahl, die Spitze ausgenommen, welche schwarz ist; der Untertheil der Läufte ist von eben dieser Farbe.

Ein Siamisches Schwein, dessen Länge von dem Gebrechе an bis an den Anfang des Schwanzes, in gerader Linie gemessen, drey Schuh, acht und einen halben Zoll betrug, hatte längst an dem Halse und Rücken sechs Zoll lange Borsten; die Länge der Borsten auf der Scheitel des Kopfes, und an den Keulen waren nur zwey bis drey Zoll lang, und die andern hatten nur einen bis ween Zoll. Die Lefzen, die Seiten des Kopfes, der untere Theil des Halses, die Brust, der Bauch, die innere Seite der Schenkel u. s. f. waren dünne mit Borsten besezt, und an einigen Orten ganz nakend. Alle Borsten hatten eine schwarze Farbe; zwischen den Augen aber befanden sich weisse und gelblichte, wie bey den meisten zahmen Schweinen, auf den Lefzen, am äussersten Ende des Schwanzes, und auf den Füssen. Man hatte Ursache zu glauben, daß diese gelblichte Farbe von der Vermischung mit einem Hausschweine, wovon dieses Thier gefallen war, herrührte. Denn ein anderes, das Herr Daubenton zergliederte, hatte weder gelbes noch weisses an sich. Das Siamische Schwein hat keinen bunten Rock, und wird in seiner schwarzen Farbe, die allezeit einerley bleibt, geworfen. Die Farbe der Hausschweine sind zu bekannt, als daß wir sie hier beschreiben sollten.

Derjenige Theil des Mauls des Schweins, den man gemeiniglich den Rüssel (Boutoir) nennet, bestehet aus einem platten und runden Knorpel, der in der Mitte einen kleinen Knochen enthält. Durch diesen Knorpel gehen die beyden Nasenlöcher; er stehet vor dem Ende des obern Kinnbackens, und raget auf den Seiten vornehmlich aber oben über der Haut, welche das Ende dieses Kinnbackens bedecket, heraus. Das Ende des untern Kinnbackens befindet sich unter dem Ende des obern Kinnbackens, hinter dem untern Theile des Rüssels.

Das Schwein hat einen langen Kopf, das Ende des Mauls ist nach dem Verhältniß der Dicke des Kopfes dünne, und der Hintertheil der Hirnschale ist sehr erhaben; die Augen sind klein, die Ohren groß und breit, der Hals dicke und kurz, der Körper dicke, das Kreuz ist schmal und spitzig, der Schwanz dünne und mittelmäßiger Länge, und die Füsse, vornehmlich die vordern, kurz und gerade.

Das wilde Schwein hat einen längern Kopf, der untere Theil des Stirnblattes ist gebogener, und das Gewehr

gröſſer und schneidender, als bey den andern Schweinen; der Schwanz ist kurz und gerade. Das Siamische Schwein hat einen längern Kopf, das Maul ist dicker, die Augen nicht so groß, der Hals und die Vorderschenkel kürzer, die Füsse dicker und der Schwanz länger, als bey dem zahmen Schweine, er ist auch nicht gekrümmt; die Stirne ist erhaben, und der Rücken wie bey dem wilden Schweine etwas niedrig und hohl. Bey dem zahmen Schweine sind die Ohren vorwärts gerichtet, und stehen nicht, wie bey dem Siamischen und wilden Schweine, in die Höhe. Das gemeine zahme Schwein hat einen längern Körper, als das wilde und das Siamische. Unter den zahmen haben diejenigen, welche nicht geschnitten sind, und die man Eber nennet, einen längern Kopf, und die Stirn ist unten nicht so eingebogen, als bey den Geschnittenen.

Der grosse Kopf, das lange und dicke Maul des Schweines scheinen ein unneres Unvermögen bey ihm anzuzeigen, welches die Richtung der Ohren bey dem zahmen Schweine, das dieselben vorwärts sinken läßt, noch scheinbarer, als bey dem Siamischen und wilden, die sie gerade tragen, macht. Die Augen sind so klein, und das Gesicht hat so wenig Züge, daß sich aus der Physiognomie gar nichts erkennen lassen würde, wenn nicht an der Seite des Mauls lange Gewehre herausgiengen; diese drücken die Oberlefze, indem sie sich aufwärts krümmen, in die Höhe, und scheinen ein Anzeigen der Wildheit des Schweines zu seyn, weil sie die fürchterlichsten Waffen sind, die dasselbe in seiner Wuth gebrauchen kann. Der Körper ist so unförmlich, als das Schwein überhaupt dumm zu seyn scheinet; der Hals ist so dick und so kurz, daß der Kopf fast auf den Schulterblättern liegt: es trägt ihn allezeit sehr tief, und so, daß er nicht von der Brust in die Höhe geht. Die Vorderschenkel sind so niedrig, daß es scheint, als wenn sich das Schwein gezwungen sähe, den Kopf niedrig zu tragen, um sich auf seine Füsse zu stützen, und als wenn sein ganzer Körper vorwärts fallen wollte. Dieses Thier zeiget auch nicht die geringste Leichtigkeit in seinen Bewegungen; es hat keine Biegsamkeit in seinen Schenkeln, es biegt sie kaum, wenn es dieselben fortsetzen will, und es läuft niemals geschwind, ohne daß nicht etwas gezwungenes in seinem Gange wäre. Das Schwein hat in seiner grösten Wuth allezeit eine traurige Mähne, und eine gezwungene Stellung; es schlägt und zerfleischt mit seinem Gewehre; aber allezeit ohne Geschicke, ohne den Kopf in die Höhe zu heben, und sich, wie die meisten andern Thiere, hinterbiegen zu können. Inzwischen ist es doch ein Geschenk der Natur, das man mit Dank annehmen muß. Sein Fleisch, sein Spek, sein Blut, die Gedärme, das Eingeweide, die Füsse und die Zunge sind als Speisen bekannt genug. Sein Dünger, weil er kälter, als von andern Thieren ist, taugt nur auf trockene und hitzige Felder. Das Fett, die Eingeweide und das Netz giebt den Schmeer oder Schmalz, woraus man Wagenschmiere bereitet. Die Haut braucht man zu Sieben, und die Borsten zu Kehrbesen, Bürsten und Pinseln.

Der Pecari oder Tajacu.

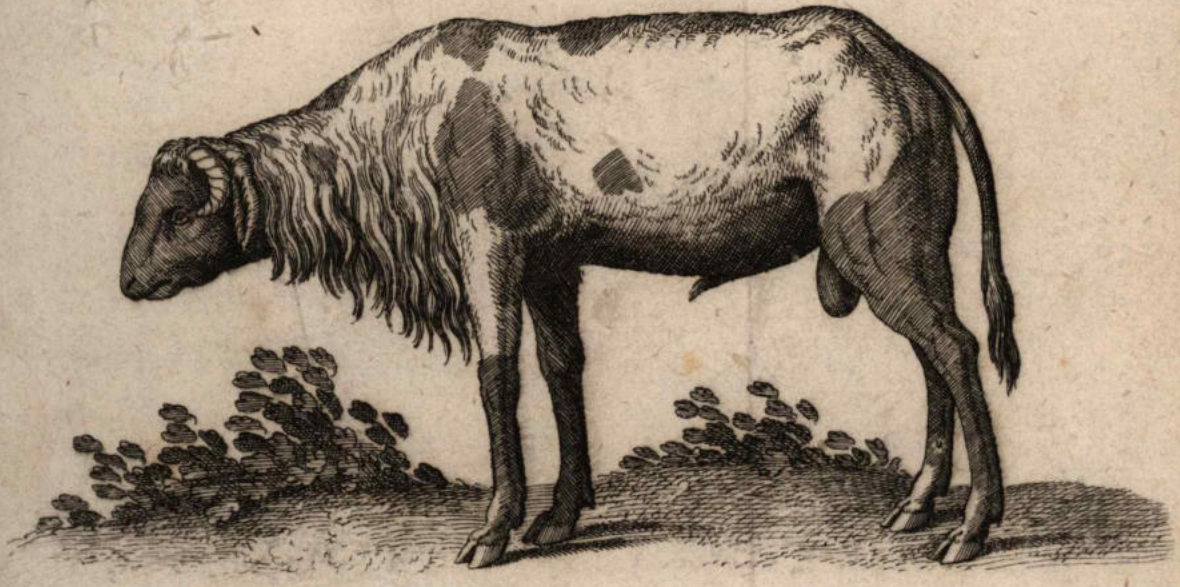
TAB. XLVI.

Es gibt wenig Thiere, die so viele Namen erhalten haben, als dieses, dessen Naturgeschichte wir jezo vor uns haben. Die Wilden in Brasilien nannten es nach einigen Reisebeschreibern Tajassu, oder Tajacu; nach andern Coaigoara und Tajussu. Die Mexikaner hiessen es Quauhtla coymatl, oder Quapizotl oder Coyametl. Pelas heißt es in der allerheiligen Bay; und Javari oder Paquiere auf der Insel Tabago; Paquira im Amazonenlande, und Saino oder Zaino, Coscui oder Chuchie in verschiedenen Gegenden von Amerika. Und oft kommt es unter dem Namen Aper Mexicanus, Sus umbili-

Paco



Aries Guineenſis



Pecari

Porcus Guineenſis



umbilicum in dorso habens; aper moschiferus u. s. f. vor. Seine Gattung ist eine der zahlreichsten und merkwürdigsten unter den Thieren der neuen Welt. Dieses Thier, dem die Franzosen, welche sich im südlichen Theil von Amerika niedergelassen haben, den Namen Pecari gegeben, gleichet bey dem ersten Anblik unserem wilden, oder vielmehr dem siamischen Schweine, und daher hat es auch den Namen des wilden amerikanischen oder blos des amerikanischen Schweins bekommen. Es ist unterdessen von einer besonderen Gattung, die sich mit unsern wilden oder zahmen Schweinen nicht vermischen kan. Herr Büffon hat länger als zwey Jahre einen Pecari mit Säuen in einem Stalle gehabt, ohne daß etwas erzielet worden wäre. Er ist ausserdem durch verschiedene wesentliche Merkmale, sowohl von aussen, als von innen, von dem Schweine unterschieden. Er ist schmächtiger von Leibe und hat kürzere Beine; sein Magen und seine Gedärme sind anders gebildet; der Schwanz fehlt ihm gänzlich; seine Borsten sind weit steifer, als an dem wilden Schweine, und endlich hat er auf dem Rücken, in der Nachbarschaft des Kreutzes, eine zwo bis drey Linien breite Spalte, die über einen Zoll tief einwärts gehet, durch welche eine sehr übelriechende wasserblutige (uchoreuse) Feuchtigkeit in grosser Menge seigert. Er ist das einzige Thier von allen, so in dieser Gegend des Körpers eine Oefnung hat. Die Feuchtigkeit, die aus dieser Oefnung heraus dringt, wird durch grosse Drüsen zugeführt. Es athmet aber wie man leicht einsiehet, nicht durch diese Oefnung, wie die ältern Reisebeschreiber fast alle gesagt haben.

Der Pecari würde ein Hausthier, wie das wilde Schwein, werden können. Er hat beynahe eben dasselbe Naturell; er unterhält sich von eben denselben Nahrungsmitteln; sein Fleisch, ob es gleich trockener und nicht so sehr mit Spek überwachsen ist, ist kein schlechtes Essen, und könnte durch das Verschneiden noch mehr Güte erhalten. Wenn man dieses Fleisch geniessen will, so muß man Sorge tragen, dem Männchen, nicht allein die Zeugungstheile, sondern auch alle Drüsen auszuschneiden, die bey dem Männchen und Weibchen an die Oefnung des Ruckens stossen. und dieses muß man sogleich thun, wenn man das Thier tödtet, weil in einer Stunde das Fleisch schon einen so starken Geruch annimmt, daß es nicht mehr eßbar ist.

Die Pecaris sind in allen heissen Gegenden des südlichen Amerika sehr häufig. Gemeiniglich gehen sie in Haufen, und sind bisweilen zu zwey- bis dreyhunderten beysamen. Sie folgen eben dem Instincte, den die Schweine haben, sich zu vertheidigen, und sogar die besonders anzufallen, die ihre Jungen rauben wollen; sie stehen einander bey, sie umringen ihre Feinde und verwunden oft die Hunde und Jäger. In dem Lande, wo sie zu Hause sind, halten sie sich viel mehr auf den Bergen, als in niedrigen Gegenden auf, sie suchen die Sümpfe und den Koth nicht, wie unsere wilden Schweine; sie bleiben in den Wäldern, wo sie von wilden Früchten, Wurzeln und Kornfutter leben. Sie fressen auch Schlangen, Kröten und Eidexen, die sie zuvor mit ihren Füssen tödten (écorchent): sie werfen viele Ferkel und vielleicht mehr, als einmal im Jahre; die jungen laufen bald ihrer Mutter nach, und verlassen sie nicht eher, als bis sie völlig groß sind. Man macht sie mit leichter Mühe zu Haußthieren, wenn man sie jung fängt. Sie verliehren ihre natürliche Wildheit, ohne jedoch ihre Plumpheit zu verliehren, denn sie kennen niemand, und halten sich nicht an die, die ihnen warten; sie thun nur allein keinen Schaden, und man kan sie ohne Ungelegenheit frey gehen lassen; sie entfernen sich nicht weit, kommen von selbst zu dem Koben zurük, und haben keinen Streit, als bey dem Trog oder der Freßmulde, wenn sie gemeinschaftlich fressen sollen. Sie grunzen, wenn sie böse sind, stärker, und mit einem rauheren Tone, als das gemeine Schwein, man höret sie aber selten schreyen. Sie schnauben auch, wie der wilde Eber, wenn man sie überraschet oder plözlich aufscheuchet. Ihr Athem riecht sehr, ihr Haar streubt sich, wenn sie ergrimmt sind, und ist so steif, daß es mehr den Stacheln des Igels, als den Borsten des wilden Schweins gleichet.

Die Art des Pecari hat sich nicht mit dem braunen Schweine, (cochon maron), wie man das europäische Schwein nennet, das nach Amerika übergeführt und daselbst wild geworden ist, vermischt; ob diese Thiere sich gleich in den Wäldern begegnen, und sogar miteinander gehen. Eben so verhält es sich mit dem guineischen Schweine, (Tab. XLVI.) das sich gleichfalls in Amerika vermehret hat, nachdem es aus Amerika dahin gebracht worden ist, welches sich nach Markgrafen hauptsächlich dadurch von dem unsern

sern unterscheidet, daß es keinen so dicken Kopf, lange und spitzig zugehende Ohren, die es auf den Rücken legt, einen langen und bis beynahe auf die Erde herabhängenden Schwanz ohne Haare hat, und nicht mit Borsten, sondern kurzen röthlichten und glänzenden Haaren bekleidet ist, die nur auf dem Rücken gegen den Schwanz zu, und um den Hals, länger sind.

Das europäische Schwein, das guineische Schwein und der Pecari sind drey Gattungen, die sehr nahe verwandt zu seyn scheinen, und gleichwohl von einander unterschieden und jede vor sich sind, indem sie alle drey in einer Gegend leben, ohne sich zu vermischen und in Abfälle überzugehen. Unser wild gewordener Eber ist der stärkste, stammhafteste, und fürchterlichste von den dreyen. Der Pecari, ob er gleich sehr wild ist, ist schwächer, schwehrfälliger und nicht so gut bewahret. Seine grossen Hauerzähne, die man das Gewehr nennet, sind weit kürzer, als bey dem Keiler; er scheuet die Kälte, und würde in unserer gemäßigten Gegend nicht ohne Obdach aushalten können, so wie unser wildes Schwein selbst in den gar zu kalten Erdstrichen nicht aushalten kan, weder der eine noch der andere hat durch die nördliche Länder von dem einen vesten Lande in das andere übergehen können, und man muß also den Pecari nicht für ein europäisches Schwein, das unter dem amerikanischen Himmelsstriche abschlächtig geworden wäre, sondern als ein den südlichen Ländern dieses vesten Landes eigenes und besonderes Thier ansehen.

Ray und diejenigen, die mit ihm die Feuchtigkeit, die aus der Oefnung, die der Pecari auf dem Rücken hat, ausfliesset, für eine Art von Bisam angeben, dessen angenehmer Geruch sich auf eine ziemliche Entfernung spüren lassen, haben etwas voraus gesezt, davon Büffon das Gegentheil gefunden hat. Der Geruch dieser Feuchtigkeit war bey dem Ausfluß so widerlich, daß man sich des äussersten Eckels nicht erwehren konnte, und war blos ein Anschein da, daß sie etwas von ihrem Gestank verliehre, wenn sie an der Luft trocken werde. Niemals aber nimmt er, nach seinem Urtheil den lieblichen Geruch des Bisams oder Zibets an, und die Naturforscher hätten sie besser mit dem Bibergeile verglichen.

Einen ähnlichen Irrthum hat Tyson in den Philosophical Transactions Num. 153. begangen, da er versichert, dieses Thier habe drey Mägen, und Ray, der sie einen Kropf und zween Mägen nennet. Herr Daubenton hat gefunden, daß es nur einen Magen hat, der aber durch zwo Verengerungen abgetheilt ist, die dem Ansehen nach drey Mägen hervorbringen, und daß nur einer von diesen dreyen Beuteln eine Oefnung zum Auswurfe oder einen Pförtner hat, folglich die beyden andern Beutel nur als Anhängsel oder vielmehr Stücke von eben demselben Magen, und nicht als verschiedene Mägen betrachtet werden müssen.

Die Abweichungen des guineischen Schweines, welches sich auch in Asien und besonders auf Jara findet, von da es durch die Holländer auf das Vorgebürge der guten Hofnung übergebracht worden zu seyn scheinet, haben wir bereits aus Markgrafen angeführet, und wir müssen jetzo nur noch etwas von denen, die das wilde Schwein auf dem grünen Vorgebürge machet, anführen.

Das wilde Schwein vom Vorgebürge der guten Hofnung.

Dieses Schwein oder wilde Schwein scheinet wegen der Anzahl der Zähne und der ausserordentlichen Grösse der zwey Gewehre des obern Kinnbackens von einer andern Rasse und vielleicht gar von einer andern Gattung, als alle andere Schweine zu seyn, und sich ein wenig dem Babirusse zu nähern. Diese obern Gewehre gleichen mehr Hörnern von Elfenbein, als Zähnen, sie sind einen halben Schuh lang und haben an dem Grunde fünf Zoll im Umfang, sie

sind hin und wieder gebogen beynahe wie die Hörner eines Stieres, über dieses unterscheidet es sich noch weit mehr von allen andern Schweinen, durch die lange Oefnung seiner Nasenlöcher, durch die grosse Breite und Gestalt der Kinnbacken, und durch die Anzahl und Bildung der Backenzähne; inzwischen hat Herr Büffon doch Gewehre eines Schweins aus den burgundischen Wäldern gesehen, die sich ein wenig dem Gewehre des Schweins vom Cap-verd näherten; welches doch schliessen läßt, daß es ein blosser Abfall und eine besondere Rasse in der Gattung des gewöhnlichen wilden Schweins seye.

Der Babirusse.

Der Babirusse ist ein Thier, welches alle Naturbeschreiber für eine Art von Schweine angesehen haben, ob es gleich weder den Kopf, noch die Taille, noch die Borsten, noch den Schwanz des Schweines hat. Es hat höhere Beine und keine so lange Schnautze; sein Haar ist kurz und weich, wie Wolle, und ein Zopf solcher Wolle macht das Ende seines Schwanzes aus. Sein Körper ist auch nicht so plump und dick, als der Körper des Schweins; sein Haar ist grau, und dabey röthlicht, wie auch etwas schwarz untermischt; seine Ohren sind kurz und zugespizt; allein das merkwürdigste Abzeichen, das den Babirusse von allen andern Thieren unterscheidet, bestehet in vier ungeheuer grossen Hauern oder Hundszähnen, von denen die beyden kürzesten, eben wie das Gebrechte der Eber, aus dem Unterkinnbacken hervorgehen; die beyden andern hingegen, die weit gröſſer sind, entstehen aus dem Oberkinnbacken, durchbohren die Backen, oder vielmehr die Oberlefzen, und erstrecken sich bogenweise bis unter die Augen. Die Hauerzähne sind ein sehr schönes Elfenbein, reiner und zärter, aber nicht so hart, als das Elfenbein vom Elephanten.

Die Lage und Richtung dieser beyden obern Hauerzähne, die die Schnautze durchbohren, anfänglich gerade in die Höhe gehen, und sich hernach zirkelförmig krümmen, haben einige und selbst geschikte Naturforscher, als Grew; B. auf die Gedanken gebracht, daß man diese Hauer nicht für Zähne, sondern für Hörner ansehen müsse.

Diese ungeheuren und vierfachen Hauerzähne geben diesen Thieren ein fürchterliches Ansehen; doch sind sie vielleicht so gefährlich nicht, als unsere Keuler; sie gehen ebenfalls Heerdenweise, und geben einen starken Geruch von sich, wodurch den Hunden ihre Jagd leicht gemacht wird. Sie grunzen erschröklich, vertheidigen sich, und hauen mit ihren untern Waffen, denn die obern sind ihnen mehr schädlich als nüzlich. Ungeachtet sie tölpisch und grimmig sind, wie unsere wilden Schweine, so werden sie doch ohne viele Mühe zahm. Ihr Fleisch ist zwar ein sehr gutes Essen, aber es verdirbt in kurzer Zeit. Da sie auch ein feines Haar und eine dünne Haut haben, so halten sie gegen den Biß der Hunde nicht aus, die sie daher auch lieber als die wilden Schweine jagen. Sie hängen sich mit ihren Oberwaffen an Zweige, um ihren Kopf ruhen zu lassen, oder stehend zu schlafen, wenigstens sagt man es.

Auch gehet der Babirusse in Ansehung seines natürlichen Appetits von dem wilden Schweine ab; sein Futter sind Gras und Baumblätter, und er sucht nicht in die Gärten einzudringen, um Hülsenfrüchte zu fressen, da hingegen das wilde Schwein in eben diesem Lande von wilden Früchten und Wurzeln lebt, und öfters Gärten verwüstet. Diese Thiere vermischen sich auch niemals, wiewohl sie beyderseits in Heerden gehen; die wilden Schweine bleiben auf der einen, und die Babirussen auf der andern Seite; diese gehen flüchtiger, haben einen sehr feinen Geruch, und richten sich zum öftern an Bäumen in die Höhe, um die Hunde und Jäger von ferne zu wittern. Wenn sie lange Zeit ohne Aufhören verfolget werden, so rennen sie dem Meere zu, und stürzen sich hinein, schwimmen eben so gut, als Enten, und tauchen,

wie dieſe, unter, und entkommen dadurch oft den Jägern, indem ſie überaus lange ſchwimmen, und zuweilen von Inſel zu Inſel überſetzen.

Dieſes Thier findet ſich nicht allein auf der Inſel Bouro oder Boero, nicht weit von Amboina, ſondern auch in vielen andern Gegenden des ſüdlichen Aſiens und Afrikas, als auf Celebes, in Eſtrila, in Senegal und auf Madagaskar: denn wie es ſcheinet, ſo ſind die wilden Schweine auf dieſer Inſel, wovon *Flaccourt* ſagt, daß die Männchen vornehmlich zwey Hörner neben der Naſe haben, Babiruſſen.

Das Aethiopiſche Schwein.

TAB. XLVIII.

Herr Pallas hat in ſeiner Naturgeſchichte merkwürdiger Thiere ein bisher noch unbeſchriebenes Schwein unter dem Namen des Aethiopiſchen bekannt gemacht, davon wir den Leſer in einem Auszuge unterrichten wollen.

Das erſte Stück dieſer ſeltenen Thierart wurde im Sommer 1765. nach Europa gebracht. Ein holländiſches Kauffarthey-Schiff brachte es für den Thiergarten des Erbſtatthalters bey Vorburg mit, wo es der Herr Verfaſſer öfters ſahe.

Herr Rath Ryk Tullbagh, Gouverneur vom Vorgebürge der guten Hofnung berichtete dabey, daß das Thier ſelbſt in ſeinem Geburtsorte ſelten wäre, und daß es faſt zweyhundert Stunden von dem Vorgebürge zwiſchen den Gränzen der Caffern und Namaken gefangen werde.

Dieſes Thier gab, beſonders bey heiſſer Witterung einen natürlichen Geruch weit von ſich, der ungemein ſtark, und demjenigen ähnlich war, den man an den Händen empfindet, wenn man grünen Schweizerkäs angefühlet hat, und welcher von dem nicht ſehr verſchieden iſt, welchen die taube rothe Neſſel (Lamium purpureum) wenn ſie gerieben wird, von ſich giebt. Es ertrug die ſtärkſte Kälte des Winters, theils unter freyem Himmel, theils in einem von Brettern gebauten Stalle, obgleich ſchlecht bekleidet, ſehr munter. Es iſt viel lebhafter, hurtiger und liſtiger als unſer Schwein. Denn dieſes lief, da es Herr Pallas ſahe noch ſehr ſchnell, ob es gleich durch ſeine Gefangenſchaft von ſeiner vorigen Geſchwindigkeit viel verlohren zu haben ſchien. Wenn es aus ſeinem Behälter gelaſſen wurde, ſo verjagte es die bengaliſchen Damhirſche aus ihrem Lager und trieb ſie einen weiten Weg im Thiergarten herum. Wenn ſich der Wärter der Thür näherte, ſo begehrte es mit einigem Grunzen heraus gelaſſen zu werden, und litte es nicht gerne, wenn die Thüre wieder verſchloſſen wurde. Wurde es geſchlagen, ſo gab es einen Laut, wie ein Ferkel, und wenn man es reizte, ſo ſchrie es kläglich mit dem rauhen Tone eines Schweines, das man ſchlachtet, auſſerdem gab es ſelten einen Laut. Wenn es herausgelaſſen wurde, ſo gab es durch Laufen und Springen Zeichen der Freude.

Es rieb ſich öfters am Leibe, und ließ ſich gerne kratzen, beſonders am Halſe, auf dem Kopfe und dem Rücken, und ſtund dabey ſtille. Oft war es tückiſch, und vergalt dem Kratzenden ſeine Mühe mit einem Stoß.

Da es ſeine gröſte Stärke am Kopfe und Halſe hat, ſo iſt es gefährlich von ihm geſtoſſen zu werden. Wenn es in die Enge getrieben wird, ſo gehet es immer rükwärts, bietet dem Feind ſeinen groſſen harten Kopf und ſchlägt mit demſelben aufwärts und zur Seite, indem es denſelben aufwärts ſpringend umherwirft, wo es nöthig iſt. Stokſchläge ſcheute es viel weniger, als die Schläge leichter Ruthen. Wenn es lauft, ſo hebt es ſeinen Schwanz ſtarr in die Höhe, der ſonſt, wann es ruht, herabhangt,

unter

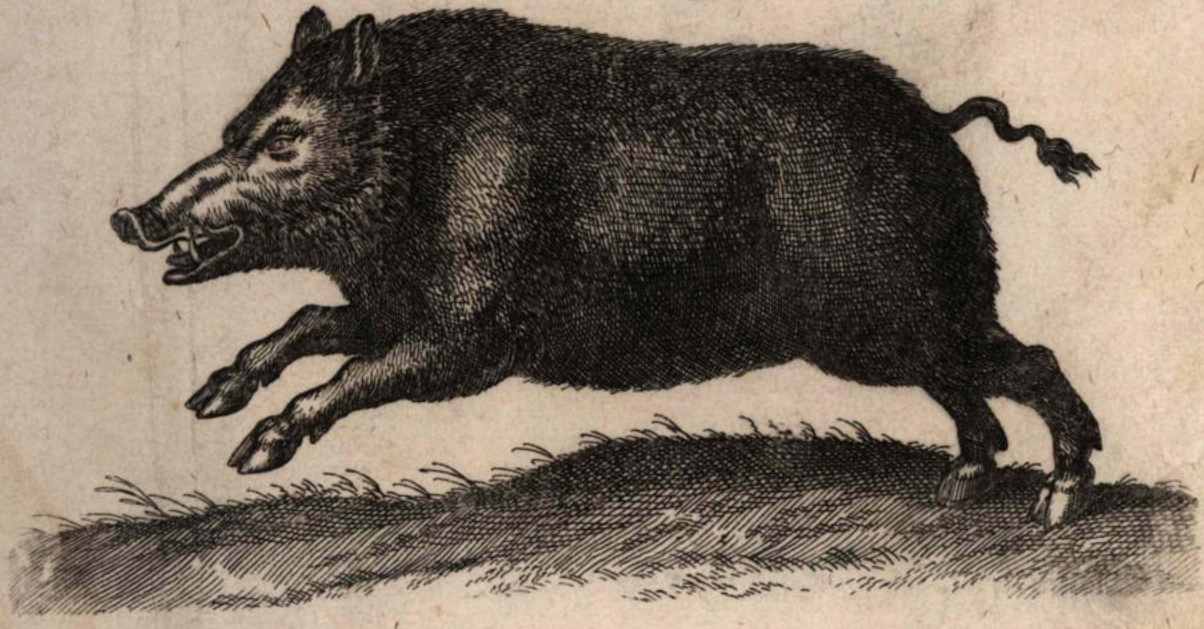
Oethiopisches Schwein Tab. XLVIII



Schweins dachs Taxus porcinus



Aper Wildschwein



unter demselben ist eine dicke lederartige Falte, welche zur freyen Bewegung des Schwanzes behülflich ist. Es kan sich auf die Vorderfüsse, welche etwas höher als die hintern sind, ziemlich hoch aufrichten. Wenn es aber etwas aus der Erde graben oder aus einem niedern Fluß trinken will, so stüzt es sich auf die Vorderknie. Es fasset sein Futter mit der Schnautze, deren Oberfläche fast horizontal nach der Erde gerichtet ist, und mit der obern Lefze. Es hat glattes und hartes Zahnfleisch. Die Hauer sind fast blos zum Kämpfen bestimmt. Doch bedient es sich der untern scharfen Zähne auch, kleine Wurzeln zu zermalmen. Diese weichen von den obern Zähnen, wenn das Thier die Kinnladen bewegt, wenn es sie aber zuschließt, so treffen sie auf einander, daher sie immer spitziger werden, und an den obern Zähnen ist auf der vordern Seite eine abgeschliffene Fläche zu sehen. Mit dem breiten, beweglichen und zum Wühlen in der Erde geschikten Rüssel, wühlt es dieselbe leicht und geschwind um, und läßt sich oft auf die Knie nieder, und wo es möglich, so stüzt es sich mit zusammen gezogenem Leibe mit dem Hintern gegen einen Stamm oder dergl wo es kan, so gräbt es die Wurzeln von Gras, und die Würmer aus der Erde, doch liebt es vor allem Futter Brod, und nimmt es begierig, wenn man ihm reichet.

Man hat versucht dieses zahm gewordene Aethiopische Schwein zuerst mit der Varietät des Indischen Schweines, und hernach mit einem gemeinen Schwein zu paaren, aber es hat das erstere, nachdem es von demselben die Witterung bekommen, in einen engen Ort getrieben und mit einem Stoß der Zähne dergestalt zerfleischt, daß die Eingeweide heraus gefallen, und das Europäische Schwein hat es ebenfalls so übel behandelt, daß man es sogleich hinwegführen mußte.

An Grösse übertrift es das Indianische Schwein; es ist auch dicker und breiter gegen die Schultern und Schenkel, am ganzen Leibe länger und auf den Vorderfüssen ein wenig höher, auf dem Rücken feister und mehr erhaben gewölbet. Der Körper ist Monströs und sowohl an Grösse als Gestalt besonders. Der Rüssel ist zwischen den hervorstehenden Zähnen breit, platt gedrukt, und fast wie Horn so hart; die Nase ist beweglich, ein wenig eingebogen, schief abgestumpft, etwas gerändert, mit der Fläche, in welcher die längliche Nase, nach der Erde gerichtet, und mit wenigen, zarten, weissen Haaren besezt.

Die Schnautze ist unter dem Rüssel ganz besonders, und ihre Oefnung erstrekt sich kaum über die hervorstehende Zähne. Die obere Lefze ist, wo sie die Zähne umgibt, hart, etwas dicke, mit wenigen langen Borsten besezt; und gegen die Zähne ist ein halbrunder Lappen welcher herabhängt, und halb knorplich die Winkel des Mauls bedecket. Vorderzähne sind nicht vorhanden; aber das vordere Zahnfleisch ist hart, gewölbt und glatt. Die Hauer sind im obern Kiefer so dicke, wie ein Mannsdaume, rundlich zugespizt, freystehend, vorwärts und auswärts gebogen, und mit zween Riefen, die ein wenig nach vorwärts eingegraben, nach der Länge ausgehöhlt. Die untern Zähne sind kleiner und gerader, dreyeckigt zugespizt, und stehen gerade und frey. Die Backenzähne konnte Herr Pallas nicht betrachten. Die Augen sind ganz oben im Kopf, klein, und näher unter sich und bey den Ohren, als bey dem gemeinen Schwein. Die Augenwimper sind blos am obern Augenliede, und sehr dicht, aber vorwarts fehlen sie. Der Stern im Auge ist dunkelfarbig. Die Thränenfurche ist vor den Augen und fast länglich. Die Ohren sind etwas groß, ein wenig spitzig, inwendig häufig mit weissen Haaren besezt, welche vom innern Rand einwärts gekehret sind. Unter den Augen bildet die schwarze schlaffe Haut gleichsam einen weichen Sak, der tief ist, hin und wieder runzlicht, und mit einigen langen Borsten besezt, dergleichen auch die auf den obern Augbraunen gleichfalls schlaffe Haut hin und wieder hervorbringt. Unter diesem Sak ist auf beyden Seiten ein Anhang, oder ein Lappen des Jochbeins, welcher ganz hart, eingedrukt, gerändet und fast horizontal ist. Das Thier scheint dieselben bisweilen ein wenig in die Höhe zu heben, oder gegen die Augen zu ziehen. Wahrscheinlich bestehen sie aus dichtem Fett, denn Herr Pallas hat sie bey einer zubereiteten Haut fast immer verzehrt und bis auf die Grösse einer kleinen Warze vermindert gefunden. Zwischen dem Lappen und dem Knochen, in einer mittlern Entfernung, ist auf beyden Seiten eine Warze, oder harte runde Erhabenheit auf dem Rüssel befindlich. Die Füsse sind wie bey unserem Schwein aber kürzer. Die Klauen sind schwarz, die grössern spiz, und die Nebenklauen, die mit der Spitze

auf der Erde ruhen, ebenfalls zugespizt. Der Schwanz ist gerade, keinesweges biegsam, nackend und unten mit einer dicken Hautfalte geräumt. Der After ist fast anderthalb Zoll von der Wurzel des Schwanzes entfernt. Der straffe Hodensak ist zwischen den Schenkeln. Die Vorhaut ist unter dem Bauche, ganz locker, und hält den Urin auf. Die Haut ist nackend, röthlich, am Rücken und Kopf schwärzlich. Am Kopf ist sie durchaus gleich und hart, aber am Leibe mit Fett unterlegt, und wird nur schlaff, wenn das Thier mager wird; überall aber ist sie mit undeutlichen Ritzen, welche über den Körper die Queere ungleich herablaufen, versehen, und von kleinen abgehenden Schuppen der Oberhaut etwas schrofig. In den Weichen und an der Vorhaut ist die Haut immer schlaff, am schlaffsten unten am Halse. Die Borsten stehen dünne, über den ganzen Körper, auch an den Füssen und dem Theil des Kopfes der dem Hals am nächsten ist, Büschelweise geordnet, meist fünf oder weniger. Die, welche in die Queere in eine Reihe versammelt sind, machen einen besondern Büschel oder Pinsel. Die Mähne an der Stirne ist zwischen den Ohren, und etwas gewirbelt, und aus gelben und weissen Borsten gemischt. Kleine Borsten, welche kurz, schwarz und grau untermischt, nach vorwärts gebogen, besetzen von der Mähne bis an den Unterschied der Zähne, den ganzen Strich nach der Länge. Die Borsten auf dem Rücken, von dem Nacken an, vornehmlich über den Schultern, sind häufig, aus dem Dunkelbraunen in das Schwarze fallend, sechs, sieben auch acht Zolle lang, so dick wie bey den gemeinen Schweinen, und lassen sich an der Spitze spalten. Die Menge dichter Borsten, welche den Rücken besezt, und über den Lenden wie gespalten ist, verschwindet nach hinten. Die Seiten des Leibs und die Gegend des Bauchs sind von weissen kleinen Borsten haarig; die auch häufig die untere Gegend des Kopfes und der Kehle besetzen, und indem sie zusamen laufen eine Nath, welche von der Ohrengegend nach der Kehle zurüklauft, bilden.

Der Schweinsdachs auf unserer T. XLVIII. wird in der Naturgeschichte des Dachses, und das gehörnte Schwein mit dem Einhorn und seines gleichen vorkommen.

Der Cabiai.

TAB. LX.

Da der Cabiai, oder wie er bey Jonston und andern heisset, Capybara, von Reisebeschreibern und Naturforschern zu den Schweinen gerechnet worden ist, so wollen wir ihn auch gleich mit ihnen beschreiben, ob er gleich keines ist. Dieses Amerikanische Thier gleichet dem Schwein nur vermöge geringer Aehnlichkeiten, und unterscheidet sich von ihm durch erhebliche Abzeichen. Niemals wird es so groß; der gröste Cabiai hat kaum die Maasse eines Schweins von anderthalb Jahren; sein Kopf ist kürzer, sein Rachen nicht so weit, die Zähne und Füsse sind völlig verschieden. Er hat Schwimmhäute zwischen den Zähen, keinen Schwanz, keine Hauerzähne, grössere Augen, kürzere Ohren; und unterscheidet sich von dem Schweine eben so sehr im Naturelle und in Sitten, als in der Bildung. Er geht oft zu Wasser, und schwimmt darinnen wie ein Fischotter; hier sucht er seinen Raub, und frißt am Ufer seinen gefangenen Fisch, den er mit dem Rachen und den Klauen zugleich erhascht hat; er frißt auch Getreide, Früchte und Zuckerrohr. Da seine Füsse lang und platt sind, so sezt er sich öfters auf die Hinterfüsse. Seine Stimme kommt mehr mit dem Geschrey des Esels, als mit dem Grunzen des Schweins überein; er gehet gemeiniglich nur bey Nachtzeit, und fast allezeit in Gesellschaft aus, und entfernt sich niemals weit von dem Ufer der Flüsse. Denn da er wegen seiner langen Füsse und kurzen Beine schlecht läuft, so würde er sich durch die Flucht nicht retten kön-

können; und um den Jägern zu entgehen, springt er ins Wasser, taucht unter und kommt erst in einer geraumen Entfernung wieder herauf, oder er bleibt auch wohl so lange unter Wasser, daß man die Hofnung verliehrt, ihn wieder zu sehen. Sein Fleisch ist fett und zart, aber es hat wie das Fischotterfleisch vielmehr einen üblen Fischgeschmack, als den Geschmack von gutem Fleische, doch hat man gefunden, daß sich der Kopf wohl essen lasse.

Das Naturell des Cabiai ist still und sanft; er thut andern Thieren weder Schaden noch Leides; er wird mit leichter Mühe zahm gemacht; er kommt, wenn man ihm ruft, und gehet ganz willig hinter denen her, die er kennt, und die ihm gut begegnet haben. Aus seinen vielen Säugwarzen läßt sich schliessen, daß das Weibchen viele Junge auf einmal wirft. In Guiana, Brasilien, im Amazonenlande und in allen niedrigen Gegenden von Südamerika ist dieses Geschlecht häufig.

Sein Kopf, ist nach der Beschreibung Herrn Daubentons lang und an den Seiten platt; die Schnautze ist weit dicker, als sie breit ist; die Unterlefze geht nicht so weit hervor, als die Nase; die Oberlefze hat unter der Nase einen Ausschnitt, und läßt die obern Schneidezähne blos, wenn gleich der Mund nicht offen ist; die Oefnung des Mundes ist überaus klein. Die Nase dieses Thiers ist rund, und von schwärzlichter Aschenfarbe; die Oefnungen der Nasenlöcher stehen von einander ab, und sind beynahe rund; die Augen sind schwarz, und weit gröſſer, als Schweins-Augen; die Knorpel der Augenlieder sind schwarz; die Ohren sind kurz, gerade, kahl, haben an der Spitze einen Ausschnitt, und mit der Nase gleiche Farbe; der Hals ist dick und sehr kurz, der Leib wanstig, das Kreuz abgeschliffen, und die Beine sind kurz, vornehmlich in der Gegend der Handwurzel; der Hinterfuß berührte die Erde, öfters bis ans unterste Beingelenk, das ist, bis an die Ferse. Das Faustgelenk, an dem Gegenstand der Beschreibung, und die Füsse waren fast ganz kahl, und von schwärzlichter Aschfarbe. An den Vorderfüssen waren viet Zähen, davon der zweyte der gröste war und am meisten hervorragte; der erste und dritte waren nicht so groß, und lagen ein wenig hinterwärts; der vierte war der kleinste, und lag am weitesten zurük. Die Hinterfusse hatten nur drey Zähen; diese waren dem Verhältnisse nach grösser, als die an den Vorderfüssen; der Mittelzähe war der grösseste; die beyden Seitenzähen giengen nicht so weit hervor; die Nägel waren platt und schwärzlicht. Zwischen den Zähen fand sich eine kleine Schwimmhaut, die aus einer Verlängerung des Felles entstanden, und derjenigen gleich war, die sich zwischen den Zähen der Hähne, u. d. gl. findet. An der Stelle des Schwanzes fand sich ein kleiner Knollen.

Das Haar war dünne und von gleicher Beschaffenheit mit den Schweinsborsten, aber feiner; oben auf dem Kopfe und an dem Leibe und an der Aussenseite der Beine war es in dem grössesten Theil seiner Länge von der Wurzel an, schwarz; über dem Schwarzen war falbe Farbe, und die Spitze war schwarz; das Haar um die Augen, unten an dem Kopfe und Leibe, und an der inwendigen Seite der Beine hatte blos eine falbe Farbe; die längsten Borsten waren auf dem Rücken, und hielten ungefähr dritthalb Zoll in der Länge; die Barthaare waren schwarz und zum Theil nicht mehr da. Dieses Thier, welches dem Herzog von Bouillon noch ganz jung überschikt worden war, hatte sein ganzes Wachsthum noch nicht vollendet, da die Kälte seinem Leben ein Ende machte.

Das Flußpferd.

TAB XLIX

Wenn wir der Ordnung Platten wie sie im Jonston beschaffen waren so ganz getreulich und ohne um uns zu sehen folgen wollten, so gäben sie uns nun die beste Gelegenheit, den Leser auch einmal mit einigen Märchen zu beehren. Da wir aber bereits in dem ersten Abschnitte mit demselben einen Vertrag gemacht haben, nach welchem wir ihn nicht eher, als am Ende damit zu unterhalten versprochen, so thun wir, was wir schon bey dem Einhorne und andern Thieren, die entweder ganz fabelhaft, oder nach dem Begrif der Alten, doch ganz falsch vorgestelt sind, und schaffen nun auch den Greif bey Seite, um den Leser mit dem Flußpferde bekannt zu machen.

Dieses Thier ist in dem Alterthume schon berühmt gewesen; die heiligen Bücher gedenken seiner unter dem Namen **Behemoth**, sein Bild ist an den Spizsäulen der Egyptier ausgehauen, und auf die Römischen Münzen geprägt worden, und bey dem allen war es den Alten doch nur sehr unvollkommen bekannt. Aristoteles thut wenig mehr, als daß er seiner erwähnet, und bey allem dem finden sich doch in dem wenigen mehr Irrthümer, als Wahres Denn es hat keine Pferdemähne; das Horn seiner Füsse ist nicht in zwo Klauen, sondern in vier, abgetheilt; es hat keine aus dem Rachen hervorragende Zähne; einen ganz andern Schwanz, als das wilde Schwein; es ist wenigstens sechsmal so groß, als ein Esel, und kan auf dem Lande leben wie alle andere vierfüßige Thiere; und siehet also der erstern Figur auf unserer Platte, die nach des Aristoteles Begriffen entworfen ist, sehr unähnlich. Plinius hat des Aristoteles Irrthümer nicht verbessert, sondern vielmehr mit neuen vermehret. Denn es hat kein Haar auf seiner Haut, und wird niemals in offenbarer See gefunden, und wenn es sich ja an den Küsten desselben aufhält, so geschiehet es blos bey den Mündungen von Flüssen.

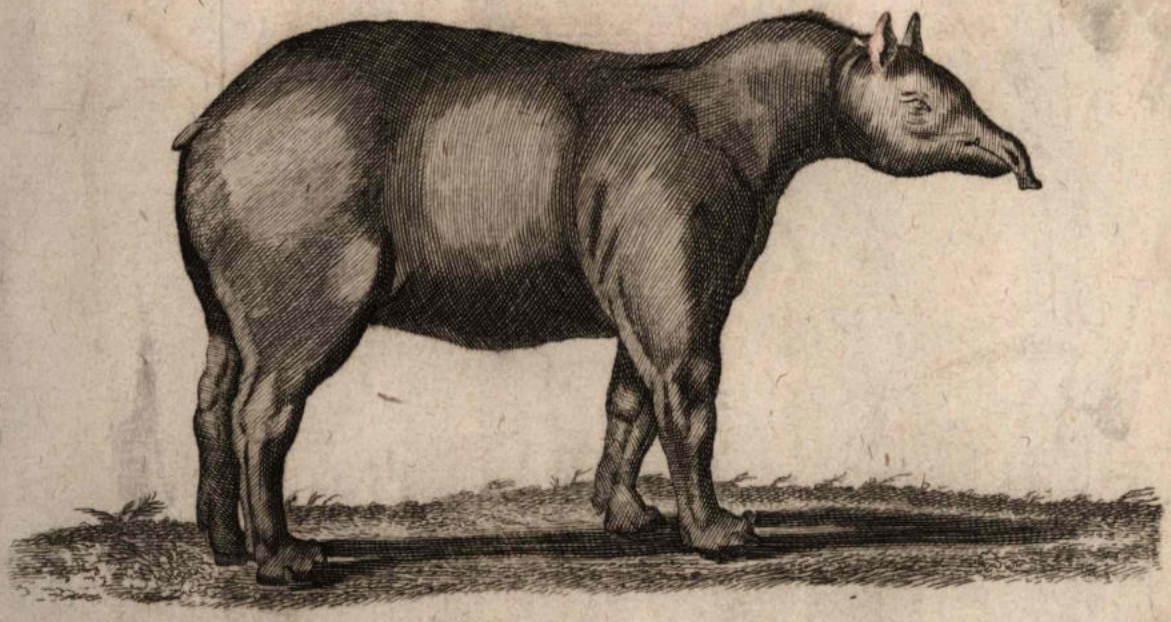
Erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hat man einige genaue Bezeichnungen von diesem Thiere bekommen. Bellon der damals zu Constantinopel war, sahe eines lebendig; allein die Vorstellung, die er davon gemacht hat, ist unvollständig, und die Figuren sind nicht Bildnisse des Thiers, sondern Kopeyen von dem Revers der Münze Hadrians, und von dem Kilkolossen zu Rom Die Epoche unserer richtigen Kenntnisse von diesem Thier muß man also erst auf das Jahr 1603. setzen, da **Friedrich Zerenghi**, ein Wundarzt von Narni, zu Neapel die Geschichte zweyer Flußpferde drucken ließ, die er selbst in Egypten lebendig gefangen und getödet hatte, und zwar in einer grossen Grube, die er in der Gegend am Nil nicht weit von Damiate, hatte ausstechen lassen.

Dieser sagt: In der Absicht ein Flußpferd zu bekommen, schikte ich Leute an den Nil, die, wie sie zwey aus dem Flusse hatten hervorgehen sehen, an einer Stelle des Weeges, den sie genommen hatten, eine tiefe Grube machten, und dieselbe mit leichtem Holzwerke, mit Erde und mit Kraut bedekten Am Abend, da diese Flußpferde nach dem Strohme zurükgiengen, fielen sie beyde hinein; ich eilte auf die gegebene Nachricht mit Janitscharen dahin, wir tödeten diese beyde Thiere, indem wir jedem derselben dreymal mit einer Büchse durch den Kopf schossen, die stärker von Caliber, als die gemeinen Musketen war; sie blieben beynahe auf der Stelle todt, und erhoben ein Angstgeschrey, das einigermassen mehr mit dem Gebrülle eines Büffels, als mit dem Wiehern eines Pferdes überein kam. Den folgenden Tag wurden sie aus der Grube gezogen und sorgfältig abgeschunden. Eines war ein Männchen, das andere ein Weibchen. Ihre Häute ließ ich einsalzen und brauchte zu jeder Haut vierhundert Pfund Salz. Aldrovand ließ nach der Haut des Weibchens die Figur abzeichnen und verleibte sie seinem Werke ein.

Es

Der Tapir oder Anta

Tab XLIX



Wasser Ochs

Hippopotamus
wie ihn Aristoteles u:
Plinius beschreiben.



Hippopotamus
Flusspferd



Es wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn zu wissen, daß unsere zweyte Figur von dem Flußpferde eben daher genommen ist.

Das Flußpferd, fährt Zerenghi fort, hat eine ungemein dicke und sehr harte Haut, und sie ist undurchdringlich, wenn man sie nicht eine geraume Zeit im Wasser liegen und weich werden läßt. Es hat nicht, wie die Alten sagen, einen Rachen von mittelmäßiger, sondern von ungeheurer Grösse; seine Füsse sind in vier Hufklauen gespalten, es ist weit grösser als das grösseste Pferd, oder der stärkste Büffel; einen Schwanz hat es wie die Schildkröte, ausgenommen, daß derselbe ohne alle Vergleichung grösser ist; es hat keine aufgeworfene Schnautze oder Nase, sondern es hat ein Maul wie der Büffel, nur weit grösser; es hat keine Mähne, wie das Pferd, sondern blos einige kurze und sehr dünne Haare; es wiehert nicht wie das Pferd, sondern seine Stimme hält den Mittelton zwischen dem Brüllen des Büffels, und dem Wiehern des Pferdes; wenn das Maul geschlossen ist, so bedecken grosse Lefzen alle Zähne, ungeachtet diese sehr groß sind. Die Einwohner in diesem Theile Egyptens geben ihm den Namen Joras l'Bar, der so viel als Meerpferd heisset. Es hat nicht, wie Bellon sagt, Pferdezähne; denn sie sind ungemein groß und von ganz besonderer Bildung.

Die Länge von dem Körper des weiblichen Flußpferdes, von der äussersten Oberlefze bis dahin, wo der Schwanz anfängt, enthält bis auf etwas sehr weniges eilf Schuh und zween Zoll pariser Maaß

Die Dicke im Umfange ungefehr zehn Schuh.

Die Höhe von der Fußsohle bis an das Oberste des Rückens vier Schuh fünf Zoll.

Der Umfang der Beine bey den Schultern 2 Schuh 9 Zoll.

Der Umfang der Beine, weiter nach unten zu, 1 Schuh 9½ Zoll.

Die Höhe der Beine von der Fußsohle bis unter die Brust 1 Schuh 10½ Zoll.

Die Länge der Füsse, vorn von den Hufklauen an gemessen ungefehr 4½ Zoll.

Die Hufklauen sind eben so lang, als breit, und enthalten 2 Zoll 2 Linien.

Jede Zähe hat eine Klaue, und jeder Fuß vier Zähen.

Die Haut auf dem Rücken ist beynahe einen Zoll dick.

Diese Haut ist so hart, wenn sie ausgetroknet ist, daß man sie mit einer Büchsenkugel nicht ganz durchschiessen kan. Die Landeseinwohner machen grosse Schilde davon, und schneiden auch schmale Riemen heraus, von denen sie eben denselben Gebrauch, wie wir von der Ochsensehne, machen, die man wohl den Pesel nennt. Auf der Oberfläche der Haut finden sich einige sehr dünne gesäete Haare von blonder Farbe, die man bey dem ersten Ansehen nicht einmal wahrnimmt. Am Halse zeigen sich auch einige, die ein wenig dicker, als die andern sind; sie liegen alle einzeln, und sind bald mehr, bald weniger von einander entfernt; auf den Lefzen aber machen sie eine Art von Knebelbart, indem sie an verschiedenen Stellen zehen bis zwölf aus einem Flecke hervorgehen; diese Haare haben mit den übrigen einerley Farbe, nur sind sie spröder, dicker und ein wenig länger, wiewohl die längsten nicht über 5½ Linie enthalten.

Die Länge des Schwanzes beträgt 11 Zoll 4 Linien.

Der Umfang des Schwanzes, wo derselbe aus dem Leibe hervorgehet, ein wenig mehr als einen Schuh.

An seinem Ende, zween Zoll 10 Linien.

Der Schwanz ist nicht rund, sondern von der Mitte bis ans Ende platt, beynahe wie ein Aalschwanz. Auf der Haut am Schwanze und an den Dikschenkeln finden sich einige kleine runde Schuppen, weißlicht von Farbe, und so groß, als grosse Linsen. Man erblikt auch dergleichen Schüppchen auf der Brust, am Halse und an einigen Stellen des Kopfes.

Der Kopf, von dem Aeussersten der Lefzen bis an den Anfang des Halses, beträgt 2 Fuß 4 Zoll.

Der Umfang des Kopfes ungefehr 5 Schuh 8 Zoll.

Die Ohren sind 2 Zoll 9 Linien lang und 2 Zoll 3 Linien breit. Sie sind ein wenig zugespizt, und innwendig mit dichten, kurzen und feinen Haaren besezt, die mit mit den andern Haaren einerley Farbe haben.

Die Augen enthalten von einem Winkel bis zum andern 2 Zoll 3 Linien.

Von einem Augenliede bis zum andern, 13 Linien.

Die Nasenlöcher sind 2 Zoll vier Linien lang und 15 Linien breit.

Der offene Rachen ist einen Schuh, sechs Zoll und vier Linien weit.

Dieser Rachen hat die Form eines Viereckes, und ist mit vier und vierzig Zähnen besezt, die von verschiedener Bildung sind. Alle diese Zähne sind von so harter Substanz, daß sie am Stahl Feuer geben; vornemlich aber sind es die Hundszähne (Zanne), deren Glasur diese Härte hat; die innere Substanz aller dieser Zähne ist nicht so hart.

In Ansehung der Gestalt dieses Thieres könnte man sagen, daß dieselbe das Mittel zwischen dem Büffel und Schweine halte, indem sie sowohl von dem einen, als dem andern etwas an sich hat, die Schneidezähne allein ausgenommen, die mit den Schneidezähnen von keinem einzigen Thiere Aehnlichkeit haben; die Stokzähne gleichen, obenhin betrachtet, einigermassen den Backenzähnen des Büffels oder des Pferdes, wiewohl sie viel grösser sind. Die Farbe des Körpers ist dunkel und schwärzlicht. Man versichert, daß das Flußpferd nur ein Junges zur Welt bringe, daß es von Fischen, von Krokodillen, und selbst von Aesern und Fleisch lebe. Indessen frißt es auch Reiß, Getreide u. s. w. ungeachtet es scheinet, wenn man seine Zähne betrachtet, daß die Natur dasselbe nicht zum Weiden, sondern zum Fraße anderer Thiere gebildet haben.

Daß die obige Ausmessung von der Haut des kleinern von den beyden Thieren genommen seye, ersiehet man aus der Erzehlung des Zerenghi von selbst, und so ist auch die Aldrovandische Figur nach derselben gemacht. Die Beschreibung und die Figuren des Flußpferdes, die Prosper Alpin über hundert Jahre hernach herausgegeben hat, sind noch weit schlechter, als des Fabius Columna seine, dem man doch ein Lob beygeleget hat, das dem Zerenghi mit grösserem Recht gebühret hätte. Herr von Jußieu hat in den Memoires de l'Academie des Sciences an. 1724. von dem Flußpferde geschrieben, aber blos eine Beschreibung von dem Skelete des Kopfes und der Füsse geliefert.

Wenn man dieser erwähnten Beschreibungen, und vor allen die Zerenghische mit, den Bezeichnungen vergleichet, die Büffon aus dem Thevenot, Adanson, Desmarchais, Dampier und andern gezogen hat, so erhellet, daß das Flußpferd ein Thier seye, dessen Körper länger und eben so dik ist, als der Körper des Nasehorns, daß seine Beine weit kürzer seyen, daß es im Verhältnisse gegen den Leib keinen so langen, aber dickern Kopf, und keine Hörner, weder wie das Rhinoceros, auf der Nase, noch, wie die wiederkäuende Thiere, auf dem Kopfe, habe. Da sein Angstgeschrey den Mittelton zwischen dem Wiehern des Pferdes und dem Brüllen des Büffels hat, so wäre es möglich, daß seine gewöhnliche Stimme, wie die alten Schriftsteller und die neueren Reisebeschreiber melden, mit dem Wiehern des Pferdes überein käme, von welchem Thiere es sich sonst in jeder andern Absicht unterscheidet: und wenn dieses ist, so kan man muthmassen, daß es mit dieser einzigen Aehnlichkeit genug gewesen seye, um ihm den Namen Hippopotamus, d. i. Flußpferd, zu geben. Die Schneidezähne des Flußpferdes, und vornehmlich die Hundszähne in dem untern Kinnbacken sind sehr lang, sehr stark und von einer so harten Substanz, daß sie am Stahl Feuer geben. Dieses hat wahrscheinlicher Weise den Alten Gelegenheit zu dem Mährchen gegeben, daß das Flußpferd Feuer aus seinem Rachen speye. Die Materie von den Hundszähnen ist so weiß, so rein und so hart, daß sie dem Elfenbein weit vorzuziehen ist, um künstliche und falsche Zähne daraus zu machen. Die Schneidezähne des Flußpferdes, besonders die in dem untern Kinnbacken, sind sehr lang, cylindrisch und gekerbt; die Hundszähne, welche auch sehr lang sind, sind gebogen, grismatisch und schneidend, wie die Hauer des wilden Ebers. Die Backenzähne sind viereckigt, oder vielmehr vierkantigt, den Backenzähnen des Menschen zimlich gleich, und so groß, daß ein einziger über drey Pfund wiegt. Die grösseste Schneide- und

Hunds-

Hundszähne halten gegen zwölf, ja gar bis auf sechzehn Zoll in der Länge, und wiegen bisweilen jeder zwölf bis dreyzehn Pfunde.

Da die Zerenghische Maasse von einem Weibchen genommen sind, welches wie er selbst sagt, in allen seinen Ausmessungen um ein Drittheil kleiner als das Männchen war, so wird man sich erst einen vollkommenen Begrif von der wahren Grösse dieses Thieres machen können, wenn man überall dieses Drittheil hinzusetzet, und man wird alsdenn finden, daß das Flußpferd ein Thier ist, das sich mit seiner erstaunlichen Grösse des Körpers, und seinen mächtigen Waffen allen Thieren schreklich machen könnte. Es ist aber von Natur sanftmüthig, und ausserdem so schwehrfällig und langsam im Laufen, daß es kein einziges vierfüßiges Thier würde einholen können; es schwimmt geschwinder, als es läuft; es macht Jagd auf die Fische und nähret sich von diesem Raube; es ist gerne im Wasser, und hält sich daselbst eben so gerne als auf dem Lande auf; indessen hat es keine Schwimmhäute zwischen den Zähen, und die Leichtigkeit seines Schwimmens scheinet blos von dem grossen Umfange seines Bauches herzurühren. Es hält sich eine geraume Zeit am Boden des Wassers auf, und gehet auf demselben, wie in freyer Luft; und wenn es heraus kommt, um zu weiden, so frißt es Zuckerrohr, Schilf, Hirse, Reis, Wurzeln u. s. w. es verzehret und verderbet eine grosse Menge davon und thut auf angebauten Ländereyen sehr viel Schaden; aber da es furchtsamer auf dem Lande, als im Wasser ist, so kan man es leichtlich davon vertreiben. Seine Beine sind so kurz, daß es durch die Flucht nicht entgehen könnte, wenn es sich von den Ufern entfernte; Sein Rettungsmittel bey andringender Gefahr ist, daß es sich in das Wasser stürzet, untertaucht, und weit unter Wasser fortfähret, ehe es wieder zum Vorschein kommt. Es nimmt gemeiniglich die Flucht, wenn man es jaget; wenn man es aber verwundet hat, so ergrimmt es, drehet sich mit Wuth um, stürzt auf die Barken los, hauet mit den Zähnen hinein, reißt öfters Stücke heraus, und wirft dieselben bisweilen gar um. Ich habe gesehen, sagt ein Reisebeschreiber, daß ein Flußpferd den Rachen aufthat, mit einem Zahn den Bord eines Fahrzeuges und mit dem andern das zweite Seitenbrett, unten vom Kiele an, faßte, so, daß die Zähne vier Schuh weit von einander waren, hierauf das Brett durch und durch biß, und dem Fahrzeuge auf solche weise den Untergang brachte. Von einem andern habe ich längst der Seeküste gesehen, daß die Wellen eine mit vierzehn Fassern Wassers beladene Schaluppe auf dasselbe antrieben, welche auf seinem Rucken sitzen blieb; hierauf kam ein anderer Wellenstoß, der die Schaluppe wieder herab warf, ohne daß das Thier das geringste Leid davon zu fühlen schien. Wenn die Negers in ihren Canoten auf den Fischfang ausfahren und ihnen ein Flußpferd aufstößt, so werfen sie ihm Fische zu, und alsdenn gehet es seinen Weeg fort, ohne sie weiter im Fischen zu beunruhigen. Es richtet das meiste Unheil an, wenn es sich gegen die Erde stämmen kan; allein wenn es schwimmt, so kan es nur beissen. Einmal, da unsere Schaluppe am Ufer war, sahe ich, wie es sich unter dieselbe machte, sie mit dem Rücken über das Wasser hob und sie mit sechs Leuten umstürzte; aber zum Glük that es ihnen kein Leides. Wir wagten nicht, (sagt ein anderer Reisender ebenfalls beym Dampier) die Flußpferde im Wasser weiter zu reitzen, nachdem es drey Leute beynahe das Leben gekostet hätte. Sie waren in einem kleinen Canot ausgefahren, um ein solches Thier in einem Flusse zu tödten, der acht bis zehn Fuß Wasser hatte. Nachdem sie solches am Grunde entdekt, wo es, wie gewöhnlich herumgieng, so brachten sie ihm mit einer grossen Lanze eine Wunde bey, wodurch es in solche Wuth gerieth, daß es augenbliklich über Wasser kam, sie aufs grimmigste anblikte, den Rachen aufriß, mit einem Bisse ein grosses Stück von dem Bord des Canots wegnahm, und es fehlte wenig, daß es nicht das Canot selbst umgerissen hätte; allein es tauchte fast in eben dem Augenblik wieder zu Grunde. Diese beyde Beyspiele sind genug um eine Idee von der Stärke dieses Thiers zu geben.

Uebrigens findet sich dieses Thier nur in einigen Gegenden in zahlreicher Menge, und es scheinet sogar, daß seine Art auf besondere Himmelsstriche eingeschränkt seye, und wenig ausser in den Flüssen von Afrika angetroffen werde. Die mehresten Naturbeschreiber haben gesagt, daß es sich auch in Indien fände, allein ihre Zeugnisse sind ein wenig zweydeutig. Das ausdrüklichste von allen würde dasjenige seyn, welches Alexander in einem Brief an den Aristoteles gegeben hat, dem er berichtet, daß er zwey-

hundert Macedonier, leicht bewafnet über den Fluß habe wollen schwimmen lassen; die aber kaum den vierten Theil des Flusses durchgeschwummen wären, da sie von Seepferden wären gefressen worden, wenn man nur erst durch den Brief des Alexanders könnte überführet werden, daß die Thiere, von denen er redet, in der That Flußpferde gewesen seyen. Aristoteles scheinet sie selbst nicht für wahre Flußpferde angesehen zu haben, sonst würde er ohne Zweifel bey der Beschreibung dieses Thiers gesagt haben, daß es in Indien eben sowohl als in Egypten befindlich wäre. Aneſikrit und andere alte Schriftsteller sagen zwar, daß das Flußpferd sich an dem Ufer des Indus fände; allein keiner von den neueren Reisebeschreibern, die Zutrauen verdienten, hat dieses bestätiget. Alle sagen einstimmig, daß dieses Thier im Nil, im Senegal oder Niger, in der Gambra, im Zaire und in andern grossen Ströhmen und sogar in den Seen von Afrika, besonders in dem südlichen und östlichen Theile angetroffen werde, und keiner von ihnen versichert mit Gewißheit, daß es sich in Asien finde. Der Pater Boym ist der einzige, der davon Anzeige zu thun scheint; allein sein Bericht ist etwas verdächtig und scheinet blos zu beweisen, daß dieses Thier in Mosambique und in diesem ganzen östlichen Theil von Afrika nicht selten ist. Heutiges Tages ist dieses Thier, das die Alten das Nilroß nannten, in dem Unternil so selten, daß die Einwohner von Egypten keine Vorstellung davon haben, und seinen Namen nicht wissen. Eben so unbekannt ist es in allen nördlichen Theilen von Afrika, vom Mittelmeere bis an den Fluß Bambot, der am Fusse des atlantischen Gebürges hinläuft. Der Erdstrich, welchen das Flußpferd wirklich bewohnet, erstrecket sich also nicht viel weiter, als vom Senegal bis nach Aethiopien, und von da bis an das Vorgebürge der guten Hofnung.

Da die meisten Schriftsteller dem Flußpferde die Namen Seepferd oder Meerochs beygelegt haben, so hat man dasselbe bisweilen mit der Seekuh verwechselt, welches ein ganz anderes Thier ist, und sich blos in den mitternächtlichen Meeren aufhält, und diese Verwechslung hat auch der Verfasser einer Beschreibung von Moskau zu Schulden kommen lassen, dessen Meynung Aldrovand aufgenommen, und ihm geglaubet hat, daß sich am Gestade des Meeres bey Petzora Flußpferde finden.

Es gibt Reisebeschreiber, die, wie Merolla, sich sehr wundern, daß man das Flußpferd ein Seepferd genennet habe, indem dieses Thier, wie er sagt, kein salzigtes Wasser vertragen kan. Es wäre also wohl möglich, daß Kolbe welcher meldet, daß er am Vorgebürge der guten Hofnung verschiedene gesehen habe, und daß sie ohne Unterscheid sowohl in die See, als in die Flußgewässer gehen, sich vergessen und mehr dem Plinius, als seiner eigenen Erfahrung nachgesprochen hätte, zumal da seine Beschreibungen aus dem Gedächtnisse und nicht auf der Stelle gemacht sind, so wie die Figur bey ihm schlechter ist, als bey dem Columna, Aldrovand und Prosper Alpin.

Gemeiniglich hält sich das Flußpferd den Tag über im Wasser auf und gehet zur Nachtzeit heraus auf die Weide; das Männchen und Weibchen verlassen einander selten. Die Holländischen Reisebeschreiber sagen, daß das Weibchen mit drey bis vier Jungen trächtig gehe, welcher Umstand verdächtig scheinet. Denn da es ungeheuer groß ist, so scheinet es sich in gleichem Falle mit dem Elephanten, Nasehorn, Wallfisch, und andern grossen Thieren zu befinden, die nur ein Junges zeugen.

Der Tapir oder Anta.

TAB. XLIX.

Nach dem Flußpferde scheinet es uns nicht unschiklich zu seyn, von dem Tapir oder Anta zu reden, welches wegen einigen Gewohnheiten, die es mit jenem gemein hat, mit demselbigen verglichen worden ist. Dieses ist das gröste Thier in Amerika, wo die lebende Natur dem Ansehen nach sich verkleinert, oder vielmehr keine Zeit gehabt zu haben scheinet, bis an ihre höchste Maassen hinauf zu kommen. Anstatt jener Kolossen, die das alte Land von Asien hervorbringt, findet man hier blos Gegenstände nach kleinen Modellen, und nicht allein die Materie scheinet bis zum Erstaunen gespart worden zu seyn, sondern auch die Formen selbst sind unvollkommen, und scheinen vernachläßiget, oder verunglükt zu seyn, wenn dieser Fall anderst in der Schöpfung statt fände.

Der Tapir ist so groß als eine kleine Kuh, oder als ein Zebu, aber ohne Hörner und ohne Schwanz; er hat kurze Beine, einen Bogenförmig gesenkten Leib, wie das Schwein, trägt eine Livery in seiner Jugend, wie der Hirsch, und hierauf ein einförmiges dunkelbraunes Haar; er hat einen dicken und langen Kopf mit einer Art von Rüssel, wie das Nasehorn, und in jedem Kinnbacken zehn Schneidezähne und eben soviel Stokzähne; dieses ist ein Charakter, der ihn von dem Geschlechte der Ochsen und der übrigen wiederkäuenden Thiere ganz und gar ausschließt.

Es scheinet, daß der Tapir ein trauriges Thier ist, das die Finstermiß sucht, indem er nur die Nacht über ausgeht, und nirgends lieber als im Wasser ist, wo er sich öfter, als auf dem Lande aufhält. Er bringt sein Leben in den Sümpfen zu, und entfernt sich nicht weit von dem Ufer der Flüsse oder Seen. Sobald er von Gefahr bedrohet, verfolget oder verwundet wird, stürzt er sich ins Wasser, taucht unter, und bleibt eine geraume Zeit darinnen, so, daß er erst in einer grossen Weite wieder zum Vorschein kommt; und dieses hat einige veranlasset, zu glauben, daß er von dem Geschlechte der Flußpferde wäre. Allein er unterscheidet sich von demselben eben so weit durch seine Natur, als er in Ansehung des Himmelsstriches davon entfernet ist.

Der Tapir nähret sich nicht von Fischen, ob er gleich im Wasser wohnt; er ist nicht fleischfressend, wenn schon sein Rachen mit zwanzig scharfen Schneidezähnen bewafnet ist. Er lebt von Pflanzen und Wurzeln, und bedient sich seiner Waffen nicht wider andere Thiere. Er ist von einem sanften und furchtsamen Naturell und fliehet den Kampf und alle Gefahr: Ob er gleich kurze Beine und einen schweren dicken Leib hat, so läuft er doch zimlich geschwinde, und schwimmt noch besser, als er läuft. Er geht gemeiniglich in Gesellschaft, und bisweilen in grossen Schaaren; sein Leder ist von einem sehr vesten und dichten Gewebe, daß es nicht selten Kugeln widersteht; sein Fleisch ist ungeschmakt und grobfädicht; inzwischen essen es die Indianer doch. Uebrigens wird dieses Thier in Brasilien, in Paraguai, in Guiana, im Amazonenlande, und in dem ganzen südlichen Amerika, unten von Chily an bis in Neuspanien, angetroffen.

Seine Haut schätzen die Wilden sehr hoch und machen grosse Schilde daraus die so groß wie der Boden von einer Tonne sind, und von keinem Pfeil durchbohret werden. Sie tödten das Thier mit Pfeilschüssen, oder legen ihm Schlingen. Ausser dem Namen Tapir und Anta findet man es noch unter vielen andern; als Tapiurete, Maiguri, Vagra, Ent, Danta, Beori, Tapirussu, einige Reisebeschreiber haben es auch einen wilden Maulesel oder Eselkuhe genannt; mit welchem Rechte dieses geschehen könne? wird man aus der Beschreibung schon urtheilen können. Uebrigens muß man ihn nicht mit dem Afrikanischen Thiere, welches auch Dant oder Kant genennet

wird, verwechseln, denn dieses ist der Zebu, oder kleine Ochse mit einem Höker, welcher einem Kalbe von 5 Wochen an Grösse gleichet, unglaublich geschwind läuft, und nichts, als etwan die Grösse mit dem Tapir gemein hat.

Der Löwe.

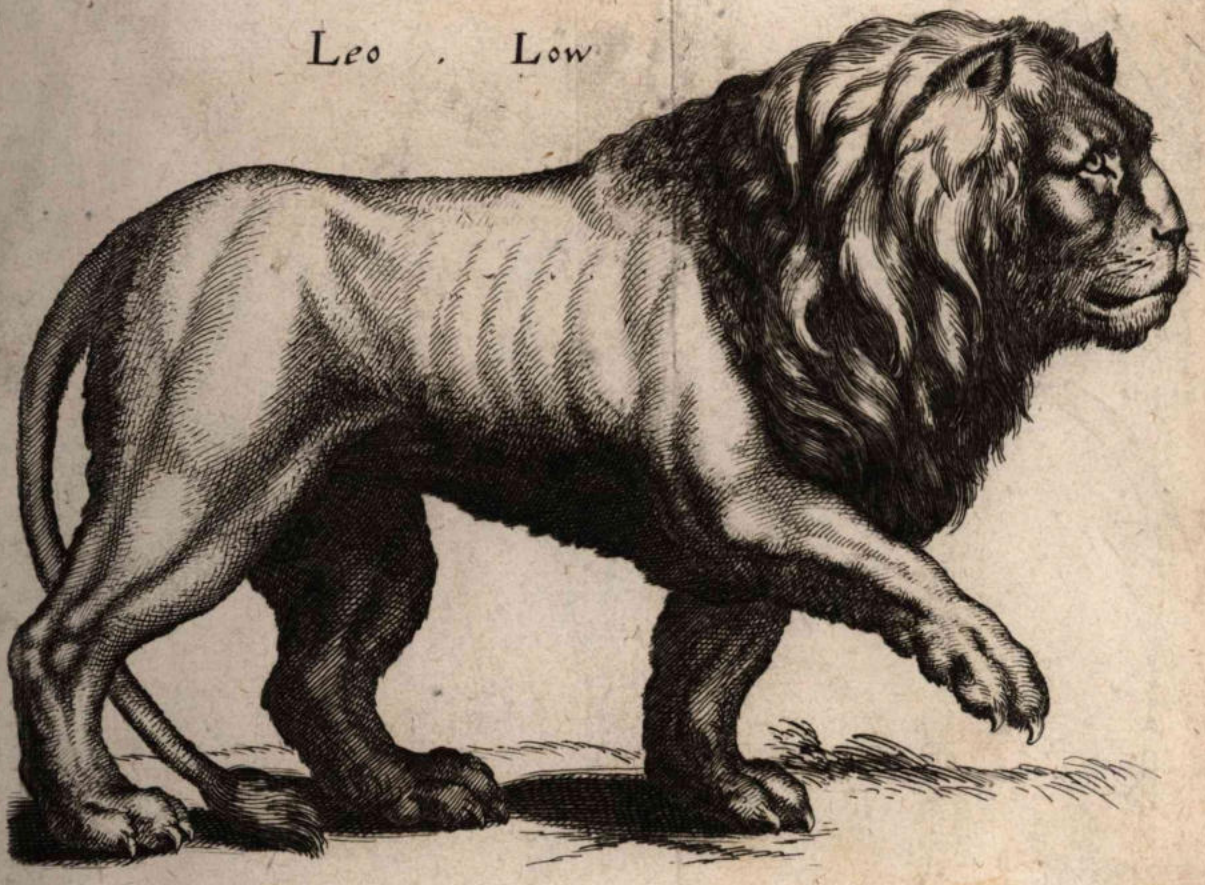
TAB. L.

Man hat von jeher den Löwen als das edelste unter den vierfüßigen Thieren angesehen, und sein erhabener Muth hat ihm, so gut als seine Stärke diesen Plaz angewiesen, diese macht, daß er keinen Feind hat, der sich an ihn wagen darf, als den Menschen, den die Uebung in den Waffen allein geschikt gemacht hat, ihm zu widerstehen, und jener ist so groß, daß er sich auch diesem allgemeinen Feind des Thiergeschlechtes kühn widersetzet, und wenn ihn auch die Uebermacht nöthiget zu weichen, nicht fliehet, sondern noch im Zurükweichen kämpfet, und dem Feinde immer das Gesicht, niemals den Rücken zukehret. Er ist selbst der Eindrücke, die man ihm gibt fähig, und besizt Gelehrigkeit genug, um bis zu einem gewissen Grade zahm zu werden, und eine Art von Erziehung anzunehmen Die Geschichte erzählet von Löwen die an Triumphwägen gespannt waren, von andern, die man auf die Jagd oder in den Krieg mitführte, und die ihrem Herrn so getreu waren, daß sie gegen niemand, als gegen seine Feinde ihre Stärke und ihren Muth äusserten So viel ist sehr zuverläßig, daß der Löwe, wenn er jung gefangen und unter Haußthieren erzogen ist, sich ohne Mühe gewöhnen läßt, mit diesen zu leben, und selbst auf eine unschädliche Art zu spielen, daß er gegen seine Herrn, besonders in dem ersten Alter, sanftmüthig und sogar liebkosend ist, und daß er seinen natürlichen Grimm, wofern er denselben bisweilen blicken läßt, selten gegen diejenigen ausläßt, die ihm Gutes gethan haben. Da aber seine Bewegungen sehr auffahrend, und seine Begierden überaus heftig sind, so muß man nicht denken, daß die Eindrücke der Erziehung dieselben allemal zurücke halten können. Es ist auch schon manchen gefährlich oder gar verderblich geworden, daß sie ihn gar zu lange haben hungern lassen, oder ihn gezerret und zur Unzeit gequälet haben Er geräth nicht allein über eine üble Begegnung in Wuth, sondern behält auch das Andenken davon, und scheint auf Rache zu sinnen, eben so, wie er Wohlthaten niemals vergißt, und dafür erkenntlich ist. Man kan eine grosse Menge von besondern Begebenheiten anführen, die vielleicht vergrössert worden sind, die aber indessen so weit gegründet genug sind, um wenigstens zusamen genommen zu beweisen, daß sein Zorn edel, seine Tapferkeit großmüthig, und sein Naturell empfindlich ist. Man hat ihn oftmals kleine Feinde verschmähen, ihre Beleidigungen verachten, und ihnen anstößige Freyheiten verzeihen gesehen, wovon ein grosser deutscher Kaiser, von dessen Verwegenheit die Nachwelt so viel weiß, als von seinem Muth ein Beweiß seyn könnte.

Man hat an ihm wahrgenommen, daß er in der Gefangenschaft lange Weile fühlte, ohne verdrüßlich zu werden, daß er im Gegentheil sanftere Sitten annahm, seinem Herrn gehorsamte und der Hand schmeichelte die ihm Nahrung reichte, daß er zuweilen denen das Leben schenkte, die man zum Tode bestimmt und ihm zum Raub vorgeworfen hatte, wovon Seneka ein Augenzeuge war, und daß er, gleichsam als wenn ihn diese großmüthige Handlung dazu verbindlich gemacht hätte, sie noch ferner unter seinen Schuz nahm, ruhig mit ihnen lebte, ihnen von seiner Nahrung mittheilte, sich dieselbe bisweilen lieber ganz nehmen ließ, und lieber Hunger erdulden, als seine erste Wohlthat vergeblich seyn lassen wolte, eine Grosmuth, ohne welche die Namen eines Mentors von Syrakus, eines Androdus, und a. m. niemals würden auf die Nachwelt gekommen seyn.

Man würde auch nicht sagen können, daß der Löwe grausam ist, indem er nur aus

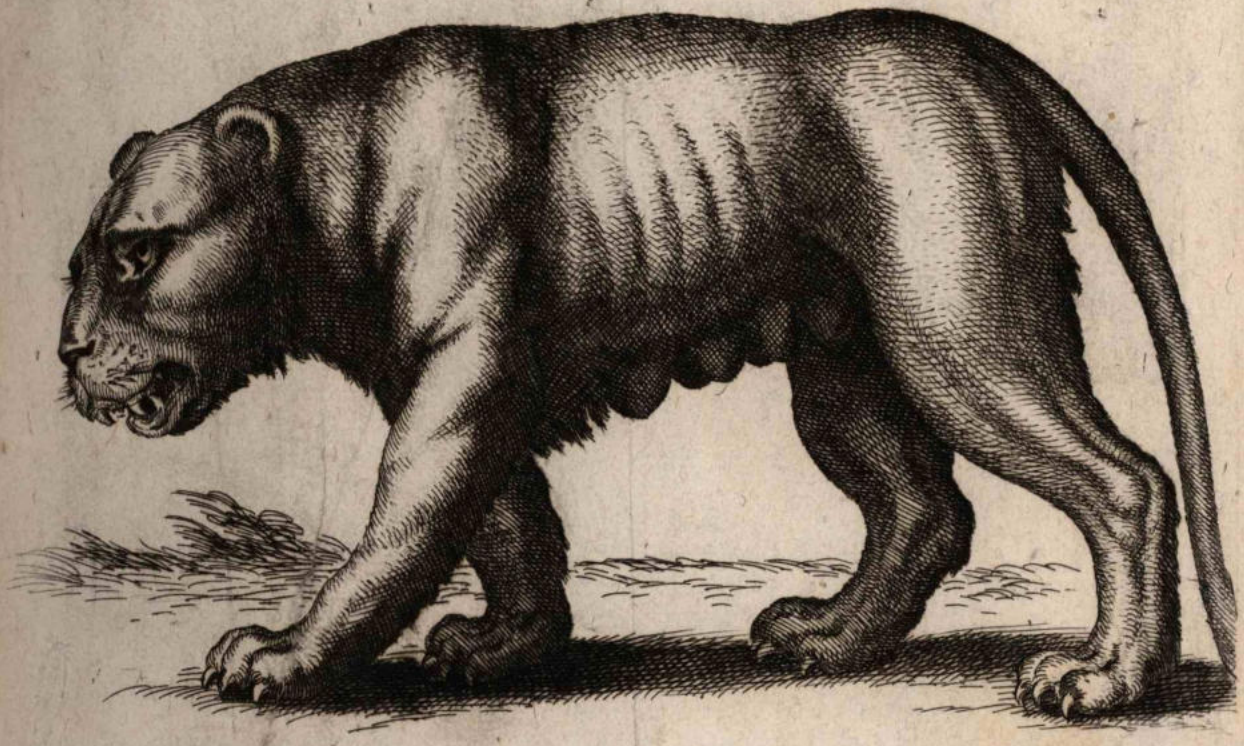
Leo . Low





Matheus Merian Iunior Fecit

Leæna.



Leo.



aus Noth tödtet, niemals mehr vernichtet, als er verzehret, und sobald er sich gesättiget hat, sich ganz ruhig hält, da hingegen der Tiger, der Wolf und viele andere Thiere von der unteren Gattung blos zum Vergnügen würgen und mehr ihrer Wuth, als ihrem Hunger aufopfern.

Das Aeussere des Löwen entspricht vollkommen seinen grossen innern Eigenschaften. Seine Gestalt ist einnehmend, sein Blik kühn, sein Gang trotzig und seine Stimme fürchterlich. Seine Taille ist nicht übergroß, wie des Elephanten und Nasehornes, nicht plump wie des Flußpferdes oder Ochsens, nicht gedrungen, wie der Hyäne oder des Bärens, nicht zu lang und durch Ungleichheiten verunstaltet, wie die Gestalt des Kameeles. Sie ist vielmehr so gut angemessen, und von einem so vollkommenen Verhältnisse, daß sein Körper ein Muster zu seyn scheint, indem Stärke mit Leichtigkeit verbunden ist, der eben so veste als sehnicht, mit Fleisch und Fett nicht überladen, von allem, was ein Ueberfluß seyn konnte, frey, und lauter Nerven und Muskeln ist Die grosse Stärke der leztern zeiget sich von aussen durch die erstaunlichen Sätze und Sprünge, die der Löwe ohne alle Mühe verrichtet, durch die plözliche Schwingung seines Schwanzes, die stark genug ist, einen Menschen zu Boden zu schlagen, durch die Leichtigkeit, mit der er die Haut seines Gesichtes und besonders die vor der Stirne zusammen zieht, welches viel beyträgt, um seine Gesichtszüge oder vielmehr seine Wuth auszudrücken, und endlich durch die Kraft, die er besizt, seine Mähne zu schütteln, die sich, wenn er zornig ist, nicht allein sträubet, sondern auch beweget, und bald hier, bald dorthin fliehet.

Die Löwengattung ist eine der edelsten, weil sie einzig ist, und man sie nicht mit dem Tiger, dem Leoparden, der Unze, u. s. w vermengen kan. Vielmehr sind die Gattungen dieser Thiere, die doch der Löwenart am nächsten zu kommen scheinen, von einander selbst so wenig verschieden, daß auch Reisebeschreiber sie verwechselt, und Namen eine von ihnen für die andere genommen haben.

Die grössesten Löwen sind von dem Maule bis dahin, wo der Schwanz aus dem Leibe hervorgeht, ungefehr acht oder neun Fuß lang, und die Länge des Schwanzes beträgt ungefehr vier Fuß. Diese grosse Löwen sind vier bis fünf Fuß hoch. Die kleinen Löwen haben ungefehr fünf und einen halben Fuß in der Länge, vierthalb Fuß in der Höhe, und einen drey Fuß langen Schwanz. Die Löwin ist in allen ihren Maassen ungefehr um ein Viertheil kleiner, als der Löwe.

Aristoteles unterscheidet zwo Gattungen von Löwen, eine grosse und eine kleinere Diese, sagt er, haben einen Verhältnißmäßig kürzern Leib, ein krauseres Haar, und sind nicht so scherzhaft, als die andern. Er sezt hinzu, daß alle Löwen überhaupt einerley Farbe hätten und rothfahl wären. Wir kennen diese Löwen mit krausen Haaren nicht, keiner unter den Reisebeschreibern hat ihrer gedacht. Einige Berichte, die aber eben kein völliges Zutrauen zu verdienen scheinen, reden blos von einem Tiger mit krausem Haare, der sich am Vorgebürge der guten Hofnung finde Fast alle Zeugnisse im Gegentheil erklären sich, wie es scheint, einmüthig für die einfache Farbe des Löwen, die auf dem Rücken falbe, und an den Seiten und unter dem Bauche weißlicht ist. Indessen erzehlen Aelian und Oppian, daß die Löwen in Aethiopien schwarz wie die Menschen wären, und daß in Indien ganz weisse, oder auch solche angetroffen würden, die auf verschiedene Art, nemlich roth, schwarz und blau gesprenkelt, oder gestreift wären. Allein kein einziges Zeugniß von glaubwürdiger Hand scheinet dieses zu bestätigen. Der Venetianer Marco Parlo, meldet nicht, daß er diese Löwen mit Streifen gesehen habe, und Geßner merket nicht ohne Ursache an, daß er das, was er von ihnen sagt, aus dem Aelian entlehne. Es erhellet vielmehr, daß die Löwen in Afrika sich in allen Stücken gleichen, und wenn die auf den Gebürgen von denen in den Ebenen verschieden sind, dieser Unterscheid nicht so wohl in den Farben der Haut, als in der Grösse des Wuchses sich äussere.

Der Löwe trägt eine Mähne, oder vielmehr ein langes Haar, welches alle Vordertheile seines Leibes bedekt, und mit dem Alter immer länger wird Die Löwin, sie mag so alt seyn, als sie will, hat diese langen Haare niemals. Das Thier in Amerika, dem die Europäer den Namen des Löwen gegeben haben, und das die Peruaner Puma nennen, hat keine Mähne. Es ist auch viel kleiner, schwächer und feiger, als der wahre Löwe. Es wäre freylich nicht unmöglich,

daß die gelinde Witterung in diesem Theile des südlichen Amerika alle diese Veränderungen in ihm hervorgebracht hätte Aber da sich dieses Thier blos in den Gegenden zwischen den Wendezirkeln aufhält, und ihm die Natur alle Weege nach Norden verschlossen zu haben scheint, so ist es nicht wahrscheinlich, daß es aus den südlichen Theilen von Asien und Afrika nach Amerika übergegangen seyn solte, da diese vesten Länder gegen Mittag durch ungeheure Meere getrennet sind. Dieses gibt einen Grund zu glauben, daß der Puma kein Löwe ist, der von denen in der alten Welt herstammte, und in der neuen ausgeartet wäre, sondern daß er, wie die meisten Thiere dieses neuen Erdtheils, ein eigenthümliches Thier von Amerika ist, deme, wie den andern vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen, Insekten und Pflanzen, die ersten Europäer, die dahin kamen, Namen von Gegenständen gaben die ihnen bekannt waren, und mit denen sie einige äusserliche Aehnlichkeit hatten. Herr de la Condamine, dessen Zeugniß ganz unverdächtig ist, sagt ausdrüklich, daß er nicht wisse, ob das Thier in Amerika, das die Spanier den Löwen, und die Eingebohrenen des Landes um Quito Puma nennen, den Namen eines Löwen verdiene. Er sezt hinzu, daß er viel kleiner, als der Afrikanische Löwe seye, und daß das Männchen keine Mähne habe. Frezier sagt gleichfalls, daß die Thiere, die man in Peru Löwen nenne, sich von den Afrikanischen Löwen sehr unterscheiden, daß sie vor Menschen fliehen, und blos den Heerden gefährlich sind. Er fügt noch eine wichtige Anmerkung hinzu, nemlich, daß ihr Kopf in einigen Stücken dem Kopfe des Wolfes, in andern dem von dem Tiger gleiche, und daß ihr Schwanz kleiner als an beyden sey. In den noch ältern Berichten findet man, daß diese amerikanischen Löwen denen in Afrika nicht beykommen; daß sie weder eben die Grösse, noch die Kühnheit und die Farbe haben; daß sie weder roth noch falbe, sondern grau sind, daß sie keine Mähne haben, und endlich die Fertigkeit besitzen, auf Bäume zu klettern, welches gewiß nicht wenige, und sehr wesentliche Merkmale sind, warum man den amerikanischen Puma nicht mit dem wahren afrikanischen und asiatischen Löwen vermengen solte.

Dieses edle Thier ist zwar blos unter den heissesten Himmelsstrichen anzutreffen; doch kan es auch in gemäßigten Gegenden aushalten und leben. Vielleicht wäre es gar durch eine fleißige Wartung dahin zu bringen, daß es sich daselbst vermehrte. Gesner erzählet, daß in dem Thiergarten zu Florenz junge Löwen geworfen worden wären, und nach Willoughby's Berichte hat zu Neapel eine Löwin, die mit einem Löwen in ein Loch eingesperret, fünf Junge in einem Wurfe zur Welt gebracht Diese Beyspiele sind zwar selten, aber, wenn sie wahr sind, so beweisen sie doch, daß die Löwen unter einem gemäßigten Himmelsstriche nicht ganz und gar Fremdlinge sind. Unterdessen gibt es in der That keine in allen südlichen Gegenden von Europa, und seit Homers Zeiten finden sie sich auch nicht mehr im Peloponnes, wiewohl sie damals, und sogar noch zu Aristoteles Zeiten daselbst sowohl, als in Thracien, Macedonien, und Thessalien angetroffen wurden.

Gesner und Willoughby, die von Löwen, die zu Neapel und Florenz gefallen sind, erzehlen, melden nicht, wie lange die Löwin trächtig gehe, wie groß die Jungen bey ihrer Geburt seyen, noch nach welchem Maasse ihr Wachsthum vor sich gehe. Orlian sagt, die Löwin trage zwey Monate, Philostrat und Eduard Wuot hingegen reden von sechsen. Solte eine von diesen beyden Meynungen wahr seyn, so wäre es vermuthlich die lezte, indem der Löwe ein Thier von grosser Statur ist, bey den grossen Thieren aber das Trächtigseyn überall länger, als bey den kleinen dauret. Nach eben dieser Regel wächset der Körper. Die Alten und Neuern aber stimmen darinn überein, daß die Löwen bey ihrer Geburt sehr klein, und beynahe nicht gröſſer, als ein Wiesel sind. Zugleich sagt man, daß die jungen Löwen erst zween Monate nach ihrer Geburt gehen könnten. Wenn man nun auch diese Umstände nicht für völlig richtig hält, so kan man doch mit zimlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Löwe in Betrachtung seiner Grösse wenigstens drey bis vier Jahre wachsen und ungefehr siebenmal so lange leben muß. Wenigstens hat man schon gefangene Löwen sechzehn bis siebenzehn Jahre unterhalten, und es ist leicht zu vermuthen, daß der Mangel der Bewegung der Zwang und der Verdruß die Gesundheit schwächen und das Leben verkürzen müssen.

Aristoteles versichert, daß die Löwin das erstemal fünf oder sechs Junge, das

zwey-

zweytemal vier bis fünf, das drittemal drey oder vier, das viertemal zwey oder drey, und das fünftemal eines oder zwey Junge zur Welt bringe, und nach diesem lezten Wurf ihre Fruchtbarkeit verliehre Herr v. Büffon hält dieses Vorgeben nicht für gegründet, indem bey allen Thieren der erste und lezte Wurf minder zahlreich, als die dazwischen sind Eben so irret Aristoteles, und die die ihm gefolget sind, wenn sie der Löwin nur zwo Zitzen zuschreiben, da sie zuverläßig viere hat Nach seinem Berichte sollen auch die Löwen, die Bären, und die Füchse ungestalt und fast ohne Gelenke zur Welt kommen. Man weiß aber aufs zuverläßigste, daß alle diese Thiere ihre Bildung eben sowohl als andere haben, und daß ihre Glieder deutlich zu sehen und entwickelt sind. Endlich versichert er, daß die Löwen sich rükwärts begatten, aber die Besichtigung der männlichen Zeugungstheile und ihrer Richtung macht es augenscheinlich, daß sie dieses auf eben die Art, wie andere vierfüßige Thiere verrichten Was er sonst von dem Halse des Löwen sagt, daß er nur einen steifen unbiegsamen Knochen enthalte, der durch keine Wirbel abgetheilt seye, widerlegt die Erfahrung, welche gezeigt hat, daß die Löwen, wie bey allen vierfüßigen Thieren, und sogar bey dem Menschen der Hals aus nicht mehr und nicht weniger als sieben Wirbelknochen bestehe. Noch ein anderer Umstand ist dieser, daß die fleischfressenden Thiere durchaus einen kürzern Hals, als die die sich von Kräutern nähren, oder die wiederkäuenden Thiere haben. Allein dieser Unterscheid der Länge des Halses rühret blos von der Grösse eines jeden Wirbelknochens, und nicht von ihrer Anzahl her, die allemal einerley ist. Sehen wir auf die Festigkeit der Knochen vom Löwen, die nach der Sage des Aristoteles ohne Mark und nicht ausgehöhlet seyn sollen, auf ihre Härte, die er mit der Härte des Kieselsteines vergleichet, auf ihre Eigenschaft Feuer zu geben, wenn sie gerieben werden, so ist dieses ein Irrthum über den Epikur bereits gespottet hat.

In der Liebe sind die Löwen sehr hizig. So bald das Weibchen in Brunst geräth, wird sie zuweilen von acht bis zehn Mann-Löwen begleitet, die unaufhörlich um sie her brüllen und wüthend mit einander kämpfen, bis einer, der alle andere überwunden hat, den ruhigen Besiz erhält, und sich mit ihr entfernet. Die Löwin gebühret im Frühlinge, und wirft alle Jahre nur einmal. Dieses ist ein neues Anzeigen, daß sie verschiedene Monate beschäftiget ist, ihre Jungen zu pflegen und zu säugen, und daß folglich die Zeit ihres ersten Wachsthums, wo sie der Mutter Beystand bedürfen, wenigstens einige Monate ausmache.

Bey diesen Thieren sind alle, und selbst die sanftesten Leidenschaften übermäßig, und die mütterliche Liebe ist ausserordentlich heftig. Die Löwin, die nicht so stark, nicht so muthig und viel friedfertiger als der Löwe ist, wird fürchterlich, so bald sie Junge hat. Sie kommt alsdenn mit noch so grösserer Kühnheit als der Löwe zum Vorschein, kennet keine Gefahr, und gehet ohne Unterscheid auf Menschen und Thiere los, die ihr begegnen. Wenn sie dieselben umgebracht hat, so beladet sie sich mit ihrem Raube, trägt ihn zu ihren Jungen, theilet ihn unter sie, und lehret sie frühzeitig, das Blut auszusaugen, und das Fleisch zu zerreissen Gewöhnlich nimmt sie ihr Lager zur Geburt an sehr entlegenen Orten, wenn sie fürchtet, entdekt zu werden, so verbirgt sie ihre Fußstapfen, indem sie oftmals einerley Weeg hin und her gehet, oder sie auch mit ihrem Schwanze verkehret. Ist ihre Unruhe groß, so trägt sie bisweilen sogar ihre Jungen anderswohin, und wenn man ihr dieselben rauben will, so wird sie wüthend und wehret sich aufs äusserste.

Man hält dafür, daß der Löwe keinen so vollkommenen Geruch und auch kein so gutes Gesicht, als die meisten andern Raubthiere habe. Man hat wahrgenommen, daß ihm ein starkes Sonnenlicht beschwehrlich zu seyn scheinet, daß er nur selten mitten am Tage ausgehet, alle seine Streifereyen in der Nacht vornimmt, und wenn er Feuer erblicket, so man um die Heerden angezündet hat, sich nicht leicht demselben nähert Man hat auch bemerkt, daß er die Thiere nicht sonderlich weit wittert, und ihnen nicht anders nachjaget, als wenn er sie im Gesichte hat, nicht aber daß er ihrer Fährte nachgienge, wie die Hunde und Wölfe, die einen feinen Geruch haben. Eine gewisse Art von Luchsen, die ein sehr weites Gesicht und einen sehr scharfen Geruch haben sollen, hat man sogar Wegweiser oder Versorger des Löwen genennet, und behauptet, daß dieser Luchs den Löwen allemal begleite, oder vor ihm hergehe, ihm seine Beute zu

zeigen Dieses Thier findet sich eben wie der Löwe in Arabien und Libien; es lebt wie er vom Raube, und folget ihm vielleicht bisweilen nach, um das zu verzehren, was der Löwe übrig läßt. Aber da es schwach und klein ist, so muß es wohl vielmehr die Gegenwart des Löwen vermeiden, als ihn bedienen.

Wenn der Löwe hungrig ist, so geht er gerade auf alle Thiere los, die ihm aufstossen. Da aber die Furcht für ihm allgemein ist, und alle ihm auszuweichen suchen, so muß er sich oft verbergen, um den vorübergehenden Thieren aufzulauren. Er legt sich alsdann an einem dicht bewachsenen Orte platt auf den Bauch, und springt mit solcher Gewalt hervor, daß er oftmals dieselben im ersten Sprunge erhaschet. In den Einöden und Wäldern sind Steinböcke und Affen seine vorzüglichste Nahrung, wiewohl er die leztern nur fängt, wenn sie auf der Erde sind, und nicht wie der Tiger und Puma auf Bäume klettert. Gezähmt hat man ihn wohl auch Hähne tödten sehen, ob schon das Alterthum geglaubt hat, daß er sich durch das Geschrey dieser Thiere verjagen lasse. Er frißt viel auf einmal, und so, daß er auf zween bis drey Tage genug hat. Er hat so starke Zähne, daß er die Knochen ohne Mühe zermalmet, und sie mit dem Fleische verschlingt Man will sagen, daß er lange Zeit hungern könne Der Durst aber ist ihm wegen seines überaus hitzigen Temperaments weit unerträglicher. Er trinkt allemal, wenn er Wasser finden kan, und thut dieses leckend, wie der Hund. Anstatt aber, daß die Zunge des Hundes sich dabey nach oben krümmet, krümmet sich die Zunge des Löwen nach unten, daher er zum Trinken viele Zeit braucht und viel Wasser verlaufen läßt. Jeden Tag hat er ungefehr fünfzehn Pfund rohes Fleisch zu seinem Unterhalte nöthig, und ich habe selbst einige Löwen gesehen, denen man bey zwölf Pfunden, die ein jeder täglich verzehrte, gar wohl anmerkte, daß diese Nahrung für sie nur dürftig war. Das Fleisch von lebendigen Thieren, und besonders von solchen, die er umgebracht hat, zieht der Löwe allem vor. Er macht sich nur mit Widerwillen an faulende Aeser, und geht lieber auf einen neuen Raub aus, als daß er zu den Ueberbleibseln des vorigen Fanges umkehret. Bey alledeme ist sein Athem durchdringend stark, und der Geruch seines Harns unerträglich.

Sein Brüllen ist so stark, daß, wenn es des Nachts in der Wüste wiederhallet, es dem Krachen des Donners gleich kommt. Dieses Brüllen ist seine gewöhnliche Stimme. Denn, wenn er zornig ist, so verändert er sein Rufen, sezt allemal kurz ab, und wiederholt es Stoßweise, an statt, daß das Brüllen ein verlängertes Rufen, eine Art von Gebrumme aus einem tiefen Tone, und mit einem gellenden Gekreische untermengt ist. Er brüllet des Tages fünf bis sechsmal, und noch öfters, wenn es Regen drohet. Das Geschrey, welches er im Zorne hören läßt, ist noch fürchterlicher, als das Gebrülle Er schlägt sich alsdenn mit dem Schwanze in die Weichen, schlägt mit demselben die Erde, schüttelt die Mähne, faltet die Haut seines Gesichtes, zieht seine grossen Augenbraunen auf und nieder, weiset drohend die Zähne, und streckt die Zunge lang hervor, die mit so scharfen Spitzen bewafnet ist, daß sie allein hinreicht, eine Haut abzuschälen, und das Fleisch von den Knochen wegzulecken, ohne daß er dazu die Zähne oder die Klauen gebrauchen dürfte, von denen diese, nach den Zähnen, sein grausamstes Gewehr sind. Ich habe mich von dieser Rauhigkeit der Zunge selbst überzeugt, da ich meine Hand einem äusserst zahmen Löwen in den Rachen gab, der einen jeden Fremden, den er leiden konnte, und dem er es durch Schmeicheln zu verstehen gab, diesen Versuch machen ließ, auch sogar wenn er kurz zuvor, im Fall er nicht gerne von seinem Lager aufstehen wollte, durch Wasser das man unter ihn goß, wider seinen Willen war aufgetrieben worden. Er ist viel stärker in dem Kopfe, in den Kinnbacken, und in den Vorderbeinen, als in den Hintertheilen des Leibes Er siehet bey Nacht wie die Katzen, schläft wenig und erwacht leicht, doch schläft er nicht mit offenen Augen, wie man von ihm vorgegeben hat.

Der gewöhnliche Gang des Löwen ist stolz, gravitätisch, und langsam, wiewohl allemal nach einer schiefen Richtung. In der Bewegung zum Laufen hält er kein Ebenmaas, sondern thut alles mit Sprüngen und Sätzen. Wenn er losgehet, so geschieht es so plözlich, daß er sich nicht gleich aufhalten kan, und fast allemal bey seinem Ziele vorbey schießt. Wenn er nach einer Beute springt, so thut er einen Saz, zwölf bis fünfzehn Schuhe weit, fällt alsdenn über das

Thier

Thier her, umklemmet es mit seinen Vordertatzen, zerreißt es mit den Klauen, und zerknirscht es hierauf mit den Zähnen. So lang er jung ist und viel Leichtigkeit besitzet, lebt er von der Ausbeute seiner Jagd, und verläßt selten seine Einöden und Wälder, wo er wilde Thiere in Menge für sich findet. Wenn er aber alt und schwehrfällig wird, so kommt er in die Nachbarschaft bewohnter Oerter, und wird sowohl für Menschen, als für Haußthiere gefährlicher. Indessen hat man bemerkt, daß, wann er Thiere und Menschen beysamen siehet, er allemal über die Thiere, nie über die Menschen herfällt, ausser, wenn er von ihnen geschlagen wird. Denn alsdenn erkennet er denjenigen, der ihn beleidiget hat, so genau, daß man darüber erstaunen muß, und lässet seinen Raub fahren, um sich zu rächen. Man giebt vor, daß er das Kameelfleisch jedem andern vorziehe. Das Fleisch der jungen Elephanten stehet ihm ebenfalls sehr an, und er wird leicht mit ihnen fertig, da ihre Zähne noch nicht hervorgeschossen sind, wofern die Mutter nicht zu Hülfe kommt. Der Elephant, das Nasehorn, der Tiger und das Flußpferd sind die einzigen Thiere, die dem Löwen die Spitze bieten können.

So schröklich aber dieses Thier ist, so jagt man es dem ohngeachtet mit grossen Hunden, zu deren Unterstützung aber allezeit Leute zu Pferde in der Nähe seyn müssen. Auch müssen die Hunde und selbst die Pferde vorher zu diesem Kampf geübt werden, indem fast alle Thiere erzittern und fliehen, so bald sie die Witterung des Löwen haben. Seine Haut bestehet zwar aus einem festen und dichten Gewebe, doch hält sie keine Kugel und nicht einmal einen Wurfspieß ab. Indessen tödtet man ihn fast niemal mit dem ersten Schusse. Oftmals fängt man ihn mit List, indem man ihm eine tiefe Fallgrube zubereitet, dieselbe obenher dünne überlegt, und darüber wieder ein lebendiges Thier befestiget. Sobald der Löwe gefangen ist, wird er sanftmüthig, und nimmt man die ersten Augenblicke wahr, da er ganz bestürzt oder beschämt ist, so kan man ihm eine Kette anlegen, einen Maulkorb aufsetzen, und ihn, wohin man will, führen.

Das Fleisch des Löwen ist von einem widrigen und starken Geschmacke. Die Negers und Indianer aber haben keinen Eckel davor. Die Haut, die vormals eine Tracht der Helden war, dienet diesen Völkern zu Mänteln und Betdecken. Sie heben auch sein Fett auf, dem ein sehr durchdringender Geruch eigen ist, das selbst bey uns einen Plaz unter den brauchbaren gefunden und dem der Aberglaube ehemals die Kraft angedichtet hat, daß es den, der sich damit streiche bey Fürsten beliebt mache und wider alle Anfälle der reissenden Thiere sichere.

Diese Thiere sind nicht überall gleich fürchterlich. In den ungeheuren Einöden von Zaara, in den Wüsten, die zwo sehr verschiedene Menschenarten, die Negers und Mohren zu trennen scheinen, zwischen dem Senegal und dem äussersten Ende von Mauritanien, in den unbewohnten Ländern, die über dem Lande der Hottentotten liegen, und überhaupt in allen südlichen Ländern von Afrika und Asien, die der Mensch zu bewohnen verschmähet hat, finden sich die Löwen noch in zimlich grosser Anzahl, und sind so, wie sie die Natur hervorbringt, nemlich gewohnt, ihre Kräfte gegen alle Thiere zu versuchen, die ihnen aufstossen. Die Gewohnheit zu siegen macht sie unerschrocken und furchtbar. Da sie die Macht des Menschen nicht kennen, so haben sie auch keine Furcht davor. Sie scheinen seinen Waffen zu trotzen, weil sie die Gewalt derselben nicht gefühlet haben. Die Wunden setzen sie in Wuth ohne sie bestürzt zu machen. Selbst der Anblik einer grossen Menge machet sie nicht muthlos. Ein einziger Löwe aus diesen wüsten Gegenden fällt manchmal eine ganze Caravane an. Sind nach einem hartnäckigen und gewaltsamen Anfalle seine Kräfte erschöpft, so fliehet er nicht, sondern fährt fort, noch im Zurükweichen zu kämpfen. Dagegen haben die Löwen, die sich um die Städte und Dörfer in Indien und der Barbarey aufhalten, durch die Bekanntschaft mit dem Menschen, und durch die Erfahrung, wie schädlich seine Waffen sind, ihren Muth so sehr verlohren, daß sie auch seiner drohenden Stimme gehorchen, sich nicht erkühnen, auf ihn loszugehen, blos über das kleine Vieh herfallen, fliehen, und sich von Weibern und Kindern verfolgen lassen, von denen sie mit Stokschlägen gezwungen werden ihren Raub auf eine unanständige Weise aufzugeben; und wenn dem Dapper zu trauen ist, so bedürfen die afrikanischen Mädchens keines andern Mittels, einen Löwen in die Flucht zu bringen, als daß sie ihm dasjenige zei-

gen, was die Natur oder doch die Schamhaftigkeit die meisten Menschen gelehret hat, zu verdecken. Wir würden dieses leztere nicht angeführt haben, wenn nicht Pontoppidan in allem Ernste versicherte, daß sich die Norwegischen Viehmägde eben dieses Mittels mit gutem Erfolg wider die Bären bedienten. Die Anzahl dieser fürchterlichen Thiere ist auch bey weitem nicht mehr so groß, als sie ehemals gewesen, und vermindert sich dem Ansehen nach von Tag zu Tage, und Herr Schau sagt, daß die Römer fünfzigmal mehr Löwen aus Libyen zu ihren Schauspielen erhielten, als man heutiges Tages daselbst würde antreffen können.

Von der Gestalt des Löwens wollen wir noch das Nothwendigste aus der Daubentonschen Beschreibung mitnehmen.

Sein Kopf ist sehr groß und sein Gesicht mit einem langen Haar rings umhüllet. Der Scheitel des Kopfes, die Schläfe, die Backen, der Unterkinnbacken, der Hals, der Wiederriß, die Schultern, die Brust und der Bauch sind gleichfalls mit langen Haaren bedekt. Auf dem ganzen übrigen Leib ist das Haar sehr kurz, ausgenommen am Ende des Schwanzes, wo sich ein Büschel langer Haare befindet. Das Maul oder eigentlich die Schnautze, ist sehr groß, und endigt sich vorne in einer plattrunden Fläche, die durch das Ende der Nase und der Lefzen gebildet wird. Die Oberlefze ist in Form eines Hasenmauls gespalten, und hänget, wie bey den Doggen an jeder Seite über Das Stirnblatt ist platt, und hat mit der Stirne selbst einerley Richtung. Diese senkt sich indessen etwas ein, und macht zwischen den erhabenen Oberrändern der Augengruben eine Furche. Der äussere Winkel eines jeden Auges ligt höher als der innere, doch ist diese Schiefigkeit nicht so merklich, als am Wolfe. Die Ohren sind kurz, laufen rund zu, und liegen ganz in dem langen Haare verborgen, das wie eine Krone die Stirne bedekt. Das andere lange Haar, das an den Schläfen, an den Backen und an dem Kinne sizt, gibt dem Kopfe ein Ansehen, als wenn er noch grösser wäre, als er in der That ist, und das lange Haar oben auf dem Kopfe verhüllet den obern Theil der Stirne, und macht sie kürzer, wodurch alsdenn sein grosses Maul um so viel sichtbarer wird. Dieser Contrast gibt der Gesichtsbildung des Löwen ein plumpes und dummes Ansehen Die Mähne, die über den Vordertheil des Leibs herligt, scheint den Hintertheil desselben nackend und zu sehr von Haaren entblößt zu lassen. Der Schwanz ist lang und stark und bey seinem Anfange dicker, als am Ende Die Beine sind dik und fleischigt, und die Füsse nicht sehr lang. An den Vorderfüssen nimmt man das Faustgelenke dichte an den Zähen und an den Hinterfüssen zwischen den Zähen und dem Strahle nur einen kleinen Abstand wahr. Die Klauen des Löwen sind von weißlichter Farbe, groß, und an der Unterfläche wie eine schmale und tiefe Rinne zusamen gebogen, und dabey sehr krumm Ihre Spitze kan nicht stumpf werden, indem sie niemals die Erde berühret, und die Klaue allezeit in die Höhe stehet, wenn das Thier sich ihrer nicht eben bedienet, eine Beute zu erhaschen. An beyden Füssen bleibt die lezte Gliedreihe der vier Zähen aufwärts gerichtet, und hinterwärts mit der Klaue umgebogen, die daran feste sizt. Diese verstekt sich in dem Haare, welches an den Zähen und den Beinen mehr Länge hat. In diesem Zustande sind die Zähen sehr kurz, indem sie nur zwo mit ihren Enden an einander haftende Gliederreihen haben.

Das lange Haar eines grossen Afrikanischen Löwens, den Herr Daubenton gesehen, hatte auf seinem Kopfe ein helles Falb, das auf den Ohren aber war auswärts schwarz und inwendig falbe. Das Haar auf dem Halse und dem Wiederriß, welches die Mähne bildete, war am längsten, und harte bis auf fünfzehn Zoll. Seine Farbe war eine Mischung von braunen und tiefen Falben, indem jedes Haar an der Wurzel und der Spitze röthfahl, und in der Mitte seiner Länge braun war. Das Haar auf den Schultern, der Brust und dem Bauche hatte einerley Farbe mit dem Halshaare, nur war es nicht so lange. An dem Vorkopf, auf dem Rücken, den Seiten des Leibes, dem Kreutze, der äussern Fläche der vier Beine, der Oberfläche der Vorderfüsse, und oben sowohl, als in den Seiten des Schwanzes, betrug die Länge des Haares höchstens einen Zoll. Es war falb und hatte eine olivenfärbigte Schattirung. Das Braune nahm sich besonders auf dem grösten Theile des Gesichtes aus, ausgenommen über den Vorderwinkel beyder Augen, wo ein weißlichter

lichter Flecken war, und unter diesem Winkel, wo sich ein Streifen von eben dieser Farbe befand. Der Rachen war mit einem braunschwärzlichten Haare umgeben, ausser am Ende des Maules, wo die Lefzen weiß waren. Die äussern Zeugungstheile, die inwendige Fläche der Beine, die Hinterfüsse nebst der Unterfläche des Schwanzes, hatten eine sehr helle falbe, oder gar weißlichte Farbe. Der Schopf langer Haare am Ende des Schwanzes war schwarz und vier Zoll lang. Die Haare zwischen den Zähen hatten eine braunschwärzlichte Farbe, die Haare des Bartes waren weiß, und bis auf vier Zolle lang.

Der Asiatische Löwe hatte eben diese Farbe, er war aber niedriger und nicht so lang, hatte einen runden Kopf, und eine kürzere Mähne Die Vorderfüsse waren gedrehet, so daß die Faustgelenke, so wie bey den Dachshunden mit krummen Beinen sich berührten. Diese Krümmung der Beine scheinet aber mehr ein Gebrechen an diesem Löwen, das von der langen Einsperrung herrührte, als eine Art der Bildung zu seyn, die allen Löwen in Asien gemein wäre; wenigstens erinnere ich mich nicht, sie an einem Löwen aus diesem Welttheile, den ich einigemal zu sehen gieng, wahrgenommen zu haben.

Die Löwin hat, wie bereits gesagt worden, keine Mähne, und da die Theile, welche bey dem Löwen dadurch verstekt sind, deutlich in die Augen fallen, so geben sie ihr dem Scheine nach eine ganz andere Gestalt. In der That hat sie einen kleinern und kürzern Kopf, als der Löwe, eine nicht so eingefallene Stirne, und nicht so starke Lineamenten, und ihre Klauen sind auch kleiner. Die welche Herr Daubenton sahe, hatte ein Haar, das über den ganzen Körper nicht länger als vier Linien war, das Innwendige der Ohren, wo sich ein drey Zoll langes Haar befand, und das Ende des Schwanzes, woran der Schopf zween Zoll in der Länge hatte, ausgenommen die Haare am Knebelbarte bestanden aus dicken, steifen und weissen Borsten, so wie am Löwen, und waren fünfthalb Zoll lang.

Das Haar hatte eine falbe Farbe, die an einem Ort tiefer, als an dem andern, etwas schwarz gemischt, und hin und wieder mit Flecken von eben dieser Farbe eingesprengt war. Das Antliz, der obere und hintere Kopf, das Auswendige der Ohren, der Oberhals, die Schultern, die äussere Fläche der Vorderbeine, der Rücken, die Seiten des Leibes, das Kreuz, die Lenden, die äussere Fläche der Hinterbeine und die Oberfläche des Schwanzes hatten eine falbe Farbe mit einer zarten braunen Schattirung, indem sehr viele Haare an der Spitze braun waren. Der ganze übrige Leib war von einer sehr hellen falben und sogar weißlichten Farbe unter dem Unterkinnbacken, unter dem Halse, auf der Brust, auf den Achseln, auf dem hintern Theile des Kegels, auf dem Unterbauche, und inwendig an den Schenkeln und Beinen. An jeder Seite der Unterlefze fand sich bey den Winkeln des Mundes ein schwarzer Fleck. Das Innwendige dieser Lefze, der Rand der Oberlefze, der Umkreis der Augenwimpern, und die Gegend der Augenbraunen waren gleichfalls schwarz Auf der hintern Seite der auswendigen Fläche der Ohren sah man einen grossen Flek von eben der Farbe, und der Schwanz war an seinem Ende in einer Länge von vier Zollen gleichfalls schwärzlicht.

Die Anzahl der Zähne des Löwens ist dreyßig, und sein Gerippe hat mit dem Gerippe der Katze viel Aehnlichkeit, doch ist diese nicht so groß, daß man nicht beym ersten Anblicke einen sehr merklichen Unterscheid wahrnehmen sollte.

Der Tiger.

TAB. LII.

Der Name Tiger ist ein Geschlechts-Name, den man vielen Thieren von verschiedener Gattung gegeben hat. Die Leoparden und die Panther, die man oft miteinander verwechselt hat, sind von den meisten Reisebeschreibern alle beide Tiger genannt worden. Die Unze Once (oder Onça) eine kleine Art Panther, die leicht zahm wird, und deren sich die Morgenländer zur Jagd bedienen, hat man für das Pantherthier selbst genommen, und so, wie jenes, durch den Namen Tiger bezeichnet. Der Luchs oder Hirschwolf und der Versorger des Löwen, den die Türken Karakulah und die Perser Sivahgush nennen, haben gleichfalls bisweilen den Namen des Panthers oder der Unze bekommen Alle diese Thiere sind in Afrika und in allen mittäglichen Theilen Asiens häufig anzutreffen. Allein der wahre Tiger ist ein seltenes Thier, das die Alten wenig gekannt, und die Neuern schlecht beschrieben haben. Aristoteles sagt nichts davon. Plinius berichtet nur, daß es ein Thier von einer erschröklichen Geschwindigkeit seye, und gibt zugleich zu verstehen, daß es zu seiner Zeit viel seltener als das Panterthier gewesen seye, indem August, da das Theater des Marcell eingeweihet wurde, zu allererst den Römern einen Tiger habe sehen lassen, da doch vor und nach Panterthiere zu hunderten in den Schauspielen zu Rom gebraucht worden. Oppian und Solin scheinen die ersten zu seyn, die gesagt haben, daß der Tiger mit langen Streifen und der Panther mit runden Flecken gezeichnet wäre, welches in der That ein Merkmal ist, das den Tiger nicht allein vom Panther, sondern noch von vielen andern Thieren unterscheidet, die man nachgehends Tiger genannt hat Strabo beruft sich, in Ansehung des Tigers auf den Magasthenes, daß es in Indien Tiger gäbe, die noch einmal so groß als die Löwen wären. Der Tiger ist also ein wildes Raubthier von einer erschröklichen Schnelligkeit, dessen Leib mit langen Streifen gezeichnet ist, und das den Löwen an Grösse übertrift. Dieses sind die einzigen Kennzeichen, die uns die Alten gegeben haben, und zu welchen Gesner und andere neuere Naturbeschreiber fast nichts gesezt haben.

Da man sich bey diesem Thiere so sehr geirret, und fast alle Raubthiere mit getigerten oder fleckigten Hauten Tiger genennet hat, so wird es nöthig seyn, auch zu zeigen, welchem Thier eigentlich dieser Name zukommt.

Es war gleich ein Irrthum, daß man alle Thiere mit Tigerhäuten aus Asien und Afrika Tiger nannte. Diesen Irrthum brachte man auch nach Amerika hinüber, und verdoppelte ihn. Man fand in diesem Lande Thiere, deren Häute mit runden und von einander abgesonderten Flecken gezeichnet waren, und man gab ihnen den Namen der Tiger, ohngeachtet sie weder zu der Gattung des wahren Tigers, noch zu irgend einer von den getigerten Thierarten in Asien und Afrika gehörten, bey denen man schon diese Benennung auf eine unrichtige Art angebracht hatte.

Man hat schon in dem vorigen Abschnitte gesehen, daß der Löwe in Amerika nicht vorhanden, und der Puma in Peru ein Thier von einer ganz anderen Gattung. Eben dieses wird man auch von dem Tiger und Panther sehen. Beyde finden sich blos in der alten Welt. Der wahre Tiger, ist ein schrökliches und vielleicht fürchterlicheres Thier, als der Löwe Seine Grimmigkeit ist mit nichts zu vergleichen Von seiner Taille die gewöhnlich vier bis fünf Fuß in der Höhe, und neun, zehen, bis dreyzehn oder vierzehn Schuhe in der Länge ohne den Schwanz beträgt, kan man auf seine Stärke schliessen. Seine Haut ist nichts getigert oder mit runden Flecken übersäet, sondern sein Haar hat auf einem halben Grunde Streifen, die queer über den

den Leib gehen, und auf dem Schwanze, so lang wie er ist, sich in Ringe bilden. Diese Merkmaale allein sind hinreichend ihn von allen Raubthieren der neuen Welt zu unterscheiden, von denen die grösten kaum unsern Bauernhunden und Windspielen gleichkommen. Der Leopard und das Pantherthier in Afrika und Asien kommen dem Tiger an Grösse nicht sehr nahe, und sind doch noch grösser, als die Raubthiere in den südlichen Theilen von Amerika. Plinius, dessen Zeugnisse hierüber man nicht in Zweifel ziehen kan, indeme die Panther in Rom täglich in Menge in Schauspielen zum Vorschein kamen, zeiget uns ihre wesentlichsten Kennzeichen an, wenn er berichtet, daß ihr Haar weißlicht, und ihre Haut überall mit schwarzen Flecken, die wie die Augen aussähen, gesprengelt seye. Der einzige Unterscheid, sezt er hinzu, der sich zwischen dem Männchen und Weibchen fände, sey dieser, daß das Weibchen ein weisseres Fell habe, die amerikanischen Thiere, die man Tiger genennet hat, gleichen dem Pantherthier mehr, als dem Tiger, dennoch bleibt der Unterscheid noch allemal groß genug, um deutlich zu erkennen, daß keines unter ihnen genau betrachtet, zur Panthergattung gehöre.

Das erste ist der Jaguar, oder Jaguara, oder Janowara, der sich in Guiana, in Brasilien und in den andern mittäglichen Theilen von Amerika findet. Ray hatte dieses Thier mit einigem Grunde den Parder oder den Luchs von Brasilien genennet Die Portugiesen haben es Unze geheissen, indeme sie schon vorher durch einen Mißbrauch der Sprache diesen Namen dem Luchs und nachher dem kleinen Panther gegeben hatten. Die Franzosen haben es Tiger und zwar ohne allen Grund der Aehnlichkeit genannt, mit dem es nichts gemein hat. Es unterscheidet sich auch Panther in der Grösse des Körpers, in der Länge und Figur seiner Flecken, in der Farbe und Länge des Haares, welches bey den jungen kraus, und niemals völlig so glatt als am Panther ist, und endlich noch in dem Naturelle und in den Sitten, indem das wilder ist, und sich nicht zähmen läßt.

Das andere Thier Cuguar oder wie sein Brasilianischer Name heißt Cuguacu-ara haben die Franzosen den rothen Tiger genannt. Von dem eigentlichen Tiger ist es ganz und gar, und von dem Panther in vielen Stücken unterschieden, indem es ein rothes einfärbigtes Haar, ohne Flecken, eine andere Gestalt des Kopfes, und eine längere Schnauze, als der Tiger oder der Panther hat.

Eine dritte Gattung, der man auch den Namen des Tigers gegeben hat, und die eben sowohl, als die vorhergehenden gänzlich von ihm unterschieden ist, macht die Jaguarete, die beynahe so groß, als der Jaguar, und demselben auch in ihren natürlichen Eigenschaften ähnlich ist, aber in äusserlichen Merkmaalen sich von ihm wieder unterscheidet. Man hat dieses Thier den schwarzen Tiger genannt, weil es über den ganzen Leib ein schwarzes Haar mit noch schwärzeren Flecken hat, welche lezteren, wie am Jaguar einzeln und dichte zerstreuet liegen.

Auser diesen dreyen Gattungen, und auch noch wohl einer vierten, die kleiner als die andern ist, denen man insgesamt den Namen der Tiger beygeleget hat, findet sich in Amerika noch ein Thier, welches man diesen an die Seite stellen kan, und dessen Benennung besser als der übrigen ihre, gewählt zu seyn scheint. Dieses ist die Parderkatze, die eine der Katze sowohl, als dem Pantherthiere verwandte Bildung hat, und in der That durch diese zusammen gesezte Benennung leichter, als durch ihren mexikanischen Namen Tlacooscloti zu bezeichnen steht. Sie ist kleiner als der Jaguar, die Jaguarete und der Cuguar, allein sie ist zu gleicher Zeit grösser, als eine wilde Katze, mit der sie in der Gestalt viel Aehnlichkeit hat. Blos der Schwanz ist an ihr um ein ansehnliches kürzer, und das Fell mit schwarzen Flecken übergesprengt, die auf dem Rücken länglicht und am Bauche rund ausfallen.

Nachdem wir dieses vorausgeschikt haben, so können wir nun schon der Naturgeschichte des Tigers selbst übergehen.

Dieses Thier hat in der Classe der fleischfressenden, wo der Löwe oben an stehet, den Rang gleich nach demselben. Da selbst bey einem bösen Geschlechte der erste allemal der grösseste und oftmals der beste ist, so ist im Gegentheil der andere gemeiniglich der schlimmste von allen. Bey dem Löwen findet sich Stolz und Adel, Muth und Güte, Stärke und Großmuth beysammen, da indessen der Tiger ein niederträchtiger Würger und grausam ohne Gerechtigkeit, oder welches eben so viel sagt, ohne Noth ist. Daher ist der

Tiger mehr als der Löwe zu fürchten. Dieser vergißt nicht selten, daß er der König, oder eigentlich zu reden, der stärkste von allen Thieren seye; fällt, wenn er ruhig vor sich gehet, niemals einen Menschen an, wo fern er nicht gereizt wird; und hat in seinem Gange nichts ungestümmes, und lauft und jagt nicht anders, als wenn ihn der Hunger quälet. Der Tiger kan hingegen vom Fleisch übersatt seyn, und scheint doch immer nach Blut zu dürsten. Seine Wuth hat keine andere Zwischenzeiten, als die so er braucht, um sich einen Lauerwinkel zu zubereiten. Er ergreift und zerreißt einen neuen Raub mit eben der wüthenden Begierde, die er durch den vorhergehenden Fraß büssete, und doch nicht ersättigte. Er macht das Land, wo er wohnet, öde, er hat keine Furcht weder vor dem Anblicke, noch vor den Waffen des Menschen; er würget bis zu ganzen Niederlagen unter den Heerden der Hausthiere, er bringt alle wilde Thiere ums Leben, er fällt die kleinen Elephanten und jungen Nasehörner an, und erkühnet sich so gar, dem Löwen bisweilen Troz zu bieten.

Die Gestalt des Leibes hat gemeiniglich mit dem Naturelle einige Uebereinstimmung. Der Löwe hat ein edles Ansehen, die Höhe seiner Beine hat mit der Länge seines Leibes ein richtiges Verhältniß, die dicke und grosse Mähne, sein zuversichtlicher Blik, sein langsam stolzer Gang, kurz, alles kündigt seine troßige und majestätische Unerschrockenheit an. Der Tiger, zulang von Leibe, und zu niedrig auf den Beinen, mit einem kahlen Kopfe, mit wilden scheußlichen Augen, mit einer blutrothen und allezeit aus dem Halse hervorhängenden Zunge, trägt blos die Kennzeichen der niederträchtigen tückischen Bosheit, und der unersättlichen Grausamkeit Sein einziger natürlicher Trieb ist eine beständige Wuth, ein blindes Rasen, das oftmals so weit gehet, seine eigenen Jungen zu verschlingen, und ihre Mutter, wenn sie dieselben beschützen will, zu zerreissen.

Zum Glücke ist seine Gattung nicht zahlreich, und scheint in die heissesten Erdstriche von den östlichen Indien eingesperret zu seyn. Er findet sich in Malabar, in Siam, in Bengalen, und in eben den Ländern, die der Elephant und das Nasehorn bewohnen. Man will sogar sagen, daß er sich oft in der Gesellschaft dieses leztern Thieres finden lasse, und demselben nachgehe, um seinen Koth zu fressen, der ihm statt eines abführenden und kühlenden Mittels diene. Er besucht mit ihm die Ufer der Flüsse und Seen. Da das Blut ihn nur noch durstiger macht, so braucht er ohne Unterlaß Wasser, um die Hitze zu lindern, die ihn verzehret. Ausserdem erwartet er an dem Wasser die Ankunft der Thiere, die häufig dahin kommen. Hier verrichtet er eine Mordthat nach der andern. Denn er läßt zum öftern Thiere, die er eben getödtet hat, liegen, um andere zu würgen. Er sucht, wie es scheint ihr Blut zu kosten, trinkt es mit allem Vergnügen des Wohlgeschmackes, und berauscht sich. Wenn er ihnen den Leib aufschlitzet und zerreißt, so geschiehet es, um seinen Kopf hinein zu stecken, und mit langen Zügen das Blut auszusaugen.

Wenn er grosse Thiere, als ein Pferd, oder einen Büffelochsen umgebracht hat, so reißt er ihnen nicht auf der Stelle die Gedärme aus dem Leibe, aus Furcht dabey beunruhiget zu werden Er trägt sie in einen Wald, und schleppet sie mit solcher Leichtigkeit fort, daß die Schnelligkeit seines Laufes kaum durch die ungeheure Last etwas zu verliehren scheint.

Einige Reisende haben ihn der Grösse nach mit einem Pferde, andere mit einem Büffel verglichen. Constance sagte dem Pater Tachard, der sich über die Grösse und Gestalt des Tigers, den er zuerst am Siamischen Hofe sahe, verwunderte, und sie mit denen nicht reimen konnte, die er in Frankreich unter diesem Namen gesehen hatte, daß ihm auf der Jagd ein Tiger von der Grösse eines Maulesels sehr nahe gewesen seye. Herr de la Lande-Magon hat den Herrn Büffon versichern lassen, daß er in Ostindien einen Tiger von fünfzehn Schuhen gesehen hätte. Wenn auch der Schwanz mit in die Länge des Maasses begriffen ist, so hatte dieser Tiger doch wenigstens zehn Fuß in der Länge. Derjenige, von welchem die Haut in dem Königlich Französischen Cabinette ist, war von der Schnautze bis an den Anfang des Schwanzes zwar nur sieben Fuß lang. Allein er war ganz jung gefangen, und hernach allezeit in dem Wildgarten in ein enges Käficht eingesperrt gewesen.

Ob aber gleich dieser Tiger in der engen Gefangenschaft unter einem fremden Himmelsstriche nicht zu seiner völligen Entwickelung kommen konnte, so gibt doch, wie Herr Büffon sagt, der blose Anblik dieser ausgestopften Haut noch ein fürchterliches Thier zu erkennen, und die Unterfu-

tersuchung des Gerippes läßt nicht daran zweifeln. Auf den Beinknochen sieht man unebene Stellen, zum Zeichen, daß daselbst ehemals Muskeln, die noch gröſser als am Löwen gewesen seyn müssen, angehaftet haben. Diese Knochen sind durch und durch von der äusserſten Härte, aber kürzer, als die vom Löwen, wie schon erwähnet worden. Dem zu folge muß die erschröckliche Geschwindigkeit, von der Plinius redet, nicht von der ordentlichen Bewegung des Ganges, oder von der Schnelligkeit seiner Schritte in einem anhaltenden Laufe verſtanden werden. Allein diese erschröckliche Geschwindigkeit paſſet vollkommen gut auf die erſtaunlichen Sprünge, die er thun muß, ohne sich anzuſtrengen. Denn wenn man ihm nach dem Maaſſe seines Verhältniſſes eben so viel Stärke und Geschmeidigkeit, als der Katze beylegt, die ihm im Baue der Glieder sehr nahe kommt, und die in einem Augenblicke einen Saz von vielen Schuhen weit thut; so wird man begreifen, daß der Tiger mit seinem zehnmal so langen Körper in einem faſt eben so kurzen Zeitraume einen Sprung von verſchiedenen Ruthen thun kan.

Der Tiger iſt vielleicht von allen Thieren das einzige, deſſen Naturell man nicht umlenken kan. Weder Stärke noch Zwang, noch Gewalt können ihn bändigen. Er wird eben so grimmig wenn man ihm gut, als wenn man ihm übel begegnet. Selbſt die Zeit, an Statt die wilden Säfte abzukühlen, verbittert nur seine Galle und vermehret sein Rasen. Er brüllet bey dem Anblicke eines jeden lebendigen Geschöpfes; und jedes scheinet ihm ein neuer Raub zu seyn; er schickt ihm ein gräßliches mit Zahnknirschen vermengtes Gebrülle entgegen, und fährt oftmals darauf zu, ohngeachtet der Ketten und der Gitter, die seine Wuth zwar brechen, aber nicht dämpfen können.

Das was der Pater Tachard als Augenzeuge von dem Gefechte eines Tigers gegen einen Elephanten erzählet, wird einen vollſtändigen Begriff von der Stärke dieſes grauſamen Thieres machen. Man hatte, sagt er, ein hohes Pfahlwerk von Bambusrohre hundert Fuß ohngefehr ins Gevierte aufgeführet. Mitten in den eingeſchloſſenen Plaz waren drey Elephanten hineingelaſſen, die mit dem Tiger kämpfen ſollten. Sie trugen eine Art von einer groſſen Schildhaube, in Form einer Maske, zur Bedeckung des Kopfes und eines Theils des Rüſſels. So bald wir angekommen waren, ließ man aus dem Kerker, der in das Pfahlwerk hinein gieng, einen Tiger von ſolcher Geſtalt und Farbe heraus, die beyde den bey dieſem Kampfe gegenwärtigen Franzoſen ganz neu vorkamen. Denn auſſerdem, daß er weit gröſſer, weit dicker, und von nicht so ſchlankem Wuchſe war, als diejenigen, die wir in Frankreich geſehen hatten, war auch ſeine Haut nicht auf eben die Art geflekt, ſondern anſtatt aller dieſer unordentlich zerſtreuten Flecken hatte er lange und breite zirkelförmige Streifen. Dieſe faſſeten auf dem Rücken ineinander, und trafen unter dem Bauche wieder zuſamen, giengen hierauf längſt dem Schwanze fort, und verwandelten ſich in ſchwarze und weiſſe Ringe, die immer einer um den andern den Schwanz bis zu Ende aus bekleideten. An dem Kopfe fand ſich nichts auſſerordentliches, eben ſo wenig, als an den Beinen, auſſer daß dieſe gröſſer und dicker als an dem gemeinen Tiger waren. Gleichwohl war dieſer nur noch ein junger Tiger, der noch zu wachſen hatte, und Mr. Conſtame verſicherte, daß ſich in dem Königreiche dreymal gröſſere fänden. — — Es gibt auch kleine Tiger im Lande, die denen gleich kommen, ſo aus Afrika nach Europa gebracht werden, und man zeigte uns noch denſelben Tag einen von der Art zu Louvo.

Man ließ den zum Kampf beſtimmten Tiger nicht ſogleich loß, ſondern hielt ihn an zween Stricken feſt. Da er alſo die Freyheit nicht hatte, einen Anſprung zu thun, ſo gab ihm der nächſte Elephant zween bis drey Stöſſe mit dem Rüſſel auf den Rücken: Dieſe Erſchütterung war ſo heftig, daß der Tiger davon umgeworfen wurde, und einige Zeit ausgeſtrekt und ohne Bewegung auf der Stelle liegen blieb, als wenn er todt geweſen wäre. So ſehr auch dieſer erſte Angrif ſeine Wuth gedemüthiget hatte, ſo war er doch nicht ſo bald losgebunden, als er ein gräßliches Geſchrey erhob, und auf den Rüſſel des Elephanten zufahren wollte, der herbey kam, ihm neue Stöſſe zu geben. Allein dieſer zog denſelben geſchikt ein, und bis unter ſeine beyden groſſen Zähne zurük, die er dem Tiger zu gleicher Zeit vorhielt, und ihn ſo wohl damit faßte, daß er ihn hoch in die Luft ſchleuderte. Diß machte ihn ſo betäubt, daß er allen Muth verlohr, ſich den Elephanten zu nähern, ſondern nur längſt dem Pfahlwerke auf und nieder lief, und

bisweilen gegen die Personen ansprang die sich gegen über auf den Geländern sehen liessen. Man trieb hierauf die drey Elephanten gegen ihn an, die ihm einer um den andern so gewaltige Stösse gaben, daß er sich noch einmal todt stellte, und sein Heil vor ihnen, wo er konnte, in der Flucht suchte, indem sie ihn ohne Zweifel würden umgebracht haben, wenn man dem Kampf nicht ein Ende gemacht hätte.

Aus dieser Beschreibung des P. Tachard's erhellet, daß dieser Tiger der wahre Tiger und eben darum den Franzosen als ein neues Thier vorgekommen seye, weil sie in Frankreich vermuthlich nur Panterthiere und Leoparden aus Afrika, oder auch amerikanische Jaguars gesehen hatten. Auch die kleinen Tiger, die er zu Louvo sahe, waren wahrscheinlicher Weise wohl nur Panterthiere. Zugleich ersiehet man den Grimm und die Stärke dieses Thieres, da es ohngeachtet seiner Jugend, und seines noch nicht vollendeten Wachsthumes, ohngeachtet es gefangen und angebunden, und allein gegen drey war, dennoch für die Kolosse, mit denen es zu kämpfen hatte, so fürchterlich war, daß man sich genöthiget sahe, dieselben mit einer Bedeckung an allen Theilen des Leibes zu versehen, die von der Natur nicht selbst undurchdringlich gepanzert waren. So schröklich aber dieses Thier ist, so haben doch Reisende Waghälse gesehen, die eine Belohnung bey ihrem Hofe zu erhaschen freywillig in Schauspielen blos mit Schild und Schwerdt einen Tiger angreiffen, der sie zuweilen in Stücken zerreißt, zuweilen aber auch von ihnen zerhauen wird.

Dellon sagt in seinen Reisen, daß Malabar das Land in Indien seye, wo es die meisten Tiger gebe, daß ihre Gattung vielfach, und derjenige, den die Portugiesen den königlichen Tiger nennen, der gröste von allen und ausserordentlich selten seye, indem er Pferds-Grösse habe.

Der königliche Tiger macht also dem Ansehen nach keine besondere und von dem wahren Tiger verschiedene Gattung aus, und findet sich nirgends, als in Ostindien, und nicht in Brasilien, wie einige Naturkündiger geschrieben haben. Der ächte Tiger scheinet nach dem Herrn Büffon blos in Asien und in den mittäglichen Theilen von Afrika angetroffen zu werden. Denn die meisten Reisebeschreiber, die auf den Küsten von Afrika gewesen sind, reden zwar in der That von Tigern, und sagen sogar, daß sie daselbst sehr häufig sind; gleichwohl ist es sehr leicht aus den Kennzeichen abzunehmen, daß es keine wahre Tiger, sondern Pantherthiere, Leoparden oder Unzen sind. Der Doctor Shaw sagt ausdrüklich, daß in den Königreichen Tunis und Algir der Löwe und das Pantherthier unter den wilden Thieren die ersten vom Range sind, aber daß der Tiger in diesem Theile der Barbarey nicht gefunden werde. Dieses scheinet der Wahrheit gemäß zu seyn; denn es waren keine afrikanische, sondern indianische Gesandten, die dem August bey seinem Aufenthalte in Samos den ersten Tiger zum Geschenke brachten, den jemals die Römer gesehen hatten, und eben so war es aus Indien, wo Heliogabal diejenigen herkommen ließ, die er vor seinen Wagen spannen und dem Bacchus nachäffen wollte.

Die Gattung des Tigers ist also allezeit seltener und weniger ausgebreitet gewesen, als die Löwenart. Zwar wirft das Weibchen, so wie die Löwin, vier bis fünf Junge Sie ist zu allen Zeiten grimmig, allein ihre Wuth übertrift alles, wenn man ihr diese Brut raubet. Sie trotzet allen Gefahren, und verfolgt die Räuber, die alsdenn, wenn sie ihnen nahe kommt, genöthigt sind, eines von den Jungen fallen zu lassen. Alsdenn stehet sie stille, nimmt es auf, und trägt es an einen sichern Ort; nach einigen Augenblicken kommt sie wieder, und jagt den Entführern bis an die Stadthore, oder bis an ihre Schiffe nach. Hat sie aber alle Hofnung verlohren, so bricht ihr Schmerz in ein rasendes und wehklagendes Geschrey, und in ein gräßliches Geheul aus.

Der Tiger zieht die Haut seines Vorkopfes in Runzeln zusamen, knirscht mit den Zähnen, ergrimmet und brüllet, wie der Löwe; allein sein Brüllen ist unterschieden, hat etwas sehr rauhes und einige Reisebeschreiber haben es mit dem Geschreye gewisser grosser Vögel verglichen.

Die Haut dieser Thiere wird sehr hoch gehalten, besonders in China. Die Kriegsmandarinen brauchen sie zu Stuhldecken auf den offentlichen Marktplätzen, und im Winter zu Ueberzügen der Kissen. So selten aber diese Häute auch in Europa sind, so gering ist doch ihr Werth.

Die

Die Haut des Leoparden aus Guinea und vom Senegal, den unsere Kirschner Tiger nennen, hat man weit lieber. Uebrigens macht sie doch den einzigen Vortheil aus, den man von einem so schädlichen Thiere ziehen kan. Man hat vorgegeben, daß sein Schweiß ein Gift, und das Haar aus seinem Knebelbarte ein gewisser Tod für Menschen und für Thiere wäre, daher auch niemand in dem Reiche des grossen Mogols dergleichen für sich behalten durfte, sondern es an den Hof bringen mußte, wo Pillen für die daraus bereitet würden, die der Kaiser heimlich tödten wolte. Allein die Indianer essen sein Fleisch, und finden es weder ungesund, noch übelschmäckend. Wenn also das Haar seines Bartes in einer Pille genommen, tödtet, so ligt wohl die Schuld in der Härte und Steife desselben, und eine solche Pille thut eben die Wirkung im Magen, die ein Päkchen kleiner Nadeln haben würde.

Der ausgestopfte Tiger, nach dem Herr Daubenton seine Beschreibung gemacht hat, hat ohngefehr sechs und einen halben Schuh vorn von der Nase, bis an den Anfang des Schwanzes, der zween Schuhe und sieben bis acht Zolle lang ist. Der Scheitel des Kopfes ist breit, und die Ohren sind kurz und weit von einander entfernt. Dem Anscheine nach hat die Bildung des Körpers viele Uebereinstimmung mit derjenigen, die das Pantherthier hat.

Die Haut dieses Tigers hat lange schwarze Flecken auf einem falben oder weißlichten Grunde, der hin und wieder gelblicht schattirt ist. Die Nase und die Seite der Nase, sind falb ohne alle Flecken. Die Schläfe, die Stirne und die Scheitel des Kopfes haben schwarze Flecken auf einem falben Grunde. Diese Flecken sind sehr unregelmäßig, und sehen fast alle wie Streifen aus, die nach verschiedenen Richtungen laufen. Diejenige, so auf dem Untertheile der Stirne liegen, haben wenig Länge und Breite. Zu beyden Seiten des mittleren Theiles der Stirne findet sich ein fast eyrunder Flek, und über diesen Flecken ein schmaler und wenig sichtbarer Streifen, der queer über die Stirne geht, und sich an beyden Enden nach unten und einwärts krümmet. Mitten aus diesem Streifen gehen zween andere etwas breitere und weit mehr in die Augen fallende Streifen hervor, die nach aussen krumm umlaufen, und bis an die Ohren reichen. Endlich geht noch ein anderer Streifen queer über die Scheitel des Kopfes, aber nicht bis an die Ohren.

Die Haare sind nicht länger, als einen oder anderthalb Zoll, ausgenommen an den Seiten des Kopfes unter den Ohren, wo sie bis auf fünfthalb Zoll in der Länge haben. Diejenigen, die von diesen langen Haaren sichtbar sind, wenn man das Thier von der Seite ansieht, sind rothfahl. Allein, wenn man sie aus einander bieget, so sieht man, daß sie andere Haare von einer helleren falben Farbe bedecken, und unter diesen findet man wieder andere, die weißlicht sind, und zarte gelblichte Sprenkeln haben. Man nimmt sie wahr, wenn man das Thier von vorne ansieht, und unterscheidet dabey Streifen, die von oben nach unten gehen, und aus Zöpfen von schwarzen Haaren ihren Ursprung haben. Der Obertheil und die Seiten des Halses, der Wiederriß, die Schulter, die äussere Seite des Kegels und des Vorderkegels. Der Rücken, die Seiten der Brust und des Bauches, das Kreuz, die äussere Fläche des Schenkels, das Bein, und endlich die vier Füsse haben eine falbe Farbe und gröstentheils auch schwarze Streifen. Diese Streifen sind auf dem Halse sehr unmerklich, und haben eine schräge Richtung, von vorne nach hinten, und von innen nach aussen.

Die Streifen auf dem Wiederrisse, dem Rücken und dem Kreuze fallen im Gegentheil mehr in die Augen, und liegen queer. Sie sind auch daselbst häufiger, als an den Seiten des Leibes. Die an den Hinterheinen sind schmähler, nicht so sichtbar, und laufen beynahe alle queer. Einige aber durchschneiden sich einander, und bilden Maschen von einer sehr unordentlichen Figur. Das Ende des Schwanzes ist schwarz, und der übrige Theil desselben mit vielen Ringen von eben derselben Farbe auf einem sehr lichtfalben und sogar weißlichten Grunde umgeben. Das Falbe ist bey dem Anfange des Schwanzes tiefer, und die Streifen anstatt sich im Ringe zu bilden, laufen daselbst nach verschiedenen Richtungen.

Die Oberlefze ist weißlicht und mit kleinen schwarzen Flecken besäet. Um die Augen gehet ein weißlichter und gelblicht schattirter Ring, und darüber zeigt sich ein grosser Fleck von eben der Farbe mit einigen schwarzen Tüpfelchen. Der Untertheil der Backen, der untere Kinnba-

cken, die Kehle, die untere Fläche des Halses, die inwendige Fläche der Vorderbeine, die Brust und der Bauch haben eine weißlichte Farbe mit einer zarten gelblichten Einsprengung. Unten auf dem Backen, auf dem Unterkinnbacken und der Kehle finden sich schwarze unordentliche Streifen. Auf den Seiten und auf der Unterfläche des Halses sind die Streifen schräge, fangen nicht weit von den Ohren an, und fliessen bey dem Vordertheile der Brust in einander. Auch sind einige Queerstreifen an der hinteren und vorderen Seite des Vorderbeins befindlich. Der hintere Theil der Brust und der vordere Theil des Bauches haben viele kurze, breite und queergehende Streifen. Die Haare an den Seiten und auf der Spitze der Zähen haben eine weißlichte Farbe mit feinen gelblichten Sprenkeln.

Das Pantherthier, die Unze und der Leopard.

TAB LII, LIII

In Asien und Afrika finden sich nebst den Tigern noch drey andere Gattungen von diesen Thieren, die sich alle drey vom Tiger, und alle wieder von einander selbst unterscheiden Diese sind das **Pantherthier**, die **Unze** und der **Leopard**. Diese haben die Naturbeschreiber nicht allein eine für die andere genommen, sondern sogar mit den Gattungen eben desselben Geschlechtes verwechselt, die sich in Amerika gefunden haben. Hier soll nur blos von denenjenigen Thieren, denen dieser Name mit Recht zukommt, geredet werden.

Die erste Gattung dieses Geschlechtes, die sich in der alten Welt findet, ist das grosse Pantherthier, das wir schlechtweg **Panther** nennen werden. Die Griechen kannten es unter dem Namen Pardalis, die alten Lateiner unter der Benennung Panthera, nachgehends Pardus und die heutigen Lateiner unter dem Namen Leopardus. Der Körper dieses Thiers, wenn es völlig ausgewachsen ist, hat vorne von der Schnautze, bis an den Anfang des Schwanzes fünf bis sechs Fuß in der Länge, und der Schwanz ist über zween Fuß lang. Seine Haut hat zur Grundfarbe ein mehr oder weniger dunkles Falb auf dem Rücken, und an den Seiten des Leibes, und unter dem Bauche eine weißlichte Farbe. Es ist mit schwarzen Flecken gezeichnet, die wie grosse Ringe oder wie Rosen aussehen. Diese Ringe sind an den Seiten des Leibes wohl von einander abgesondert, in der Mitte leer, und haben gröstentheils im Mittelpunkte einen oder mehrere Flecken von eben der Farbe, die der Umkreis des Ringes hat. Eben diese Ringe, die theils oval, theils zirkelrund sind, halten oftmals mehr als drey Zoll im Durchmesser, und sind blos auf dem Kopfe, auf der Brust, auf dem Bauche und an den Beinen, ohne allen leeren Raum in der Mitte.

Die zwote Gattung ist der kleine Panther des Oppians, dem die Alten keinen besonderen Namen beygeleget haben, den aber die neueren Reisebeschreiber nach dem verdorbenen Namen Lynx; oder Lunx, die Unze (Once) nennen, welcher Name schikl ch zu seyn scheinet, da das Thier in der That mit dem Luchse einige Aehnlichkeit hat. Es ist weit kleiner, als der Panther, und hat in der Leibeslänge ohngefehr vierthalb Fuß, welches beynahe das Maas des Luchses ist. Es hat ein längeres Haar, als der Panther, und einen weit längeren Schwanz, nemlich von drey Fuß und bisweilen drüber, ungeachtet der Körper der Unze im Ganzen aufs wenigste ein Drittheil kleiner, als

der

der Körper des Panthers ist. Die Grundfarbe des Haares von der Unze ist auf dem Rücken und an den Seiten des Leibes ein weißlichtes Grau, das unter dem Bauche noch weisser wird. Die Flecken sind bey dem Panther und der Unze fast von einerley Grösse und Bildung.

Die dritte Art, von der die Alten gar keine Meldung thun, ist ein Thier am Senegal, in Guinea und den andern mittäglichen Ländern, die die Alten nicht entdekt hatten. Wir werden es den Leopard nennen, welches der Name ist, den man bey dem grossen Pantherthiere unrecht angebracht hat. Es ist ein wenig gröſſer, als die Unze, aber weit kleiner als der Panther, indem seine Länge nicht viel über vier Fuß beträgt. Der Schwanz ist zween oder dritthalb Schuhe lang. Der Grund des Haares auf dem Rücken und an den Seiten des Leibes ist falb, bald mehr, bald weniger dunkel, der Unterbauch ist weißlicht, die Flecken sind wie Ringe oder Rosen gebildet, aber diese Ringe sind viel kleiner, als an dem Panther oder der Unze, und die meisten sind aus vier oder fünf kleinen vollen Flecken zusamen gesezt. Auch findet man von diesen kleinen Flecken einige unordentlich zerstreut.

Oppian kannte unsere beyden ersteren Arten, nemlich den Panther und die Unze. Er hat zuerst gemeldet, daß die Art der Pantherthiere doppelt wäre, eine nemlich, die gröſſer und stärker vom Leibe, und eine andere, die kleiner, aber gleichwohl in der Bildung des Körpers, in der Mannigfaltigkeit und Lage der Flecken der ersten ähnlich wäre Ihr Unterscheid bestunde blos in der Länge des Schwanzes, der an den kleinern länger, als an den grossen wäre. Die Araber haben den grossen Panther durch den Namen al Nemes und das kleine durch den Namen al Phet oder al Phed angezeigt, und seine wirkliche Benennung in der Barbarey ist Faadh Der Faadh sagt Shaw, gleichet darinn dem Leoparden (er versteht den Panther) daß er, wie dieser gefleckt ist. Allein, in anderer Absicht ist er wieder von ihm unterschieden, indem er eine dunklere und grobhaarichtere Haut hat, und nicht so wild ist Ausserdem lernt man es aus einer Stelle des Albertus, den Gesner mit Anmerkungen versehen hat, daß der Phet der Araber, im Italiänischen und einigen andern Europäischen Sprachen Leunza oder Lonza seye genennet worden Man kan also auf-

ser Zweifel seyn, wenn man diese Bezeichnungen gegen einander hält, daß der kleine Panther des Oppians, der Phet oder Fhed der Araber, der Faadh in der Barbarey und die Unze der Europäer einerley Thier sind. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß dieses Thier der Parder oder Pardus der Alten, und die Panthera des Plinius seye, indem er meldet, daß der Farbengrund seines Haares weiß seye, anstatt, daß die Grundfarbe an dem grossen Panther bald ein tieferes bald ein lichteres Falb ist. Ausserdem ist sehr zu vermuthen, daß das kleine Pantherthier schlechtweg Parder ist genennet worden, und daß man nachher angefangen hat, das grosse den Leoparden zu nennen, indem man sich eingebildet hat, dieses wäre eine Bastartgattung, die durch die Vermischung der Löwenart zu ihrer Gröſſe gelangt wäre, welches Vorurtheil ohne Grund ist.

Die Unze ist also von dem Panther darinn unterschieden, daß sie kleiner ist, einen weit längeren Schwanz, und ein längeres Haar von grauer oder weißlichter Farbe hat; und der Unterscheid des Leoparden von dem Panther und der Unze bestehet darinn, daß er eine viel schönere Haut trägt, an der das Falbe lebhaft und glänzend, wiewohl an einer Stelle dunkler, als an der andern ist, und an der die Flecken kleiner sind, und gröſtentheils in Gruppen liegen als wenn ein jeder derselben aus vier Flecken zusammen entstanden wäre.

Plinius, und viele andere nach ihm, haben geschrieben, daß von den Panthern das Weibchen eine weissere Haut, als das Mannthier hätte. Dieses könnte von der Unze gelten, allein an den Pantherthieren in dem Thiergarten zu Versailles hat man dieses nicht bemerket. Findet also zwischen dem männlichen und weiblichen Thier in Ansehung der Farbe des Haares ein Unterscheid statt, so muß derselbe nicht sehr beständig und merklich seyn. Das Pantherthier hat ein wildes Ansehen, schnell umherschiessende Augen, einen grausamen Blik, ungestümme Bewegungen, und ein Geschrey, wie eine in Wuth gebrachte Dogge. Es hat so gar eine noch stärkere und rauhere Stimme, als ein solcher aufgebrachter Hund. Seine Zunge ist scharf und sehr dunkelroth, seine Zähne sind stark und spitzig, seine Klauen scharf gespizt und hart, seine Haut ist schön, wie bereits gemeldet worden, und

sein Schwanz oben mit grossen schwarzen Flecken und gegen das Ende mit schwarzen und weissen Ringen bezeichnet. Der Panther hat die Taille und Bildung einer Dogge von einer starken Rasse, nur daß er niedrigere Beine hat.

Die Erzählungen der Reisenden von dem grossen und kleinen Panther, oder der Unze stimmen mit dem Zeugnisse der Alten überein. Wie es scheint, so sind heutiges Tages, eben so, wie zu den Zeiten Oppians, in dem Theile von Afrika, der sich längst dem mittelländischen Meere erstrekt, und in den Theilen von Asien, die den Alten bekannt waren, zwo Gattungen von Pantherthieren vorhanden, von denen die mehresten Reisebeschreiber die gröste Panther oder Leopard, und die kleine Unze genannt haben. Sie sind darinnen alle einstimmig, daß die Unze leicht zahm werde, daß man sie zur Jagd abrichte, und sich derselben in Persien und in verschiedenen Provinzen Asiens zu diesem Gebrauch bediene, daß es Unzen von der Grösse gebe, die ein Reuter hinter sich auf das Pferd nehmen könne, und daß sie so sanftmüthig sind sich mit der Hand regieren und streicheln zu lassen. Tavernier unter andern sagt: die Perser haben ein gewisses Thier, so den Namen Unze führet, eine geflekte Haut wie ein Tiger hat, aber sehr sanftmüthig und zahm ist. Ein Reuter hat es hinter sich auf dem Pferde, und so bald er eine Gazelle entdekt, läßt er die Unze herunter, die eine solche Leichtigkeit besitzt, daß sie in drey Sprüngen der Gazelle auf dem Halse sitzet, ohngeachtet diese mit einer unglaublichen Schnelligkeit läuft. Die Unze erwürgt sie so fort mit ihren scharfen Zähnen. Allein, wenn sie zum Unglük einen Fehlsprung thut, und die Gazelle ihr entkommt, bleibt sie auf der Stelle stehen, voller Scham und Verwirrung, und in diesem Augenblicke könnte ein Kind sie mit sich fortnehmen, ohne daß sie sich widersezte.

Der Panther scheint von einer frechern und nicht so biegsamen Natur zu seyn; man bändigt ihn eher, als man ihn zähmet; niemals verliehrt er seinen wilden Charakter ganz und gar. Man muß viel Mühe anwenden, ihn abzurichten, wenn man ihn zur Jagd gebrauchen will, und noch mehr Vorsicht, um ihn anzuführen, und zur Ausübung seiner Kunst zu bringen. Man führet ihn auf einem Wagen in einem verschlossenen Käficht, dessen Thüre man aufmacht, so bald das Wild zum Vorschein kommt. Er setzet alsdenn auf das Thier ein, erreicht es gemeiniglich in drey oder vier Sprüngen, reißt es nieder, und erwürgt es. Allein, wenn ihm sein Anfall mißlingt, so wird es wüthend, und fällt zuweilen über seinen eigenen Herrn her, der aber gewöhnlich dieser Gefahr dadurch vorbeuget, daß er einige Stücke Fleisch, oder auch lebendige Thiere, als Lämmer, junge Rehe, und dergleichen bey sich trägt, von denen er ihm eines zuwirft, um seine Wuth zu besänftigen.

Uebrigens scheinet die Unzengattung zahlreicher, und in mehreren Gegenden, als die Pantherart zu seyn. Man findet sie häufig in der Barbarey, in Arabien, und in allen südlichen Theilen Asiens, ausser vielleicht in Egypten. Sie hat sich sogar bis nach China ausgebreitet, wo man sie Hinen-pao nennet. Die Ursache, warum man in den heissesten Erdstrichen Asiens sich der Unzen zur Jagd bedienet, liegt darinn, daß die Hunde daselbst überaus selten sind. Eigentlich sind keine andere da, als die man dahin bringt, und über dieses verliehren sie auch in kurzer Zeit ihre Stimme und ihren natürlichen Trieb. Ferner können auch der Panther sowohl, als die Unze und der Leopard die Hunde nicht leiden, und scheinen sie vor allen Thieren aufzusuchen und anzufallen. Uebrigens hat die Unze keinen so feinen Geruch, als der Hund, sie verfolget das Wild nicht nach der Fährte, und eben so wenig würde sie demselben in einem anhaltenden Laufe beykommen können. Sie jaget nicht anders, als wenn sie das Thier im Gesichte hat, und verstehet nichts weiter, als darnach zu springen und darüber her zu fallen. Ihre Sprünge verrichtet sie mit solcher Leichtigkeit, daß sie ohne Mühe über einen Graben oder eine Mauer von vielen Schuhen wegsetzet. Oftmals klettert sie auf die Bäume, um den Thieren aufzulauren, und auf sie herab zu stürzen, welche Art sie mit dem Panther und Leoparden gemein hat.

Die Sitten und das Naturell des Leoparden sind des Panthers seinen gemein. Man findet nirgends, daß man ihn so zahm, wie die Unze, gemacht habe, noch daß die Negers am Senegal und in Guinea, wo er sehr häufig ist, ihn jemals zur Jagd gebraucht hätten. Gemeiniglich ist er grösser, als die Unze, und kleiner als das Pantherthier. Er hat einen kürzern Schwanz, als die Unze, ohngeachtet derselbe zween bis dritthalb Fuß lang ist. Desmarchais sagt: der

guneische Leoparde ist gemeiniglich von der Höhe und Grösse eines grossen Fleischerhundes. Er ist grausam, wild, und aller Zähmung unfähig. Er geht wüthend auf alle Thiere, und sogar auf den Menschen los — — In einigen Stücken gleicht er dem Löwen, in andern der Katze — — Er hat einen mittelmäßig grossen Kopf, eine kurze Schnautze, einen weiten Rachen voller Zähne (dreyßig) von denen die Weiber im Lande Halsbänder machen. Er hat zum wenigsten eine eben so scharfe Zunge als der Löwe; seine Augen sind lebhaft und funkeln beständig umher; sein Blik ist grausam, und er dürstet stets nach Mord und Blutvergiessen. Er hat einen dicken kurzen Hals, dicke Schenkel, breite Füsse, fünf Zähen an den Vorderfüssen, und viere an den Hinterfüssen, die an beyden aber mit starken, spitzigen und scharfen Klauen bewafnet sind. Er schließt sie zusamen, wie Finger an der Hand, und läßt selten seinen Raub los, sondern zerfleischt ihn nicht weniger mit den Klauen, als mit den Zähnen. Ohngeachtet er aber sehr fleischfressend ist, und sich nicht mit wenigem sättigt, so ist er doch allezeit mager. Er vermehrt sich sehr stark, er hat aber den Tiger zum Feinde, der ihm an Stärke und Geschwindigkeit überlegen ist, und eine grosse Menge von seiner Art umbringt.

Der Leopard am Senegal oder aus Guinea ist vermuthlich eben das Thier, so man in Congo Engoi nennet. Vielleicht ist er auch einerley mit dem Antamba von Modagaskar.

Die Gattung des Leoparden scheint mehr Abwechslungen, als der Panther und die Unze, unterworfen zu seyn, und die Häute unterscheiden sich häufig von einander entweder in den Schattirungen der Grundfarben, oder der Flecken.

Das Pantherthier, die Unze und der Leopard halten sich blos in Afrika und in den heissesten Erdstrichen Asiens auf. Sie haben sich niemals in die nördlichen Länder, selbst nicht einmal in die gemäßigten Gegenden ausgebreitet. Aristoteles redet von dem Panther, als von einem afrikanischen und asiatischen Thiere, und meldet ausdrüklich, daß er in Europa nicht vorhanden sey. Diese Thiere überhaupt lieben dichte Wälder, und besuchen oft die Ufer der Flüsse, wie auch die Gegenden um einzelne Wohnungen herum, wo sie die Haußthiere und das Wild zu überraschen suchen, welches zur Tränke kommt. Sie machen sich selten an Menschen, auch sogar nicht, wenn sie gereizt werden sollten, (wovon doch einige Reisebeschreibungen das Gegentheil versichern wie man erst oben gesehen hat.) Sie klettern ohne Mühe auf Bäume, wo sie die wilden Katzen, und andere Thiere verfolgen, die ihnen nicht entwischen können. Ohngeachtet sie vom Raube leben, und gemeiniglich mager sind, so wollen doch Reisende behaupten, daß ihr Fleisch nicht übel zu essen ist. Die Indianer und Negers finden es gut, allein es ist wahr, sie finden das Hundsfleisch noch besser. Ihre Häute sind alle kostbar, und geben ein sehr schönes Pelzwerk Die Haut des Leoparden ist die schönste und theureste, und wenn das Falbe lebhaft und glänzend ist, und die Flecken schön schwarz und gut geschlossen sind, so kostet eine einzige wohl acht bis zehn Louisd'or.

Von dem Panther redet Herr Daubenton folgendermassen: Der Kopf ist breit und hat eine platte Scheitel. Die Oberfläche der Schnautze ist nicht so lang, als die untere, indem die Nase wenig hervorraget. Dieses macht, daß das Ende der Unterlefze, die man das Kinn nennen könnte, weiter als die obere und die Nase voraus zu stehen scheint. Die Oberlefze ist eben so, wie bey der Katze, dem Hund u. s. f. sehr kurz unter der Nasen, und durch eine unbehaarte Kerbe ausgehöhlt, von der der Eindruk über die Nase zwischen den Nasenlöchern fortgeht. Die Augen stehen sehr weit von einander ab, die Stirne ist erhaben, die Ohren sind kurz und laufen am Ende rund zu, und der Hals ist kurz und dicke. Dieses Thier hat eine grosse Aehnlichkeit mit der Katze in der Bildung des Leibes, der Beine und des Schwanzes, wiewohl alle diese Theile dicker und völliger sind, besonders die Vorderbeine und Vorderfüsse, die nach dem Verhältnisse weit dicker als eben diese Gliedmassen an der Katze sind. Allein, die hauptsächlichsten Verschiedenheiten finden sich am Kopfe. Der Panther hat eine dickere Schnautze, ein weit mehr in die Augen fallendes Kinn, eine nicht so hervorstehende Nase, ein nicht so erhabenes Stirnblatt, weiter von einander abstehende und kleinere Augen, einen breiteren Kopf, weiter von einander entlegene viel kürzere und am Ende ründere Ohren. Von allen diesen Abweichungen zeigt sich die sichtbarste in der Bildung der Nase und des Kinns, und an der Dicke der Schnautze, die

der Gesichtsbildung des Panthers die schmeichelnde und verschlagene Miene nehmen, die der Katze eigen ist. Da von seiner Haut bereits so viel gesagt worden ist, daß sich der Leser e n Begrif davon machen kan, so wollen wir die genauere Beschreibung der Farben übergehen.

Der Panther hat, so wie die Katze, fünf Zähen an den Vorderfüssen, und nur vier an den Hinterfüssen. Die Klauen sind von der Katze ihren blos in der Dicke unterschieden. Die Knollen oder Schwielenhäute der Fußsohle kommen mit denen an der Katze in der Anzahl, und Gestalt vollkommen überein, nur sind sie schwarz. Ein Weibchen, das zergliedert wurde, wog hundert und ein Pfund.

Der Jaguar oder die Tigerkatze.

TAB. LIV.

Nun kommen wir auch auf die Thiere, denen man fälschlich den Namen des Tigers beygeleget hat, und das erste ist der Jaguar. Dieser ist in der Grösse des Körpers, in der Bildung der meisten Flecken, womit seine Haut übersäet ist, und auch im Naturelle der Unze ähnlich. Er ist nicht so kühn und auch nicht so wild, als der Leopard und der Panther. Er hat am Grunde ein schönes rothfahles Haar, wie der Leopard, und kein so graues, wie die Unze; sein Schwanz aber ist kürzer, als an beyden.

So lang er jung ist, ist sein Haar fein gekräuselt, und wird glatt, wenn er seinen Wachsthum erreichet hat. Bey seinem völligen Wachsthume mag es die Grösse einer gemeinen oder mittelschlächtigen Dogge haben. Dasjenige, welches ich gesehen, erreichte diese Grösse kaum. Nichts desto weniger ist es das fürchterlichste, grausamste Thier, und mit einem Worte, der Tiger der neuen Welt. Der Jaguar lebt so, wie dieser vom Raube. Um ihn aber flüchtig zu machen, darf man ihm nur ein brennendes Holzscheit vorhalten. Wenn sein Wanst voll ist, verliehrt er sogar allen Muth und alle Lebhaftigkeit, und ein einziger Hund kan ihn alsdenn in die Flucht bringen. Auch auf ihn würket die Schläfrigkeit des Himmelsstriches. Seine Leichtigkeit, seine Behendigkeit und Hurtigkeit zeiget sich nur alsdann, wann ihn der Hunger quälet. Die Wilden, die von Natur feige sind, fürchten sich ihm in den Weeg zu kommen. Sie wollen behaupten, daß sein Geschmak ihnen den Vorzug gibt, und daß, wenn er sie zugleich mit Europäern schlafend antrift, er allemal die Wilden erwähle. Man sagt auch von dem Leoparden, daß er die Schwarzen den Weissen vorziehe, daß er von den ersten eine Witterung zu haben scheine, und sie in der Nacht eben so gut, wie bey Tage auszufinden wisse.

Sein Brasilianischer Name ist Januara, und verschiedene Schriftsteller, so die Geschichte der neuen Welt beschrieben haben, haben ihn bald Tiger, bald Leoparde genennet. Die Grundfarbe des Haares und der Flecken, womit dieses Thier gezeichnet ist, ist nicht immer einerley, indem nach dem Piso einige schwarze, andere rothe oder gelbe Flecken haben. Herr Pages Arzt des Königes am Cap in der Insel St. Domingo sagt in einem Brief an den Herrn Büffon, daß dieses Thier wie eine wilde Katze fräße und söffe, und auch eben das Geschrey machte, daß es mauzte, und noch lieber Fische als Fleisch fräße. Es ist in Brasilien, in Paraguai, in Tucumennien, in Guiana, im Amazonen-Lande, in Mexiko und in allen mittäglichen Ländern von Amerika anzutreffen. In Cayenne aber ist es seltener, als der Cuguar, den man den rothen Tiger genannt hat. Auch der Jaguar ist in Brasilien, welches sein Vaterland zu seyn scheint, heutiges Tages nicht mehr so gemein, als vormals. Man hat eine Belohnung auf seinen Kopf gesezt, und viele davon vertilget. Er hat

Der Luxus.

Der Jaguar oder die Tigerkatze.

sich daher weit von den Küsten zurük, und in das Land hinein begeben. Die Jaguarette ist allezeit viel seltener gewesen, oder entfernt sich wenigstens noch weiter von den bewohnten Gegenden.

Dem Herrn Daubenton schien er in den Verhältnissen seiner körperlichen Theile blos von dem Panther unterschieden zu seyn, daß er kürzere Beine hatte. Da er aber keinen Panther vor sich hatte, um diese Vergleichung anzustellen, so hat er ihn mit einer Katze verglichen, und seinen Kopf länger, die Ohren kürzer und mehr gerundet, das Stirnblatt und die Nase platter und breiter, und die Schnautze dicker befunden. Sein Haar hatte nur vier oder fünf Linien in der Länge.

Der Cuguar.

TAB. LIV.

Der Cuguar hat eine eben so lange, aber nicht so gedrungene Taille, als der Jaguar. Er ist schmächtiger, schmäler, und höher auf den Beinen. Sein Kopf ist klein, der Schwanz lang, das Haar kurz, und die Farbe fast durchgehends von einem lebhaften Roth, das mit einigen schwärzlichten Schattirungen besonders auf dem Rücken untermischt ist. Er ist weder mit langen Streifen, wie der Tiger, noch mit runden inwendig geschlossenen Flecken, wie der Leopard, noch mit ring- oder rosenförmigen Flecken, wie die Unze und das Pantherthier, gezeichnet. Sein Kinn ist weißlicht, dergleichen auch die Kehle und alle untere Theile des Leibes sind.

Ohngeachtet seiner geringeren Stärke ist er eben so grimmig, und vielleicht grausamer, als der Jaguar. Er scheint noch mehr auf seinen Raub erhizt zu seyn, und verschlingt ihn mit Haut und Haar. So bald er denselben erhascht hat, reißt er ein Stük heraus, sauget das Blut aus, frißt hernach das übrige, und geht niemals davon, wo er nicht völlig überladen ist.

In Guiana ist dieses Thier zimlich häufig. Man hat es vor diesem auf der Insel Cayenne Schaarenweise anschwimmen gesehen, um die Heerden anzufallen und Niederlagen darunter anzurichten. Es war im Anfange eine Geissel für die Colonie, allein nachgehends hat man es verjagt, ausgerottet, und weit von den Wohnungen verbannet. Man findet es in Brasilien, in Paraguai, im Amazonenlande; und es ist sehr wahrscheinlich, daß das Thier im Lande der Maxos in Peru, das unter dem Namen Ocorome vorkommt, einerley Thier mit dem Cuguar seye, wie das Thier im Lande der Irokesen, welches man für einen Tyger angesehen hat. Von diesem sagt P Charlevoix es seyen Tyger von der Farbe des Grauwerks, die nicht gefleckt seyen; Sie haben einen sehr langen Schwanz, und verfolgen das Stachelschwein; die Irokesen erlegen sie öfter auf den Bäumen, als auf der Erde; einige haben ein röthlichres Haar, bey allen aber seye es sehr fein und ihre Felle geben ein sehr gutes Pelzwerk ab.

In Ansehung der Leichtigkeit seines Körpers, und der ungemeinen Länge seiner Beine muß der Cuguar besser laufen, als der Jaguar, und eben so leicht auf die Bäume klettern können. Beyde sind gleich träge und feige, so bald sie völlig gesättiget sind. Sie wagen sich fast niemals an Menschen, woferne diese nicht schlafen. Wenn man des Nachts durch Wälder reisen, oder darinn übernachten will, so braucht man nur etwas Feuer anzumachen, um sie zu entfernen. Sie suchen sich dunkle Oerter in grossen Wäldern vorzüglich gerne zu ihrem Aufenthalte aus, und verbergen sich in einem Dickigte, oder wohl gar auf einem laubichten Baume, von dem sie auf die vorübergehende Thiere herunter springen. Ohngeachtet sie bloß vom Raube leben, und ihren Durst öfter mit Blut, als mit Wasser stillen, so will man doch behaupten,

ten, daß ihr Fleisch ein sehr gutes Essen seye. Piso sagt ausdrüklich, daß es dem Kalbfleisch nichts nachgebe; andere setzen es dem Hammelfleische an die Seite. Desmarchais hingegen sagt, das beste von diesen Thieren seye ihre Haut, von denen man Satteldecken mache, und daß es eben keine Liebhaber zu ihrem Fleische gebe, weil es gemeiniglich mager und von einem nicht angenehmen Wildgeruche seye.

Nach dem Daubenton hat dieses Thier einen langen und dünnen Leib, einen nachschleppenden und walzenförmigen Schwanz, lange und dicke Beine, und in Vergleichung mit dem übrigen Körper einen sehr kleinen Kopf. Seine Ohren gleichen den Katzen-Ohren, ausser daß sie kürzer sind. Der Scheitel des Kopfes von einem weiblichen Thier, das er zergliederte, war mehr niedergedrükt, als bey der Katze, und die Stirne nicht so erhaben; die Schnautze war länger, dicker und breiter, das Stirnblatt em wenig gebogen, und das äusserste der Nase gerundet, wiewohl doch die Nase weiter, als bey der Katze, hervorstand, indem dieselbe über die Oberlefze dem Ansehen nach herausragte, statt dessen sie bey der Katze zurük gezogen zu seyn scheinet. Die Knollen an der Sohle der Füsse, die Zähen und die Klauen unterschieden sich von eben diesen Theilen an der Katze blos durch die Grösse. Die Haar auf dem Rücken, den Lenden und den Seiten waren nur ungefehr einen Zoll lang, die Länge des Körpers, von der Spitze der Schnautze bis an den hintern betrug 3 Fuß 6 Zoll Das Thier wog vier und fünfzig und ein halbes Pfund.

Der Luchs oder Hirschwolf.

TAB. LIII.

Der Luchs oder Hirschwolf ist dasjenige Thier, welches Aelian unter dem Namen Lynx und Plinius unter dem Namen Lupus cervarius und Chaus anzeigen, aber keinesweges der Thos des Aristoteles oder der Lupus cervarius des Gaza Eben so wenig scheinet es, daß, wenn man aus dem Oppian anmerket, daß es zwo Arten oder Schlachten der Hirschwölfe gebe, eine grössere, die auf die Gemsen und Hirsche Jagd machte; und eine kleinere, die selten auf grössere Thiere als Haasen ausgienge, man mit den Herrn der Akademie der Wissenschaften zwo in der That verschiedene Gattungen zusamen bringen müsse, nemlich den geflekten Luchs, der gewöhnlich in den nördlichen Ländern gefunden wird, und den Luchs aus den Morgenländern, oder aus der Barbarey, dessen Haar ohne Flecken und durchgehends von einer Farbe ist. Diese Thiere kommen in vielen Stücken überein, und haben alle beyde einen langen Zopf schwarzer Haare oben an den Ohren. Dieses Merkmal, wodurch Aelian zuerst den Luchs bezeichnet hat, ist wirklich nur diesen beyden Thieren eigen. Allein ohne sich bey dem Unterscheid in der Farbe und den Flecken des Haares aufzuhalten, wird man doch aus dem folgenden sehen, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach Thiere von verschiedenen Gattungen sind.

Herr Klein sagt, daß die Luchse in Afrika und Asien, und vornemlich in Persien am schönsten sind. Er habe einen in Dresden gesehen, der aus Afrika gekommen war, der schön geflekt, und hoch auf den Beinen gewesen seye. Die europäischen im Gegentheile, und namentlich die, so aus Preussen und andern nördlichen Ländern kommen, wären nicht so schön, hätten nur wenig oder gar nichts weisses an sich, und wären vielmehr braun, wobey ihre Flecken zusammen liefen, oder einer über den andern lägen. Herr v Büffon will zwar nicht gänzlich läugnen was Herr Klein in dieser Stelle sagt, doch hat er nirgends anders gefunden, daß sich der Luchs in den heissen Ländern von Afrika und Asien aufhalte. Kolbe, fährt er fort, ist der einzige, welcher sagt, daß er am Vorgebürge der guten Hofnung häufig seye,

und

und dem Brandenburgischen Luchse vollkommen gleiche. Allein es sind auch wohl andere Versehen in den Nachrichten dieses Schriftstellers. Alle Reisebeschreiber wollen in dem nördlichen Theil von Deutschland, in Lithauen, in Rußland, in Sibirien, in Canada und in andern mitternächtlichen Erdtheilen, sowohl des einen, als des andern festen Landes Luchse, oder Hirschwölfe gesehen haben. Keiner hingegen berichtet, daß er dieses Thier in den heissen Erdstrichen von Asien und Afrika angetroffen habe Die Lüchse in der Levante, in der Barbarey, in Arabien und in andern heissen Landern sind einfärbigt und ohne Flecken. Diese sind es also nicht von denen Herr Klein redet, noch von dem Kolbe Nachricht gibt. Es würde schwehr seyn, diese Nachrichten mit dem, was man anderswoher weiß, zu vergleichen. Der Luchs ist gewiß ein gemeineres Thier in den kalten, als in den gemäßigten Ländern, und zum wenigsten in den heissen Landern sehr selten. Er war freylich den Griechen und Lateinern bekannt. Dieses aber setzet nicht voraus, daß er aus Afrika, oder aus den südlichen Provinzen Asiens kam. Vielmehr sagt Plinius, daß die ersten, die man zu Rom zu Pompejus Zeiten sahe, aus Gallien übersandt worden wären. Gegenwärtig gibt es keine mehr in Frankreich, ausser vielleicht einige auf dem Pyerenäischen Gebürge und den Alpen. Allein die Römer begriffen auch unter dem Namen Gallien viele Länder gegen Norden, und jedermann weiß, daß Frankreich heut zu Tage lange nicht mehr so kalt ist, als ehemals Gallien war. Die schönsten Luchsbälge kommen unter dem Namen des Hirschwolfes aus Sibirien, und unter dem Namen der Hirschkatze aus Canada Diese Thiere sind, wie alle übrige, in der neuen Welt kleiner, und aus diesem Grunde hat man sie in Europa nach ihrer Grösse mit dem Wolfe, und in Amerika mit der wilden Katze verglichen.

Die Ursachen des Irrthums, der begangen worden ist, sind wie es scheint, diese: Erstlich, daß die Nachrichten der Alten uns lehren, daß die Lüchse für den Gott Bachus aus Indien gekommen seyn sollen; zweytens, daß Plinius Lüchse nach Aethiopien versetzt hat, mit der Nachricht, daß man auf Carpathos, heutiges Tages Scarpanto, oder Zerpanto, einer Insel im mittelländischen Meere, zwischen Rhodus und Candien, die Häute und Klauen dieser Thiere verarbeitete; drittens, daß Gesner einen besondern Abschnitt von dem asiatischen und afrikanischen Luchse gemacht hat; welcher in diesem Abschnitte nichts, als das wesentliche eines Briefs anführet, in welchem eine Befremdung gezeiget wird, daß er des afrikanischen Luchses nicht gedacht habe, da doch Plinius seiner erwähne, wobey ihm zugleich ein Abriß von einem solchen Hirschwolfe, der weit gröſſer und von steifern Haaren war, und zu Constantinopel gezeichnet worden, überschikt werden sollte, welche Zeichnung Gesner aber nicht erhalten hat.

Die erste Ursache ist wohl sehr unerheblich, indem die Dichter den Wagen des Bachus nach ihrem Gutdünken bespannen. Die zweyte liegt in der Zweydeutigkeit des Wortes Lynx. Wenn man den Plinius mit ihm selbsten vergleicht, so ist es klar, daß das Thier, so bey ihm Lynx heißt, und wie er sagt in Aethiopien zu Hause ist, keineswegs dasjenige seye, welches er den Chaus, oder Lupus cervarius nennet, der aus den nordlichen Ländern kam. Eben dieser unrichtige Gebrauch des Namens hat zu dem Versehen in dem erwähnten Briefe an Gesnern Anlaß gegeben. Dieser indianische oder afrikanische Luchs, der nach dem Bericht, weit gröſſer und besser gefleckt ist, als unser Hirschwolf, könnte wohl nichts anders, als eine Art Panther seyn.

Der Luchs hält sich, wie man siehet, lieber in kalten Gegenden, als in heissen Ländern auf; und gehöret also zu denen Thieren, die durch die nördlichen Länder von dem einen festen Lande zu dem andern haben übergehen können Daher hat man es auch in dem mitternächtlichen Amerika angetroffen. Diese Hirschwölfe in Canada sind nur kleiner und weisser, als die europäischen, wie schon gesagt worden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Hirschkatze in Canada und der Hirschwolf in Moskau von einer Gattung sind; indem der Unterscheid der Grösse nicht sehr beträchtlich ist, sondern in seinem Maasse betrachtet, beynahe derselbe, der sich zwischen den gemeinschaftlichen beyder festen Länder findet. Ueber dieses zeiget sich in dem nördlichen Europa selbst eine Mannigfaltigkeit in der Grösse bey diesen Thieren, und die Schriftsteller melden von zwoen Arten, von einer kleineren und einer gröſſeren. Endlich wählen diese Thiere einerley Erd-

strich zu ihrem Aufenthalte, sie sind von einerley Gestalt und Naturelle, und weichen blos in der Grösse des Leibes, und hin und wieder in der Schattirung der Farben, von einander ab, welche Merkmale nicht hinreichend sind, zwo verschiedene Gattungen aus ihnen zu machen.

Der Luchs, von dem die Alten gesagt haben, daß sein Gesicht so scharf wäre, daß es dunkle Körper durchdringe, dessen Harn die wunderbare Eigenschaft hatte, daß er ein fester Körper, nemlich ein Edelgestein mit Namen Lapis Lyncurius würde, ist ein Thier, das mit allen Eigenschaften, die man ihm beylegt, in die Fabel gehört. Selbst Plinius scheint es dahin gerechnet zu haben, der es die Spitze der Sphinge, der Flügelpferde, der Einhörner und anderer Wunderthiere, die Aethiopien aus seinem Schooße gebieret, gesezt hat.

Unser Luchs sieht durch keine Mauren. Das ist aber wahr, daß er glänzende Augen, einen sanftmüthigen Blik und eine angenehme und muntere Miene hat. Sein Harn zeuget keine Edelgesteine, sondern er bescharret ihn blos mit Erde, wie die Katzen thun. Diesen ist er in vielen Stücken ähnlich, und hat ihre Sitten und selbst ihre Reinlichkeit. Mit dem Wolfe hat er nichts als ein gewisses Heulen gemein, das sich von ferne hören läßt, und daher die Jäger betrügt, und macht, daß sie einen Wolf zu hören glauben. Vielleicht ist es nur dieser einzige Umstand gewesen, der ihm den Namen Wolf zuwegen gebracht hat, wozu die Jäger zum Unterscheid vom rechten Wolf das Beywort Hirsch- gesezt haben, entweder weil er die Hirsche anfallt, oder vielmehr weil seine Haut fast eben so mit Flecken gesprenkelt ist, als die Haut der jungen Hirsche, wenn sie noch die Liberey tragen. Der Luchs ist nicht so groß, als der Wolf, und hat kürzere Beine. Gemeiniglich ist er von der Grösse eines Fuchses. Von dem Panther und der Unze unterscheidet er sich durch folgende Merkmale. Sein Haar ist länger, die Flecken sind nicht von so lebhafter Farbe, und laufen am Ende aus, seine Ohren sind weit grösser, und an ihren Spitzen mit einem Büschel schwarzer Haare besezt, sein Schwanz ist viel kürzer, und am Ende schwarz. Der Umkreis seiner Augen ist weiß, und seine Miene im Gesicht hat etwas angenehmes, und nicht so viel raubbegieriges. Die Haut des mannlichen Thieres ist besser gezeichnet, als die vom Weibchen. Er läuft nicht in einem fort, wie der Wolf, sondern geht und springt, wie die Katze. Er lebt von der Jagd, und verfolgt sein Wild bis in die Wipfel der Baume. Die wilden Katzen, die Marder, die Hermeline, die Eichhörner können ihm nicht entrinnen. Er erhaschet auch Vögel, lauert am Weege auf Hirsche und Rehe, thut von oben her einen Sprung nach ihnen, und faßt sie an der Gurgel. Wenn er sich Meister gemacht hat, so sauget er das Blut aus, und öfnet ihm den Kopf, um das Gehirn zu fressen. Nachher verläßt er zum öftern dieses, um ein anderes zu suchen. Selten kehrt er zu seinem ersten Raube zurük, welches Gelegenheit zu der Sage gegeben hat, daß der Luchs von allen Thieren das kürzeste Gedächtniß hätte. Sein Haar verändert die Farbe, nachdem die Himmelsgegend und die Jahrszeit beschaffen ist. Die Winterbalge sind schöner, besser und haarigter, als die vom Sommer. Sein Fleisch ist wie das Fleisch von allen Raubthieren zum Essen untauglich.

In seiner Leibesgestalt gleicht er der Katze und in seiner Farbe findet sich mit der Farbe des Hirsches nichts übereinstimmendes, ausser einigen Schattirungen vom Rothfalben. Weder die Nase noch das Stirnblatt ist so erhoben, als an der Katze. Der hintere Augenwinkel geht weiter nach dem Ohre zu, welches am Ende nicht so lang, noch so rund, wie bey der Katze ist. Die Beine und der Schwanz sind dik, und dieser scheinet beynahe ein Stük verlohren zu haben. Die Haare sind weich und höchstens anderthalb Zolle lang. Die Vorderfüsse haben fünf, und die hinteren nur vier Zähen.

Zu dem, was von dem Luchse gesagt worden ist, wollen wir noch einen Beytrag aus des Bischofs Pontoppidans Naturgeschichte von Norwegen liefern, die dem Leser nicht unangenehm seyn wird, da er theils verschiedenes enthält, was Büffon nicht angemerkt hat, theils manches das seinen Charakter vollständiger auszeichnet. Der Luchs, sagt dieser Bischof, der nordische Goupe, ist etwas kleiner als der Wolf, aber ein eben so gefräßiges und beissendes wildes Thier. Er ist von Farbe hellgrau, oder weiß mit dunkeln Flecken. Die Klauen sind sehr scharf, und krumm eingebogen, wie die Katzenklauen; er krümmet auch den Rücken nach Art des Tigers und der

Katze,

Katze, wenn er in seiner Höhle lauret. Wenn er von einem Hunde angegriffen wird, so wirft er sich sogleich auf den Rücken, und strekt alle vier Füsse in die Höhe, um sich besser wehren zu können; denn wenn der Hund bereits Meister zu seyn glaubt, so gebraucht er seine Klauen so nachdrüklich, daß er ihn lebendig schindet. Der Luchs wird allhier (in Norwegen) in den Wolfluchs, Fuchsluchs, und Katzenluchs eingetheilt, nachdem er diesen Thieren mehr oder weniger gleich kommt. Herr Gabriel Geilberg, Probst in Nordfiord und Prediger in Gloppen will sogar versichern, daß es noch eine vierte Art gebe, den man wegen der Aehnlichkeit des Kopfes mit einem Füllen, Füllenluchs nenne. Seiner Beschaffenheit nach ist er eben wie der Wolf, nur daß er nicht wie dieser öffentlich herumgehet, und ebene Felder besucht, sondern sich in die Wälder und Höhlen verbirgt, welche leztern er sehr tief und krumm gräbet; er kan aber doch durch Feuer und Rauch herausgejagt werden. Des Tages über ligt er gemeiniglich verborgen, und er stielt sich auf den Raub, den er in einer sehr weiten Entfernung bereits erkennen kan. Diese Thiere sind sehr lecker, und essen von einem Schaaf oder von einer Ziege nichts mehr als den Kopf und die Leber, daher man allezeit von dem Todtenkörper auf den Mörder schliessen kan. Ob er schon allezeit tödtet, so frißt er doch im zunehmenden Monde nur ganz wenig, aber im abnehmenden ist er desto gefräßiger, er nimmt auch das Aas mit sich hinweg, und vergräbt es, so wie der Bär. Die wilden Katzen sind seine gröſten Feinde, und sie besuchen ihn in seiner Höhle sehr gerne, und nehmen ihm seinen Raub ab. Er ist sehr geschikt einen Schaafstall aufs künstlichste zu untergraben, zuweilen aber gelingt es ihm übel, und der Herr Bischoff erzälet als eine ihm bekannte Begebenheit, daß ein eingesperrter Ziegenbok, der diese unterirdische Arbeit eines Luchsen gemerkt, ihm sowohl abgepasset habe, daß er den Luchs, da er mit seinem Kopfe zum Vorschein gekommen, noch ehe er mit seinem Rumpf nachfolgen können, so gewaltig mit seinem Horne gestossen, daß er ihn getödtet habe. Man trägt in Norwegen die Klauen dieses Thieres, als ein Mittel wider den Krampf am Halse.

Der Serval.

TAB. LIV.

Wir haben oben schon die Naturgeschichte eines Thieres, das den Namen der Tigerkatze träget. Jetzo wollen wir noch drey Thiere nachholen, welchen man ihr auch manchmal beyleget. Diese sind der Serval, der Ozelot, und der Margay. Dieses erstere dieser Thiere beschreibet der Pater Vincenz Maria in seiner Reisebeschreibung folgender massen: Der Marapute, den die Portugiesen in Ostindien Serval nennen, ist ein wildes und grimmiges Thier, gröſſer als eine wilde Katze, und ein wenig kleiner als die Zibetkatze, von der er auch darinn abgeht, daß sein Kopf ründer und in Verhältniß gegen seinen Leib dicker ist, und daß seine Stirne in der Mitte ausgehöhlt zu seyn scheinet. Er gleicht dem Panther in Ansehung des Haares, welches auf dem Kopfe, auf dem Rücken, und an den Weichen rothfalb und unter dem Bauche weiß ist, und nicht weniger auch vermittelst der Flecken, welche von einander abgesondert, auf gleichmäßige Art zerstreuet und ein wenig kleiner sind, als am Panterthier. Seine Augen sind sehr blitzend, und sein Knebelbart ist mit langen steifen Borsten versehen: sein Schwanz ist kurz, seine Füsse sind groß und mit langen krummen Klauen bewafnet. Man findet ihn auf den Gebürgen in Ostindien; man sieht ihn selten an der Erde, sondern er hält sich fast immer auf den Bäumen auf, wo er auch sein Nest macht und Vögel zu haschen sucht, von denen er sich nähret. Er springt mit gleicher Leichtigkeit, als ein Affe, von einem Baum auf

den andern, und ist dabey so hurtig und behende, daß er in einem Augenblicke einen grossen Raum zurük leget, und so zu reden nur erscheinet und verschwindet. Er ist von grimmigem Naturelle; indessen flieht er, wenn er einen Menschen sieht, nur nicht, wenn man ihn hetzet, und besonders wenn man sein Lager zerstöhren will: denn alsdann wird er wüthend, springt entgegen, beißt und zerreißt, beynahe eben wie das Pantherthier.

Die Gefangenschaft und die gute oder böse Bewegung können die Grimmigkeit dieses Thiers weder bändigen noch mildern. Dasjenige, das Herr von Büffon in dem Thiergarten gesehen hatte, war allezeit im Begrif, auf diejenigen loszuspringen, die sich ihm näherten, es wurde in seinem Käfichte mit Fleisch, wie die Pantherthiere und Leoparden unterhalten.

Dieser malabarische und ostindische Serval oder Marapute scheinet ebendasselbe Thier zu seyn, als die Tigerkatze aus Senegal und vom Vorgebürge der guten Hofnung, die nach dem Zeugnisse der Reisebeschreiber, der Gestalt nach mit der Katze, und vermittelst der schwarzen und weissen Flecken ihres Haares mit dem Tiger (unter welchem Namen der Panther oder Leopard zu verstehen ist) überein kommt. Sie sagen, dieses Thier seye viermal so groß, als eine Katze; es seye gefräßig und fresse Affen, Ratzen und auch andere Thiere.

Bey der Vergleichung die Herr von Büffon über den Serval mit der Parderkatze (die die Herrn der Akademie beschrieben haben) angestellet hat, hat er keine andere Verschiedenheiten gefunden, als die langen Flecken auf dem Rücken, und die Ringe an dem Schwanze der Parderkatze, die sich bey dem Serval nicht finden. Bey diesem liegen die Flecken des Rückens blos näher an einander, als die Flecken von andern Theilen des Leibes; allein diese kleine Unähnlichkeit macht einen gar zu geringen Unterscheid aus, als daß man darum die Einheit der Gattung dieser beyden Thiere in Zweifel ziehen könnte.

Von der wilden Katze, die er an Grösse übertrift, scheinet er in der Leibesgestalt dem Herrn Daubenton blos darinn abzugehen, daß er eine etwas längere Schnauze, grössere Ohren und einen kürzeren Schwanz hat.

Der Ozelot.

TAB. LIV.

Der Ozelot ist ein grimmiges und fleischfressendes Thier in Amerika, das man dem Jaguar und Cuguar an die Seite, oder gleich nach ihnen setzen muß, indem es ihnen in der Grösse nahe kommt, und im Naturelle und in der Bildung gleich ist. Ein Männchen und Weibchen von diesen Thieren waren im Herbstmonate 1764. zu Paris. Sie kamen aus den benachbarten Gegenden von Carthagena und waren im Octobermonate 1763. ihrer Mutter ganz klein geraubt worden. Als sie ein Vierteljahr erreicht hatten, so waren sie schon so stark und grausam, daß sie eine Hündin tödteten, die man ihnen zur Säugamme gegeben hatte. Da sie ein Jahr alt waren, waren sie zween Schuhe lang, sie hatten aber damals ihre völlige Grösse noch nicht, sondern wahrscheinlicher Weise nur die Hälfte oder zween Drittel ihres ganzen Wachsthums erreicht, und man zeigte sie unter dem Namen der Tigerkatzen. In seinem Vaterlande Mexico heisset dieses Thier Tlalocetotl, und ist eben das Thier davon Recchi zwey Zeichnungen, die erste mit dem Namen Tlatlauhqui-occelotl die andere mit der Benennung Tlacooz-lotl, Tlalocelotl gemacht hat, die das Männchen und Weibchen von dieser Art vorstellen.

Unter allen Thieren mit getigerten Fellen hat unstreitig das nemliche Ozelot

den

den schönsten und zierlichsten bunten Balg; der von dem Leoparden kommt ihm nicht bey, so wenig in der Lebhaftigkeit der Farben, als in der Regelmäßigkeit des Desseins; und der von Jaguar, von dem Pantherthiere, und von der Unze verliehren noch mehr dagegen. Allein an dem Ozelotweibchen sind die Farben weit matter, und die Zeichnung ist nicht so regelmäßig; und durch diesen sehr merklichen Unterscheid, da der Haut des Weibchens viele Blumen und Zierrathen fehlen, die sich am Balge des Männchens finden, haben Recchi und andere verleitet werden können, sie für verschiedene Thiere anzusehen.

Wann der Ozelot sein völliges Wachsthum erreichet hat, so ist er, wie Gregor von Bolivar sagt, dritthalb Schuh hoch und ungefehr vier Schuh lang; der Schwanz, ob er gleich ziemlich lang ist, berührt gleichwol die Erde nicht, wann er niederhängt, und folglich beträgt seine Länge nicht viel mehr als zween Schuh. Dieses Thier ist ungemein gefräßig, und zu gleicher Zeit furchtsam; es greift selten Menschen an; es fürchtet sich vor den Hunden, und so bald es verfolgt wird, streicht es nach den Wäldern zu, und lauft auf einen Baum. Hier bleibt es sitzen, und eben hier lagert es sich auch sonst, um zu schlafen und dem Wilde oder dem zahmen Viehe aufzulauren, auf welches es herabschießt, so bald es ihm nahe genug ist. Es ist gieriger auf Blut, als auf Fleisch, und darum richtet es auch eine grosse Menge Thiere hin: denn anstatt sich an ihrem Fleische zu sättigen, erfrischt es sich blos durch Aussaugen ihres Bluts.

Dampier der von diesem Thiere unter dem Namen der Tigerkatze redet, sagt: die Tigerkatze in den Gegenden der Campechebay ist so groß, als unsere Hunde, die man mit den Stieren kämpfen läßt. Sie hat kurze Beine und einen gedrungenen Leib, beynahe wie unser Hirtenhund; aber was das Uebrige, nemlich den Kopf, das Haar, und ihre Art die Beute auszuspüren betrift, so kommt sie sehr mit dem Tiger (Jaguar) überein, ausgenommen, daß sie nicht völlig so groß ist. Es finden sich diese Thiere hier in grosser Menge; sie fressen die jungen Kälber und das Wildprät — — sie haben ein trotziges und wildes Ansehen.

Im Stande der Gefangenschaft behält dieses Thier seine Sitten: nichts kan sein grimmiges Naturell mildern, nichts seine ungestümme Bewegungen sanfter machen, man ist genöthiget, es immer im Käficht zu haben. Seit dem Vierteljahre (sagt Herr Escot, der diese Thiere aus der Gegend von Carthagena mitgebracht hat) da diese beyden Jungen ihre Säugerin aufgefressen hatten, hielt ich sie im Käficht, und gab ihnen roh Fleisch zu fressen, wovon sie täglich sieben bis acht Pfund verzehren. Sie kauern nieder, sowohl Männchen, als Weibchen, und lassen ihren Urin auf die Erde, wie unsere Hauskatzen. Es herrscht unter ihnen eine besondere Oberherrschaft von Seiten des Männchens. So gefräßig auch beyde Thiere sind, so nimmt doch das Weibchen nie etwas, ehe das Männchen gesättigt ist, oder ihr diejenige Stücke zuwirft, von denen es nicht mehr fressen will. Ich habe ihnen verschiedene mal lebendige Katzen gegeben; sie saugen ihnen das Blut aus, bis daß sie sterben, aber sie fressen sie niemals: auch fressen sie gar kein gekochtes oder gesalzenes Fleisch.

Gregor von Bolivar sagt, daß diese Thiere gewöhnlich nur zwey Junge haben, und Herr Escot scheinet dieses zu bestätigen, da er in einem Briefe an den Herrn von Beost sagt, daß man die Mutter getödtet habe, ehe man die beyden Jungen bekommen hätte.

Dieses Thier, sagt Herr Daubenton ist beynahe so groß, als der Jaguar und der Luchs. Es hat eine längere und dickere Schnautze, als die Katze, und einen kürzeren Schwanz. Oben auf dem Kopfe und der Schnautze erblikte man einen schwarzen Streif, der sich an jeder Seite von dem Nasenloche bis an den Vorderwinkel des Auges erstrekte, sich bis über den Kopf hin verlängerte, und auf dem Hinterkopfe neben dem Ohre sich endigte. Zwischen diesen beyden Streifen auf der Stirne und dem Kopfe fanden sich kleine schwarze Flecke, die eine symmetrische Lage in Form eines länglichten Blümchens hatten; es zeigten sich auch in der Gegend des Knebelbartes verschiedene Reihen, von kleinen schwarzen und runden Flecken: zween Streife von eben dieser Farbe lagen längst den Seiten des Unterkinnbackens, einer über den andern; der obere endigte sich an dem äussern Winkel des Auges; das vordere Ende des unteren theilte sich in zween Aeste, wovon der unterste bis nach der Kehle hinabreichte. Oben auf dem Halse

waren vier länglichte Streife befindlich, und zwischen den beyden mittleren Streifen ein schwarzer Strich; die vier Streife waren nicht durchaus schwarz, sondern hatten in der Mitte etwas Falbes; von den beyden äusseren Streifen war das hintere Ende ein wenig hackenförmig nach unten gekrümmt, doch nicht so sehr, als an dem Margay. Längst dem Rücken des Ozelots erstreckte sich ein schwarzer Streif bis an den Anfang des Schwanzes; zu beyden Seiten dieses Streifes fand sich eine parallele Reihe von schwarzen ovalen Flecken, die einen Zoll ungefehr lang waren, und unter dieser Reihe fanden sich zwo andere mit ovalen Figuren, die am Rande schwarz und in der Mitte rothfalb waren, und dabey kleine runde schwarze Flecken enthielten; der kleine Durchschnitt der ovalen Figuren betrug ungefehr einen Zoll, und gieng nach der Länge des Leibes in die Queere; unter der dritten Reihe fand sich an den Seiten des Leibes ein mehr als Zollbreiter Streif, der sich von der Schulter bis vorn an den Schenkel erstrekte, und der gleich den ovalen Figuren schwarz eingefaßt, in der Mitte falb und mit runden schwarzen Flecken besäet war; unter diesem Streife war ein anderer, der nicht völlig so breit war, dieser war unterbrochen, jener hingegen gieng in einem fort, von einem Ende der rechten Seite bis zu dem andern; diese langen Streife machen einen sehr unterscheidenden Charakter zwischen dem Ozelot und dem Panther, welcher runde oder rundlichte Flecken hat, die schwarz eingefaßt, und in der Mitte falb sind, und dabey ganz mitten inne einen schwarzen Punkt haben; eben solche Flecke fanden sich an den Schenkeln und auf dem Kreutze, und andere Ovale auf der Schulter und längst dem Arme. Der Unterhals hatte Queerstreife, von denen einer sich von einer Seite bis nach der andern erstrekte und wie ein Halsband nahe an der Brust lag; dieser Theil, der Bauch, die vier Beine und die Füsse hatten blos schwarze Flecke, diese waren nach dem Ende zu weit gröſſer, als am Anfange des Schwanzes. Der Farbengrund war oben auf der Schnautze, dem Kopfe und Halse, auf dem Rücken, oben auf dem Kreutze und Schwanze falb, die Spitze des Schwanzes ausgenommen, die beynahe gänzlich schwarz war; die Grundfarbe unten und an den Seiten des Kopfes, des Halses und des Leibes, unten am Schwanze und an den Beinen überhaupt war weiß oder weißlicht; die Füsse hingegen hatten einen grauen Farbengrund, der mit einer leichten falben Schattirung untermenget war.

Das Weibchen war ein wenig kleiner; es hatte beynahe eben dieselben Farben, die auch auf gleiche Art vertheilet waren, aber sie stachen nicht so hervor; das Falbe war bleicher, das Weisse nicht so rein, die Streife waren schmäler und die Flecke von geringerem Umfange. Der schwarze Streif mitten auf dem Rücken war an verschiedenen Stellen unterbrochen; auf den Schultern und dem Kreutze waren keine ovale Figuren, die schwarz eingefaßt und in der Mitte getüpfelt waren, sondern blos runde schwarze Flecke, wie am Leoparden. Die Flecken am Ende des Schwanzes waren nicht so groß, und kurz, der ganze Balg war nicht so schön.

Der Margay und Guepard.

TAB. LIV.

Der Margay ist weit kleiner, als der Ozelot, und kommt der Gröſse und Leibesgestalt nach mit der wilden Katze überein. Er hat blos einen viereckigten Kopf, eine nicht so kurze Schnautze, ründere Ohren, und einen längeren Schwanz. Auch sein Haar ist kürzer, als das Haar der wilden Katze, hat eine falbe Grundfarbe, und ist mit Streifen, Strichen und schwarzen Flecken gezeichnet. Wie Fernandes sagt, so ist dieses Thier, wenn es ausgewachsen ist, nicht ganz so groß als eine Zibetkatze; und nach Markgrafs Berichte, der es richtiger verglichen zu haben scheinet, ist es so groß, als eine wilde Katze,

der

der es auch vermöge seiner natürlichen Gewohnheiten gleicht, indem es bloß von kleinem Wildprete und von Geflügel lebt. Es ist ungemein schwehr zu zähmen und verliehrt sein grimmiges Naturell niemals. Es wechselt sehr in Ansehung der Farben. In Guiana, in Brasilien, und in allen übrigen Provinzen des südlichen Amerika ist dieses Thier häufig. Es ist wahrscheinlich, daß das Thier, so man in Louisiana Pichu nennt, kein anderes seye; allein in gemäßigten Ländern ist seine Gattung nicht so häufig, als in heissen Erdstrichen

Es gibt noch ein Thier des grausamen Geschlechtes mit schönen Häuten, das dem Anscheine nach von dem Tiger, Panther, Leoparden, der Unze, dem Serval, Jaguar, Ozelot und Margay abgehet. Die Pelzer nennen es Gepard (Guépard). Herr von Büffon hat verschiedene Häute davon gesehen, die vermöge der Haareslänge den Luchsbälgen glichen; allein, sagt er, da an den Spitzen der Ohren sich kein Zöpfchen findet, so ist der Gepard kein Luchs, und eben so wenig ist er ein Panther oder Leopard: denn er hat nicht wie diese Thiere ein kurzes Haar, und unterscheidet sich von allen durch eine Art von Mähne oder durch ein vier bis fünf Zoll langes Haar, so er auf dem Halse und zwischen den Schultern hat; sein Haar am Bauche ist ebenfalls drey bis vier Zoll lang, und der Schwanz ist nach Proportion kürzer, als bey dem Pantherthiere, dem Leoparden und der Unze. Er ist beynahe so groß, als das leztere Thier, indem sein Körper ungefehr vierthalb Schuh in der Länge hält Uebrigens ist sein Balg, der ein sehr blasses Falb zum Grunde hat, so wie der vom Leoparden, mit schwarzen Flecken überstet, die aber näher bey einander liegen und kleiner sind, indem sie nicht über drey bis vier Linien im Durchschnitte haben.

Herr von Büffon ist auf die Gedanken gerathen, daß dieses Thier eben dasjenige seyn müsse, das Kolbe unter dem Namen des Tigerwolfes angezeiget hat, und von dem er also sagt: „Der Tigerwolf ist so groß, als ein gemeiner Hund, und bisweilen gröſſer. sein Kopf ist breit, wie der Kopf derer Doggen, die man in England gegen die Stiere kämpfen läßt; seine Kinnbacken, sein Maul, seine Augen sind groß, seine Zähne ungemein scharf; sein Haar ist kraus wie bey einem Pudel- oder Wasserhunde, und geflekt, wie bey dem Tiger (Leoparden); er hat breite und mit grossen Klauen bewehrte Tatzen, die er, gleich den Katzen, wenn er will, einzieht; sein Schwanz ist kurz — Der Löwe, der Tiger (Leopard) und der Leopard (Panther) sind seine Todfeinde, verfolgen ihn oft bis in seine Höhle, überfallen und zerreissen ihn „

Es ist dieses ein gemeines Thier in den Gegenden um das Vorgebürge der guten Hofnung: den ganzen Tag über hält es sich in Felsklüften oder in Löchern auf, die es selbst in die Erde gräbt: die Nacht über gehet es auf seine Beute aus; allein da es bey seiner Jagd hinter dem Wilde her heulet, so verräth es sich sowohl den Menschen, als den Thieren, und ist daher nicht schwehr zu vermeiden oder zu tödten. Uebrigens scheinet das Wort Gepard von Lepard hergekommen zu seyn, wie der Leopard manchmal von Holländern und Deutschen genennet wird. Herr von Büffon hat auch gefunden, daß es bey dieser Art Abfälle gibt, was nemlich die Grundfarbe des Haars und die Farbe der Flecken betrift; allein alle Gepard der besitzen den gemeinschaftlichen Charakter, daß sie unter dem Bauche lange Haare und oben auf dem Halse eine Mähne haben.

Der Caracal.

TAB. LIV.

Es ist in der Geschichte des Löwens von einem Thiere geredet worden, das man den Versorger oder Aufspürer des Löwen nennet. Dieses Thier ist der Caracal, der im Türkischen Karrahkulac oder Karacoulac, im Arabischen Gatel Challah; und im Persischen Siyagush heisset, welche Namen eine Katze mit schwarzen Ohren bedeuten. Ohngeachtet der Aehnlichkeit, die der Caracal in der Grösse, der Leibesgestalt, und in dem äusserlichen Ansehen des Kopfes mit dem Luchse hat, und ohngeachtet des besonderen, und so zu reden, einzigen Kennzeichens, das sich bey ihm, so wie bey jenem in einem langen Zopfe schwarzer Haare an der Spitze der Ohren zeiget, scheinen doch die Abweichungen, die sich zwischen beyden finden, den Schluß zu rechtfertigen, daß sie von verschiedenen Gattungen seyen. Der Caracal ist nicht gefleckt, länger und ganz von einer Farbe, seine Schnautze ist länglichter, sein Ansehen lange nicht so sanftmüthig und sein Naturell grimmiger; auch wird er allein in den heissesten Erdstrichen angetroffen.

Dieses Thier ist häufig in der Barbarey, in Arabien und in allen den Ländern wo der Löwe, das Pantherthier, und die Unze ihren Aufenthalt haben. Es lebt so, wie diese, vom Raube. Da es aber kleiner, und um ein gutes schwächer ist, so kostet es ihm mehr Mühe, sich seinen Unterhalt zu verschaffen. Es bekommt, so zu reden, nichts weiter, als was ihm die andern nachlassen, und ist oftmals genöthigt, sich an den Ueberbleibseln derselben zu begnügen. Dem Panther kommt es nicht nahe, weil dieser auch, wenn er völlig satt ist, seine Grausamkeit doch nicht verliehret. Dem Löwen aber gehet es nach, der niemals beleidiget, wenn er seine Mahlzeit vollendet hat. Der Caracal erhält die Ueberbleibsel von seiner Tafel, und begleitet ihn sogar bisweilen in einer geringen Entfernung. Da er über dieses ohne alle Mühe auf die Bäume kommen kan, so ist ihm der Grimm des Löwen nicht fürchterlich, weil ihn dieser nicht, wie der Panther, bis dahin verfolgen kan; und dieses hat Gelegenheit zu der Sage gegeben, daß der Caracal dem Löwen aufspüre.

Der Caracal ist so groß, als ein Fuchs, aber weit grimmiger und stärker. Man hat ihn öfters einen Hund von ansehnlicher Grösse anspringen, zerfleischen und in wenig Augenblicken umbringen gesehen, ohngeachtet dieser sich aus allen Kräften vertheidigte. Es erfordert viele Mühe, ihn zahm zu machen. Wenn er aber jung gefangen, und mit Sorgfalt auferzogen ist, so kan man ihn zur Jagd abrichten, wozu er von Natur geneigt ist, und eine glükliche Gelehrigkeit hat. Nur muß man Sorge tragen, daß man ihn auf keine andere Thiere, als solche los lasse, denen er gewachsen ist, und die sich gegen ihn nicht wehren können, denn so bald er Gefahr siehet, so will er nicht daran und versagt seine Dienste. Man bedient sich seiner in Indien, um Hasen, Kaninchen und sogar grosse Vögel zu fangen, die er erschleichet und mit einer sonderbaren Geschiklichkeit erhaschet. Thevenot, der, wie mehrere Reisebeschreiber, der Sage, die wir oben angeführet haben, Glauben zugestellet hat, sagt, daß man, wenn er dem Löwen rufe, die Stimme eines Menschen zu hören glaube, der einem andern rufe, nur daß seine Stimme heller seye.

Dieses Thier ist an dem Aeussersten seiner Schnautze weiß; der Obertheil und die Seite derselben, die Stirne und der Scheitel des Kopfes haben eine falbe mit Braun untermischte Farbe. Die Augen haben eine weisse Einfassung. Bey den Ecken des Maules findet sich ein Flek von eben der Farbe, und über dem Auge, an jeder Seite der Stirne, ein kleiner sehr schmaler weißlichter Streifen, der von vorn nach hinten geht. Die Ränder der Ohren sind weiß. Ihre äussere Seite ist schwarz, und die inwendige ist

in



Vrsus. Baer.

in der Mitte von weißlichter, an den Rändern von röthlichter falber Farbe. Der Oberhals und der Rücken haben eine falbe Farbe, die bisweilen ins Braune fällt. Diese Farbe bildet einen Streifen, der auf dem Wiederrisse von einem andern Streifen von gleicher Farbe in Form eines Mauleselkreutzes queer durchschnitten ist. Die Seiten des Halses und des Leibes, die äussere Seite der Beine und der Füsse haben eine Isabellen-Farbe, ausgenommen oben an der äussern Seite des Vorderarms und der Keule, welche röthlicht ist. Der Unterkinnbacken ist weiß; der Unterhals, der Bauch und die inwendige Seite der Beine sind weißlicht mit einer blassen Schattirung von Falben. Die Brust hat eine todte falbe Farbe mit braunen schwärzlichten Flecken, und der Schwanz ist röthlicht falb.

Der Bär.

In der Naturgeschichte des Bären sind die Schriftsteller fast mehr von einander verschieden, als in irgend einer andern, welches vermuthlich daher kommt, daß sie die Gattungen nicht unterschieden haben, und der einen bisweilen etwas zuschreiben, was der andern eigenthümlich ist. Man muß also vors erste den Landbär nicht mit dem Seebäre verwechseln, der gemeiniglich der weisse Bär, oder der Bär des Eismeeres genennet wird. Dieses sind zwey sehr verschiedene Thiere, sowohl in der Bildung des Körpers, als in ihren natürlichen Eigenschaften. Ferner muß man zum Unterscheide unter den Landbären zwo Gattungen, nemlich eine braune und eine schwarze annehmen, indem diese weder einerley Neigungen noch einerley natürliche Triebe haben, und daher nicht als Abfälle von einer einzigen und eben derselben Art, sondern als zwo verschiedene und besondere Gattungen betrachtet werden müssen. Ausserdem gibt es noch weisse Landbäre, die ohngeachtet der Aehnlichkeit der Farbe, die ihnen mit dem Seebären gemein ist, von diesen eben so sehr, wie die andern Bäre, in allen übrigen Stücken unterschieden sind. Diese weisse Landbäre werden in der grossen Tartarey, in Moskau, in Litthauen und den andern nördlichen Ländern gefunden. Sie werden nicht durch die strenge Kälte dieser Himmelsgegenden im Winter weiß, wie die Hermeline und die Hasen, sondern sie werden weiß gebohren. Man würde sie daher noch als eine vierte Gattung anzusehen haben, wenn es nicht auch Bäre mit einem braun und weiß gemischten Haare gäbe. Diese bestimmen also eine Mittelschlacht zwischen den weissen Landbären und den braunen oder schwarzen Bären, und folglich ist der weisse Landbär nur eine Abart von einer oder der andern dieser Gattungen.

Auf den Alpen findet man den braunen Bär zimlich häufig, aber selten den schwarzen, der im Gegentheile in den Wäldern der nördlichen Ländern von Europa und Amerika gefunden wird. Der braune ist grimmig und fleischfressend, der schwarze ist blos wild, und zeiget einen beständigen Widerwillen gegen den Genuß des Fleisches. Herr du Praz sagt davon in seiner Geschichte von Louisiana folgendermassen. Der Bär läßt sich zur Winterszeit in Louisiana sehen, indem der Schnee, der die nördlichen Länder bedekt, ihn hindert, seine Nahrung zu suchen, und ihn aus den mitternächtlichen Gegenden vertreibt. Er lebt von Baumfrüchten, unter andern von Eicheln und auch von Wurzeln. Seine köstlichsten Gerichte aber sind Honig und Milch. Ueber einem solchen Fund würde er sich eher tödten lassen, als ihn aufgeben. Ohngeachtet man das Vorurtheil hat, daß der Bär ein fleischfressendes Thier ist, so behaupten doch die Einwohner dieser Provinz und der benachbarten Länder das Gegentheil. Es ist niemals geschehen, daß diese Thiere Menschen gefressen haben, ohngeachtet ihrer Menge und des gröstten Hungers, von dem sie bisweilen gequälet werden, indem sie in diesem Falle nicht einmal das Fleisch auf den Schlachtbänken fressen. Zu der Zeit wie ich mich zu Natches aufhielt, war ein sehr harter Winter, und der Hunger machte, daß sie des Nachts in den Colonien herumliefen, und in die Höfe einbrachen, wenn sie nicht vest vermacht waren. Sie fanden daselbst Fleisch, so in

die Luft gehangen war, allein sie rührten es nicht an, und frassen blos Getraide, wenn sie dazu kommen konnten. — Sie haben niemals Thiere umgebracht, um sie zu verzehren u. s. w. Mr. du Praz sezt in einer Anmerkung hinzu, daß er seit der Zeit mit Gewißheit erfahren habe, daß es in den Gebürgen von Savoyen zweyerley Arten von Bären gabe, nemlich schwarze, wie die in Louisiana, die aber kein Fleisch frässen, und rothe, die eben so raubbegierig als die Wölfe wären; welches auch noch andere bestätigen.

Wormius berichtet, daß in Norwegen dreyerley Bäre bekannt wären. (von diesen wollen wir unten aus des Pontoppidans Naturgeschichte einen Auszug liefern). Der erste Bresdius seye sehr groß, nicht völlig schwarz, sondern braun, und nicht so schädlich als die andern, indem er von Kräutern und Blättern lebe. Der zweyte Uldgiersdius sey kleiner, schwärzer, fleischfressend, und falle oftmals Pferde und andere Thiere, besonders im Herbste, an. Der dritte Myrebiorn sey der kleinste von allen, aber nichtsdestoweniger schädlich. Er nähret sich, wie er sagt von Ameisen, und hat seine Lust daran, ihre Haufen umzustöhren. Man bemerkt, sezt er ohne Beweis hinzu, daß diese drey Arten sich miteinander vermischen, und Mittelgattungen zeugen; daß diejenigen, die Fleisch fressen, die Heerden anfallen, das Vieh insgesammt niederreissen, und nur ein oder zwey Stücke davon verzehren; daß sie aber bey alle dem auch Baumfrüchte geniessen, und am meisten zu fürchten sind, wenn die Vogelbeeren in grosser Menge sind, indem diese herbe Frucht ihnen die Zähne so stumpf macht, daß Blut und Fett allein diese Hinderniß im Fressen ihnen wieder benehmen. Man wird aus dem vorhergehenden schon schliessen können, welche Umstände von den angeführten zweydeutig zu seyn scheinen. Der P. Rzaczynski ein Pohle, und Herr Klein in Danzig, nehmen, wenn sie von den Bären ihres Landes reden, nur zwo Arten an, nemlich eine schwarze und eine braune oder rothe, und unter der leztern wieder grosse und kleine. Die schwarzen Bäre, sagen sie, sind die seltensten, und die braunen im Gegentheil sehr gemein. Die erstern sind die grösten und fressen Ameisen, die grossen braunen oder rothen Bären hingegen thun den meisten Schaden, und sind sehr raubgierig. Diese Zeugnisse sowohl, als die von dem Hrn. du Praz, wozu man den Dr. la Hontem thun kan, sind dem was Wormius sagt, gerade entgegen gesezt. In der That scheinet es ausgemacht zu seyn, daß die rothen, braunrothen, oder braunen Bäre, die sich nicht allein in Savoyen, sondern auch auf hohen Gebürgen, in grossen Wäldern und fast in allen Einöden finden, lebendige Thiere fressen, und sogar ihren Hunger mit stinkenden Aesern stillen. Die schwarzen Bäre haben gemeiniglich nur in kalten Ländern ihren Aufenthalt; die braunen oder rothen aber werden unter kalten und gemäßigten Himmelsstrichen, und wohl gar in den mittäglichen Gegenden gefunden. Bey den Griechen waren sie häufig; die Römer bekamen sie zu ihren Schauspielen aus Libyen; man findet sie in China, Japem, Arabien, Egypten, bis sogar in der Insel Java. Aristoteles redet auch von weissen Landbären und siehet diese Verschiedenheit der Farbe als einen Zufall an, der von einem Fehler in der Zeugung herrührte. Es gibt daher Bären in allen bergichten oder waldichten wüsten Ländern; man findet sie aber nicht in Reichen, die stark bewohnt und gut gebauet sind.

Der Bär ist nicht allein wild, sondern auch einsiedlerisch. Die Entfernung von aller Gesellschaft ist sein natürlicher Trieb. Er zieht sich aus den Gegenden zurük, wo Menschen hinkommen. Eine antike Höhle, in unersteiglichen Felsen, eine Grotte, die die Zeit in dem Stamme eines alten Baumes, mitten in einem dicken Walde gebildet hat, machen seine Wohnung aus. Hier nimmt er ganz einsam seinen Aufenthalt und bringt daselbst einen Theil des Winters ohne Nahrungsmittel zu, ohne daß er in verschiedenen Wochen herausgehet. Er ist indessen nicht erstarret oder ohne Empfindung, wie das Murmelthier und der Siebenschläfer. Da er natürlicher Weise fett und dieses gegen das Ende des Herbstes, da er in seine Höhle gehet, in einem ausserordentlichen Grade ist, so macht dieser Ueberfluß der Feiste, daß er seine Fasten hält, und nicht aus seinem Loche gehet, als bis er ausgehungert ist. Man gibt vor, daß die Bäre nach ungefehr vierzig Tagen ihre Höhlen wieder verlassen, aber daß die Bärinnnen vier Monate darinnen bleiben, indem sie daselbst ihre Junge werfen, welches doch schwehr zu glauben ist, wenn sie so lange nichts geniessen sollen. Man kommt darinn überein, daß sie während ihres Träch-

tigge-

tiggehens ausserordentlich feist sind, ausserdem eine sehr dicke Decke an ihrem Haare haben, die meiste Zeit schlafen, sich gar keine Bewegung machen, und folglich sehr wenig durch die Ausdünstung verliehren müssen. Allein, wenn es wahr ist, daß die Bäre nach verflossenen vierzig Tagen ausgehen, und durch den Hunger genöthiget werden, Nahrung zu suchen, so ist die Vorstellung nicht natürlich, daß die Bärinnen von eben diesem Mangel nicht noch heftiger gequälet werden sollten, nachdem sie gewölfet haben und durch die Säugung ihrer Jungen doppelt erschöpft werden, wofern man nicht annehmen will, daß sie einige davon mit ihren Häuten, und zugleich die ganze übrige Nachgeburt auffressen. Dieses aber scheint nicht wahrscheinlich, ob man gleich das Beyspiel an den Kiezen hat, die bisweilen ihre Jungen fressen. Uebrigens ist hier die Rede nur von der braunen Bärengattung, von der die Vaterbäre würklich die Jungen fressen, wenn sie eben gebohren sind, und sie dieselben in ihrem Lager finden. Die Bärinnen scheinen sie im Gegentheil bis zur Wuth zu lieben. Sie sind, wenn sie geworfen haben, grimmiger und gefährlicher, als die Mannbäre. Sie kämpfen und wagen sich in jede Gefahr, um ihre Jungen zu retten. Diese werden nicht ungestalt gebohren, und wachsen fast eben so geschwind, als die andern Thiere. Sie werden in dem Leibe ihrer Mutter vollkommen gebildet, und wenn also die Früchte, oder die jungen Bäre bey dem ersten Anblicke wie Klumpen geschienen haben, so ist die Ursache diese, daß der alte Bär selbst wegen der Masse, der Dicke und Unschicklichkeit des Leibes und der Gliedmassen nicht besser gebildet ist.

Die Bäre haben den Herbst zu ihrer Brunstzeit, und die Bärinn soll hitziger, als der Mannbär seyn. Man gibt vor, daß sie sich auf den Rücken lege, um ihn zu zu lassen, ihn fest an sich drücke, und nach einer geraumen Zeit erst wieder los lasse; allein es ist wohl gewisser, daß sie sich nach Art der übrigen vierfüßigen Thiere begatten. Man hat dieses sowohl, als die Art ihrer Geburt an gefangenen Bären gesehen, nur hat man noch nicht beobachtet, wie lange sie trächtig gehen. Aristoteles sagt von dreyßig Tagen. Es scheint aber zweifelhaft, denn erstens ist der Bär ein grosses Thier, und je gröser die Thiere sind, desto mehr Zeit wird zu ihrer Bildung in Mutterleibe erfordert. Fürs zweyte wachsen die jungen Bäre ziemlich langsam; sie folgen ihrer Mutter, und können ihres Beystandes in den beyden ersten Jahren nicht wohl entbehren. Drittens bringt der Bär nur wenig Junge zur Welt, nemlich eins, zwey, drey oder viere, und niemals über fünfe, eine Eigenschaft die ihm mit allen grossen Thieren gemein ist, die nur wenig Junge haben, und lange trächtig sind. Endlich lebt der Bär zwanzig oder fünf und zwanzig Jahre. Aus diesem allem sollte man wohl schliessen dürfen, daß das Trächtiggehen wenigstens einige Monate daure. Die Mutter scheinet übrigens für ihre Jungen sehr grosse Sorge zu tragen. Sie macht ihnen am Boden der Höhle ein Bette von Moos und Kräutern, und säuget sie so lange, bis sie im Stande sind, mit ihr auszugehen. Sie wirft im Winter, und im Frühlinge fangen die Jungen an ihr nachzufolgen. Der Bär und die Bärin wohnen niemals beyeinander. Jedes hat seine besondere Höhle, und sogar in einer grossen Entfernung von einander. Wenn sie keine Grotte zu ihrem Lager ausfinden können, so brechen sie Holz ab, oder sammeln es, um sich einen Kessel zu machen, den sie so lange wieder mit Kräutern und Blättern überlegen, bis sie ihn für das Wasser undurchdringlich gemacht haben.

Die Stimme des Bären ist ein Gebrumme, oder ein grobes Murmeln, das zum öftern mit einem Zähneknirschen untermenget ist, sonderlich alsdann, wann man ihn böse macht. Er ist sehr jähzornig, und sein Zorn hat allemal etwas von Wuth, und manchmal von Eigensinn an sich. Ohngeachtet er gegen seinen Herrn sanftmüthig und sogar gehorsam zu seyn scheinet, wenn er zahm gemacht ist, so muß man ihm doch niemals trauen, vornehmlich ihm nie auf die Spitze der Nase schlagen, oder an die Geschlechtstheile greifen. Man lehret ihn, sich aufrecht zu halten, allerhand Männchen zu machen, und zu tanzen. Er scheinet sogar den Klang der Instrumente zu vernehmen, und auf eine plumpe Art den Tack zu beobachten. Allein, wenn er diese Erziehung annehmen soll, muß er jung gefangen und sein ganzes Leben hindurch im Zwange gehalten werden. Ein alter Bär wird nicht mehr zahm. Er ist von Natur unerschrocken, oder aufs wenigste gegen die Gefahr gleichgültig. Der wilde Bär gehet nicht aus dem Wege und fliehet auch nicht, wenn er einen Menschen erblicket. Indessen will man sagen,

daß man durch den Schall des Pfeifens seine Aufmerksamkeit errege, ja ihn so weit in Verwunderung setze, daß er stille stehe, und sich auf die Hinterbeine richte. Alsdenn ist es Zeit ihn zu schiessen, und zu versuchen, ob man ihn tödten kan. Denn wofern er nur verwundet wird, so kömmt er und fällt wütend über den Schützen her, umklemmt ihn mit seinen Vordertatzen, und erstücket ihn, wenn man ihm nicht zu Hülfe eilet.

Man jagt und fängt die Bäre in Schweden, in Norwegen und in Pohlen auf verschiedene Art Am wenigsten gefährlich ist es, wenn man sie trunken macht, und Aquavit auf den Honig gießt, den sie vorzüglich lieben, und in den Stämmen der Bäume nachsuchen. In Louisiana und Canada, wo die schwarzen Bäre sehr gemein sind, und wo sie ihren Aufenthalt nicht in Höhlen, sondern in alten Bäumen nehmen, die an der Wurzel erstorben, und inwendig vermodert sind, fängt man sie auf die Art, daß man in ihren Wohnungen Feuer anleget. Da sie sehr leicht auf die Bäume kommen können, so nehmen sie ihr Lager selten der Erde gleich, sondern suchen sich bisweilen bis auf dreyßig oder vierzig Fuß in der Höhe einen Plaz dazu aus. Ist es eine Alte mit ihren Jungen, so steigt sie zuerst herunter; man tödtet sie aber, ehe sie an die Erde kommt. Die Jungen steigen ihr nach, und man fängt sie, indem man ihnen ein Strik um den Hals wirft, und nimmt sie mit sich, entweder um sie aufzuziehen, oder zu essen. Das Fleisch des jungen Bäres ist ein niedliches Gerichte. Das von den Alten ist eßbar; allein da es überall von einem ölichten Fette durchdrungen ist, so sind blos die Füsse, wegen ihres festern Fleisches, als ein Leckerbissen anzusehen.

Die Bärenjagd ist ohne viele Gefahr und von grossem Nutzen, wenn man einiger massen darinnen glüklich ist. Die Haut wird unter allen groben Pelzwerken am theuersten bezahlt, und die Menge Oel, so man von einem einzigen bekommt, ist sehr beträchtlich. Man läßt anfänglich das Fett und das Fleisch in einem Kessel zusamen kochen, worauf sich das Fett absondert. Nachher sagt Mr. du Praz macht man es klar, indem man, wenn es geschmolzen und recht im Sieden ist, ein gutes Maas Salz hineinwirft und Wasser dazu sprützet. Hierauf sprudelt es in die Höhe, und es steigt ein dicker Dampf auf, der den üblen Geruch des Fettes mit fort nimmt. Wenn der Rauch vorüber, und das Fett noch mehr als laulicht ist, gießt man es in einen Topf, worinn man es acht oder zehen Tage stehen laßt. Nach Verlauf dieser Zeit sieht man ein klares Oel oben schwimmen, das man mit einem Löffel abnimmt. Dieses Oel ist eben so gut, als das beste Baumöl zu gebrauchen. Unten findet man ein eben so weisses Schmalz, als das von Schweinen, nur daß es ein wenig weicher ist Es wird in der Kuche verbraucht, und ist weder von wiedrigem Geschmacke noch üblem Geruche. Mr. du Mont setzet hinzu, daß man bisweilen über hundert und zwanzig Töpfe dieses Oels oder Fettes von einem Bären bekomme; daß es sehr schön, sehr gesund und gut seye; nicht anders, als bey einer grossen Kälte gerinne, in diesem Falle ganz voller Körner, und von einer blendenden Weisse seye, und alsdenn auf Brod, wie Butter gegessen werde.

Die Menge des Fettes, womit der Bär beladen ist, macht ihn sehr leicht zum Schwimmen. Er sezt auch ohne Beschwerde über die Flüsse und Seen. Die Bäre in Louisiana, deren Farbe ein schönes Schwarz ist, schwimmen, nach dem du Mont, durch jeden Fluß, er mag noch so breit seyn. Sie sind auf die Frucht der Plaqueminiers sehr versicht. Sie steigen auf die Bäume, setzen sich auf einen Zweig als ob sie ritten, halten sich mit einer Tatze an demselben fest, und bedienen sich der andern, um die übrigen Zweige umzubiegen, und die Früchte ihrem Maule zu nähern Sie gehen auch oftmals aus den Wäldern, und kommen in die Colonien, um Patates und Mahis zu fressen. Im Herbste, wenn sie sehr feiste sind, können sie kaum gehen, wenigstens nicht so geschwind, als ein Mensch laufen. Sie haben bisweilen zehen Finger dickes Fett an den Seiten und auf den Lenden. Ihre Füsse sind unten dicke aufgequollen. Wenn man sie in der Gegend abhauet, so träufelt ein weisser und milchichter Saft heraus. Dieser Theil scheinet aus kleinen Drüsen zu bestehen, die wie Wärzchen gebildet sind, und hierinn ligt die Ursache, daß sie des Winters in ihren Höhlen beständig an den Tatzen saugen.

Bey dem Bäre sind die Sinne des Gesichts, des Gehörs und des Gefühls sehr vollkommen, ohngeachtet er, in Vergleichung mit der Masse seines Kör-

pers,

pers, ein sehr kleines Auge, kurze Ohren, eine dicke Haut und ein überaus dichtes Haar hat. Er hat einen vortreflichen und vielleicht feinern Geruch, als irgend ein anderes Thier, indem die innere Oberfläche des dazu gehörigen Werkzeuges sich ungemein weit ausdehnet. Man zählet daran vier Reihen beinerne Schichten, die durch drey senkrechte Blättchen von einander geschieden sind. Seine Beine und Arme sind fleischicht wie am Menschen, der Knochen des Strahls ist kurz, und macht einen Theil der Fußsohle aus. Er hat fünf dem Strahle entgegen stehende Zähen an den Hinterfüssen, und an den Vorderfüssen sind bey ihm die Knochen der Handwurzel gleich. Allein, der Daume ist nicht abgesondert, und der dikste Finger ist bey dieser Art von Hand aussen. Seine Finger sind dik, kurz und an den Händen sowohl, als an den Füssen gegen einander geschlossen. Seine Klauen (Krallen) sind schwarz, und von einer sehr harten überall gleichen Substanz. Er schlägt mit seinen Fäusten, wie der Mensch. Allein diese plumpen Aehnlichkeiten mit dem Menschen machen ihn nur noch ungestalter und geben ihm kein Ansehen vor anderen Thieren.

Das lange Haar, welches den Bär bedekt, verbirgt den Umkreiß fast aller seiner Gliedmassen. Ausser der Schnauze und den Füssen sieht man nichts deutlich Indeß erkennet man leicht, daß der Leib nach dem Maas der Länge dick ist, und daß die Beine kurz sind, indem die Vorderfüsse bis an das Faustgelenke, und die hinteren bis an die Mitte der Fußsohle auf der Erde ruhen. Der Kopf hat mit dem vom Wolfe einige Aehnlichkeit in seiner Bildung, und in der schrägen Lage der Augen, die aber kleiner als bey diesem Thiere sind Die Nase hingegen ist breiter, die Ohren sind kürzer und mehr gerundet; die Schnauze ist vorne aufgeworfen; die Nasenlöcher sind grösser, und ihre Oefnungen ganz anders, indem ihr äusserer Rand durch einen Einschnitt eingekerbt ist. Vom Halse ist wenig zu sehen, das oberste Rückengelenke aber scheinet sehr hervorzuragen; indem es mit einem langen und struppichten Haare besezt ist; das Kreuz läuft niedrig hinten zu, der Schwanz hat eine geringe Länge, und die Vorderfüsse sind ein wenig einwärts gebogen.

Der weisse Bär.

Der weisse Bär ist ein sehr bekanntes Thier unserer mitternächtlichsten Länder. Martens und einige andere Reisebeschreiber haben seiner erwähnet, aber keiner hat eine so genaue Beschreibung davon gegeben, daß man einen zuverlässigen Ausspruch thun könnte, daß seine Gattung von der Gattung des Bärs verschieden seye, zumal da die Farbe und selbst die Gewohnheiten der übrigen Bäre sehr verschieden sind. Dieser Bär der nordischen Meere lebet zwar von Fischen; er verläßt das Ufer des Meeres niemals, und oft wohnt er sogar in freyem Wasser auf grossen schwimmenden Eisschollen; allein dieses macht noch nicht, daß er von einer andern Gattung ist; denn der Fisch, den er frißt, ist vielmehr Fleisch; sein Fraß bestehet meistens in den Aesern von Wallfischen, Seekälbern u. d. gl. und die Savoyischen Bäre würden sich auf den Gebürgen von Spizbergen auch wohl genöthiget sehen, in dem Meere ihre Nahrung zu suchen, wenn sie weder andere Thiere, noch Getraide oder Früchte auf dem Lande fänden. Anderson sagt: diese weissen Bäre sind ganz anders gebildet, als die unsrigen; sie haben einen langen Kopf, wie der Hund, und einen eben so langen Hals; sie bellen fast wie die Hunde, wann sie heiser sind; sie sind über dieses auch schlanker und hurtiger, als die andern Bäre; ihre Grösse ist mit diesen fast einerley; ihr Haar ist lang und so weich als Wolle; ihre Schnautze, die Nase und die Klauen sind schwarz. Die übrigen Bäre sollen einen sehr weichen Kopf haben, aber bey den weissen ist das Gegentheil, denn ob wir ihnen gleich Streiche auf den Kopf versezten, die einen Ochsen hätten tödten können, so wurden sie doch gar nicht betäubt davon. Allein dieser Unterscheid, wenn auch die Umstände nicht vergrössert sind, ist noch nicht wichtig genug, eine andere Gattung auszumachen. Dithmar Blefken redet von diesen weissen Bären, und versichert, daß er einen in Grönland habe tödten sehen, der sich auf die hinteren Beine aufgerichtet habe, wie die übrigen Bären; aber er sagt nicht ein Wort, welches anzeigte, daß dieser

weisse grönländische Bär nicht eben so, wie die andern, wäre gebildet gewesen. Ausserdem jagen diese Thiere nicht im Meer, wenn sie einen Raub auf dem Lande finden; sie fressen die Rennthiere und andere Thiere, die sie bekommen können; sie fallen selbst die Menschen an, und graben todte Körper aus; aber der Mangel in dem sie sich oft in diesen unfruchtbaren und öden Gegenden befinden, nöthiget sie, sich an das Wasser zu halten, sie werfen sich heim, Seekälber, junge Morsen u. d. gl. zu erhaschen; sie legen sich auf Eisschollen wo sie dieselben erwarten, und von welchen sie dieselben von weitem sehen können, und so lange sie finden, daß ihnen dieser Posten einen reichen Unterhalt bringt, verlassen sie ihn nicht; so, daß wenn das Eis im Frühjahre anfängt los zu werden, sie sich mit demselben forttreiben lassen; und da sie das Land nicht mehr gewinnen, noch den Eisschollen auf lange Zeit verlassen können, so kommen sie im Meere um, und die so mit dem Eis an die Küsten von Island oder Norwegen getrieben werden, sind so ausgehungert, daß sie sich über alles, was ihnen in den Weg kommt, herwerfen, um es zu verschlingen, und dieses hat auch das Vorurtheil vermehren können, daß diese Seebäre von einer wilden und raubgieriger Gattung wären, als die gemeine ist. Einige Schriftsteller haben sogar feste geglaubt, daß sie Amphibien wie die Seekälber wären, und so lange unter Wasser bleiben könnten, als es ihnen beliebte; allein man siehet das Gegentheil davon sehr klar, aus der Art sie zu jagen; Sie können nur sehr kurze Zeit schwimmen, und über eine Meile (lieue) nicht aushalten; man verfolgt sie mit einer Schalupe, und ermüdet sie; wenn sie nicht Luft schöpfen müßten, so würden sie untertauchen, und auf dem Grunde ausruhen; so aber tauchen sie nur auf einige Augenblicke unter, und lassen sich, aus Furcht zu ersaufen, oben auf dem Wasser tödten.

Der gewöhnliche Raub der weissen Bäre sind die Seekälber, die nicht stark genug sind ihnen zu widerstehen; aber die Morsen oder Wallrosse, denen sie manchmal ihre Junge rauben, durchbohren sie mit ihren langen Zähnen und jagen sie in die Flucht; eben so gehet es ihnen mit den Wallfischen, die ihnen wegen ihrer Masse überlegen sind, und sie überall wo sie selbst wohnen, vertreiben, doch stehlen ihnen die Bäre manchmal ihre Jungen und fressen sie. Alle Bäre haben von Natur viel Fett, und diese, die nur von Thieren leben, die mit Oele überladen sind, haben mehr als die übrigen; es gleichet auch beynahe dem vom Wallfische. Das Fleisch dieser Bären soll kein übles Gerichte seyn, und ihre Haut ist ein sehr warmes und dauerhaftes Pelzwerk.

Nun wollen wir noch unser Versprechen in Absicht auf die Nachrichten, die der Bischof Pontoppidan von dem Bäre ertheilet hat, erfüllen. In Norwegen, sagt er, findet man dieses Thier überall, am meisten aber in den Stiftern Bergen und Drontheim, und es ist zweyerley, nemlich Hestebiörn (Pferdebär) der etwas gröſſer ist, und Myrebiörn (Ameisenbär).

Beyde Arten sind sehr grimmig, gefräßig, stark und vorsichtig; so daß die Norwegischen Bauren zu sagen pflegen, der Bär besitze zweener Männer Witz und sieben Männer Stärke. Die Haare der nordischen Bäre sind entweder dunkel- oder hellbraun, zuweilen graulicht und an den Enden weiß wie Silber, und diese Art ist die schönste. Der Kopf des Bäres gleichet einigermassen dem Schweinskopfe, und sein Gang ist auch dem Gange der Schweine ähnlich; er hat kleine Augen, kurze Ohren, einen weiten Rachen, starke Lenden, seine gröste Stärke aber ist in den Vorderfüssen und in den Tatzen.

Von den Bauren sagt Pontoppidan, habe er einstimmig gehört, daß die Bärin ihre Jungen nur einen Monat trage, zwey oder drey werfe, die aber blind, ganz nackend und sehr klein und ungestalt seyen; daß sie die Mutter hierauf beständig lecke, und sie hernach mit den Tatzen an ihre Brust halte, entweder um sie zu erwärmen, oder wie andere glauben, ihnen die Brüste zu reichen, die ihnen unter dem Vorderleibe weit hervor hängen. Ob diese Umstände, die zum Theil dem Herrn von Büffon widersprechen, alle gegründet seyen, wollen wir im Zweifel lassen. So lange die Auffütterung der Jungen währet, heißt es weiter, so lange ist es am gefährlichsten den Alten zu begegnen. Sie suchen alsdenn die Menschen auf, anstatt, daß sie sich sonst nur gegen sie vertheidigen; am meisten stellen sie den schwangern Weibern nach, deren Zustand sie riechen können, und ihre Frucht ist ihnen ein Leckerbissen. Der Herr Bischof bestätigt dieses unter andern auch mit der Erfahrung

eines Priesters, der eine schwangere Frau zu einem jungen sehr zahmen Bär an die Kette führte, welcher so wüthend wurde, daß man sich genöthiget sahe ihn zu erschiessen. Sonst ist das schöne Geschlecht gemeiniglich gegen dem Bär sehr verwegen, und verfolgt ihn oft mit Geschrey und einem Prügel in der Hand, um ihm seinen Raub abzujagen, welches nicht selten gelingt. (*) Wenn aber der Bär allzugefräßig und grimmig ist, und sich gegen die Weibspersonen umwendet, so wissen sie ein Rettungemittel zu ergreifen; nemlich sublatis vestimentis, ostendunt id, quod reconditum vult natura, wie sich Herr Pontoppidan darüber ausdrücket. Wir wollen dem Herrn Verfasser das nicht widersprechen, was er aus ganz sicherer Erfahrung erzählet, aber ob der Grund nicht mehr in der sonderbaren Stellung die sie annehmen müssen und in den aufgehabenen Kleidern, dadurch sie vielleicht den Bär bestürzt machen, als in dem liegt, was der Verfasser glaubt, ist eine andere Frage, und uns dünkt, das erstere seye wahrscheinlicher, da wir wissen, daß man sich manchmal gegen den Anfall eines Hundes schützen kan, wenn man den Huth zwischen die Zähne nimmt u. d. gl. Uebrigens muß man diesen Glauben nicht zu allen Zeiten in Norden gehabt haben, sonst wüßten wir nicht, wie man dem Saxo hätte nachschreiben können, der dem Sueno einen Stammvater gibt, den ein Bär mit einem geraubten Mädchen gezeugt haben solle.

Man sagt der Bär solle einem Kinde niemals Schaden zufügen. Er lebt im Nothfalle von Wurzeln, Gras und Kräutern u. s. w. Allein dasjenige, was ihm am besten schmekt, sind Schafe, Ziegen, Kühe und Pferde Die leztern aber überwinden ihn oft. Denn, wenn ein Pferd einen Bär in der Nähe wittert, und es hat Stutten oder Füllen bey sich, so jagt es diese hinter sich zusamen, und darauf greift es seinen Feind mit den Vorderfüssen an, welche es als ein paar Trommelstöcke braucht, damit zuzuschlagen. Oft aber behält auch der Bär die Oberhand, besonders wenn ihm das Pferd den Hintertheil zukehret. Denn alsdann springt der Bär auf das Pferd, und hält sich auf dessen Rücken feste; welches denn mit ihm fortlaufen muß, bis es endlich, nachdem es sich verblutet hat, zu Boden stürzt. Der Bär sauget den erlegten Thieren zuerst das Blut aus, und hernach schleppt er den Rumpf in seine Höhle. Wenn sein Weg dahin aufwärts oder durchs Gebüsche gehet, und er das Aas nicht mit sich fortschleppen kan, so geht er aufrecht, wie ein Mensch, und hält das ganze Pferd vor sich in seinen Pfoten; woraus man auf seine grosse Stärke schliessen kan. Er fällt nicht, wie der Wolf thut, auf ein fremdes Aas Er ist auch nicht so beissend, und bricht nicht so ein wie dieser; daher er auch nicht so sehr wie der Wolf gefürchtet wird, der dessen Nachbarschaft gerne vermeidet, weil der Bär sein Zuchtmeister ist. Man hat dem Herrn Bischof aus Bordne in Rögsund berichtet, daß ein alter Grás-Biörn (Grasebär) die Heerde viele Jahre als ein Wächter begleitete, und oft ganz zahm dabey stand, wenn die Magd das Vieh melkte, daß er ferner den Wolf allezeit verjagte, und allein im Herbst, wenn er sein Winterlager bald suchen wollte, eine Ziege oder ein Schaf zum Hirtenlohn aus der Heerde heraus nähme. Ob die Sage aber richtig ist, daß der Bär überhaupt so billig seye, daß er in seiner ihm zugehörigen Gegend einen einzigen Mann, auch nur ein einziges Stük nehme, daran erlauben wir unsern Lesern zu zweifeln: es müßte denn seyn, daß er sich an keine Heerde mehr getraute, die ihn schon als Räuber kennet.

Nun kommen Wunderdinge die man von dem Verstand des Bäres in Norwegen erzählt. Er lieset aus einem Haufen von Kühen diejenige aus, die die Glocke am Halse trägt und durch ihr Geläute die nahe Gefahr zu erkennen gibt. Diese Glocke reißt er ihr vom Halse, und klopft sie mit seiner Pfote flach, damit sie nicht mehr zu seinem Verräther dienen kan. Er schießt ein geladenes Gewehr ab, das er einem Schützen hat abnehmen können. Wenn er von zween oder drey Schützen zugleich angegriffen wird, und einer von ihnen auf ihn geschossen hat,

(*) Von den Kamtschadalischen Bären sagt Kraschenenikow, daß sie so artig seyen, daß sie niemals ein Frauenzimmer feindlich anfielen, und ihnen höchstens die Beeren, die sie sammelten, wegfrässen; ob sie gleich sonst Leute, die sie schlafend fänden, tödteten.

hat, so greift er den Wehrlosen an, hält ihn in seinen Pfoten vor sich in die Höhe und zieht sich rüklings zurük. Fühlet er, daß er tödlich verwundet ist, so nimmt er einen schwehren Stein in die Pfoten, und stürzt sich damit in das Wasser, wenn eines in der Nähe ist, um seinem Mörder die Haut zu entziehen. Er schwimmt gut, und begibt sich oft in die Ströhme, Fische zu fangen; ob aber die weissen Bäre, die man in Finmarken antrift von grönländischer Herkunft, und einen so weiten Weg über die See geschwommen seyn sollten? daran zweifelt der Herr Bischof; weil der Bär, wenn er über ein Wasser eine halbe Meile weit schwimmt, so sehr ermüdet, daß er wenn ihm ein Boot begegnet, sich bemühet hineinzukommen, um in demselben auszuruhen; und wenn es ihm gelingt, sich ganz stille und furchtsam niedersezt, welches ihn aber gar oft seine Pfoten kostet, die ihm der Bauer, ehe er hinein kommt, abhauet. Von seinem Lie oder Winterlager sagt der Herr Bischof mit dem Herrn von Büffon einerley, nur daß er ihm einen ganze Wochen langen und so tiefen Schlaf zuschreibet, daß man ihn auch mit Geschoß und Wunden kaum aufwecken kan. Er sezt hinzu, daß von dem Saugen seine Kammer oder Tatzen, die ordentlich einen weissen Schaum von sich geben, so wund und zart werden, daß er, wenn er im Frühjahre auszugehen anfange, er kaum auf die scharfen Steine treten könne, und alsdenn gleichsam lahm und hinkend gehe. Zu der Zeit seye auch sein Magen von langem Fasten krank und zusamen geschrumpft. Er wisse aber auch sein Heilungsmittel in einem Ameisenhaufen zu finden, den er ganz verschlinge, damit die Ameisen sein Eingeweide durchwandern und es reinigen und stärken.

Von ihrer Jagd sagt er folgendes. Wenn die Bauern auf die Bärenjagd gehen, so sind ihrer gemeiniglich zwey bis drey beysamen, um einander zu helfen, wenn einer einen Fehlschuß thun sollte, und alsdann ermüden sie ihn Anfangs mit einigen kleinen dazu abgerichteten Hunden, welche er am meisten fürchtet, weil sie ihm unter den Leib laufen, und ihn bey dem Geschlechtstheile anpacken. Grosse Hunde ergreift er bald und zerreißt sie. Wenn ihn nun diese mit Springen und Unterlaufen ermüdet haben, so stellt er sich mit dem Rücken an einen Baum, oder Felsen, reisset Steine oder Erde heraus und wirft damit um sich, sich der kleinen Hunde zu erwehren, und alsdann schiesset der Schütze auf ihn. Trift er ihn unter den Vorderbug oder bey dem Ohre, so fällt er sogleich, sonst aber macht ihn seine Wunde nur grimmiger, und er verfolgt den Schützen, und dieser muß sich, wenn man ihm mit keinem andern Schusse zu Hülfe kommt, so gut er kan, mit seiner Büchse wehren, oder sich mit seinem Schneidemesser, das der nordische Bauer wie einen kleinen Dolch an einer meßingen Kette allezeit an der Seite trägt, vertheidigen, und es dem Bär in seinen offenen Schlund zu stossen suchen. Gelingt dieses nicht, so kostet es dem Bauer das Leben, und der Bär reißt ihm insgemein plözlich mit seinen Klauen den Nacken auf und nimmt ihm Haut, Haare und Fleisch über den Kopf und übers Gesicht bis an den Hals auf einmal ganz hinweg. Zuweilen begnüget sich der Bär daran, daß er seinen überwundenen Feind mit seinen Tatzen so lange zerprügelt, bis er stirbt, oder todt zu seyn scheinet, und wenn er keinen Odem mehr bemerkt, so läßt er von ihm ab. Ist aber der Bauer Sieger, welches öfter geschieht, so zieht er dem Bär die Haut ab, und heftet den Kopf als ein Siegeszeichen an den Giebel seines Hauses. Ein fetter Bärschinken gehöret auf den Hochzeiten zu den herrlichen Gerichten.

Wir haben diesen Auszug um so mehr umständlich machen wollen, da die Nachrichten von einem Manne herrühren, der die Bäre in der Nähe hat kennen lernen, ob er gleich vielleicht manchmal mehr glaubte, als er sollte.

Der Wolf.

Der Wolf.

Der Wolf ist eines der allerfleischgierigsten Thiere; und wiewohl ihn die Natur in Stand gesetzet hat, diesem Triebe genug zu thun, indem sie ihm Waffen, List, Behendigkeit und Stärke verliehen hat; so ist er dennoch oft genöthiget für Hunger zu sterben, weil ihn der Mensch beständig verfolget, und ihn zwingt, seinen Aufenthalt in Wäldern zu suchen, wo er nur einige wilde Thiere antrift, die ihm noch oft vermöge ihrer Geschwindigkeit entfliehen. Von Natur ist er plump und feige; aber die Noth macht ihn sowohl sinnreich, als beherzt. Wenn ihn der Hunger drükt, scheuet er keine Gefahr, und waget Anfälle auf Thiere, die unter der Hut des Menschen stehen, insonderheit auf diejenigen, welche er leichtlich hinwegzutragen vermag, als die Lämmer, kleine Hunde, und junge Ziegen, denn der erwachsene Ziegenbok widersezt sich ihm mit seinen Hörnern, und bringt ihn öfters zur Flucht. Gelingt es ihm, so kommt er so oft wieder bis er endlich von Menschen oder Hunden verwundet, oder aufgejagt, und übel zugerichtet wird; alsdenn hält er sich den ganzen Tag über in seinem Lager inne, verläßt dasselbe nur bey Nacht, läuft auf den Fluren herum, schleicht sich um die Wohnplätze, raubet die Thiere, die er ohne Hüter antrift, fällt die Schäfereyen an, scharret die Erde unter den Thüren hinweg, und gräbt sich ein Loch, durch welches er wüthend in den Schafstall dringt, und alles erwürget, ehe er sich entschließt, seinen Raub auszusuchen und hinweg zu schleppen. Bringen ihm diese Streifereyen nichts ein, so begibt er sich wieder in den dikSten Wald, belauret die wilden Thiere, suchet, spüret und jagt sie auf, in der Hofnung, daß ein anderer Wolf dieselben auf der Flucht anhalten werde. Endlich wenn der Mangel zu sehr überhand nimmt, so kennt er keine Gefahr, überfällt Weibspersonen und Kinder, und greift manchmal sogar Mannspersonen an, und der Bischof Pontoppidan versichert, daß er nicht selten ein Pferd vom Schlitten wegraube, oder Bauerhunde von der Kette wegfresse; er geräth in Wuth durch dergleichen wüthende Anfälle, deren Ende gemeiniglich die Raserey und der Tod ist.

Der Wolf gleicht, sowohl nach dem Innerlichen als dem Aeusserlichen dem Hunde so sehr, daß er nach einerley Form gemacht zu seyn scheinet. Das Naturell aber ist so sehr unterschieden, daß sie einander nicht nur nicht leiden können, sondern sich auch aus einem natürlichen Triebe hassen.

Einen jungen Hund überläuft ein Schauer beym ersten Anblicke des Wolfes, dessen blosser Geruch, ob er ihm gleich neu ist, demselben so sehr zuwider ist, daß er davon läuft, und sich zitternd zwischen die Beine seines Herrn schmiegt. Einem Bauerhunde, welcher sich auf seine Kräfte verläßt, steigen die Haare, wie man zu reden pflegt, zu Berge, und er thut alles mögliche um sich von einer so verhaßten Gegenwart zu befreyen; sie begegnen einander niemals, ohne die Flucht zu nehmen, oder zu kämpfen; und dieses geschiehet mit solchem Grimme, daß einer oder der andere auf dem Platze bleiben muß. Wenn der Wolf sieget: so zerreißt und verzehrt er seinen Raub; der Hund hingegen ist großmüthiger; er läßt seinen Feind liegen, um den Raben, oder auch andern Wölfen zur Speise zu dienen, denn sie fressen einander selbst; und wenn ein Wolf tödtlich verwundet ist, folgen die andern der Spur des Schweisses nach, und laufen Haufenweise hinzu, um ihm den Rest zu geben. Der Wolf, wenn er jung gefangen worden, wird zahm; aber er hält sich nicht zu den Menschen; er nimmt mit den Jahren sein wildes Wesen wieder an, und kehret, so bald er kan, in seinen wilden Zustand zurük. Der Wolf hasset allen Umgang, er geselle sich nicht einmal zu seines gleichen: wenn man ihrer viele beysamen findet, so ist es ein kriegerischer Trupp, welcher unter einem gräßlichen Geheule sich versammelt, und zeiget an, daß sie entweder ein grosses Thier, als einen Hirsch oder Ochsen anzufallen gesonnen sind,

oder sich einen furchtbaren grossen Bauerhund vom Halse schaffen wollen. So bald sie ihren Feldzug gethan haben, trennen sie sich, und kehren stillschweigend nach ihrer Einöde zurük. Sogar das Männlein und Weiblein gehen wenig mit einander um; sie begatten sich jährlich ein einziges mal, und bleiben nur eine kurze Zeit beysamen. Die Wölfinnen werden im Winter hitzig; einem einzigen Weibchen gehen viele Männchen nach, und bey dieser Gelegenheit gehet es sehr blutig her; denn sie machen einander das Weibchen aufs äusserste streitig: sie murren, knirschen mit den Zähnen, kämpfen, und zerreissen einander, und es trägt sich vielmal zu, daß sie denjenigen, welchen das Weibchen ihnen allen vorzieht, in Stücken zerreissen. Gemeiniglich fliehet dasselbe lange Zeit vor ihnen, ermüdet alle, die sich um sie bewerben, und unter der Zeit, daß die andern schlafen, begibt sie sich mit dem munterſten, oder dem geliebteſten, bey Seite.

Das Ranzen dauret nicht länger als zwölf oder fünfzehn Tage; die ältern Wölfinnen machen den Anfang; die jüngern werden am spätesten hitzig. Die Männchen haben keine bestimmte Ranzzeit, sie könnten sich zu allen Zeiten begatten; sie vermischen sich mit einem Weibchen nach dem andern, so wie dieselben dazu tüchtig werden. Zu Ende des Christmonats machen sie sich an die alten Wölfinnen, und beschlieſſen mit den jüngern im Hornung und Anfang des Märzes. Sie sind ungefehr drey und einen halben Monat lang trächtig oder dicke; und man findet neugebohrne Wölfe vom Ende des Aprils bis an den Heumonat. Dieser Unterscheid in der Dauer des Trächtiggehens zwischen den Wölfinnen, welche länger, als hundert Tage, und den Bezen, welche nicht viel über sechzig Tage trächtig sind, beweißt, daß der Wolf und der Hund, welche ohne diß schon von verschiedenem Naturelle sind, auch, in Ansehung des Temperaments, und einer der vornehmſten Folgen der Einrichtung des thierischen Baues, von einander abweichen. Der Hund und die Wölfin können sich weder mit einander belaufen, noch eine Frucht zeugen; es gibt zwischen ihnen keine mittlere Arten, sie haben ein ganz widriges Naturell, und unterschiedenes Temperament. Indessen wäre doch Herr Daubenton bey der genauen Betrachtung, sowohl des Aeusserlichen, als des Innerlichen, und der Vergleichung die er mit beyden theils Männchen, theils Weibchen angestellt, geneigt gewesen, aus der Aehnlichkeit ihrer Bildung zu schlieſſen, daß sie von einerley Gattung wären, wofern ihn nicht ein Versuch des Herrn von Büffon, der unten vorkommen wird, davon abgehalten hätte. Ferner lebet der Wolf länger, als der Hund; die Wölfinnen tragen jährlich nur einmal, die Bezen zoey oder dreymal. Diese merkliche Unähnlichkeiten sind hinreichend darzuthun, daß diese Thiere genugsam von einander entfernte Gattungen sind; ausserdem entdekt man ohne Mühe, daß der Wolf sogar dem äusserlichen Ansehen nach von dem Hunde durch wesentliche und beständige Merkmale sich unterscheidet. Der Kopf siehet ganz anders aus, und die Gestalt der Knochen ist gleichfalls unterschieden. Die Augengrube beym Wolfe hat eine schräge Lage, der Rand derselben (Orbita) ist schiefliegend; der Wolf hat funkelnde, und bey Nacht leuchtende Augen; er heulet anstatt zu bellen; er bewegt sich auf eine ganz andere Art, sein Trab ist gleicher und beständiger, obgleich geschwinder und eilfertiger; der Leib ist weit stärker und weicher; die Glieder sind fester, die Kinnbacken und Zähne gröſſer, und das Haar ist dichter und härter; hingegen hat er nicht, wie Aristoteles vorgibt, ein einziges Bein, so in einem Stük fortgehet, im Halse; sondern er hat wie der Hund und alle vierfüßige Thiere, viele Wirbelbeine, und kan den Hals eben so bewegen und biegen, nur findet man zuweilen, daß ein Lendenwirbelbein an das nächste Wirbelbein befestigt ist.

In der Bildung der innern Theile kommen der Hund und der Wolf sehr miteinander überein. Die Wölfe paaren sich wie die Hunde; sie haben, wie jene, eine beinerne Ruthe, welche mit einer Wulst umgeben ist, die aufschwillt und verhindert, daß sie nicht von einander kommen können. So bald die Wölfinnen werfen oder wölfen wollen, so suchen sie im dikſten Walde einen dichtbewachsenen Ort zum Lager, mitten in demselben machen sie einen ziemlichen Raum ganz eben, indem sie die Dornen mit den Zähnen (Faugen) abbeissen und ausreissen; nachmals legen sie eine grosse Menge Mooß darauf, und verfertigen ihren Jungen ein bequemes Lager; sie bringen insgemein fünf oder sechs Junge, manchmal sieben, achte und sogar neune

zur

zur Welt, und nie weniger als drey; sie werden blind, wie die Hunde, gebohren, die Mutter säuget dieselben etliche Wochen, und lehret sie bald Fleisch fressen, welches sie ihnen vorkäuet. Einige Zeit hernach bringt sie ihnen Hamster, junge Hasen, Rebhüner, und lebendiges Federvieh; die jungen Wölfe spielen anfangs damit, und würgen es zulezt, hierauf pflükt sie die Wölfin, löset die Haut ab, zerreißt dieselben, und gibt einem jeden Jungen seinen Antheil. Sie verlassen ihren Geburtsort nicht eher, als nach sechs Wochen, oder zween Monaten; alsdenn folgen sie ihrer Mutter nach, welche sie aus einem hohlen Baume, oder nahe gelegenen Sumpfe zur Tränke, und entweder wieder an ihren Ort führet, oder nöthiget, sich anders wo zu verbergen, wenn sie einige Gefahr besorgt. Solchergestalt folgen sie ihr viele Monate hindurch. Wenn man auf die Jungen losgeht, so vertheidiget sie die Mutter aus allen Kraften, und sogar mit Wuth wiewohl sie sonst, wie alle Weibchen, furchtsamer als das Männchen ist. Die Jungen verlassen ihre Mutter auch nicht, als wenn sie erwachsen sind, und sich stark genug dünken, ihres Schutzes entbehren zu können; dieses geschiehet gemeiniglich nach zehn Monaten, oder in einem Jahre, wenn sie die ersten Zähne oder Fänge wieder bekommen haben, welche ihnen im sechsten Monate ausfallen, und wenn sie Stärke, Waffen und Geschiklichkeit genug besitzen, selbst auf den Fang auszugehen. Sie scheinen sich dazu durch verschiedene Uebungen geschikt zu machen, und Gesner versichert von einem zuverläßigen Augenzeugen gehört zu haben, daß ein Wolf ein dreyßig bis vierzig Pfunde schwehres Stück Holz ergriffen habe und damit öfters über einen dicken gefällten Baumstamm gesprungen seye; endlich da er sich für geübt genug gehalten, habe er sich verstekt, bis eine wilde Saue mit Jungen von verschiedenem Alter in das Haberfeld gegangen seye, alsdenn seye er plözlich hervorgesprungen, habe eines von den Jungen, das ungefehr dem Holze am Gewichte gleich gekommen, ergriffen, mit ihm über den abgehauenen Stamm gesezt, und dasselbe im Verborgenen dort aufgezehret.

Die Männchen und Weibchen sind in einem Alter von zwey Jahren zum Zeugen tüchtig. Vielleicht sind es auch die Weibchen noch früher: doch ist gewiß, daß sie aufs höchste erst im zweyten Winter ihres Lebens hizig werden, und die Wölfinn, die Herr von Büffon hat auferziehen lassen, ist es erst im dritten Winter, und also in einem Alter von dritthalb Jahren worden. Die Jäger versichern, daß allemal mehr junge Wölfe, als Wölfinnen auf einmal zur Welt kommen. Sie melden auch, daß es Wölfe gebe, welche, so bald die Ranzzeit angehet, sich zu ihrem Weibchen halten, und dasselbe so lange, bis es wölfen will, begleiten; daß alsdann die Mutter sich bey Seite mache, und ihre Jungen sorgfältig verberge, damit sie der Vater bey der Geburt nicht auffresse; aber daß derselbe, so bald sie gebohren worden, Neigung zu ihnen trage, ihnen zu fressen bringe, und wenn die Mutter nicht mehr vorhanden, ihre Stelle vertrete, und an ihrer Statt für die Jungen sorge. Herr von Büffon will aber diese Dinge nicht für gewiß angeben.

Diese Thiere, welche zwey oder drey Jahre zu wachsen haben, leben fünfzehn bis zwanzig Jahre. Die Wölfe werden im Alter weiß, und bekommen ganz abgenuzte Fänge. Sie schlafen, wann sie satt oder ermüdet sind, aber mehr bey Tage, als bey Nacht, und sie haben allezeit einen leichten Schlaf; sie saufen oftmals, und bey einfallender Dürre, da in den Wagenleisen und alten Baumstämmen kein Wasser befindlich ist, besuchen sie die Sümpfe und Bache öfters. Wiewol sie sehr gefräßig sind, so können sie sich doch leichtlich mit weniger Kost behelfen; sie können vier oder fünf Tage hungern, woferne sie nur keinen Mangel an Wasser leiden. Der Bischof Pontoppidan versichert, daß sie, wenn sie in dem Falle seyen lange hungern zu müssen, Leimen fressen, wenn sie welchen finden können; da nun dieser unverdaulich seye, so bleibe er in dem Gedärme liegen, bis der Wolf Fleisch fresse, welches den Leimen mit Gewalt forttreibe, und alsdenn höre man ihn vor Schmerzen erbärmlich heulen; man könne auch die Ursache seines Heulens leichtlich in seinem Kothe sehen. Er setzet hinzu, daß nicht lange ehe er dieses geschrieben, ein Bauer bey Vandelven auf Sundmöer einen Wolf gesehen, der so krank und ohnmächtig gewesen, daß er kaum von der Stelle habe kommen können. Der Bauer habe den Wolf getödet, und seye neugierig genug gewesen, ihm den Bauch zu öfnen, um zu sehen, was er gefressen hätte, habe aber nichts anders, als Moos von den Klippen, wel-

welches mit einigen Knospen von Birken vermischt gewesen, gefunden.

Der Wolf besizt viel Stärke, zumal in den Vordertheilen des Leibes, in den Mäuslein des Halses und des Kinnbackens Er trägt einen Hammel in seinem Rachen, ohne daß derselbe die Erde berühre, und lauft zu gleicher Zeit schneller, als die Schäfer, so daß ihn nur die Hunde einholen und ihn nöthigen können, seinen Raub fahren zu lassen. Er beisset grausam, und allezeit desto grimmiger, je weniger man ihm Widerstand thut; denn bey Thieren, die sich vertheidigen können, wendet er mehr Behutsamkeit an. Er ist für sich besorgt, und läßt sich nur aus Noth, niemals aber aus Herzhaftigkeit in einen Kampf ein; wenn man ihn anschießt, und ihm mit der Kugel ein Glied zerschmettert, so erhebt er ein Geschrey, und wenn man ihn mit Schlägen vollends hinrichtet, so jammert er gleichwol nicht, wie der Hund; er ist härter, nicht so empfindlich und von stärkern Gliedmassen; er geht, trabet, schleicht ganze Tage und Nächte umher; er ist nicht zu ermüden, und unter allen Thieren vielleicht am schwersten durch Hetzen zu bezwingen. Der Hund ist sanftmüthig und herzhaft, der Wolf aber, seiner Wildheit ungeachtet, verzagt. Wenn er in Fallstricke geräth, ist er so sehr, und so lange Zeit bestürzt, daß man ihn ohne einigen Widerstand tödten, oder lebendig fangen kan, ohne daß er sich vertheidigte; man kan ihm ein Halsband anlegen, ihn an Ketten schliessen, ihm einen Maulkorb anthun, und ihn hernach, wohin man will, leiten, ohne daß er sich erkühnte, das geringste Zeichen des Zornes von sich zu geben.

Seine äusserlichen Sinnen sind sehr gut beschaffen, das Sehen, das Gehör, und insonderheit der Geruch, er wittert oft mehr von weiten, als er sieht; die Witterung von einem Orte, wo ein grosses Blutvergiessen vorgefallen, locket ihn über eine Meile herbey, er spüret auch lebendige Thiere von weitem, und jaget ihnen sogar lange Zeit nach, indem er ihrer Spur folget. Wann er aus dem Walde gehen will, so richtet er sich allezeit nach dem Winde; er bleibt an den Reinen stehen, wittert von allen Seiten, und erhält also durch den Wind von weitem die Ausdünstungen todter und lebendiger Körper. Er ziehet lebendige Körper den todten für, gleichwol aber frißt er das stinkendste Luder. Er frißt gerne Menschenfleisch, und wenn er es zwingen könnte, so fräsße er vielleicht kein anderes; man hat ihm auch, wie dem Bäre, nachgesagt, daß er dem Fleische von schwangern Weibspersonen den Vorzug gebe. Man hat gesehen, daß Wölfe hinter den Kriegsheeren gezogen, und in grosser Menge auf Schlachtfelder gekommen sind, wo man die Todtenkörper nur obenhin verscharret hatte, welche von ihnen entdekt und mit unersättlicher Begierde gefressen worden sind; ferner, daß diese an das Menschenfleisch gewöhnte Wölfe, nachmals über die Menschen hergefallen, den Schäfer eher als die Schafe angegriffen, Weibespersonen zerrissen und Kinder hinweg geschleppt haben. Man hat diese schlimme Art von Wölfen im Deutschen Wärwölfe und im Französischen Loups garoux genannt, das heißt: Wölfe, für denen man sich in acht zu nehmen hat.

Grosse Herren haben allerhand Geräthschaften zu der Wolfsjagd. Die Jäger theilen die Wölfe in junge, alte, und grosse alte Wölfe ein; sie erkennen solche an den Füssen, (Klauen) nemlich an den Spuren, (Schnuren) an den Fährten, die sich in die Erde eindrücken: je älter der Wolf ist, desto gröſſer ist der Fuß; die Wölfin hat einen längern und schmälern Fuß; sie hat eine kleinere Ferse und subtilere Klauen Man hat einen guten Spürhund nöthig, um den Wolf aufzuspüren, man muß ihn sogar anreizen und aufmuntern, wenn er auf die Spur kömmt, denn alle Hunde scheuen sich für dem Wolfe, und lassen kaltsinnig ab. Wenn der Wolf ausser seinem Lager ist, so führet man die Windspiele herbey, die ihn jagen sollen, man vertheilet sie in zwo oder drey Kuppeln, man behält nur eine, um ihn aufzujagen, und führet die andern vor, damit sie ihm im Rükwege aufpassen. Man läßt also die ersten ihn verfolgen, ein Reuter unterstützet sie; sieben oder achthundert Schritte weiter davon, läßt man die zweyte Kuppel los, wenn der Wolf durchgehen will, und hierauf die dritte, wenn die andern Hunde ihn bald eingeholet haben. Alle zusamen treiben ihn bald aufs äusserste, und der Jäger gibt ihm mit dem Waidemesser den Rest. Die Hunde haben nicht die geringste Begierde ihn unter die Füsse zu bringen, und einen so grossen Widerwillen gegen sein Fleisch, daß man es zurichten und schmakhaft machen muß, wenn man will,

daß

daß sie es genieſſen ſollen. Man kan den Wolf auch blos mit Jagdhunden hetzen; aber weil er allezeit gerade vorwärts geht, und einen ganzen Tag läuft, ohne zu erliegen, ſo iſt dieſe Jagd langweilig, woferne nicht die Parforcehunde von Windſpielen unterſtüzt werden, die ihn anfaſſen, hier und da ergreifen und jenen Zeit laſſen, ſich ihm zu nähern.

Auf dem Lande jagt man ſie vermittelſt des Anſchlagens an das Gebüſche auf, wobey eine Menge Menſchen und Hunde zugegen ſind, man ſtellet Netze auf, man leget Koder, bedienet ſich vergifteter Kugeln und macht Gruben. Pontoppidan ſagt, daß die Gruben, die man in enge Wege, die der Wolf gehen müſſe, grabe, und wie eine Falle wieder bedecke, die ſich ſelbſt aufthut und wieder zufällt, wenn man darauf tritt, in Norwegen nicht mehr ſehr gebraucht werden, weil öfters auch Menſchen oder andere Thiere hineinfallen, die jedoch der Wolf, wenn er mit ihnen gefangen ſeye, nicht verlezte; wenigſtens müſſe man die Nachbarſchaft warnen, wenn man dergleichen mache; hingegen werde eine Art von gelblichtem Moos in langen Fäden an den Fuhrenbäumen gefunden, welches giftig ſeyn, und den Wolf, wenn es unter das Aas gemiſcht wird, tödten ſoll.

Die Engländer ſagt Herr von Büffon geben vor, daß ſie ihre Inſel davon geſäubert hätten, gleichwol habe man ihn verſichert, daß Schottland nicht gänzlich von Wölfen befreyet wäre. Da es in dem ſüdlichen Theile von Groß-Brittannien wenig Wälder gibt, ſo hat man die Wölfe mit leichterer Mühe ausrotten können.

Die Farbe und das Haar dieſer Thiere verändern ſich nach den verſchiedenen Himmels-Gegenden. Man findet in Deutſchland und Frankreich, auſſer den gemeinen Wölfen eine Art mit dickem und ins Gelbe fallendem Haare. Dieſe weit wildern, und weniger ſchädlichen Wölfe, nahen ſich nie weder den Häuſern, noch den Heerden, und leben blos von der Jagd. In den nordiſchen Ländern trift man ganz weiſſe und ganz ſchwarze an; der Bergenſche Biſchof ſagt, daß in Norwegen die Wölfe gemeiniglich grau ſeyen, aber auf den Bergen im Winter weiß werden. Die ganz ſchwarzen ſind weit ſtärker, als die andern. Die gemeine Gattung hat ſich überall ſehr ausgebreitet, man hat ſie in Aſien, in Afrika und Amerika wie in Europa angetroffen. Die Wölfe vom Senegal gleichen denen in Frankreich, inzwiſchen ſind ſie ein wenig gröſſer, und weit grimmiger; die in Egypten ſind kleiner, als die in Griechenlande. Im Morgenlande, und beſonders in Perſien dienen die Wölfe dem Volk zum Schauſpiele; man übt ſie von Jugend auf im Tanzen, oder vielmehr in einer Art der Ringekunſt wider eine groſſe Anzahl Menſchen, und dieſe Wölfe werden auſſerordentlich theuer bezahlt. Herr von Büffon hat etliche in ſeinem Hauſe auferziehen und futtern laſſen: in den zwey erſten Jahren fand er ſie zimlich gelehrig, und ſogar ſchmeichelhaft, und bey genugſamer Nahrung überfielen ſie weder Federvieh, noch andere Thiere; aber ſo bald ſie ein Alter von 18 Monaten oder zwey Jahren erreichen, ſagt er, verfallen ſie in die angebohrene Wildheit, man iſt genöthigt, ſie an Ketten zu legen, um ſie zu verhindern, daß ſie nicht die Flucht nehmen, und Schaden anrichten. Ich habe einen gehabt, welcher in einem Hofe mit jungen Hünern 18 oder 19 Monate lang frey auferzogen worden, und ihnen kein Leid zugefügt hatte, aber, um ſeinen erſten Verſuch zu machen, riß er ſie in einer Nacht alle zuſamen, ohne eine einzige zu freſſen; ein anderer, welcher ungefehr zwey Jahre alt war, zerbrach ſeine Kette und begab ſich auf die Flucht, nachdem er einen Hund, der mit ihm groß geworden, erwürget hatte; eine Wölfin die ich drey Jahre behalten, und welche ganz jung und allein mit einem Bauerhunde von gleichem Alter in einem zimlich geraumen Hofe eingeſperret war, hat binnen dieſer ganzen Zeit ſich nicht gewöhnen können, mit ihm zu leben, noch ihn zuzulaſſen, ſogar nicht einmal, als ſie hitzig ward. Sie war zwar ſchwächer, aber doch boshafter, ſie forderte den Hund zum Kampf auf, fiel ihn an, und verſezte ihm einen Biß, er begnügte ſich anfangs, ſich zu vertheidigen, aber zulezt brachte er ſie um. Dieſer natürliche Widerwillen, deſſen Herr von Büffon ſo oft erwähnet, ſcheinet dem, was man bey etwas ältern Schriftſtellern findet, wenig Wahrſcheinlichkeit zu laſſen, daß nemlich die Wölfe oft in einem Verſtändniſſe mit Schäferhunden ſeyen und gemeinſchaftlich die Heerde beſtehlen, eben ſo wenig als dem, was man auch in einigen Gegenden Deutſchlandes vorgibt, daß man nemlich Hunde beſitze, die von einer Beze und einem Wolfe gezeuget wären.

Das Amusement philosophique sur le Langage des Betes erzählt eine Begebenheit, die von der ausserordentlichen List, oder wenn man lieber will, von dem Verstande des Wolfes, einen unwidersprechlichen Beweis abgäbe, wenn zuverläßig dargethan würde, daß die Erzählung eben so wahr, als artig wäre. Ein Reisender, heißt es, sahe auf dem Felde einen Wolf, der um eine Heerde Schaafe herum zu streunen und etwas zu erlauren schien; er gab dem Schäfer Nachricht davon und rieth ihm den Wolf mit seinen Hunden zu verfolgen. Der Schäfer wollte keinen Gebrauch von seinem Rath machen, und versicherte, daß es eben die Absicht des Wolfes seye, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und von der Heerde abzuwenden; denn es halte sich ein anderer Wolf verborgen, und erwarte nur den Augenblik, da er seine Hunde an den ersten hezte, um ihm ein Schaaf zu rauben. Der Reisende wollte davon überzeugt werden, und erbot sich, das Schaaf zu bezahlen, und es traf gerade so zu, wie ihm der Schäfer gesagt hatte.

Es ist nichts Gutes an diesem Thiere, als der Balg, man machet davon grosses Pelzwerk, welches warm und dauerhaft ist. Sein Fleisch ist von so üblem Geschmacke, daß allen Thieren dafür eckelt, und nur der Wolf frißt gerne Wolfsfleisch Es geht ein stinkender Athem aus seinem Rachen; weil er seinen Hunger zu stillen, alles was ihm vorkommt, faules Fleisch, Knochen, Haare, halbgegerbte, und noch überall mit Kalk bedekte Häute, ohne Unterscheid verschlingt, so speyet er oft, und losset noch öfter, als er sich anfüllt.

Der Wolf hat einen grösseren Körper und kleinere Füsse, als der Haushund, einen breitern Kopf, eine weniger erhabene Stirne, eine etwas kürzere und dickere Schnautze, kleinere und weiter von einander abstehende Augen, weil zwischen den vorderen Augenwinkeln des Wolfes ein grösserer Raum ist, als zwischen den Augenwinkeln des Bauerhundes, nach Proportion des Abstandes der hintern Augenwinkel von den Augen, dieser beyden Thiere; die Ohren des Wolfes sind kürzer und ganz aufrecht. Der Wolf scheint gesezter, stärker und dicker, als der Bauerhund zu seyn; aber die Länge des Haares trägt vieles bey, vornemlich das Kopfhaar, welches vor der Oefnung der Ohren befindlich ist, ingleichem das Haar am Halse, auf dem Rücken, dem Hintern und dem Schwanze, welches sehr dicke ist. Was das Antliz des Wolfes von des Bauerhundes seinem hauptsächlich unterscheidet, ist die Richtung der Oefnung der Augenlieder, welche sehr abhängig ist, anstatt, wie bey den Hunden in horizontaler Linie zu liegen. Die blizenden Augen des Wolfes entdecken sein wildes Wesen, sie beleben seine Gesichtsbildung, und seine aufrecht stehenden Ohren erheben dieselbige am Ende; aber wegen seiner kleinen Augen scheint seine Stirne sehr hoch und die Schnauze sehr länglicht zu seyn Wenn er seine Gesichtszüge nicht verstellt, so hat er ein falsch sanftmüthiges und gelehriges Ansehen.

Bey dem Stiergefechte in Paris hatte man einen schwarzen Wolf aus Canada, der sehr jung gefangen, und von einem See-Officier nach Frankreich gebracht worden war. Er war über den ganzen Leib schwarz, aber kleiner, als der gewöhnliche Wolf Er hatte etwas grössere, mehr aufstehende und weiter von einander entfernte Ohren. Seine Augen waren ein wenig kleiner, und schienen gleichfalls durch einen grössern Zwischenraum, als wie bey dem gemeinen Wolfe getrennt zu seyn. Da er ganz klein gefangen und an der Ketten auferzogen war, so ist es möglich, daß die Gefangenschaft seinen völligen Wachsthum verhinderte Der See-Offizier hielt diesen Wolf eine Zeitlang in seinem Hause. Da er aber mit zunehmendem Wachsthume grimmiger wurde, so nahm man ihn zum Stiergefechte, wo er aber wenig Herzhaftigkeit zeigte, als man ihn in den Kampfplaz hinein ließ. So bald man hingegen dem Kerker nahe kam, in welchem er verwahret wurde, ward er wüthend, fuhr plözlich so lang, als die Kette war, vorwärts, blökte die Zähne, und bellte, nicht wie die Hunde, sondern mit einem Geheule, das durch Absätze unterbrochen wurde, und das er nach zimlich langen Pausen wiederholte. Das Haar an diesem Thiere war längst dem Rücken von dem obersten Rückengelenke bis an das Kreuz länger, als an dem übrigen Körper, und machte eine Art von Zotten, die an dem Wiederrisse und auf dem Kreutze länger als auf dem Rücken, und an den Lenden waren Unsere gewöhnliche Wölfe sind nicht so groß, noch so gemein in Canada, als in Europa, und die Wilden schätzen ihre Bälge sehr hoch. Die schwarzen Wölfe hingegen,

gegen, die Luchse und die Füchse sind daselbst zahlreicher. Nur der schwarze Fuchs ist gleichfalls sehr selten. Sein Haar ist ungemein viel schöner, als das von dem schwarzen Wolfe, dessen Balg nur ein grobes Pelzwerk abgeben kan.

Vor alten Zeiten machten die tapfersten Helden, die man in Norwegen Beerserke nannte, ihre Kriegsröcke aus den Wolfspelzen, theils um ein furchtbareres Ansehen zu haben, theils sich, als mit einem Panzer wider die Hiebe zu schützen.

Die Mägde die in Norwegen auf den Bergen das Vieh hüten, bedienen sich eines Hornes worein sich blasen, und welches man ziemlich weit hören kan, um die Wölfe von ihren Heerden abzuschröcken; auch bedienet man sich daselbst solcher Hörner, die man Luur nennet nebst Trommeln und Pfeifen auf der Wolfsjagd.

Der Mexikanische Wolf.

Wir haben nun nur noch etwas von dem Wolf aus Mexiko, oder vielmehr aus Neuspanien, wo er häufiger gefunden wird, zu sagen. Dieser Wolf hat an den Vorderfüssen fünf und an den Hinterfüssen vier Zähen; lange und geradestehende Ohren und blitzende Augen, wie die gemeinen Wölfe, aber sein Kopf ist grösser, der Hals dicker, und der Schwanz nicht so behaart: über der Kehle hat er einige eben so grosse, aber minder steife Stacheln als der Igel: Sein Leib ist auf einem Grund von grauem Haar mit gelben Flecken gezeichnet; sein Kopf der eben diese Farbe hat ist braun gestreift, und die Stirne falb gefleckt: die Ohren sind grau, wie der Kopf und der Leib: auf dem Halse ist ein langer fahler Flecken, ein zweiter ähnlicher ist auf der Brust und ein dritter auf dem Bauche; die Seiten sind mit Queerstreifen von dem Rücken bis an den Bauch gezeichnet; der Schwanz ist grau und hat in der Mitte einen fahlen Flecken. Die Beine sind von oben bis unten grau und braun gestreift. Dieser Wolf ist unstreitig der schönste, und sein Pelzwerk wird sehr gesucht. Man nennt ihn in Mexiko Curtlacstli oder Poloitscuintli, aber nicht alle Mexikanische und Neumexikanische Wölfe sind so schön gezeichnet, und man findet einfärbigte und auch wohl ganz weisse.

Der Fuchs.

Der Fuchs ist wegen seiner List berühmt, und er verdient auch einigermassen seinen Ruhm. Was der Wolf durch seine Stärke ausrichtet, das thut der Fuchs durch Hülfe seiner List; und es gelingt ihm viel öfter, als jenem. Er ist auch seines Raubes viel gewisser, ob er sich gleich weder mit Hunden noch mit Schäfern in einen Kampf einlässet, auch die Heerden nicht anfällt, noch sich mit dem Geässe schleppet. Er strenget mehr seinen Wiz, als seine Leibeskräfte an; und es scheinet, daß er sich in allen Stücken ganz allein auf sich selbst verlasse. Da er schlau, vorsichtig, und sinnreich ist, und sogar widrige Zufälle mit einer klugen Geduld zu vertragen weiß: so verändert er seine Aufführung öfters, und behält immer einige Hülfsmittel zurük, die er nur im Fall der Noth und zu gehöriger Zeit ausübet. Auf seine Erhaltung ist er mit der grössten Sorgfalt bedacht; und ob er gleich eben so unermüdet und noch dazu viel leichter auf den Füssen, als der Wolf ist: so verläßt er sich doch nicht gänzlich auf die Behendigkeit seines Laufens, sondern er weiß auch in einer geschikt gewählten Freystädte seine Sicherheit zu finden: dahin begibt er sich bey einer dringenden Gefahr; da schlägt er seine Wohnung auf, und erzieht seine Jungen. Er ist also kein herumstreifendes, sondern ein ordentlich angesessenes Thier.

Der Fuchs zeigt eine vorzügliche Einsicht in der Wahl des Ortes, und eine Geschiklichkeit, eine Wohnung zuzubereiten, bequem einzurichten, und einen verborgenen Eingang anzulegen Er macht seinen Bau am Aeussersten des Gehölzes, um den Bauerhütten desto näher zu seyn. Er höret das Krähen der Hähne, und das Schreyen des Geflügels; er wittert sie von weitem, nimmt die rechte Zeit in acht, verbirgt sein Vorhaben sowol, als seine Fährde, schleicht sich und gelanget unvermerkt an den Ort, wo ihm seine Versuche selten mislingen Wenn er über die Umzäunungen springen, oder unter denselben durchkriechen kan: so verliehrt er keinen Augenblik, überfällt die Hofstätte, erwürgt daselbst alles, und begibt sich sodann mit seinem Raube, den er entweder unter dem Mooss verstecket, oder in seine Höhle trägt, wieder zurük. Nach einigen Augenblicken kömmt er wieder, um mehr aufzusuchen, welches er gleichfalls hinwegschleppet, und an einen andern Plaz verbirgt; dieses wiederholt er so lange, bis entweder der Anbruch des Tages, oder ein Geräusche im Haus ihm räth, für seine Sicherheit zu sorgen Auf den Vogelheerden, und da, wo man den Krametsvögeln und Schnepfen mit Dohnen und Schlingen nachstellet, kommt er dem Vogelsteller zuvor und nimmt die Vögel aus, die sich darinn gefangen haben, worauf er sie alle an unterschiedlichen Stellen verwahret, insonderheit an den Wegen, in den Wagenleisen, unter dem Mooss, oder unter einer Wachholderstaude; manchmal läßt er sie zween bis drey Tage daselbst liegen, und weiß sie im Nothfalle vollkommen wohl wieder zu finden. Im freyen Felde jagt er den jungen Haasen nach; die alten erwischt er bisweilen im Lager, und wenn sie verwundet sind, so entgehen sie ihm niemals. Die Kaninchen sucht er in ihren Löchern auf. Er spüret die Nester der Wachteln und Rebhüner aus, und nimmt die Mutter von den Eyern hinweg.

Die Fuchsjagd erfordert weniger Geräthschaften, als die Wolfsjagd, und ist leichter und angenehmer. Die Hunde jagen den Fuchs gerne, und sogar mit Lust auf; und ungeachtet er einen sehr widrigen Geruch von sich gibt: so ziehen sie ihn doch oft dem Hirsche, dem Rehe, und dem Haasen vor. Man kan ihn mit Dachshunden, Windspielen, und andern auf der Haasenjagd gebräuchlichen Hunden, hetzen. So bald er merkt, daß er verfolgt wird, so läuft er seinem Lager zu. Die Dachshunde mit den krummen Beinen können am leichtesten dahinein schlupfen. Diese Art ist gut, wenn man einen ganzen Wurf Füchse, die Mutter mit den Jungen fangen will; während der Zeit dieselbe sich vertheidiget, und auf die Schliefer losgehet: so sucht man den Fuchsbau oben zu öfnen, und man tödtet oder fängt sie lebendig, vermittelst der Zangen. Weil aber die Fuchshöhlen oft in Felsen, unter den Stämmen der Bäume, und zuweilen gar zu tief unter der Erde sind, so gelingt dieses nicht allezeit. Die gewöhnlichste, sicherste und angenehmste Art der Fuchsjagd ist diese, daß man anfänglich die Fuchsbäue verrammelt. Man stellet die Schützen schußgerecht; hierauf müssen ihm die Windhunde nachspüren. So bald sie ihn auf der Spur haben, läuft der Fuchs seinem Lager zu, daselbst aber wird zum ersten auf ihn geschossen — wenn er nicht getroffen wird, so läuft er aus allen Kräften, nimmt einen grossen Umschweif, und suchet hierauf wieder in seinen Bau zu kommen, wo man zum zweytenmale nach ihm schiesset. Wenn er nun den Eingang versperret findet, so entschließt er sich in der Ferne Rettung zu suchen, und nimmt gerade vorwärts die Flucht. Alsdenn muß man die Windspiele los lassen, wenn man ihm nachsetzen will: aber er ermüdet sie, weil er mit Fleiß durch die engste Wege läuft, wo die Hunde Mühe haben, ihm zu folgen, und weil er, so bald er das freye Feld gewinnt, sehr weit, ohne sich aufzuhalten, fortläuft.

Man pfleget auch den Füchsen Fallen zu legen, so mit Fleisch, oder lebendigem Geflügel geködert sind. Herr von Büffon ließ einmal 9 Schuh hoch an einem Baume Ueberbleibsel von Wildprät, Fleisch, Brod und Knochen aufhenken, und man sahe den folgenden Tag an der glatt getrettenen Erde, wie sehr die Füchse darnach gesprungen waren. Der Fuchs ist eben so gefräßig, als fleischbegierig. Er frißt von allem mit gleicher Begierde. Eyer, Milch, Käse, Obst, und insonderheit Weintrauben Wenn es ihm an jungen Haasen und Rebhünern fehlt, so behilft er sich mit Ratzen, Hamstern, Schlangen, Eydexen, Kröten ꝛc. dieses ist auch sein einziges Gutes, daß er eine Menge dieser Thiere ausrottet Er frißt sehr gerne Honig, er überfällt die wilden Bienen, Wespen, Hornissen, welche ihn mit ihren Stacheln in die Flucht treiben,

ben, aber wenn er weicht, so geschiehet es mit einer Wendung, durch die er sie erdrücket, und er kehret so oft zurücke, daß er sie nöthiget ihm das Nest zu räumen, welches er alsdann heraus scharret, und das Honig samt dem Wachse auffrißt. Er fängt auch Igel, welche er mit seinen Läuften herumwälzet, und sie zwingt, sich auszustrecken. Endlich frißt er auch Käfer, Heuschrecken, Fische und Krebse. Pontoppidan sagt, daß er seinen langen wolligten Schwanz zum Krebsfange gebrauche, indem er ihn in das Wasser hänge. Die Krebse, welche das Wollichte gerne suchten, verwickelten sich darinn, und alsdenn ziehe er sie auf das Land; die Fischotter aber bringe er auf folgende Weise um ihren Raub wenn er dieselben fischen sehe, so verstecke er sich hinter einen Stein, und wenn sie ans Land kommen ihren Raub zu verzehren, so springe der Fuchs plözlich und hoch auf, daß die Fischotter, die sich sonst eben nicht vor ihm fürchten, erschrecken und ihm die Beute überlassen. Er setzet hinzu, daß ein gewisser Mann sich sehr gewundert habe, als er gesehen, daß ein Fuchs bey einem Fischerhause herumgieng und eine Menge Dorschköpfe ordentlich Reihenweise vor sich legte; allein nachdeme sich der Fuchs versteckt habe, seye eine Krähe gekommen, ein Stük davon wegzunehmen, worauf der Fuchs hervorgesprungen seye und sie ergriffen habe.

Dieses Thier hat eine grosse Aehnlichkeit mit dem Hunde, besonders in Ansehung der innern Theile. Gleichwol ist er in Betracht seines Kopfes von ihm unterschieden, als welcher nach dem Verhältnisse des Körpers viel gröſſer ist. Er hat auch kürzere Ohren, einen weit längern Schwanz, längere und zottlichtere Haare, und die Augen haben eine schräge Lage; ferner hat er einen eigenen sehr starken und widrigen Geruch und endlich ein ganz anderes Naturell; denn er wird nicht leicht, und nie völlig zahm; er wird siech so bald er seiner Freyheit beraubet ist, und stirbt für Verdruß, wenn man ihm zu lange Zwang anthut Er beläuft sich nie mit der Hündinn, und wenn sie einander nicht von Natur zuwider sind, so hegen sie doch wenigstens eine grosse Gleichgültigkeit gegen einander. Herr Daubenton meynet jedoch, daß der empfindliche Geruch, der von dem Fuchs ausdünste, und vielleicht den Abscheu der Hunde verursache, sich bey zahmgemachten Füchsen nach einer langen Reihe von Erzeugungen durch die veränderte Nahrung und Ruhe verliehren würde; und daß sich alsdenn die Hunde mit den Füchsen belaufen und durch diese Vermischung Blendlinge werfen könnten, die den Lacedämonischen Hunden ähnlich wären, von denen Aristoteles sagt, daß sie von dem Fuchs und Hund gezeuget würden.

Die Füchsinn wirft des Jahres nur ein einziges mal, und bringt auf einmal insgemein vier oder fünf, selten sechs, und nie weniger, als drey Junge zur Welt. Wenn sie trächtig ist, so kommt sie nicht zum Vorscheine, und geht wenig aus ihrem Baue, worinne sie ihren Jungen ein Lager zubereitet. Sie wird zur Winterszeit läufig, und im April findet man schon junge Füchse. So bald sie merkt, daß ihr Aufenthalt entdekt und ihre Jungen in ihrer Abwesenheit beunruhiget worden, so schleppet sie eines nach dem andern hinweg, und sucht sich eine andere Wohnung aus Sie werden blind gebohren und haben 18 Monate oder zwey Jahre zu wachsen, und leben gleichfalls dreyzehn bis vierzehn Jahre.

Der Fuchs besizt eben so scharfe Sinnen, als der Wolf, und hat eine feinere Empfindung, und die Werkzeuge der Stimme sind biegsamer und vollkommener. Der Wolf läßt blos ein gräßliches Geheule von sich hören, aber der Fuchs kläffet, bellet, und gibt einen traurigen Laut von sich, der dem Pfauengeschreye gleichet. Er kan die verschiedenen Empfindungen seiner Leidenschaften durch verschiedene Töne ausdrücken. Seine Stimme ist anders auf der Jagd, anders, wenn er nach etwas strebet, wenn er über etwas unzufrieden ist. Seine Traurigkeit gibt er durch einen kläglich lautenden Ton, und seinen Schmerz durch ein Geschrey zu erkennen, welches er nie erhebt, als wenn ihm ein Glied durch einen Schuß zerschmettert wird, denn wegen einer andern Verwundung schreyet er niemals, und läßt sich, wie der Wolf, zu tode prügeln, ohne kläglich zu thun, aber dabey wehret er sich stets muthig. Er versetzet gefährliche Bisse, und beißt so hartnäckig zu, daß man ein Eisen, oder einen Stok gebrauchen muß, wenn er ablassen soll. Sein Kläffen ist eine Art von Gebelle, welches durch gleiche und sehr geschwind aufeinander folgende Töne geschieht. Wenn er zu kläffen aufhöret, so pflegt er stärker und höher anzuschlagen, und alsdenn kommt es mit dem Geschrey des Pfaues

überein. Im Winter, und sonderlich wenn es geschneyet oder gereifet hat, gibt er beständig einen Laut von sich, im Sommer hingegen ist er beynahe stumm. Zu dieser Jahreszeit fällt ihm das Haar aus und verneuert sich. Die Bälge von jungen Füchsen, oder von Füchsen, die man im Sommer fängt, werden wenig geachtet. Das Fleisch des Fuchses ist nicht so schlimm, als des Wolfs seines, die Hunde fressen es, und es gibt sogar Leute, die es im Herbste geniessen Er hat einen sehr festen Schlaf, man kan sich ihm leichtlich nähern, ohne daß er aufwachen sollte. Er leget sich krumm wie die Hunde, wenn er schlafen will; wenn er aber blos ausruhet, so strekt er die Hinterläufte von sich und bleibt ausgestrekt auf dem Bauche liegen In dieser Stellung belauert er längst den Hecken die Vögel, welche ihn so sehr anfeinden, daß sie einander vermittelst eines besonderen Geschreyes zu warnen pflegen, so bald sie ihn gewahr werden. Die Krähen und sonderlich die Amseln, begleiten ihn oben von den Bäumen, wiederholen oft diese Art von Losung, und folgen ihm bisweilen über zwey bis dreyhundert Schritte nach.

Weil die Füchse einen sehr starken Geruch haben, so kan man, wenn man Junge erziehen will, sie nur in Pferde und anderen Ställen verwahren, wo man sie folglich selten besuchet, und vielleicht werden sie eben aus dieser Ursache weniger zahm als der Wolf, welchen man im Hause näher um sich haben kan. Herr von Büffon ließ einige erziehen So bald sie fünf bis sechs Monate alt wurden, so fiengen sie bereits an, die Enten und junge Hüner anzufallen, daher man sie an Ketten schliessen mußte. Zween verwahrte er drey Jahre, ein Weibchen und zwey Männchen; und man bemühete sich vergebens sie dahin zu bringen, daß sie Hündinnen belegten; denn ob sie gleich niemals Weibchen von ihrer Gattung gesehen hatten, und sehr begierig schienen, sich zu belaufen; so konnten sie sich dennoch nicht dazu entschliessen; aber so bald eine Füchsinn zu ihnen gelassen wurde, belegten sie dieselbe, ungeachtet sie an der Kette angeschlossen waren, und dieselbe warf vier Junge. Eben diese Füchse, welche die Hühner überfielen, so lange sie ihre Freyheit hatten, rühreten solche nicht an, als sie an der Kette lagen: man band oft ein lebendiges Huhn neben sie an, man ließ sie die Nacht über beysamen, man gab ihnen sogar den Tag vorher nichts zu fressen, und dennoch vergassen sie nicht, daß sie gefesselt waren, und berührten das Huhn nicht, so sehr sie auch der Hunger drükte, und so leicht es ihnen fiel, solchen zu stillen Uebrigens habe ich einen Fuchs gesehen, der in einem im Walde gelegenen Hause erzogen worden, und wenigstens so zahm war, daß er sich einem jeden, der ihm etwas zu fressen anbot, wiewohl ein wenig schüchtern und mit gewisser Vorsichtigkeit näherte und es verzehrte, auch auf Tische und Stühle neben Leute sprang. Er gieng gemeiniglich den Tag über in dem Walde herum, und kam nur des Nachts zu Hause, wenn er aber nicht weiter entfernt, als der Ton eines Pfeifens dringen konnte, so eilte er jedesmal herbey; den Diebstahl aber konnte man ihm nicht abgewöhnen.

Die Füchse sind so vielen Verschiedenheiten, als die Haußthiere, unterworfen. Die meisten Füchse in Deutschland und Frankreich sind roth, aber es gibt auch einige, deren Haar silbergrau ist; bey beyden ist das Ende des Schwanzes (die Blume) weiß. Die leztern werden in Burgund Kohlenfüchse (Renards charbonniers) genannt, weil sie schwärzere Füsse, als die andern, haben. Sie scheinen auch kleiner von Leibe zu seyn, weil ihr Haar glätter anliegt. Es gibt deren noch andere, welche die übrigen an Grösse wirklich übertreffen, und fast wie die alten Wölfe eine unreine graue Farbe haben, welcher Unterscheid vielleicht von dem Alter des Thieres herrühret, welches etwan weis wird, wenn es lange gelebet hat. In den Nordländern trift man sie von allerley Farbe an, schwarze, blaue, graue, eisenfarbige silbergrau, weisse, weisse mit fahlen Pfoten, weisse mit einem schwarzen Kopfe, weisse die eine schwartze Spitze am Schwanze haben, rothe mit einem ganz weissen Unterhalse und Bauche, ohne einige schwarze Flecken, und endlich kreuzweise gestreifte, welche längst dem Rükgrade eine schwarze Linie, und auf den Schultern wiederum eine dergleichen schwarze Linie haben, welche queer durch die erste geht. Diese leztern sind grösser, als die andern, und haben unten einen schwarzen Hals. Die gemeinste Gattung hat sich überhaupt mehr, als alle die andern Arten ausgebreitet, man trift sie überall an, in Europa, in dem nordlichen und gemäßigten Theile von Asien, und in Amerika. Aber in Afrika, und in denen nahe am Aequator liegen-

genden Ländern ist dieselbe sehr rar. Die Reisenden, welche deren zu Calecut gesehen zu haben vorgeben, haben die Chacals für Füchse angesehen. Aristoteles ist gleichfalls in einen ähnlichen Irrthum verfallen, indem er sagt, daß die Egyptischen Füchse kleiner als die griechischen wären; diese kleinen Egyptischen Füchse sind Ichneumons, deren Gestank unerträglich ist. Unsere aus den kalten Himmelsgegenden ursprüngliche Füchse, sind nunmehr in gemäßigten Ländern einheimisch, und haben sich gegen Süden nicht über Spanien und Japan ausgebreitet. Sie kommen eigentlich aus den kalten Ländern, weil man daselbst alle verschiedene Gattungen, und sonst nirgends antrift. Zudem können sie leicht die strengste Kälte ausstehen. Es gibt deren neben dem Süderpol, so wie gegen den Nordpol. Die weissen Fuchsbälge werden nicht sonderlich geachtet, weil das Haar leicht ausgeht, die silbergrauen sind besser, die blauen und weissen werden ihrer Seltenheit wegen gesucht; aber die schwarzen sind unter allen am kostbarsten; es ist nach dem Zobel das schönste und theuerste Pelzwerk. Man findet deren zu Spitzbergen, in Grönland, in Lappland, in Norwegen, in Canada, allwo es auch kreuzweise gestreifte gibt, und woselbst die gemeinste Gattung nicht so roth als gewöhnlich ist, und längeres und dichteres Haar hat.

In Kamtschatka hat man rothe, feuerfarbene, blaugebrüstete oder schwarzgekreuzte, nußfarbene, schwarze nußfarbene u. d. gl. Füchse, man findet auch weisse, aber selten. Die köstlichsten Füchse sind auch die listigsten z. E. schwarze, nußfärbigten, die blaugebrüsteten und die feuerfärbigten. Kraschenninikow versichert, daß bey seiner Anwesenheit die Cosaken zwey Winter hintereinander einem schwarzen Fuchse nachstelleten, der sich am grossen Flusse sehen ließ, und ihn doch nicht erhaschen konnten.

Man weiß viel von der Verschlagenheit des Fuchses zu erzählen, und wir wollen davon nur sein Mittel, sich der Flöhe zu entledigen, anführen. Die Erzählung ist zwar nicht neu, aber durch neue Zeugnisse bestätiget, indem es Pontoppidan von Leuten hat, die es ihm aus eigener Erfahrung bestätiget haben. Wenn der Fuchs, sagt er, von Flöhen geplagt wird, so nimmt er ein Büschchen Mooß, oder Heu in den Mund, darauf geht er rüklings ins Wasser, doch ganz langsam, und immer tiefer, damit die Flöhe Zeit bekommen, sich an die trockene Stellen am Halse und Kopfe zu ziehen, den er endlich allein über dem Wasser hält. Zulezt versammelt er alle seine Feinde in dem Büschchen Heu, und wenn sie darinn sind, läßt er es fallen, und begibt sich von seiner Plage befreyet, auf das Land. Wir haben um so lieber ein norwegisches Zeugniß angeführet, da die Füchse daselbst so häufig sind, daß aus Bergen jährlich ungefehr viertausend Fuchspelze ausgeführet werden. Ob Flemming Recht hat, wenn er sagt, daß die Füchsinn, wenn ihr die Hunde nahe kommen ihren Schwanz voll harne, und mit solchem um sich werfe, damit der Harn den Hund in die Augen beisse, mögen die Jagdverständigen ausmachen.

Der Jakal und der Adive.

Der Jakal oder Chakal von dem in der Naturgeschichte des Fuchses Erwähnung geschehen ist, und der Adive sind Namen, von denen es nicht gewiß ist, ob sie zwey Thiere von verschiedenen Gattungen bezeichnen. Man weiß nur, daß der Jakal grösser, grimmiger und schwehrer zu zähmen ist, als der Adive, und daß sie übrigens dem Ansehen nach in allen Stücken überein kommen. Es könnte also seyn, daß der Adive nur der zahme Jakal wäre, aus dem man eine Haußschlacht gemacht hätte, die kleiner, schwächer und sanftmüthiger, als die wilde Rasse wäre: denn der Adive ist gegen den Jakal beynahe eben das, was der Bichon oder der kleine zottigte Hund gegen den Hirschhund ist. Es stehet auch in einigen französischen Chroniken, daß zur Zeit Carls IX. viele Hof-

Hofdamen statt kleiner Hunde Adiven gehalten. Indessen ist es eben so möglich, daß sie verschiedene Thiere sind, und einander nicht näher angehen, als der Hund den Wolf oder den Fuchs.

Aus den Nachrichten der Reisebeschreiber erhellet, daß es überall grosse und kleine von diesen Thieren gebe, daß sie in Armenien, in Cilicien, in Persien und in dem ganzen Theile von Asien, den wir Levante nennen, wo diese Thierart ungemein häufig, lästig und schädlich ist, insgemein so groß als unsere Füchse sind, daß sie bloß kürzere Beine haben, und wegen der Farbe ihres Haares merkwürdig sind, die ein helles und glänzendes Gelb ist, weswegen auch verschiedene Schriftsteller den Jakal Goldwolf (Loupdoré) genannt haben. In der Barbarey, in Ostindien, am Vorgebürge der guten Hofnung, und in andern Provinzen von Afrika und Asien, scheint diese Thierart mehr als einem Abfalle unterworfen gewesen zu seyn In diesen heissen Ländern fallen diese Thiere grösser; ihr Haar hat das schöne Gelb nicht, sondern ist vielmehr rothbraun, und es gibt auch welche von verschiedenen Farben. So sagt Bosmann, daß der Jakal, den die Unterthanen des Königs von Concany, an der Gränze von Akra, ihnen gebracht, so groß als ein Schaaf war, nur höhere Beine hatte: sein Haar war kurz und gefleckt; seine Pfoten waren nach Proportion seines Leibes erstaunlich dicke. Er hatte ebenfalls einen platten und breiten Kopf, und Zähne, deren jeder einen Finger und mehr lang war, und an den Füssen hatte er ganz entsezliche Krallen Die Gattung des Jakals breitet sich also durch ganz Asien aus, von Armenien bis nach Malabar, und wird auch in Arabien, in der Barbarey, in Mauritanien, in Guinea und am Vorgebürge der guten Hofnung gefunden. Es scheint, daß dieselbe bestimmt seye in die Stelle des Wolfes zu treten, der in allen heissen Ländern gar nicht oder wenigstens sehr selten.

Da man nun die Jakals und Adiven in einerley Ländern findet, und ein beträchtlicher Unterscheid, sowohl in der Grösse, als in dem Naturelle herrscht, und die Gattung durch eine lange Haußthierschaft nicht abschlächtig werden können: so hat sie Herr von Büffon als zwo besondere Gattungen angesehen, und geglaubt, daß auch die Meinung der Alten mit der seinigen übereinkomme. Aristoteles hatte den Wolf, den Fuchs und die Hyäne deutlich beschrieben, und darauf gibt er auf eine etwas dunkle Art zwey andere Thiere eben dieses Geschlechtes an, eines unter dem Namen Panther und das andere unter dem Namen Thos. Seine Uebersetzer haben Panther durch lupus canarius oder Hundswolf, und Thos durch lupus cervarius oder Hirschwolf gegeben. Diese Auslegung gibt genug zu erkennen, daß sie den Panther und den Thos für Wolfsarten ansahen; man weiß aber aus dem Abschnitte vom Luchse, daß der Lupus cervarius der Lateiner nicht der Thos der Griechen seye. Homer, indem er den tapfern Ajal schildert, der allein sich unter einen Schwarm Trojaner stürzt, die den verwundeten Ulyß von allen Seiten eingeschlossen hatten, nimmt seine Vergleichung von einem Löwen, der auf einmal in einen Haufen von Thosen, die einen Hirsch, der in lezten Zügen ist, unter sich haben, hineinstürmt, und sie als ein schlechtes Thiergesindel auseinander sprengt und verjagt. Der Scholiast des Homers erklärt das Wort Thos durch Panther, und meldet, daß solches eine Art von einem schwachen und feigen Wolfe seye Folglich haben einige alte Griechen den Thos und den Panther für einerley Thier gehalten; nur Aristoteles scheint sie zu unterscheiden, ohne ihnen dennoch Charaktere oder verschiedene Eigenschaften beyzulegen. „Die Those, sagt er, kommen nach allen ihren innern Theilen völlig mit dem Wolfe überein: sie begatten sich wie die Hunde, und werfen zwey, drey bis vier Junge, die mit verschlossenen Augen oder blind gebohren werden. Der Thos hat einen längern Leib und Schwanz, als der Hund, ist nicht so hoch, und ob er gleich kürzere Beine hat, eben so geschwind, indem er geschmeidig und behende ist und grössere Sätze thun kan. — Der Löwe und der Thos sind Feinde, indem beyde von Fleische leben, und folglich gezwungen sind, ihre Nahrung auf einerley Art zu suchen, und einander zu berauben — Die Those sind dem Menschen gut; sie fallen ihn nicht an, und scheuen sich auch nicht für ihm; sie beissen sich mit den Hunden, und wehren sich gegen den Löwen, daher man selten Löwen und Those in einer Gegend findet. Die besten Those sind diejenigen, die am kleinsten sind: es gibt zwo Arten derselben, und einige wollen sogar von dreyen wissen„ Von dem Panther meldet Aristoteles noch weniger, er sagt blos „der Panther wirft vier Jun-

ge,

ge, deren Augen, so wie bey den Wölfen, wenn sie gebohren werden, verschlossen sind. — Vergleicht man diese Stellen mit der aus dem Homer und mit denen aus andern griechischen Schriftstellern, so scheint es beynahe zuverläßig, daß der Thos des Aristoteles der grosse Jakal, und der Panther der kleine Jakal oder Adive ist Man sieht, er gibt zwo Thosgattungen zu; er redet nur ein einziges mal vom Panther, und so zu reden bey Gelegenheit des Thos: es ist also wahrscheinlich, daß dieser Panther der Thos von der kleinen Art seye, und diese Wahrscheinlichkeit scheint durch das Zeugniß des Oppians eine Gewißheit zu werden, indem dieser Schriftsteller den Panther unter die kleinen Thiere, als Siebenschläfer und Katzen rechnet.

Der Thos wäre also der Jakal, und der Panther der Adive, und sie mögen nun zwo unterschiedene Gattungen oder nur eine ausmachen, so siehet man, daß alles was die Alten vom Thos und Panther gesagt haben, bey dem Jakal und Adive zutrift, und keinen andern Thieren beygelegt werden kan.

Ungeachtet die Wolfsart mit der Gattung des Hundes sehr nahe verwandt ist, so findet doch noch der Jakal seine Stelle zwischen diesen beyden. Der **Jakal** oder **Adive**, sagt Bellon, ist ein Thier, so **zwischen dem Hunde und Wolfe das Mittel** hält. Er ist grimmig wie der Wolf, und hat doch dabey wirklich auch etwas von dem zuthuenden Wesen des Hundes an sich. Seine Stimme ist ein Geheul, mit Belfern und Winseln untermischt. Er ist ein grösserer Schreyhals, als der Hund, und gefräßiger, als der Wolf; er geht niemals allein, sondern immer in Schaaren, von zwanzigen, dreyßigen oder vierzigen; solche Haufen thun sich täglich zusamen, und gehen auf Raub und Beute aus; sie nähren sich von kleinen Thieren, und machen sich auch den allerstärksten durch ihre Menge fürchterlich; sie fallen alles zahme Vieh und Geflügel fast im Angesichte der Menschen an; sie gehen trotzig und ohne Aeusserung der geringsten Furcht in die Schäfereyen, in die Vieh- und Pferdställe, und wenn sie nichts anders daselbst finden, so fressen sie das Ledergeschirre, Stiefeln, Schuhe, und nehmen das Riemenzeug mit sich fort, was sie nicht gleich verschlingen können. In Ermanglung lebendiger Leute scharren sie die Aeser der Thiere, und die Leichname der Menschen aus; man ist daher genöthiget, die Erde auf den Gräbern zu stampfen, und starke Dornen darunter zu mengen, um ihnen das Kratzen und Wühlen zu verwehren: denn eine Dicke von einigen Schuhen Erde ist nicht hinlanglich, ihnen den Muth zu benehmen. Es arbeiten viele zusamen, und begleiten dieses Ausgraben mit einem traurigen Geheule; und wann sie einmal an menschliche Leichname gewöhnet sind, so hören sie nachher niemals auf, die Grabstätten zu besuchen, den Armeen zu folgen und den Caravanen nachzuziehen. Sie haben auch für dem faulesten Fleisch keinen Eckel; ihre Freßbegierde ist bey ihnen so anhaltend und so heftig, daß auch das trockenste Leder für sie noch saftig, und alles was nur von Thieren kommt, es seye Haut, Fett, oder ein anderer stinkender Abfall, ihnen noch allemal gut genug ist. Die Hyäne ist eben so auf verfaultes Fleisch erpicht, sie scharret ebenfalls die Aeser aus, und vermöge dieser übereinstimmenden Gewohnheit, hat man öfters diese beyden Thiere mit einander verwechselt, ob sie gleich sehr von einander unterschieden sind. Die Hyäne ist ein einsiedlerisches, stilles, und sehr wildes Thier, stärker und gewaltsamer, als der Jakal, aber doch nicht so lästig, und mit dem Frasse der Todten vergnügt, ohne die Lebendigen zu beunruhigen. Ueber den Jakal aber, über sein Geschrey, über seine Räubereyen und Ausschweifungen führen alle Reisebeschreiber Klage. Er verbindet die Unverschämtheit des Hundes mit der Niederträchtigkeit des Wolfes, und scheint, indem er von beyder Natur etwas an sich hat, ein verhaßter Zwitter aus allen bösen Eigenschaften sowohl des einen als des andern zu seyn.

Die Haut des Jakals, welche Herr Daubenton vor sich hatte, war zween Schuh und sieben bis acht Zolle lang. Das Haar auf dem Obertheile und an den Seiten des Kopfes waren weißlicht, röthlicht und schwarz untermengt; der Obertheil des Halses, der Wiederriß, die Schultern, der Obertheil und die Seiten des Leibes und der Schwanz, welcher sieben Zoll in der Länge hatte, hatten eben dieselben Farben, als der Kopf, aber die schwarze war die herrschende. Die längsten Haare hielten zween Zoll, sie waren nach der Wurzel zu weiß; über dem Weissen war etwas Schwarzes, zwischen den Haaren fand sich ein Wollhaar von brauner Farbe, welches weich und dichte war. Die Seiten des Hal-

ses, und der Untertheil von den Seiten des Leibes, die Brust und die Aussenfläche der Beine hatten eine falbe Farbe, die bald heller bald dunkler war, unten an der Aussenseite des Vorderarms war ein schwarzer Flek. Die Ober- und Unterlefze, der Unterkinnbacken, der Bauch und die innwendige Seite der Beine waren weiß, oder weißlicht; die Barthaare waren schwarz, und hatten gegen drey Zoll in der Länge.

Der Isatis.

Wie der Jakal eine Mittelgattung zwischen dem Hunde und dem Wolfe ist, so hat die Isatisart ihre Stelle zwischen dem Fuchse und Hunde. Bis auf die gegenwärtige Zeit hatte man dieses Thier blos für einen Abfall in der Art des Fuchses angesehen; allein die Beschreibung die Herr Gmelin davon geliefert hat, und davon hier ein Auszug folgen soll, verstattet weiter keinen Zweifel, daß die Gattung dieser beyden Thiere nicht sollte verschieden seyn.

Der Isatis ist in allen nördlichen Ländern, die ans Eismeer gränzen, überaus häufig, und wird selten disseits des neun und sechzigsten Grades Breite angetroffen. Er kommt in der Bildung des Leibes und vermittelst seines langen Schwanzes völlig mit dem Fuchse überein; aber dem Kopfe nach gleicht er mehr dem Hunde. Er hat ein weicheres Haar, als der gemeine Fuchs, und sein Balg ist zu einer Zeit weiß, und zu andern Zeiten bläulicht aschgrau. Der Kopf ist nach Proportion des Leibes kurz; er ist am Halse breit, und geht in eine zimlich spitze Schnautze aus: die Ohren sind beynahe rund. An den Vorderfüssen finden sich fünf Zähen und fünf Nägel. Bey dem Männchen ist die Ruthe kaum so dik als eine Schreibfeder; die Geilen sind nicht gröſſer, als Mandelkerne, und so sehr im Haare verstekt, daß man Mühe hat, sie zu finden. Die Haare, womit der ganze Leib bedekt ist, sind ungefehr zween Zoll lang; sie sind schlicht, dichte, und weich wie Wolle. Die Nasenlöcher und der Unterkinnbacken sind unbehaart; die Haut scheint daselbst hervor, und ist an diesen Theilen schwarz und kahl.

Der Magen, die Gedärme, die Eingeweide, die Saamengefäſſe sowohl des Männchens als des Weibchens sind denen vom Hunde gleich; es findet sich auch ein Knochen in der männlichen Ruthe, und das Gerippe kommt völlig mit dem vom Fuchse überein.

Die Stimme des Isatis hat etwas von dem Gebelle des Hundes, und etwas von dem Belfern des Fuchses an sich. Die Kaufleute, die mit Rauchwerk handeln, unterscheiden zwo Isatis-Sorten, nemlich weisse, und blaulicht aschgraue; die leztern werden für die schönsten gehalten, und je blauer oder bräuner sie sind, desto mehr gelten sie. Inzwischen sind sie nur von einer Gattung, und Gmelin hat es von erfahrenen Jägern gehöret, daß sich in einem Wurfe weisse und aschgraue junge Isatis befinden.

Norden ist der Himmelsstrich der Isatis, und vornemlich haben sie ihre Heimath in denjenigen Ländern, die ans Eismeer stossen, und an die Flüsse gränzen, die sich in dieses Meer ergiessen. Sie lieben die freyen Gegenden, und halten sich nicht in den Wäldern auf. Man findet sie in den kältesten, bergigsten und kahlesten Strichen von Norwegen, Lappland, Sibirien, und sogar auch in Island. Diese Thiere begatten sich im März, und es gehet ihnen dabey wie den Hunden. Ihr Hitzigseyn dauert vierzehn Tage bis drey Wochen, und während dieser Zeit sind sie beständig in freyer Luft, hernach aber begeben sie sich in Löcher, die sie zum Voraus gegraben haben. Diese Löcher sind enge und sehr tief, und haben verschiedene Ausgänge; sie halten sie reinlich und tragen Mooß hinein. Ihr Trächtigseyn währet, wie bey den Hündinnen, ungefehr neun Wochen. Die Weibchen werfen zu Ende des Maves

und

Der Fisch.

und im Anfange des Junius, und haben gewöhnlich sechs, sieben bis acht Junge. Jäger haben dem Herrn Gmelin gesagt, daß ihre Anzahl sich bisweilen wohl auf fünf und zwanzig belaufe. Die Isatis, welche weiß werden sollen, sind, wenn sie gebohren werden, gelblicht, und die, aus denen blaulicht aschgraue werden müssen, sind schwärzlicht; bey allen aber ist das Haar alsdenn sehr kurz. Die Mutter säuget und behält sie in der Höhle fünf bis sechs Wochen; nachher läßt sie sie heraus laufen, und trägt ihnen Nahrung zu. Im Herbstmonate ist ihr Haar schon über einen halben Zoll lang; die Isatis, die weiß werden sollen, sind alsdann schon am ganzen Leibe, bis auf einen länglichten Streif oben auf dem Rücken und einen andern Queerstreif über den Schultern, welche beyde braun sind; und alsdenn heisset er Kreuzfuchs, und vielleicht ist der Vulpes crucigera bey Gesnern und bey Rzaczinski kein anderes Thier, als der Isatis. Dieses braune Kreuz verschwindet noch vor dem Winter, und dann sind sie völlig weiß, und ihr Haar ist über zween Zoll lang. Gegen den Maymonat beginnt es auszugehen, und im Julius ist die Härung vollendet.

Der Isatis lebt von Ratzen, Haasen und Vögeln, und er ist eben so listig, als der Fuchs um sie zu erhaschen. Er geht ins Wasser und durchkreuzt die Landseen, um die Nester der Enten und Gänse aufzusuchen, aus denen er die Eyer und Junge frißt. Er selbst hat in diesen öden und kalten Gegenden keine Feinde, den einzigen Vielfraß ausgenommen, der ihm auflauret. Der nordamerikanische silbergraue Fuchs, wovon Catesby die Figur geliefert hat, ist vielleicht eher der Isatis, als ein blosser Abfall von der Fuchsgattung.

Die Hyäne.

TAB. LVI. & LVII.

Von der Hyäne hat Aristoteles uns zwey Merkmale hinterlassen, die allein hinreichend seyn würden, dieses Thier kenntlich zu machen, und von allen andern zu unterscheiden. Dem ohngeachtet haben die Reise- und Naturbeschreiber es mit vier andern Thieren verwechselt, deren Arten insgesamt unter sich selbst sowohl, als von der Hyänenart verschieden sind. Diese Thiere sind der Jakal, der Vielfras, die Zibetkatze und der Bavian. Eines von diesen Thieren kennen unsere Leser schon, und der Vielfraß und die Zibetkatze wird ihnen auch sobald bekannt werden, daß es überflüßig wäre, weitläufig zu zeigen woher es kommt, daß man sie mit einander vermenget hat, und wie sie von einander unterschieden sind. Der Bavian aber ist blos seines Namens wegen für die Hyäne gehalten worden. Die Hyäne wird nach dem Zeugnisse des Doctor Schaw in der Barbarey Dubbach genennet, und nach dem Marmol und Leo dem Afrikaner heißt der Bavian Dabuch. Da nun der Bavian in eben der Himmelsgegend zu Hause ist, da er gleichfalls die Erde aufwühlet, und beynahe von eben der Gestalt, wie die Hyäne ist, ob er gleich, wie der Mensch oder der Affe, Hände und Füsse hat, so hat dieses die Reisebeschreiber, und hernach die Schriftsteller in der Naturgeschichte verführt; und selbst diejenigen, die diese beyde Thiere genau unterscheiden, haben nichts destoweniger den Namen Dabuch für die Hyäne behalten; die aber weder dieses Thier, noch der Jesef oder Sesef der Afrikaner, und eben so wenig der Deeb in der Barbarey ist.

Aristoteles legt der Hyäne einen doppelten Namen bey. Gemeiniglich nennt er sie Hyaena, und bisweilen Glanus. Wenn man die Stellen vergleichet, wo hievon Meldung geschiehet, so wird man gewiß werden, daß diese beyde Namen nur ein Thier bezeichnen. Die alten Lateiner haben den Namen Hyaena beybehalten, und die Benennung Glanus nicht aufgenommen. Blos bey den neuern trift man die Wörter Ganus oder Ganus

nus und Belbus an, wenn sie die Hyäne bezeichnen wollen. Die Araber haben nach Rasis Zeugnisse der Hyäne die Namen Kabo oder Zabo gegeben. Den Namen den sie in der Barbarey hat, haben wir schon angeführt. In der Türkey heißt sie nach Nirrembergs Berichte Zirlam, in Persien Kaftaar, nach Kämpfern, welcher es durch Taxus porcinus sive Hyaena veterum erklärt, und Castar nach Pietro Della Valle. Diß sind die einzigen Namen, die man der Hyäne beylegen muß. Es ist wahrscheinlich, wiewohl nicht ohne allen Zweifel, daß der Lycaon und der Crocuta in Indien und Aethiopien nichts anders, als die Hyäne sind. Porphyrius sagt es von der Crocuta ausdrüklich In der That trift alles, was sie von diesem Lycaon und der Crocuta, geschrieben, und sogar was sie fabelhaftes von ihnen gesagt haben, bey der Hyäne zu, von der sie gleichfalls mehr Mahrchen, als wahre historische Umstände erzählet haben.

Der Panther der Griechen, der Lupus Canarius des Gaza, der Lupus Armenius der heutigen Lateiner und Araber, scheinen einerley Thier nemlich der Jakal oder Jakhals zu seyn, den die Türken nach dem Pollux Cical, nach Spon und Wheler Thacal, die heutigen Griechen Zachalia, die Persianer Siechal oder Scachal, und die Mohren in der Barbarey Deeb oder Jakal nennen, welcher ein ganz anderes Thier als die Hyäne ist, und sich sowol in seiner Gestalt, als in seinen Gewohnheiten von ihr unterscheidet, indem er gemeiniglich truppweise gehet, da die Hyäne einsam wohnet. Mit dem Vielfraße hat sie weiter nichts gemein, als daß dieser wie sie gefräßig ist, und mit der Zibetkatze nur die Oefnung oder den Beutel unter dem Schwanze und das lange Haar längst dem Halse und dem Rükgrade. Sie unterscheidet sich von ihr in der Gestalt und in der Grösse des Leibes, indem sie um die Hälfte grösser ist. Die Ohren der Hyäne sind lang und kahl, der Zibethkatze rauch und kurz. Die Zibethkatze hat weit kürzere Beine und an jeder Pfote fünf Zähen, da im Gegentheil die Hyäne lange Beine und an jedem Fusse nur vier Zähen hat, auch wühlet die Zibethkatze nicht die Erde auf, um todte Körper zu suchen, wie die Hyäne; von dem Bavian haben wir schon geredet.

Wenn man die Figur des Meerwolfes (Lupus marinus) des Bellons und Gesners den man auf unserer LVII Tafel findet, ansiehet, so könnte man auch dieses Thier für die Hyäne halten, denn die Abbildung ist wirklich die Abbildung der Hyäne. Allein Bellons Beschreibung passet nicht auf sie, indem er sagt, daß diß Thier auf dem Lande und im Wasser lebe und sich von Fischen erhalte, und hinzusezt, man habe es dann und wann auf den brittischen Küsten gesehen. Vielleicht hat aber Bellon aus vorgefaßter Meynung, daß die Zibethkatze die Hyäne der Alten wäre, die Figur der wahren Hyäne unter dem Namen eines andern Thiers ans Licht treten lassen, das er Lupus marinus genannt hat, und das gewißlich die Hyäne nicht ist. Denn die Kennzeichen der Hyäne sind so deutlich ausgedrükt, und selbst so sonderbar, daß es ungemein leicht ist, sich darinn nicht zu versehen. Sie ist vielleicht einzig und allein unter allen vierfüßigen Thieren, die sowohl an den Vorder- als Hinterfüssen nur vier Zähen hat. Sie hat wie der Dachs, eine Oefnung unter dem Schwanze, die nicht nach innen in den Leib durchgehet. Sie hat lange, gerade aufstehende und kahle Ohren, einen mehr viereckigten und kürzern Kopf, als der Wolf, längere Beine, welches besonders von den hinteren gilt, Augen in der Lage, wie beym Hunde, und auf dem Leibe und in der Mähne dunkelgraues Haar mit einer Mischung von etwas wenigem falben und schwarzen, und mit schwärzlichten wellenförmigen Queerstreifen. Sie ist so groß als der Wolf, und scheinet bloß einen kürzern und gedrungenern Leib zu haben.

Dieses wilde einsiedlerische Thier wohnet in den Höhlen der Berge, in den Klüften der Felsen und in Gruben, die es sich selbst unter der Erde gräbt. Es ist von einem grimmigen Naturelle, und wird niemals zahm, wenn es gleich ganz jung gefangen ist. Es lebt, wie der Wolf, vom Raube, es ist aber stärker und scheint kühner zu seyn. Es greift bisweilen Menschen an, fällt über das Vieh her, geht den Heerden in der Nähe nach, und bricht zum öftern des Nachts in die Ställe, und in die Schaafhürden ein. Seine Augen funkeln im Finstern, und man will behaupten, daß es bey Nacht besser, als bey Tage, sieht. Wenn man, was alle Naturbeschreiber sagen, glauben will, so gleichet sein Geschrey dem Stöhnen eines Menschen, der ein gewaltsames Erbrechen hat, oder vielmehr dem Blöcken eines Kalbes, wie solches Käm-

Kämpfer selber gehöret hatte. Da man ihm ein solches Thier zu Ispahon zeigte, welches, ob es gleich noch saugend gefangen worden, doch so wild war, daß es, ungeachtet es gebunden war, und eine Art von Maulkorb hatte, sich getraute, zweenen Löwen zu widerstehen und sie in die Flucht zu jagen.

Die Hyäne wehret sich also gegen den Löwen, fürchtet sich nicht für dem Panther, und geht auf die Unze los, die ihr unterliegen muß. Wenn ihr der Fraß fehlet, so wühlet sie mit den Tatzen die Erde auf und reisset bey Stücken die Aeser der Thiere und Menschen heraus. Sie wird fast in allen heissen Erdstrichen von Asien und Afrika angetroffen, und allem Ansehen nach könnte das Thier auf Madagaskar, so Faraſſe heißt, der Gestalt nach dem Wolfe ähnlich, aber gröſſer, stärker und grausamer ist, wohl die Hyäne seyn.

Es gibt wenig Thiere, von denen man so viel ungereimte Histörchen erdichtet hätte, als von diesem. Die Alten berichten in ganzem Ernste, daß die Hyäne einmal ums andere ihr Geschlecht veränderte, daß, wenn sie trächtig gienge, säugete, und ihre Jungen groß machte, sie das ganze Jahr ein Weibchen bliebe, und dagegen das folgende Jahr sich der Verrichtung eines männlichen Thiers wieder anmaßte, und mit ihrem Nebenthiere, als mit einem Weibchen verführe. Man siehet wohl, daß der ganze Grund dieses Mährchens von der spaltenförmigen Oefnung hergenommen ist, die das männliche Thier mit dem Weibchen noch ausser den Zeugungstheilen gemein hat, welche lezteren sonst für beyde Geschlechter bey der Hyäne so gut, wie bey anderen Thieren sind. Man hat gesagt, sie könnte menschliche Stimmen nachmachen, die Namen der Schäfer behalten, dieselben rufen, bezaubern, aufhalten, auf einer Stelle unbeweglich machen, und zu gleicher Zeit verursachen, daß die Schäferinnen davon liefen, ihrer Heerde vergässen, für Liebe närrisch würden u. d. m. welches alles übrigens ohne Hyäne geschehen kan.

Mit dem Wolfe ist, nach Herrn Daubentons Bericht, die Hyäne ungefehr von einerley Gröſſe, und kommt in der äusserlichen Bildung des Kopfes und des Leibes zimlichermassen mit ihm überein. Doch sind die Ohren bey der Hyäne gröſſer, als bey dem Wolfe, der Kopf selbst ist breiter, die Nase stehet bey weitem nicht so sehr hervor, und die Schnautze ist nicht so lang. Die Ohren laufen am Ende spiz zu, sind dünne, und sowohl auf der innwendigen, als äusseren Seite fast ganz kahl von Haaren. Die Nase ragt nicht weiter, als die Oberlefze hervor, und folglich macht der Theil von ihr der über den Nasenlöchern ist, beynahe einen rechten Winkel, mit dem Stirnblatte und der vorderen Seite der Schnautze. Die Augen haben eben die Lage wie beym Hunde. Die Oefnung der Augenlieder geht nicht schräge, wie beym Wolfe. Von den Zähen ist bereits geredet worden. Auf dem äusseren Theile der innwendigen Fläche der Handwurzel findet sich ein dicker Knollen, anstatt daß dieser bey dem Hunde mitten auf dieser Fläche ligt. Uebrigens sind die Knollen an den Fußsohlen und die Klauen, welche schwärzlich sind, eben wie bey den Bauerhunden beschaffen.

Die Hyäne die Herr Daubenton beschrieb, hatte eine graue und gelblichte Farbe mit schwarzen oder schwärzlichten Flecken und Streifen. Ueber den Hals und den Rücken gieng vom Kopfe bis an den Schwanz eine Mähne, deren längste Haare auf dem hintern Theile des Rückens angetroffen wurden, und ungefehr neun Zolle lang waren. Ihre Farbe war grau, in dem gröſten Theile ihrer Länge mit einem lichten Gelbe vermengt, und am Ende schwarz, so, daß diese Mähne eine gemischte graue und schwarze Farbe zu haben schien.

Der Vielfraß.

TAB. LVII.

Der Vielfraß ist stark von Leibe und niedrig von Beinen; er ist beynahe wie ein Dachs gestaltet, aber er ist noch einmal so dik und gröſſer. Er hat einen kurzen Kopf, kleine Augen, ungemein starke Zähne, einen unterſezten Leib, und einen vielmehr kurzen als langen Schwanz, der am Ende sehr behaaret ist Auf dem Rücken ist er schwarz, und an den Weichen braunroth; sein Rauchwerk ist eines der schönsten, und wird vorzüglich gesucht Er wird zimlich häufig in Lappland und in allen Ländern, die in der Nachbarschaft des nördlichen Meeres liegen, sowohl in Europa, als in Asien gefunden. Man findet ihn wieder in Canada, und in andern Gegenden von Nordamerika unter dem Namen Carcaju Es ist auch wahrscheinlich, daß das Thier an der Hudsonsbay, das Herr Edwards unter dem Namen Quick-Hatch oder Wolverenne vorgestellt, und sein Ueberſezter mit dem Namen der kleine Bär oder das Wölfgen belegt hat, mit dem canadischen Carcaju und mit dem Vielfraß des nördlichen Europa einerley seye; und das Thier, das von Fernandes unter dem Namen Tepeyzcuitli oder Berghund angegeben worden, könnte gar wohl der Vielfraß seyn, dessen Gattung sich vielleicht bis auf die unbewohnten Gebürgen von Neuspanien ausgebreitet hat.

Olaus Magnus scheint der erste zu seyn, der von dieſem Thiere Meldung gethan hat. Es ist, wie er sagt, so groß wie ein grosser Hund, hat ein Gesicht und Ohren, wie eine Katze, Füsse und Klauen von ungemeiner Grösse und Stärke, ein braunes, langes und dichtes Haar, und einen eben so rauchen aber kürzeren Schwanz, als der Fuchs. Nach Scheffern hat der Vielfraß einen runden Kopf, starke und spizige Zähne, wie der Wolf, ein schwarzes Haar, einen breiten Leib und kurze Füsse, wie der Fischotter. La Hontan, der des Carcaju in Nordamerika zuerst erwähnet hat, sagt: Stellet euch einen Dachs noch einmal so groß vor; so habt ihr das ähnlichste Bild, das ich euch von dieſem Thiere geben kan. Nach Sarrazin, der aber vermuthlich nur junge Thiere dieſer Art gesehen hat, haben die Carcajus einen nicht viel längeren Leib, als von zween Schuhen, und einen Schwanz von acht Zollen. Sie haben, sagt er, einen sehr kurzen und dicken Kopf, kleine Augen und sehr starke Kinnbacken, die mit zwey und dreyßig scharfen Zähnen versehen sind.

Der kleine Bär oder das Wölfchen, dessen Edwards gedenket, war, wie er sagt noch einmal so groß, als ein Fuchs; er hatte einen gewölbten Rücken, einen hängenden Kopf, kurze Beine, einen fast an der Erde schleppenden Bauch, und einen Schwanz von mittelmäßiger Länge, der nach dem Ende zu stark behaart ist. Alle stimmen in dem Berichte überein, daß man dieſes Thier bloß in den nördlichen Gegenden von Europa, Asien und Amerika finde Herr Gmelin ist der einzige, der zu versichern scheint, daß es bis in die warmen Länder streife; Herr von Büffon aber glaubt Gmelin könnte wohl, wie einige andere Naturbeschreiber die in Süden lebende Hyäne mit dem Vielfraß in Norden verwechselt haben.

Der Vielfraß hat keine Beine zum Laufen; er kan nicht einmal, ausser mit langsamen Schritten gehen: allein die Verschlagenheit ersezt bey ihm den Mangel der Geschwindigkeit; er lauret den Thieren in ihren Gängen auf; er klettert auf die Bäume, um auf sie herabzufahren und sie mit Vortheil anzugreifen; er stürzt auf die Elende und Rennthiere herunter, pakt sie an, und greift mit seinen Klauen und Zähnen so feste ein, daß nichts im Stande ist ihn zum Loslassen zu bringen. Vergebens rennen dieſe armen Thiere in vollem Laufe fort, vergebens reiben sie sich gegen die Bäume; der Feind der ihnen auf dem Kreutze oder auf dem Halse sitzet, hört nicht auf, ihr Blut in sich zu schöpfen, ihre Wunde immer tiefer zu ma-

machen, ein Stük nach dem andern abzureissen und mit immer gleicher Wuth und Gierigkeit zu verschlingen, bis er sie endlich getödtet hat. Es geht, wie man sagt, über alle Vorstellung, wie lange Zeit hinter einander der Vielfraß fressen, und wie viel Fleisch er auf einmal verzehren kan.

Die Nachrichten, die uns die Reisebeschreiber hievon geben, sind vielleicht vergrössert. Allein wenn man auch einen beträchtlichen Abzug macht, so bleibt doch immer so viel übrig, woraus man sehen kan, daß der Vielfraß alle unsere Raubthiere an Gefräßigkeit übertrift; daher man ihn auch den Geier unter den vierfüßigen Thieren genannt hat. Er ist unersättlicher und räubrischer, als der Wolf, und würde alle andere Thiere zu Grunde richten, wenn er eben so geschwind wäre. Allein er ist an seinen schwehrfälligen Gang gebunden, und das einzige Thier, das er im Laufen erreichen kan, ist der Biber. Mit diesem wird er leicht fertig, fällt sogar bisweilen in sein Gebäude ein, und frißt ihn nebst seinen Jungen, wo sie nicht beyzeiten sich ins Wasser retten können; denn im Schwimmen ist ihm der Biber überlegen, und der Vielfraß, der alsdann das Nachsehen von seiner Beute hat, hascht dafür nach den vorkommenden Fischen. Scheffer gibt ihm wenigstens das Fischen Schuld, aber Högström widerspricht ihm in seiner Beschreibung von Lappland. Wenn er gar kein frisches Fleisch bekommen kan, so sucht er Aeser und Leichen, scharrt sie auf und verzehret sie bis auf die Knochen.

Ungeachtet dieses Thier Verschlagenheit besizt, und mit überlegter List andere Thiere zu erhaschen trachtet; so scheint es doch kein deutliches Empfindniß für seine eigene Erhaltung, ja nicht einmal den gewöhnlichen Instinct zu seiner Rettung zu haben; es geht auf den Menschen zu, und läßt ihn sich nahe kommen. Die Handwerksleute, sagt Gmelin, entdekten in der Ferne ein Thier, das mit steifen und gemessenen Schritten auf sie zu kam. — Sie giengen diesem Thiere entgegen, und erkannten es endlich für einen Vielfraß, und nach einigen derben Prügelstreichen fiengen sie ihn noch lebendig. Allein diese Gleichgültigkeit, die ein blödes Wesen zu verrathen scheint, rührt vielleicht von daher, daß er eine fast wüste Gegend bewohnet, wo er selten Menschen antrift, und auch keine andere Feinde kennt, und deswegen seinen Weeg ohne alle Scheu gehet, weil er allemal, wenn er seine Kräfte mit den Thieren gemessen hat, Meister geblieben ist.

Der schwächere aber weit schnellere Isatis vertritt bey dem Vielfrasse die Stelle eines Schaffners. Diesem geht er auf seiner Jagd nach, nimmt ihm öfters seinen Raub, ehe er denselben noch gekostet hat, oder theilet wenigstens mit ihm. Denn in dem Augenblicke, da der Vielfraß ankömmt, verläßt der Isatis den Ueberrest seines Frasses, um nicht selbst verzehrt zu werden; denn der Vielfraß nimmt mit allem Fleische vorlieb, doch so, daß er des Rennthieres seines vorziehet. Der Vielfraß und der Isatis graben sich beyderseits Höhlen; allein in den übrigen Gewohnheiten haben sie nichts gemein mit einander. Der Isatis gehet öfters in Haufen, der Vielfraß wandert allein und hat bisweilen nur sein Weibchen bey sich, in ihrer Höhle findet man sie gemeiniglich beysamen. Selbst die muthigsten Hunde scheuen sich, auf den Vielfraß loszugehen und ihn anzufallen, er wehret sich sowohl mit den Klauen, als Zähnen und versezt ihnen tödliche Wunden. Ein Wojwode, sagt Herr Gmelin, der zu seinem Vergnügen einen Vielfraß im Hause hatte, ließ ihn eines Tages ins Wasser werfen, und ließ hierauf eine Kuppel Hunde gegen ihn loß; allein der Vielfraß sprang sofort dem einen Hunde auf den Kopf, und hielt ihn so lange unter Wasser, bis er ihn erstikt hatte. Die Menschen aber werden bald mit ihm fertig, da er durch die Flucht nicht entrinnen kan, sondern sich nur schleppend fortzieht.

Man pflegt von dem Vielfraß zu erzählen, daß wenn er auch ein Aas habe, das ihn an Grösse sechsmal übertreffe, er doch nicht eher zu fressen aufhöre, als bis alles verzehret seye. Da er nun die Speisen, die er in einem solchen Uebermasse verschlinge nicht so gleich verdauen könne, so befördere er die Ausleerung dadurch, daß er sich zwischen zweene dicht an einander stehende Bäume hindurch zwinge. Gmelin sagt, er habe verschiedene male Jäger von Profeßion befragt, aber niemal die Bestätigung dieser Nachricht gehöret; es scheine ihm also eine Fabel eines Naturbeschreibers, oder die Erdichtung eines Mahlers zu seyn. Büffon sezt hinzu, Olaus seye der erste, der diese Fabel bekannt gemacht habe, und

die Vorstellung davon seye durch einen Zeichner in Gesners Thiergeschichte übergetragen worden, aus welcher sie auf unsere Platten gekommen ist. Pontoppidan hingegen nimmt die Sache für bekannt an, und sagt die beste Gelegenheit, den Vielfraß zu fangen, seye, wenn er sich nach seiner Gewohnheit zwischen zween Bäume dränge. Ich will nicht entscheiden, wer recht hat? aber doch dünkt mich, es wäre für eine gewisse Art Leute, ich mag nicht gerne sagen Menschen, tröstlich, den nordischen Bischöffen zu glauben! ganz ohne Exempel seyn, ist doch wohl nicht angenehm.

Das Fleisch des Vielfrasses ist, wie das Fleisch aller fleischfressenden Thiere, ein höchst schlechtes Essen. Man jagt ihn bloß um seines Balges willen, der ein sehr schönes und vortrefliches Rauchwerk abgibt. Man schäzt dasselbe, nächst dem von dem Zobel und schwarzen Fuchse, für das beste, und man will sagen, es habe, wenn es wohl ausgesucht und zugerichtet ist, seines gleichen nicht an Glanze, sondern es zeige sich an demselben eine Widerstralung des Lichts auf einem schönen schwarzen Grunde, und eine Menge heller Stellen, wie auf einem Damastſtoffe. Pontoppidan, welcher sagt, daß es schwarz mit braunen und gelblichten Flammen vermischt seye, versichert, daß die nordischen Jäger um den Velz nicht zu verderben, den Vielfraß nur mit Flitschbogen und mit platten hölzernen Pfeilen erlegen.

In dem Kabinet zu Dresden bewahret man einen sogenannten schwarzen Vielfraß, der ehemals aus Sibirien lebendig dahin gebracht worden war, und täglich dreyzehn Pfund Fleisch fraß, ohne jemals seinen Hunger zu stillen. Die Farbe fällt aus dem Schwarzen ins Braune. Die Länge des Thieres beträgt fast eine Elle und acht Zoll, wovon acht Zoll auf den Kopf gehen. Die Höhe des Thiers mit dem Kopf ist fast neunzehn Zoll. Ein anderer ausgestopfter Vielfraß in eben diesem Kabinete hat eine aus dem Braunen in das Gelbe spielende Farbe, und ist von August II. in Sachsen nahe bey Frauenstein gefangen worden.

P. Pavius hat in Gegenwart Joh. de Laet eine Vielfraß zergliedert und dem H. Th. Bartholinus wegen der bewundernswürdigen Aehnlichkeit mit dem menschlichen Körper folgende 2 sonderbare Stücke vorgelegt.

1) Nirgends hat sich eine Nabelschnur (ductus umbilicalis) gefunden.
2) Alle Thiere unterscheiden sich von dem Menschen durch das Band, woran die Leber hängt. Nur bey diesem Thier wird die Leber durch ein Ligament mit dem Zwergfelle auf das festeste verbunden, und kommt also mit der innern Beschaffenheit einer Menschenleber überein, und endlich ist das Eingeweide vom Anfange bis zum Ende an Gestalt sich immer ähnlich geblieben, da doch der Blinddarm gefehlt, der übrige Mastdarm aber ist da gewesen.

Dieses Thier wird in der nordischen Sprache Jerven oder Erven und in dem Amte Drontheim, wo er in Norwegen am meisten gefunden wird, Kola genannt. Die Franzosen nennen es Glouton; und in der Sklavonischen Sprache heißt es Rosomak. In Norwegen hat der gemeine Mann die irrige Einbildung, daß er den Vielfraß für das dritte Junge des Bären hält, das von seiner Mutter nicht aufgefüttert worden ist. In Kamtschatka wird das Fell nach dem Berichte des Kraschenninikow so hoch gehalten, daß die Kametschadalen glauben, die himmlischen Weesen trügen keine andere Kleider, als von Vielfraßfellen, und daß die Weiber ihre Haare mit den weissen Pfoten dieser Thiere schmücken und für ein Paar eine oder zwo Seeberhäute geben. Eben dieser Verfasser versichert auch, daß der Vielfraß sich leicht zähmen lasse und allerley Possen machen lerne, und daß die zahmgemachten nicht so gefräßig seyen Er gibt aber auch zu, daß diese Thiere einander vielleicht nicht in allen Ländern gleich seyen.

Die Zibethkatze und das Zibeththier.

Die meisten Naturkündiger haben geglaubt, daß es nur eine Thierart wäre, die die wohlriechende Waare, den Zibeth lieferte. Herr von Büffon hat von diesen Thieren zwey gesehen, die wirklich wesentliche Aehnlichkeiten und Gleichheiten in der Bildung sowohl von innen, als auswendig hatten, aber sich auch durch so viele andere Merkmaale von einander unterschieden, daß sie als zwo in der That verschiedene Arten können angesehen werden. Für das erste dieser Thiere hat er den Namen Zibethkatze (Civette) beybehalten, und dem andern zum Unterschiede den Namen Zibeththier (Zibet) gegeben.

Die Zibethkatze scheinet das Thier zu seyn, welches die Herren der Akademie der Wissenschaften in ihren Memoires oder Beyträgen zur Thiergeschichte beschrieben haben, und einerley mit der Zibethkatze des Cajus, die sich beym Gesner findet, und auch keine andere, als diejenige, von der Fabius Columna in dem Werke von Johann Faber, welches eine Fortsetzung von dem Werke des Hernandes ist, die Figuren geliefert hat.

Die andere Gattung, der Herr von Büffon den Namen Zibeththier beyleget, scheinet ihm dasselbige Thier zu seyn, das Herr de la Peyronnie unter der Benennung des Bisamthiers (Animal de Muse) in den Memoires der Akademie der Wissenschaften vom J. 1731. beschrieben hat. Alle beyde unterscheiden sich von der Zibethkatze durch eben dieselbe Charaktere. Allen beyden fehlen die Mähnen, oder vielmehr die langen Haare auf dem Rükgrade. Alle beyde haben ganz deutliche Ringe auf dem Schwanze, anstatt daß die Zibethkatze weder eine Mähne noch sichtbare Ringe hat. Doch gestehet Herr von Büffon, daß sein Zibeththier und das Bisamthier des Herrn de la Peyronnie keine so vollkommene Aehnlichkeit haben, wobey gar kein Zweifel über die Einheit ihrer Art übrig bleibe. Die Ringe am Schwanz des Zibeththiers sind breiter, als bey dem Bisamthiere. Es hat ferner keinen doppelten Streifen an dem Halse, und nach der Länge seines Körpers betrachtet, einen kürzeren Schwanz. Doch könnten diese Verschiedenheiten nur zufällige Mannichfaltigkeiten seyn, denen die Zibethkatzen mehr, als andere wilde Thiere unterworfen seyn müssen, indem man sie an vielen Orten in der Levante und in Indien als Hausthiere auferziehet. Inzwischen ist es auch noch nicht ausgemacht, daß die Zibethkatze, und das Zibeththier nicht Abfälle von einer einzigen Art sind, da man noch nicht weiß, ob diese Thiere sich nicht würden vermischen und mit einander zeugen können.

Das Thier welches wir hier Zibethkaze nennen, heißt auf Madagaskar Fanalue, in Congo Nzime oder Nzfusi, in Aethiopien Kankan und in Guinea Kastor. Diß ist die guineische Zibethkatze, und aus Guinea war die, welche Herr v. Büffon hatte.

Das Zibeththier ist aller Vermuthung nach die Zibethkatze in Asien, in Ostindien und in Arabien, wo man sie Zebet oder Zibet nennet, welcher arabische Name auch die wohlriechende Substanz dieses Thieres bezeichnet. Sein Unterscheid von der Zibethkatze besteht darinn, daß es einen längern und nicht so dicken Leib, und eine dünnere, plattere, und an ihrem Obertheile etwas hohle Schnautze hat, dagegen die Schnautze der Zibethkatze dicker, kürzer, und ein wenig ausgebogen ist. Es hat auch höher stehende und breitere Ohren, einen längeren Schwanz dessen Flecken und Ringe deutlicher ausgedrükt sind, ein weit kürzeres und wollichteres Haar, keine Mähne oder eigentlich keine längere Haare, als die übrigen, auf dem Halse, noch längst dem Rükgrade, und endlich nichts Schwarzes unter den Augen noch auf den Backen. Alles dieses sind besondere und sehr merkwürdige Charaktere an der Zibethkatze.

Man hat diese Thiere Bisam- oder Zibethkatzen (Chats musqués, Chats civettes) genannt. Sie haben aber auf-

ser der Behendigkeit ihres Körpers nichts mit den Katzen gemein. Sie gleichen vielmehr, besonders was den Kopf betrift, dem Fuchse. Ihre Haut ist mit Streifen und Flecken gezeichnet, und aus diesem Grunde haben einige, die sie von Ferne gesehen hatten, dieselben für kleine Panther gehalten. Allein in jeder andern Absicht sind sie vom Panther unterschieden. Es gibt ein Thier so man Genette (Genistkatze) nennt, welches auf gleiche Art gefleckt ist, einen Kopf fast von eben der Bildung hat, und eben wie die Zibethkatze einen Beutel trägt, in welchem eine wohlriechende Feuchtigkeit durchseigert. Allein die Genette ist kleiner, hat viel kürzere Beine, und einen weit dünneren Leib. Ihr Geruch ist sehr schwach, und von kurzer Dauer, da im Gegentheile der Geruch der Zibethkatzen sehr stark, und der vom Zibeththiere ausserordentlich heftig und noch durchdringender ist, als von der Zibethkatze. Diese wohlriechende Feuchtigkeiten, die ihn verursachen, finden sich in der Oefnung, die diese beyden Thiere bey den Zeugungstheilen haben. Sie bestehen aus einem dicken Safte von gleichem Bestande, als Pommade, wovon der Geruch, ungeachtet seiner Heftigkeit, auch selbst alsdenn angenehm ist, wenn er eben aus dem Körper des Thieres herausgehet, welches ihn schon genug von dem Bisam unterscheiden würde, wenn auch sonst der Unterscheid nicht so groß wäre.

Diese beyden Arten von Zibethkatzen sind also nie genug von einander unterschieden worden. Man hatte alle beyde bisweilen mit den wohlriechenden Wieseln, mit der Genette und dem Bisambocke verwechselt, ja man hat sie auch für Hyänen angesehen. Bellon, der eine Zeichnung und eine Beschreibung der Zibethkatze ans Licht gestellet hat, behauptet, daß dieses die Hyäne der Alten seye. Sein Irrthum ist nicht ohne allen Grund. Es ist ausgemacht, daß die meisten Fabeln, die die Alten auf die Rechnung der Hyäne geschrieben haben, von der Zibethkatze hergekommen sind. Die Liebestränke, die man aus gewissen Theilen der Hyäne bekam, und die heftige Wirkung dieser Tränke, geben Anzeigen genug von der reizenden Kraft, die uns von dem Schmalze der Zibethkatze bekannt ist, dessen man sich im Oriente noch in dieser Absicht bedienet. Die Berichte der Alten von der Ungewißheit des Geschlechtes der Hyäne passen noch besser auf die Zibethkatze; denn an dem Männchen ist von aussen nichts zu sehen, als drey Oefnungen, die vollkommen so, wie bey dem Weibchen sind, und es ist in diesen äusserlichen Theilen demselben so ähnlich, daß es fast eine Unmöglichkeit ist, anders als durch die Zergliederung sich von ihrem Geschlechte zu überzeugen. Die Oefnung, in welcher sich der Saft, oder vielmehr die dicke Feuchtigkeit der wohlriechenden Substanz findet, ist zwischen den beyden andern, und auf eben derselben geraden Linie, die sich von dem Heiligbeine bis an das Schaambein erstrecket.

Ein anderer Irrthum, der sich weit mehr als Bellons seiner ausgebreitet hat, ist der von Gregorius von Bolzar, und betrift die Erdgegenden, wo sich das Zibeththier finden soll. Nachdem er gemeldet hat, daß es in Ostindien und Afrika häufig seye, so versichert er zuverläßig, daß es sich und sogar in grosser Menge auch an allen Orten des südlichen Amerika finde. Dieser angenommene Saz, der uns durch Fabern mitgetheilt worden, ist von Fabern nachgeschrieben, und von allen, die von der Zibethkatze gehandelt haben nachgehends in ihre Beschreibungen aufgenommen worden. Es ist aber dem ohngeachtet gewiß, daß die Zibethkatzen Thiere der heissesten Gegenden in der alten Welt sind, die nicht von Norden aus in die neue haben übergehen können, und daß es wirklich niemals andere Zibethkatzen in Amerika gegeben hat, als solche, die von den Philippinischen Inseln und den Küsten von Amerika dahin übergeführet worden. Eine Stelle in dem kleinen Werke des Fernandes über die Thiere in Amerika am Ende des Bandes, der die Mexikanische Naturgeschichte von Hernandes, von Recchi und Faber enthält, versichert selbst, daß die Zibethkatze kein Landesthier in Amerika seye, sondern, daß man zu seiner Zeit angefangen habe, aus den Philippinischen Inseln einige nach Neuspanien zu bringen, und diesem Zeugnisse kan man die Aussage aller Reisenden an die Seite setzen, welche sagen, daß die Zibethkatzen wirklich in den philippinischen Eylanden, in Ostindien und in Afrika sehr gemein sind, und von denen keiner sie in Amerika gesehen haben will.

Die Zibethkatze und das Zibeththier sind demnach alle beyde Thiere der alten Welt, und sie haben äusserlich keine andere Zeichen des Unterscheides, als die oben angezeig-

gezeigten. Diese Thiere die wir nun beyde unter dem Namen der Zibethkatzen zusamen nehmen wollen, können, ohngeachtet sie aus den heissesten Gegenden von Afrika und Asien herstammen, und daselbst gebohren werden, dennoch in gemäßigten, und sogar in kalten Ländern leben, wenn man sie nur sorgfältig vor der rauhen Luft bewahret, und ihnen saftige und auserlesene Speisen gibt. Man unterhält sie in zimlicher Menge in Holland, und der Zibeth, der zu Amsterdam gemacht ist, wird von den französischen Kaufleuten demjenigen vorgezogen, der aus der Levante und aus Indien kommt, welcher gemeiniglich nicht so rein ist. Derjenige den man aus Guinea erhält, würde der beste von allen seyn, wenn ihn nicht die Schwarzen eben so, wie die Indianer und Einwohner der Levante, verfälschten, und Säfte von Vegetabilien, als Gummi Ladanum, Storaxgummi u. a. d. darunter mischten. Um diese Spezerey zu sammeln, setzet man das Thier in einen engen Käficht, worinn es sich nicht umwenden kan. Man öfnet hinten den Käficht, zieht das Thier bey dem Schwanze heraus, und zwingt es in dieser Stellung zu bleiben, indem man einen Stok durch die Gitterstangen des Käfichts stekt, und vermittelst desselben dem Thiere die Hinterbeine verschrenkt. Hierauf fährt man mit einem kleinen Löffel in den Beutel, der die Spezerey enthält, streicht mit allem Fleisse die inneren Wände des Beutels ab, und decket das Gefäß in welches man den Zibeth thut, sorgfältig zu. Dieses wird wöchentlich zwey bis dreymal wiederholet. Zu der Menge dieser wohlriechenden Feuchtigkeit thut die Beschaffenheit der Nahrung und der Appetit des Thieres sehr viel. Je besser und zärtlicher es unterhalten wird, desto mehr gibt es davon. Rohes und gehaktes Fleisch, Eyer, Reis, kleine Thiere, Vögel, junges Federvieh, und vornehmlich Fische, sind die Gerichte, die man ihm vorsetzen, und darinn auf solche Weise abwechseln muß, daß man seine Gesundheit erhält, und seinen Geschmak reitzet. Es braucht nur sehr wenig Wasser, und ohngeachtet es selten trinkt, harnet es doch öfters, und beyde, das Männchen und das Weibchen lassen auf gleiche Art das Wasser.

Die Spezerey dieser Thiere ist so stark, daß sie ihren Geruch allen Theilen ihres Körpers mittheilet. Das Haar hat denselben eingesogen, und die Haut ist so sehr davon durchdrungen, daß man die Empfindung davon noch lange nach ihrem Tode hat, und dieselbe wegen ihrer Heftigkeit von lebendigen Thieren nicht ausstehen kan, besonders wenn man mit ihnen an einem verschlossenen Orte ist. Wenn man sie zerret und folglich warm macht, erhöhet sich der Geruch noch mehr, und wenn man sie so lange quälet, daß sie schwitzen müssen, so sammelt man ihren Schweiß auf, der gleichfalls sehr parfumirt ist, und dazu dienet, die Masse zu vermehren.

Die Zibethkatzen sind von Natur wild, und sogar ein wenig grimmig. Unterdessen zähmet man sie ohne viele Mühe, wenigstens zu dem Grade, daß man sich ihnen nähern, und sie, ohne grosse Gefahr, mit den Händen angreifen kan. Sie haben starke und scharfe Zähne. Ihre Klauen aber sind schwach und stumpf. Sie sind behende und so gar leicht auf den Füssen, ohngeachtet ihr Leib von zimlicher Dicke ist. Sie thun Sprünge, wie die Katzen, und können auch, wie die Hunde, laufen. Sie leben von der Jagd, überraschen und verfolgen kleine Thiere und Vögel, und suchen, wie die Füchse, in die Hühnerhöfe zu kommen, um das Federvieh zu rauben. Ihre Augen funkeln des Nachts, und es ist glaublich, daß sie im Dunkeln sehen. Wenn es ihnen an Thieren fehlt, so fressen sie Früchte und Wurzeln. Sie trinken wenig, und halten sich nicht in feuchten Gegenden, sondern gern in dem brennenden Sande und auf dürren Bergen auf. Unter ihrem Himmelsstriche werfen sie Junge in zimlicher Anzahl, allein ungeachtet sie in Ländern von gemäßigter Witterung leben können, und daselbst auch ihre wohlriechende Feuchtigkeit von sich geben, so fehlt ihnen doch das Vermögen, sich daselbst zu vermehren. Sie haben eine stärkere Stimme, und keine so scharfe Zunge, als die Katze, und ihr Geschrey gleichet dem Belfern eines Hundes, der böse ist.

Die salbenartige und wohlriechende Feuchtigkeit, die man von diesen Thieren bekommt, nennet man im Französischen Civette, und Zibet oder Algallia, in Arabien, in Indien und in der Levante, wo man einen viel stärkern Gebrauch, als in Europa davon macht, wo es bereits beynahe überall aus der Medicin verdrungen worden ist, und unter den Modegerüchen auch keinen grossen Rang mehr hat.

An dem Zibeththiere sind der Kopf, der Hals, der Leib und der Schwanz lang, und die Beine hingegen kurz. Die Schnautze hat mit der Schnautze des Fuchses, ohngeachtet sie dicker ist, viele Aehnlichkeit. Die Augen sind von mittelmäßiger Grösse und liegen schräge, wie bey dem Wolfe, dem Fuchse u. m. Die Ohren sind gerade, wie an der Katze, aber dem Verhältnisse nach, kürzer und am Ende runder. An jedem Fusse hat das Thier fünf Zähen Die Schwanzknochen sind dik, und der Schwanz selbst ist mit einem kurzen und dichten Haare bedekt

Der Schwanz des Thieres, das der Gegenstand der Daubentonschen Beschreibung war, war nach unten und vorwärts gekrümmet, welches aber vermuthlich zufällig war. Das Haar war kurz und dichte, und bedekte eine Art von aschfärbigtem Wollhaare, welches noch viel kürzer war Es hatte verschiedene Farben, und war weiß, grau, braun und schwarz durcheinander. Diese Farben bildeten auf dem Halse und dem Schwanze grosse, und an dem Leibe und den Beinen kleine Flecken, und längst dem Rücken und dem Kreutze erstrekte sich von der Mitte des Halses bis mitten auf den Schwanz ein schwärzlichter Streifen, so wie in einiger Entfernung von den Ohren zween andere ihren Anfang nahmen und längst dem Rücken und dem Vordertheile der Schultern liefen. Bey den übrigen Flecken und Streifen wollen wir nicht weitläufig seyn, sondern nur noch hinzuthun, daß an dem Schwanze sieben braune Ringe mit eben so viel weissen abwechselten. Das Thier wog dreyzehn Pfund und zwo Unzen.

Der Körper der Zibethkatze ist nicht so länglicht, als vom Zibeththiere; sie hat eine dickere Schnautze, und ein Stirnblatt, das nach aussen einen Bogen machet, so wie das Stirnblatt des Zibeththieres dieses nach innen zu thut. Die Ohren der Zibethkatze sind kürzer und schmäler. Uebrigens haben diese beyde Thiere in der Bildung der Nase, des Kopfes, des Halses und der Beine viele Aehnlichkeit mit einander. Der Schwanz der Zibethkatze ist nicht so lang, als der vom Zibeththiere, und an den Füssen ist der Daume an den Hinterfüssen der Zibethkatze um drey Linien näher bey dem zweiten Zähen Mitten auf der unteren Fläche der Fußwurzel fand Herr Daubenton zween kleine Knollen, und das Knöllchen, so hinter der Handwurzel lag, war grösser, als an dem Zibeththiere, und bildete ein dergleichen kleineres an seiner inwendigen Seite Die Klauen waren dicker, und hatten eine schwarze Farbe.

Das Haar der Zibethkatze war länger, härter und strupfigter, als das Haar des Zibeththieres Unter demselben fand sich gleichfalls eine Art sehr weichen Wollhaares von einer bräunlichten Aschfarbe. Das Haar hatte verschiedene Farben, worinn das Weisse, das Weißlichte, das Graue, das Gelblichte, das Braune und Schwarze untereinander gemischt waren, und diese Farben waren in Streifen und Flecken vertheilt. Auf dem Schwanz waren fünf bis sechs schwarze Flecken in Form halber Ringe, die mit andern halben Ringen von graugelblichter Farbe einer um den andern in der Lage abwechselten.

Das Haar der Zibethkatze war dicker, steifer und länger, als das Haar des Zibeththiers, besonders unter dem Bauche und auf dem Rücken, wo es eine Art Mähnenhaar ausmachte, welches sich längst dem ganzen Leibe von dem Halse, bis mitten auf den Schwanz erstrekte, und aus Haaren von vier bis fünf Zollen bestand. Die Haare auf dem Bauche waren dritthalb Zoll lang, die auf den Schultern und dem Schenkel hielten ungefehr einen Zoll in der Länge, und die an der Schnautze und den vier Füssen waren sehr kurz.

Die Zibethkatze hat, wie das Zibeththier, zwischen dem After und dem Wurfe das Mundloch eines Canaals, an dessen Grunde der Eingang zu zween Beuteln angetroffen wird; und jeder dieser Beutel enthält eine Drüse die zur Absonderung des Zibeths bestimmet ist.

Die Genette.

TAB. LVIII.

Die Genette ist ein kleineres Thier, als die Zibethkatzen. Sie hat einen länglichten Leib, kurze Beine, eine spitzige Schnautze, einen schmalen Kopf und ein sanftes rollichtes Haar von einer glänzenden und mit schwarzen Flecken gesprenkelten Aschfarbe. Diese Flecken sind an den Seiten des Leibes rund und abgesondert. Auf dem Rücken aber liegen sie einander so nahe, daß sie, dem Anscheine nach, zusamenhängende schwarze Streifen bilden, die sich über den ganzen Leib in die Länge erstrecken. Dieses Thier hat auch auf dem Halse und längst dem Rükgrade eine Art Mähne, oder längeres Haar, welches einen schwarzen Streifen macht, und von dem Kopfe bis an den Schwanz ungetrennt fortgehet. Dieser leztere ist eben so lang, als der Leib, und so weit er reicht, mit sieben bis acht Ringen gezeichnet, die wechselsweise schwarz und weiß sind. Die schwarzen Flecken des Halses sehen wie Streifen aus, und unter jedem Auge nimmt man einen weissen sehr sichtbaren Flek wahr. Die Genette hat unter dem Schwanze und an eben der Stelle, wo es sich bey den Zibethkatzen findet, eine Oefnung, oder einen Beutel, in den eine Art von wohlriechender Feuchtigkeit durchsieget, deren Geruch aber nur schwach ist, und sich bald verliehret. Sonst ist die Genette etwas grösser, als der Buchmarder, der ihr auch sowohl in der Bildung des Körpers, als in dem Naturelle und den Eigenschaften ungemein ähnlich ist. Nur scheinet sie sich leichter zähmen zu lassen. Bellon will zu Constantinopel in den Häusern einige gesehen haben, die eben so zahm als Katzen waren, und die man überall herumlaufen ließ, ohne daß sie Unheil anrichteten. Man hat sie constantinopolitanische Katzen, spanische Katzen und Genistkatzen genannt. Gleichwohl haben sie mit den Katzen nichts gemein, als die Kunst Mäuse zu erhaschen. Man hat ihnen vielleicht den Beynamen ihrer Länder gegeben, weil man sie selten, ausser in der Levante und in Spanien antrift. Der Name Genette scheinet dem Herrn von Büffon selbst neu und von einem Orte hergenommen zu seyn, der mit Genister besezt war, welche Staude in Spanien sehr gemein ist. Die Naturkündiger behaupten, daß sich die Genette nur an feuchten Gegenden und an den Bächen aufhalte, und sich weder auf Bergen noch in dürren Erdstrichen finden lasse Ihre Gattung ist nicht zahlreich, wenigstens nicht sehr ausgebreitet. Es gibt keine in irgend einer andern Provinz von Europa, als blos in Spanien und in der Türkey Sie braucht also ein heisses Klima, um zu leben und sich zu vermehren. Inzwischen scheint es doch nicht, daß sie sich in den heissesten Ländern von Afrika und Indien finde, denn die Jossane die man die Genette von Madagaskar nennet, ist von einer andern Gattung.

Der Balg dieses Thieres gibt ein leichtes und sehr artiges Pelzwerk ab, aber man ist auf die Erfindung gerathen, dasselbe nachzumachen, indem man graue Kaninchenfelle mit schwarzen Flecken bemahlte.

Die Genette die Herr Daubenton zergliederte, wog zwey Pfund, vierzehn Unzen und zwey Quentchen.

Die Katze.

Wir sind in gegenwärtigem Abschnitte so oft genöthiget gewesen, uns auf die Katze zu berufen, daß wir ihre Naturgeschichte nicht weiter hinausschieben können. Dieses Thier ist ein ungetreuer Hausgenosse, den man nur aus Noth behält, um ihn einem andern noch beschwehrlichern entgegen zu setzen, den man nicht verjagen kan. Obgleich die Katzen, zumal in ihrer Jugend, artig sind, so besitzen sie doch zugleich eine angebohrene Bosheit, eine falsche Gemüthsart und verkehrte Gesinnungen, welche mit dem Alter schlimmer und durch die Zucht, unter der man sie hält, nur verborgen werden. Von Natur sind sie öffentliche Räuber, durch eine gute Erziehung werden sie gehorsam und schmeichelnd, wie Betrüger; sie besitzen gleiche Geschiklichkeit, gleiche Spizfündigkeit, gleiche Neigung Uebels zu thun, gleichen Trieb zu kleinen Spizbübereyen. Sie wissen, wie Betrüger, ihren Weeg zu verdecken, ihre Absicht zu verbergen, die Gelegenheiten auszuforschen, zu erwarten, zu erwählen, den Augenblik, da sich die Ausführung bewerkstelligen läßt, zu ergreiffen, sich nachgehends der Strafe zu entziehen, zu fliehen und entfernt zu bleiben, bis man sie selbst zurücke ruft. Das Aeusserliche der Gesellschaft gewöhnen sie sich leicht an, aber nie erhalten sie gesellschaftliche Gesinnungen. Sie zeigen nur den Schein einer Gewogenheit gegen den Menschen; man siehet dieses an ihren zweydeutigen Augen; an ihren verdächtigen Bewegungen; sie sehen der geliebten Person nie gerade ins Gesicht, sie nähern sich ihr aus Mistrauen oder aus Falschheit nur durch Umwege, um Liebkosungen zu suchen, gegen die sie nur wegen des Vergnügens, das sie ihnen machen, empfindlich sind.

Die Leibesgestalt und das Temperament stimmen mit der Gemüthsart überein. Die Katze ist artig, leicht, geschikt, reinlich und wollüstig; sie liebt ihre Bequemlichkeit, sie suchet die weichsten Stellen, darauf zu ruhen und sich lustig zu machen, sie ist auch stark zur Liebe geneigt, und, welches bey den Thieren etwas seltenes ist, das Weibchen scheint hizziger, als das Männchen. Es ladet das Männchen ein, sucht dasselbe, ruft es, kündigt die Wuth seiner Begierden, oder vielmehr die übermäßige Grösse seiner Bedürfniß, durch lautes Geschrey an, und wenn das Männchen vor ihm flieht, oder es verachtet, verfolgt das Weibchen selbiges, beißt es, und nöthigt es so zu reden, seinen Begierden Genüge zu leisten, obgleich die Vereinigung allemal mit den lebhaftesten Schmerzen verbunden ist. Diese Brunst dauret neun bis zehn Tage, und ereignet sich nur zu gesezten Zeiten, ordentlich nur zweymal des Jahres, im Frühlinge und Herbste, zuweilen drey, auch wohl viermal.

Diese Kiezen sind fünf und zwanzig oder sechs und zwanzig Tage trächtig; sie werfen nicht so viele Jungen, als die Hündinnen; ein Wurf bestehet ordentlich aus vier, fünf oder sechsen. Die Kater pflegen ihre Jungen aufzufressen, deswegen verbergen sich die Kiezen, wenn sie werfen wollen, und wenn sie fürchten, man möchte ihre Jungen entdecken, oder wegnehmen, so tragen sie dieselben in unbekannte oder solche Oerter, zu denen man nicht kommen kan; sie säugen solche einige Wochen lang, bringen ihnen Mäuse, Vögelchen, und gewöhnen sie bey guter Zeit Fleisch zu fressen; inzwischen fressen doch diese so sorgfältigen und zärtlichen Müttern ihre Jungen selbst, nachdeme sie etliche Wochen Mühe an sie gewandt haben, und es scheinet, als ob sie ihre Mordthat am liebsten mit Eröfnung des Kopfes anfiengen, wenigstens war denen, die ich von ihren Müttern getödtet gesehen habe, jedesmal das Gehirne ausgefressen.

Die jungen Katzen sind munter, lebhaft, artig und würden für Kinder sehr zum Spielen taugen, wenn man ihr Kratzen nicht zu fürchten hätte: aber so angenehm und gaukelnd ihr Spiel ist, so ist es doch nie ganz unschuldig, und verändert sich bald in eine angewohnte Bosheit. Weil sie ihre Gaben nur gegen

Die Katze.

gen kleine Thiere mit Vortheile gebrauchen können, so lauren sie bey einem Vogelbauer, geben auf die Vögel, Mäuse, Ratten, Acht, und werden also von sich selbst, ohne einige Unterweisung, vollkommenere Jäger, als die Hunde, die man aufs beste abgerichtet hat Aller Zwang ist ihrer Gemüthsart zuwider, deswegen kan man ihnen keine aneinanderhängende Erziehung geben. Doch sollen griechische Mönche auf der Insel Cypern Katzen angewöhnt haben, die Schlangen, von denen diese Insel beschwehret war, zu jagen, zu fangen und umzubringen. Aber zu dieser Jagd haben sich die Katzen nicht sowohl aus Gehorsam, als vermöge ihrer allgemeinen Neigung, alles zu zerstören, gewöhnen lassen; denn sie pflegen, ohne grossen Unterscheid, allen schwachen Thieren, als Vögeln, jungen Kaninchen und Haasen, welchen zu lieb sich selbst die Haußkatzen manchmal auf mehrere Wochen von den Häusern entfernen und in dem Felde oder Wald leben, ja Kröten, Fröschen, Schlangen und Eydexen, die sie nur gar zu oft in die Häuser schleppen, aufzupassen, solche anzufallen, und hinzurichten Sie sind nicht gelehrig, und haben keinen scharfen Geruch; daher verfolgen sie auch die Thiere nicht, die sie nicht mehr sehen, sie jagen dieselben nicht, sondern sie erwarten solche, überfallen sie, spielen lange Zeit damit, und tödten sie ohne einige Nothwendigkeit, auch wenn sie vollkommen satt sind, und dieses Raubes zur Stillung des Hungers gar nicht nöthig haben.

Die nächste natürliche Ursache, warum sie so geneigt sind, andern Thieren aufzupassen und solche zu fangen, kommt auf den Vortheil an, den ihnen die besondere Beschaffenheit ihrer Augen gibt. Bey den Menschen, wie bey den meisten Thieren, ist der Augapfel vermögend, sich bis auf gewisse Gränzen zusammen zu ziehen und wieder zu erweitern; er erweitert sich, wenn es an Lichte mangelt, und wird bey allzustarkem Lichte enger. Diese Verengerung und Erweiterung sind bey den Augen der Katze und der Nachtvögel so beträchtlich, daß die Oefnung des Auges in der Dunkelheit rund und weit, am hellen Tage lang und schmal, wie eine Linie wird, und diese Thiere bey Nacht besser, als bey Tage sehen. Also befindet sich das Auge der Katze den ganzen Tag über in einer beständigen Zusammenziehung, und sieht, so zu reden, bey starkem Lichte nur mit einer Anstrengung, bey der Abenddämmerung aber setzt es sich wieder in seinen natürlichen Zustand. Die Katze sieht vollkommen und macht sich diesen Vortheil zu Nutze, andere Thiere auszukundschaften, anzugreifen und zu überfallen.

Diese Thiere, die man nicht völlig für Haußthiere erklären kan, ob sie gleich unsere Häuser bewohnen, weil sie nie dienstbar werden, wenn man sie auch so gut als möglich gezähmet hat, und nur thun was sie wollen, gewöhnen sich nicht so sehr an die Menschen, als an die Häuser, wenn man sie auch wohl einige Stunden weit wegschaffet, so kommen sie doch von selbst auf ihre Böden, wo sie sich ohnehin am liebsten aufhalten, wieder, vermuthlich deswegen, weil sie da alle Mauselöcher, alle Ausgänge und Schlupfwinkel wissen. Sie fürchten das Wasser, die Kälte und den üblen Geruch, sie sind gern in der Sonne, sie legen sich in die wärmste Plätze hinter die Feuermauern, oder in die Oefen, sie lieben auch Räucherwerk, und lassen sich von Personen, die wohlriechende Sachen um sich haben, gerne nehmen und streicheln, der Geruch derjenigen Pflanze, die man von ihnen deswegen Katzenkraut genennet hat, erregt sie so stark, daß sie davon entzükt scheinen. Weswegen man dieses Gewächse, wenn man es erhalten will, mit einem Gitter umgeben muß, weil ihm die Katzen, die es von weitem riechen, zulaufen und sich daran reiben, wodurch es in kurzer Zeit zerstöret wird.

In fünfzehn oder achtzehen Monaten haben diese Thiere ihren ganzen Wachsthum erreicht. Sie sind auch, ehe sie ein Jahr alt werden, vermögend zu zeugen, und können einander ihre ganze Lebenszeit über beywohnen, welche nicht über neun oder zehen Jahre dauret. Sie sind indessen sehr hart, haben viele Lebenskräfte, und mehr natürliche Stärke, als andere Thiere, die länger leben.

Die Katzen können nur langsam und schwehr kauen, ihre Zähne sind so kurz und so übel gesetzt, daß sie ihnen nur dienen, die Speisen zu zerreissen, nicht aber solche zu zermalmen; daher suchen sie auch vorzüglich das zarteste Fleisch: sie lieben die Fische gesotten und roh, sie saufen oft, ihr Schlaf ist leicht, sie schlafen nicht so sehr, als sie zu schlafen scheinen, sie gehen leicht, fast allemal still und ohne einiges Geräusche, sie ver-

bergen und entfernen sich, ihren Unflath von sich zu thun, und bedecken solchen mit Erde. Sie sind reinlich und ihr Pelz ist allezeit trocken und gepuzt. Ihre Haare werden leicht elektrisch, und man sieht im Dunkeln Funken aus ihnen mit einem Geknister gehen, wenn man sie streichelt; ja nicht nur die Haare werden elektrisch, sondern sie scheinen es selbst zu werden Ich habe mehr als einmal gesehen, daß, wenn man nach einem öfters wiederholten Streicheln ihres Rückens den Finger der Nase des Thieres näherte, Funken herausgelokt würden. Aber es muß ihnen sehr empfindlich seyn, weil sie sich, wenn man sie nicht sehr vorsichtig hält, mit Klauen und Zähnen rächen, und sich von dem, der sie auf diese Weise elektrisiret hat, in langer Zeit nicht mehr anlocken lassen, wäre er auch zuvor ihr Liebling gewesen. Ihre Augen glänzen im Finstern.

Die wilde Katze zeuget Junge mit der Haußkatze; und es geschieht nicht selten, daß Kater und Kiezen zur Rammelzeit die Häuser verlassen, und in den Wäldern wilde Katzen aufsuchen, nachgehends aber wieder zu ihrer Wohnung zurücke kehren. Aus dieser Ursache sind einige unserer Haußkatzen den wilden Katzen völlig ähnlich. Der wesentliche Unterscheid bestehet im Innerlichen. Die Haußkatze hat ordentlich viel längere Gedärme, als die wilde Katze, indessen ist die wilde Katze viel stärker und grösser, als die Haußkatze; sie hat allezeit schwarze Lippen, steifere Ohren, einen dickeren Schwanz und eine beständige Farbe. In unseren Gegenden kennet man nur eine Art der wilden Katzen, und das Zeugniß der Reisenden versichert uns, daß man diese Art fast überall ohne grosse Abänderungen findet. Man hätte dergleichen in dem festen Lande der neuen Welt, noch ehe die Europäer solches entdekten; ein Jäger brachte dem Columbus eine, die er im Holze gefangen hatte. Diese Katze war von ordentlicher Grösse, hatte graubraunes Haar, und einen sehr langen und starken Schwanz. Dergleichen wilde Katzen fanden sich auch in Peru, ob es gleich daselbst keine Haußkatzen gab. Man findet deren in Canada, im Lande der Ilmesen u. s. w. Man hat welche in verschiedenen Gegenden von Afrika gesehen, als in Guinea, auf der Goldküste, zu Madagaskar, wo die natürliche Einwohner des Landes auch Haußkatzen hatten; Am Vorgebürge der guten Hofnung, wo, nach Kolbens Berichte, auch blaue wilde Katzen, doch in geringer Anzahl gefunden werden; die blauen, oder vielmehr schieferfarbenen Katzen finden sich auch in Asien. In Persien sind, wie Peter Della Valle meldet, eine Art von Katzen, die eigentlich der Provinz Chorasan zugehöret, ihre Grösse und Gestalt gleicht einer gewöhnlichen Katze, ihre Schönheit bestehet in der Farbe und den Haaren, welche grau, ohne einige andere Flecken sind, so daß sich diese einzige Farbe ohne einige andere Zeichnung über den ganzen Körper erstrecket, nur daß sie auf dem Rücken und Kopfe ein wenig dunkler, auf der Brust und dem Bauche etwas heller wird, und daselbst zuweilen ins Weisse fällt; dieses geschieht nach dem angenehmen Uebergange aus dem Dunkeln ins Lichte, den die Maler clair-obscur nennen, daß diese Farben mit einander vermengt eine sehr wunderbare Würkung thun; über dieses ist ihr Haar zart, fein, glatt, weich, gelinde wie Seide, und so lang, daß es sich an einigen Orten, besonders unter dem Halse, ringelt, ob es gleich nicht aufgerichtet ist, sondern am Körper anligt. Diese Katzen sind unter den andern Katzen dasjenige, was die Pudel oder Wasserhunde unter ihrem Geschlechte sind. Das schönste ihres Körpers ist der Schwanz, der sehr lang und überall mit Haaren bedekt ist, die fünf bis sechs Zoll lang sind, sie strecken denselben aus, und legen ihn rükwärts über ihren Leib, wie die Eichhörnchen, daß sich die Spitze in die Höhe kehret, und ein Büschelchen darstellt. Sie sind zahm, und die Portugiesen haben dergleichen aus Persien nach Indien gebracht Man siehet aus dieser Beschreibung, daß diese persische Katzen an Farbe denenjenigen ähnlich sind, die man Carthäuserkatzen (chats chartreux) nennet, und bis auf die Farben mit denen vollkommen überein kommen, die in Frankreich Katzen von Angora heissen. Vermuthlich sind also die Katzen von Chorasan in Persien, die Katze von Angora in Syrien, und die Carthäuserkatze von einem Ursprunge, und ihre Schönheit rühret von dem besondern Einflusse des Landstriches von Syrien her, wie die spanischen Katzen, welche roth, schwarz und weiß sind, und ebenfalls sehr gelindes und glattes Haar haben, diese Schönheit von der spanischen Landgegend erhalten. Ueberhaupt sind unter allen Gegenden der Erde, Spanien und Syrien, diesen schönen Mannichfaltigkeiten der Natur am günstigsten.

Die

Die Katzen sind von einander im Aeusserlichen nur durch die Farbe, die Länge und die Beschaffenheit des Haares unterschieden. Sie haben alle ungefehr einerley Grösse, und sind an Gestalt einander ähnlich; da sich bey den Hunden eine so grosse Mannichfaltigkeit der Grössen und der Verhältnisse der Theile findet, daß man sie nur aus Betrachtung ihrer Gestalt für Thiere von verschiedener Art halten sollte.

Die wilde Katze stellet die ursprüngliche Schlacht der Haußkatzen vor, deren Haar in der Haußthierschaft sanfter geworden ist, und mehrere Farben angenommen hat. Wir wollen nun die Beschreibung der vorzüglichsten Katzenarten geben.

Die wilde Katze.

Das Haar dieser Thiere ist zwey bis drey Zolle lang, am längsten auf den Seiten des Kopfes unter den Ohren und an den Seiten des Leibes, vornehmlich in der Weiche, am kürzesten auf dem Kopfe und an den Schenkeln. Kopf, Hals, Schultern, Rücken, Lenden, der gröste Theil des Schwanzes, und die äussere Seite der Füsse, sind von einer Farbe, die mehr oder weniger aus falb, schwarz, und weißlichtem Grau gemenget ist. Zuweilen befinden sich hinter den Ohren zweene falbe Flecken, und ordentlich erstrecken sich vier schwarze Streifen schlangenweise von dem Wirbel des Kopfes hinterwärts. Der äussere Streifen geht von beyden Seiten hinter das Ohr hinunter, und verlängert sich längst des Halses; die beyden mittleren Streifen erstrecken sich auf den Rücken an jeder Seite eines andern Streifens von eben der Farbe, der erst am Ende des Schwanzes aufhöret, das Aeusserste dieses Theiles ist ungefehr drey Zoll lang schwarz. Höher hinauf finden sich drey schwarze Ringe, davon der lezte am wenigsten in die Augen fällt; das Uebrige des Schwanzes ist mit andern Ringen umgeben, bis an den Ort, wo er sich anfängt, und sie sind immer weniger gefärbt, je näher sie sich bey dem Körper befinden. An den Füssen befinden sich Ringe von eben der Farbe, aber alle diese schwarze Streifen sind bey einem Thiere immer anders, als bey dem andern, sowohl was ihre Breite, als was ihre Stellung betrift. Der Umfang des Maules ist weiß, Brust, Bauch, innere Seite der Knie nach vorne zu, Keulen und Hinterfüsse, auch das Untere des Schwanzes, sind von einer falben Farbe, die unter dem Halse mit weiß, auf der Brust mit Grau und Schwarz vermengt ist; auf dem Unterleibe befindet sich ein grosses weisses Zeichen. Die jungen wilden Katzen haben überhaupt nicht so viel Falbes und mehr Weisses; in jedem Alter sind die Lippen und die Fußsohlen schwarz.

Haußkatzen, die schwarze Lippen und Fußsohlen haben, wie die wilden.

Man siehet Haußkatzen, die schwarze Streifen über den Körper und Ringe von dieser Farbe auf dem Schwanze und an den Füssen haben, wie die wilden Katzen; übrigens aber sind sie nicht so falb, und die graue Farbe scheint in ihren Haaren zu herrschen. Indessen hat man Ursache zu glauben, daß sie von dem ersten Ursprunge aller Katzen weniger ausgeartet sind als die andern, weil ihre Lippen und Fußsohlen schwarz sind. Ihr Haar aber ist bey weitem nicht so lang, als das Haar der wilden Katzen, und folglich scheinen Kopf, Körper, und besonders der Schwanz nicht so groß.

Haußkatzen mit rothen Lippen.

Die Katzen unterscheiden sich von den nächst vorhergehenden, daß ihre Lippen und Fußsohlen nicht schwarz sind. Sie haben nur eine einzige Farbe, weiß oder schwarz, oder auch eine Farbe, die aus Weiß, Grau, Braun, Schwarz und Falb gemenget ist. Oft finden sich verschiedene dieser Farben auf einem einzigen Haare, und sie sind auch in Flecken, Wellen, Streifen ausgebreitet, und so mannichfaltig, daß man nicht zwo Katzen finden wird, auf denen diese Mischung ähnlich wäre.

Haußkatzen, die man spanische nennt.

Die röthlichte, lebhafte und tiefe Farbe ist das vornehmste und vielleicht das einzige Merkmal, das diese Katzen unterscheidet. Aber sie haben diese Farbe nicht ganz allein, wenigstens an den Kiezen befinden sich weisse und schwarze Flecken, unordentlich unter die röthlichten ausgetheilt und damit vermengt, und diese Vermengung ist bey jeder Katze anders. Man gibt vor, kein Kater hätte drey Farben zugleich, und jedem fehlte entweder die schwarze Farbe oder die weisse.

Aschfarbene Haußkatzen, oder Carthäuser Katzen.

Man nennet diese Katzen gemeiniglich blau, da sie doch von dieser Farbe keine Spur zeigen. Ihr Haar ist aschgrau auf dem gröstен Theile seiner Länge, und an der Spitze unter dem Ende ist es schwärzlicht braun, die Haare sind sehr buschicht und liegen übereinander, daher sieht man nur die graue Farbe der Spitze und die braune darunter. Diese Mischung von Grau und Braun unterscheidet sich nicht, als wenn man sie in der Nähe betrachtet, von weitem scheinen sie ein glänzendes Graubraun zu zeigen, und nachdem man sie verschiedentlich ansieht, nachdem zeiget sich das Graue oder das Braune, einmal mehr, das anderemal weniger. Der Umfang der Augen und des Mundes, die Brust und das Untertheil der Füsse sind mehr grau als braun, die Ohren sind ohne Haare, wenigstens an den Rändern, und schwärzlicht, wie auch die Lippen und die Fußsohlen. Herrn Daubenton hat es geschienen, als wären diese Katzen in verschiedenen Altern mehr oder weniger grau; und er hat deren gesehen, die einen schwärzlichten Streifen über den Rücken, und an den Füssen eben dergleichen, aber nur sehr leicht gezeichnete Ringe hatten. Unter den blauen Katzen die man in einigen Gegenden Deutschlandes hat, gibt es solche, die diesen Namen mehr, als die erst beschriebenen zu verdienen scheinen, und die in Absicht auf die schöne Schieferfarbe denen nicht viel nachstehen, die oben deßwegen gerühmt worden sind.

Haußkatzen, die man Katzen von Angora nennt.

Diese Katzen sind würklich aus Angora gebracht worden. Sie scheinen viel grösser als die andern Haußkatzen, und selbst als die wilde Katze, weil ihr Haar viel länger ist, die meisten, die Herr Daubenton gesehen hat, waren weiß, einige auch falb und braun gestreift. Sie haben so kurze Füsse und so langes Haar, daß das Haar am Bauche bis auf die Erde herab reicht; das längste Haar macht eine Art Franze an den Seiten des Kopfes und des Halses; unter den untern Kinnbacken und vorne auf dem Halse ist es vier Zoll lang, aber an

den Lippen, der Nase, der Stirne, den Vorder- und Hinterfüssen ist es so kurz, als bey andern Katzen.

Die Katze hat einen runden Kopf, aufgerichtete Ohren, eine wohlgebildete Stirne, grosse und nahe beysamenstehende Augen, eine hervorragende Nase, kurze Schnautze, kleines Maul und ein nicht sehr in die Augen fallendes Kinn. Alle diese Züge zusamen geben ihr ein leutseliges Ansehen, das insbesondere daher rührt, weil die Augen groß sind, und die Schnautze kurz ist. Die Nähe der beyden Augen, unter sich, und an dem Munde und den Nasenlöchern, und ihre Stellung vorwärts, scheinet eine Spizfündigkeit anzuzeigen, welche noch durch die Gestalt der Stirne und des ganzen Kopfes, und durch die Stellung der Ohren erhoben wird. Diese leutselige und spizfündige Gesichtsbildung ändert sich auf eine sehr merkliche Art, wenn die Katze von einer heftigen Leidenschaft erreget wird: Sie öfnet das Maul, die Augen funkeln, sie kehret die Ohren nach der Seite und senkt sie, sie zeiget die Zähne, das Haar sträubet sich, und ihre Gesichtsbildung nimmt etwas Wildes und Wüthendes an sich, das Thier macht schnelle und starke Bewegungen, und läßt ein klägliches und schröckliches Geschrey hören. Das dichte Haar der Katze bedekt die Gestalt ihres Körpers so, daß man desselben Verhältnisse nicht unterscheiden kan, man sieht nur, daß der Körper länglicht ist, und die Füsse kurz sind, aber die Bewegungen dieses Thieres zeigen wie biegsam und gelenke seine Gliedmassen sind, fast alle Thiere haben auf jeder Seite der Schnautze einige lange gerade und feste Haare, fast wie die Schweinborsten; aber diese Haare zeigen sich bey der Katze sehr stark, und sind auf eine solche Art zusamen gesezt, daß man sie insgemein einen Knebelbart nennet. Man findet auch andere auf jeder Seite der Stirne unter des Auges Vorderwinkel, und auf jeder Seite des Kopfes über die Ecken des Mundes hin, die meistens weiß sind und deren die längsten etwa drey Zolle haben. Im Buge des untersten Fußgelenkes der Katze befindet sich ein kegelförmiges Hügelchen, das wie beym Hunde von dem Reiben des dritten Knochens der ersten Reihe des Carpi entstanden zu seyn scheinet.

Das Fleisch dieser Thiere kommt gewöhnlich nicht auf die Tische, indessen gibt es doch Leute genug, die es zu einem Gerichte machen, und eine fette Katze einem Haasen, wo nicht vorziehen, doch an die Seite setzen.

Die Katzen haben einen so grossen Hang zur Dieberey; daß er sie oft ein Glied ihres Körpers kostet. Allein ein gelähmtes Bein, ein verstümmelter Schwanz oder gestuzte Ohren machen sie um kein Haar redlicher. Inzwischen haben sie doch, bey allen ihren Unarten, die Gunst vieler zumal unter dem schönen Geschlechte, in einem so hohen Grade erhalten, daß nach Bälens Zeugnisse eine gewisse Dame ihren mauenden Liebling zu einem nicht unbeträchtlichen Gegenstande ihres lezten Willens machte, und ein Sachwalter sich seines behaarten Klienten gegen die Erben, die ihm seinen Antheil streitig machen wolten, so nachdrüklich annahm, daß Murnern sein Legat von den Richtern zugesprochen wurde und das v. R W. Ihre Ausdünstungen, die man sonst eben nicht merket, haben auf manche Leute die Würkung, daß sie ein Uebelseyn, und wohl gar eine Ohnmacht erregen, wenn sie bey ihnen in einem Zimmer sind, ob sie gleich die Katzen nicht sehen, noch ihre Gegenwart wissen.

Ende des dritten Abschnittes.

Und nun ein Wort des Verlegers, einen gewissen sogenannten gelehrten Bericht und dann eine Recension betreffend.

Es sind unlängst einige Ausfälle auf den Verleger gegenwärtiger Naturgeschichte in der Jenaischen gelehrten Zeitung geschehen, die wir doch auch ihren Lesern mittheilen wollen, weil wir vermuthen, daß sie vielen noch nicht bekannt seyen, wenigstens in unserer Gegend, wo man seit einiger Zeit aufgehöret hat, diese Zeitung zu lesen. Wir haben diese Blätter mit einigem Vergnügen gelesen, da der Ton in welchem sie geschrieben sind, uns sogleich auf ihre ganze Entstehungs Art schliessen ließ. Da wir aber so offenherzig mit unsern Käufern zu Werke gehen, so wird es uns doch wohl auch erlaubt seyn, hie und da was uns bey dem flüchtigen Durchlesen beyfiel, mit einzustreuen, und es aus gebührender Hochachtung durch kleinere Schrift auszuzeichnen.

Gelehrte Berichte.

Den 15 Febr. 1773.

Eckebrecht aus Heilbronn will die Kupfertafeln aus den Johnstonschen, zur Naturgeschichte der Thiere, vielleicht auch noch mehr, nur wußte es der Herr Recensente nicht, gehörigen Werken, von neuem abziehen, und statt des Johnstonischen lateinischen Textes einen Deutschen aus dem Büffon und Daubenton, in der Vorrede stehen ein paar Wörtchen mehr, dazu verfertigen lassen. Da das Jonstonische Werk überall in Deutschland zu haben ist, seitdem wir es wieder aufgelegt haben, da die Kupfer desselben bereits in Ruyschens theatro animalium von neuem angewendet und gebraucht worden, und besitzt denn jedermann dieses Theatrum? oder wenn sie dazu nachgestochen zu werden verdienten, begeht der Besitzer der Originale eine Sünde, wenn er sich ihrer auch bedienen will? und das schöne Büffonische Werk durch die deutsche Berliner Uebersetzung, sie ist gewiß schön, das läugnen wir nicht, aber warum erinnerte sich der Verfasser denn nur der Berliner Uebersetzung, und nicht auch der Leipziger, die in Absicht auf die Kupfer, die ihm doch so sehr am Herzen liegen, die Berliner gewiß weit übertrift? In der That, wenn wir so geneigt wären beleidigende Muthmassungen zu sagen, als der Herr Recensente ist, Leute die er nicht kennt, Lügen zu strafen (denn, wenn wir das Wort Compliment, welches hernach erscheinen wird, aufs höflichste übersetzen, so heißt es nicht weniger, als wir wollen die Leute mit einem Versprechen hintergehen, welches wir niederträchtig genug sind, nicht halten zu wollen) so hätte er uns durch diese Auslassung gewiß Gelegenheit zu eines Recensenten Freyheit des 18 Jahrhunderts gegeben in ganz Deutschland um einen wohlfeilen Preiß gemeinnützig gemacht wird der sich doch allezeit zu dem unsrigen wenigstens wie 3 zu 1 verhalten wird, Daubenton aber sich nur mit dem anatomischen Fach beschäftiget, von dessen Arbeit gleichwol das anatomische weggelassen werden soll, NB. hier hat eigentlich der Leser lachen sollen, uns dünkt aber die Aufforderung seye mißlungen, denn der Leser wird finden, daß man immer ausser dem eigentlich anatomischen noch etwas zu seiner Befriedigung und zu unserem Endzwek angetroffen hat. Da endlich dem grösten Theil der Jonstonischen Kupfer die Genauigkeit fehlet, und oft einerley Thiergattung unter veränderter Gestalt und Namen darinnen erscheinet, so sehen wir nicht, was dieses Unternehmen der Naturgeschichte für grossen Vortheil bringen kan, es müßte dann Herr Eckebrecht seine bereits sattsam abgenuzte ist dieses wirklich ganz wahr? Kupfertafeln noch einmal an den Mann bringen wollen. Hat denn der Herr Recensente das Versprechen des armen Herrn Eckebrechts, den er so zornig anläßt, als ob er ihm selbst einen Vortheil entreissen wollte, in Absicht auf die Genauigkeit der Kupfertafeln nicht in dem Vorberichte gelesen? In Halle hat man es doch gethan! man sehe die dortige gelehrte Zeitung. Oder halt er es auch für ein Compliment? Wenn dieses ist, so wird er aus dem zweiten und dritten Abschnitt einsehen lernen, daß er wenigstens diesesmal keinen Wahrsager-Geist gehabt hat.

Uebri-

Uebrigens kan man die Vorrede und die Kupfertafeln selbst nachsehen Nun die Recension.

In der Eckebrechtischen Handlung ist erschienen Naturgeschichte aus den besten Schriftstellern mit merianischen und neuen Kupfern, denn der zweyte Abschnitt war den 2 Julius 1773. schon in den Läden, erster Abschnitt der vierfüßigen Thiere. Titel vor einem Werke, wie dieses klingt prächtig genug, nur wäre zu wünschen, daß dieses jenem entspräche. Wir wollen sehen ob es dem Endzwecke, den man sich vorgesezt, und den man angekündiget hat, nicht etwan entsprechen wird? Die Jonstonischen Werke wollen heut zu Tage nicht mehr recht gehen. Da haben wir nur die Kleinigkeit zu erinnern, daß der Recensente mit einem falschen Gloß in unsere Handlungsbücher gesehen haben muß. Sie gehen in der That noch, wenn wir gleich nicht geneigt sind, sie gratis abzugeben. Der Text ist eine blosse Compilation, da mögen Sie recht haben Herr Recensente! wir haben dieses selbst in Brükmanns Biblioth. Anim. und anderswo gelesen. Aber doch wissen wir manchen Gelehrten in mehr als einem Fach, dem Compilatoren grosse Dienste gethan, und manche Mühe ersparet haben. Gewisse gelehrte Abhandlungen würden oft sehr kurz gerathen seyn, wenn der dienstfertige Compilator nicht für den gelehrten Verfasser aus vielen grossen Werken das nöthige und nüzliche in eines zusamen getragen hätte! und die neuen und schönen Werke und Schriften machen solche entbehrlich. Ganz und gar? vielleicht waren sie manchem Verfasser so entbehrlich nicht. Und wenn sie gar nichts tauzen, warum stehen sie, wenn wir fragen dürfen, in so manchem neuen Buch, das zum Unterricht in der Naturgeschichte geschrieben ist, immer noch unter den nöthigen Büchern zur Erlernung derselben? Wir könnten gleich einige mit Ruhm bekannte anführen, wenn es nicht Frevel wäre, einem Recensenten Bücher zu nennen, die er ja besser als wir kennen muß Uebrigens besinnen wir uns über das Wort Compilation in einem ganz neuen Werk eines berühmten Verfassers gelesen zu haben, daß es ohne Compilation in der Naturgeschichte sehr mager aussehen würde. Doch was nehmen wir uns des Jonstons an? hier soll ja von ihm die Rede gar nicht seyn Kurz auf Jonston kan man sich in der Naturgeschichte nicht verlassen Auch nicht auf den Aristoteles und Plinius, und doch bedarf man ihrer, aber der Recensente hat einstweilen in seiner Declamation vergessen, daß man eben deßwegen einen andern Text hinzu thut Und die Kupfer? Nun! die waren ja schon da. Die sind nun freylich so beschaffen, daß sie auch nicht mehr ihre Dienste thun wollen. Das wird der Augenschein lehren. Die wenigsten, zumal von fremden Thieren sind der Natur getreu, und bisweilen eine Abbildung von einem Thier zu finden, das noch zimlich getroffen ist, das man aber alle Tage in der Natur selbst sehen kan, z. E. ein Pferd oder Hund, diß wird noch keinen Naturforscher nöthigen, sich deswegen den ganzen Jonston anzuschaffen. Bey leibe nicht. Aber warum hat von diesen häßlichen Kupfern die wirklich gute Berliner Ausgabe gleich zu ihrem ersten Theil der vierfüßigen Thiere das frießische Pferd, und sogar die Kuh geborgt? man kan ja alle Tage Kühe eben so leicht als Hunde sehen. Oder warum sagt der Herr Recensente kein Wort von dem Löwen, dem Elephanten, Kameele u. s. w.? und warum wartet er nicht, ob man in Absicht auf die Fehler wider die Wahrheit das im Vorbericht gegebene Wort erfüllen werde? Ein wenig Billigkeit müßte doch einem Manne der ein gelehrtes Richteramt zu sich genommen hat, nicht ganz übel stehen, zumal einem Gelehrten, der mehr Gelegenheit hat, sein Herz zu bessern, und seine Sitten zu verfeinern, als ein Laie. Genug die Jonstonische Kupfer und Text haben nunmehr ihre Dienste gethan, Gar schön! allein Herr Eckebrecht wünscht sie noch ferner im Gebrauch zu sehen, welches Wunder! solte es einem Buchhändler nicht eben so gehen, wie einem Recensenten? Razeberger Junior macht manchen ein Compliment, sie halten sich aber dem ohngeachtet nicht für verbunden, sich darnach zu achten. Warum wohl? er läßt daher aus dem Büffon eine deutsche Beschreibung von darinn vorkommenden Thiergeschlechtern machen Im Büffon oder im Jonston? Sie mögen meynen welchen sie wollen, so können sie sich geirret haben Es wird manches vorkommen, das in beyden nicht stehet, die aber wie wir sehen auf die Jonstonischen Kupfertafeln und die darauf befindliche Geschlechts-Gattungen nicht angewendet wird. Was soll dieses heissen? hat man sich nicht überall an die Ordnung die der Kupferstecher

machte, gehalten? das wird niemand erwartet haben. Oder sehen die Thiere eines Schriftstellers anders aus, als des andern. Das wollen wir doch nicht hoffen. Der Schnitt hat sich ja bey ihrer Tracht nicht nach unsern Moden gerichtet. **Das heißt noch keine Naturgeschichte aus den besten Schriftstellern**, aber hört denn die ganze Naturgeschichte da auf, wo Büffons und Daubentons Arbeit aufhören wird? Ueber dieses wissen wir zuverläßig, daß es dem Verfasser, oder Compilator, oder wie er heissen soll, ein leichtes seyn wird, einige Dutzende Schriftsteller von verschiedenen Zeiten und Völkern zu nennen, die er ausser dem Büffon zu Rathe gezogen und nicht selten genuzt hat, ungeachtet er noch nicht über die Hälfte der vierfüßigen Thiere geliefert hat. Doch die Hallische gelehrte Zeitung hat es ja schon dem ersten Abschnitte angesehen, noch vielweniger Text, der zu den Kupfertafeln gehört. Warum nicht? sollte etwan jedes Thier allein stehen? das hiesse doch dem Leser schlechte Augen zutrauen, wenn er nicht das bezeichnete Thier unter mehren, davon noch über dieses jedes seinen Namen trägt, finden sollte. **Sogar die Kupfertafeln von fabelhaften Thieren bleiben nicht weg.** Nein! denn es gibt noch immer Leute, die auch sehen wollen, wie sich die, die vor uns waren, Dinge vorstellten, die nicht so wirklich sind, als sie glaubten Wenn sie nicht nutzen, so ergötzen sie doch! und vielleicht helfen sie auch manche Stelle, die oft falsch genug übersezt wird, erklären. **Es wird zwar in der Vorrede versprochen von solchen fabelhaften Thieren dasjenige zu sagen, was dem Leser aus den Traditionen davon zu wissen nöthig ist; allein dieses scheinet ein blosses Compliment zu seyn, denn sonst sehen wir nicht, warum nicht sogleich in diesem ersten Abschnitte diß Versprechen in Ansehung des sogenannten Einhorns in Erfüllung wäre gesezt worden** Einem Recensenten, der sich die Freyheit nimmt, die Ehrlichkeit eines Versprechens in Zweifel zu ziehen, wären wir freylich nicht schuldig es zu sagen. Aber wir wollen doch so höflich seyn und ihm aus dem Ort, wo er das sogenannte Einhorn gefunden haben wird, eine Stelle anführen die so heißt: von dem gehörnten Esel, dem Einhorne, und was die Platten noch mehr von der Art haben, wollen wir am Ende reden, und die Thiere alle zusamen nehmen, die in das Verzeichniß der Dinge gehören, die die Welt schon wieder vergessen hat. **Wer das schöne Büffonische Werk hat, und das muß jeder Naturforscher haben, der kan diesen aus ihm gemachten Auszug entbehren.** Wir wollen gar nicht glauben, daß unser Buch unentbehrlich seye. Wie viel kan man nicht entbehren! Aber wir wünschen nur, der Verfasser hätte mehr unter Naturforscher und Liebhaber der Natur, unter wirklich haben, und haben wollen, und endlich unter blossem Auszug, und Auszug mit Zusätzen unterschieden. **Herr Eckebrecht verspricht in der Vorrede in einem Nachtrag durch einen geschikten Zeichner, die Stücke nachzubringen, die etwan von den Büffonischen fehlen können.** Hätte der Herr Recensente dieses auch gern als ein Compliment verdächtig gemacht? Wir haben zwar nicht geglaubt, daß jemand so wenig Zutrauen auf unser öffentlich gegebenes Wort setzen werde. Denn wer tastet gerne die Ehre eines anderen an? aber wir haben doch gedacht, es würde manchem Leser lieber seyn, wenn wir es früher erfüllten, als wir uns anheischig gemacht haben, und darum haben wir auch bereits im zweyten und dritten Abschnitt Thiere geliefert, die Jonston nicht hat. Vielleicht liefern wir auch noch eines oder das andere, das man im Büffon vergeblich suchet.

Wir bitten den gütigen Leser um Verzeihung, wenn wir zu lange mit dem Herrn Recensenten gesprochen haben. Aber welcher Kaufmann wird sogleich abbrechen können, wenn ihm etwas vorkommt, das in die Handlung einschlägt! Wir versprechen ihm aber dafür, daß dieses die erste und lezte Unterredung von der Art seyn solle; dem Herrn Recensenten aber wird zu seiner Beruhigung das am Ende der vierfüßigen Thiere, nicht der Naturgeschichte, angehängte Verzeichniß der Subscribenten sowohl durch ihre Zahl als durch ihre Namen überführen, daß er, wenn es seine Absicht gewesen ist, uns, zu Gunsten einer andern Handlung, zu schaden, welches wir aber nimmermehr glauben, und uns hingegen feyerlichst verwahren, sie nicht erreicht habe.

Die Eckebrechtische Handlung
in Heilbronn.

Naturgeschichte

aus

den besten Schriftstellern

mit Merianischen und neuen Kupfern.

Aelian. de Nat. Anim.

Ἐιδεναι γε μη ῥαθυμως τα προσοντα αὐτων ἰδια ἑκαστῳ, και ὁπως ἐσπυδαθη ὐ μειον των ἀνθρωπων ἑκαστον των αλογων ζωων, ἐιπ ἀν τινος πεπαιδευμενης Φρενος, και μαθησης πολλα.



Vierter Abschnitt der vierfüßigen Thiere.

Heilbronn

in der Eckebrechtischen Handlung

1773.

Inhalt

Innhalt.

Der Hund. — — 1
Der Alco. — — 15
Der Dachs. — — 16
Der Hausmarder. — 19
Der Feldmarder. — 21
Der Iltis. — — 22
Das wilde Wiesel. — 23
Das gemeine Wiesel. 25
Der Tayra oder Galera. 26
Das Hermelin. — 27
Der Zobel. — — 28
Die Fossane. — — 31
Der Vansire. — — 32
Die Muffetten oder Stinker ebd.
(Coase, Courpate, Chinche und Zorille.)
Der Pekan und Wison. 34
Der Perouasca. — 35
Der Hamster. — ebend.
Der Ziesel oder die Ziselmaus. 50
Der Zemni. — — 51
Das Eichhorn. — ebend.
Das Petitgris oder graue Eichhörnchen. — 53
Der Palmist, der Barbaresque, und Suisse. 54
Der Coquallin. — 55
Der Polatuche. — ebd.
Der Burunduk. — 57
Die Ratze. — — 58
Der Puk. — — 59
Die Maus. — — 60
Die grosse Feldmaus. ebd.
Der Campagnol oder die kleinere Feldmaus. 61
Die Wassermaus. — 62
Die Spitzmaus. — 63
Die Zwergspitzmaus. ebd.
Die Wasserspitzmaus. 64
Die Brasilianische Wasserspitzmaus. ebd.
Der Tukan. — ebd.
Der Maulwurf. — 65
Die Maulwurfsratze. 67
Der Siebenschläfer. 68
Die grosse u. kleine Haselm. 70
Der Sürmülot. — 71
Der Ondatra und Desman. 72
Der Pilori. — 74
Der Lemnig. — ebd.
Der Souslik. — 76
Die weisse Wasserratze. ebd.
Der goldfarbige Maulwurf. ebd.
Das Murmelthier. 77
Der Bobak und die übrigen Murmelthiere. 79
Der Gerbo oder Gerboisen. 80
Der Tarser. — 81
Der Phalanger. — 82
Der Sudrikate. — 83
Die Manguste. — ebd.
Der Raton. — 85
Der Coati. — 86
Der Biber. — 87
Der Fischotter. — 92
Die Saricovienne. 94
Der Meerotter. ebd.
Der Igel. — 96
Das Stachelschwein. 98
Der Coendu. — 100
Der Urson. — 101
Der Tanrek und Tendrak. 102
Das Meerschweinchen. 103

Nachricht,
wie die Kupfertafeln zu binden.

T. LIX }			
LX. }	—	—	pag. 8
LXI	—	—	15
LXII.	—	—	21
LXIII.	—	—	61
LXIV.	—	—	58
LXV.	—	—	77
LXVI.	—	—	87

Drukfehler, welche den Text unverständlich machen könnten.

S.	Col.	Lin.	
2	1	17	mußte.
ebd.	-	21	waren.
3	2	15	gerade für lange.
5	1	32	Spürhund für Spurhund, welches wir ein für allemal erinnern wollen.
ebd	-	46	Bengalischen.
8	2	5	vorl nach der kleinen.
12	1	14	fleischfarb
13	1	16	unvermeidlich.
ebd.	1	12	Bouffe.
14	1	13	es nicht.
17	1	17	gemeiner.
ebd.	-	49	Siebenschläfer für Meerkazen
19	2	2	Jazwicc.
20	2	18	blässer
24	1	9	vorl Furo, Furunculus.
25	2	6	vorl. die Wiesel haben.
26	2		vorl. Browus.
31	1	15	Bieber.
36	1	10	vorl. 35. Perouasca Sileſicæ,
ebd.			vorl. Rabanus.
ebd.	2	13	nach nicht, sich.
37	2	17	die für der.
38	2	28	f. sollen.
41	1	19	vorl verfällt.
43	1	17	vorl seinen
ebd	2	4	Hinterbeinen.
50	2	8	Hamstermilbe.
ebd.	-	22	Wühlen.
54	2	21	vorl. Maule.
55	2	19	blonden.
59	2	4	ägäischen.
68	1	4	Lour
76	1	1	Casan
80	1	12	Tarser.
88	2	5	vorl über eingesenkt.
90	2	20	vorl. müßten.
91	1	24	Illinesen
92	1	3	an seinem.
ebd	-		folg Zeichen der
100	1		die 2 erste Linien gehören an das Ende der zweyten Col vom Stachelschwein, nach den Worten: gleiche Kraft.
ebd.	-	7	vorl. Coendu für Corndu welcher Fehler auf der folg. S. noch einmal vorkommt.
102	1	1	Hudson.
103	1	27	drey Wochen.

Der Hund.

Wir wollen diesen Abschnitt mit dem Liebling des Menschen unter den Thieren dem Hunde anfangen. Dieses Thier besitzt ausser seiner schönen Bildung, seiner Stärke und Geschwindigkeit, alle innere Eigenschaften; die es bey uns beliebt machen können, in einem hohen Grade. Das hitzige, cholerische, und sogar wilde und blutgierige Naturell, welches den wilden Hund bey allen Thieren furchtbar macht, weicht bey dem Haushunde der Sanftmuth, der Neigung sich an Menschen zu gewöhnen, und der Begierde zu gefallen. Er nähert sich seinem Herrn kriechend, und legt seine Herzhaftigkeit, seine Stärke, seine Fähigkeiten vor dessen Füsse gleichsam nieder; er erwartet zu deren Anwendung seine Befehle; er sucht seinen Willen zu errathen und fragt ihn gleichsam aufs demüthigste darum. Ein Wink mit den Augen ist bey ihm genug; er versteht so gar die Zeichen seines Willens. Kein Hochmuth, kein Eigennutz, keine Rachbegierde, keine Furcht, als die, seinem Herren zu mißfallen, regieret seine Handlungen. Er ist gleichsam aus Eifer, Emsigkeit und Gehorsam zusammengesetzt. Da er sich der empfangenen Wohlthaten allezeit viel lebhafter, als der erlittenen Beleidigungen erinnert, so unterwirft er sich den Strafen, ohne sich dadurch abschröcken zu lassen, er erduldet und vergißt sie, oder erinnert sich wenigstens in keiner andern Absicht deren, als um seinem Herrn desto gehorsamer zu seyn. An statt darüber böse zu werden oder zu fliehen, sezet er sich vielmehr von freyen Stücken neuen Proben aus; er lecket die Hand, die ihn geschlagen hat, widersetzt sich mit nichts, als Winseln, und entwafnet sie endlich mit Gedult und Demüthigung.

Der Hund ist gelehriger, als der Mensch, und williger, als alle andere Thiere, er läßt sich nicht nur in kurzer Zeit abrichten, sondern weiß sich auch in alle Bewegungen, Manieren und Gewohnheiten seines Herrn zu schicken: er lernet sich, wie andere Bediente, in die Lebensart des Hauses, in welchem er wohnt, zu finden. Dient er vornehmen Leuten, so thut er hochmüthig; da er hingegen auf dem Lande sich auch nach der Art des Landvolkes richtet. Er ist allezeit für seinen Herrn besorgt, thut sich nur bey seinen Freunden zu, macht sich aus fremden Leuten gar nichts, und hasset diejenigen, deren Stand es mit sich bringt, daß sie andern beschwehrlich seyn müssen; er kennt sie an der Kleidung, an der Stimme, an den Gebärden, und läßt sie nicht nahe kommen. Wenn man ihn des Nachts das Haus bewachen läßt, so wird er noch muthiger, und zuweilen gar grimmig, er wachet und geht um das Haus herum; er wittert die fremden Leute von weitem, und wenn sie sich nur halbwege in der Nähe aufhalten, oder einzubrechen suchen, so fällt er sie an, widersetzt sich ihnen, macht mit seinem wiederholten Bellen, heftigen Toben, und kläglichem Geheule das Haus rege, verkündigt die Gefahr und streitet wider die Feinde. Er ist gegen die Diebe eben so wüthend, als gegen Raubthiere, er fällt sie an, beißt sie, und nimmt ihnen das, was sie zu rauben suchen, ab. Wenn

er nun gesieget hat, leget er sich zufrieden auf die abgenommene Beute, und rühret sie, wenn ihn auch gleich der Appetit dazu antriebe, nicht an, und gibt also zu gleicher Zeit Beweise der Herzhaftigkeit, Mäßigkeit und Treue.

Ohne den Beystand des Hundes hätte sich wohl der Mensch anderer Thiere nicht bemächtigen, sie zahm machen und unter seine Botmäßigkeit bringen können; und wie wollte er noch heut zu Tage die wilden und schädlichen Thiere entdecken, jagen und vertilgen! Wollte er sich in Sicherheit setzen, und die Herrschaft über die übrigen lebendigen Geschöpfe erhalten; so müßte er sich vor allen Dingen erst unter den Thieren selbst einen Anhang machen, und diejenigen, welche sich an ihn zu gewöhnen, und ihm zu gehorchen geneigt wären, durch Freundlichkeit und Liebkosungen zu gewinnen suchen, um sie hernach den übrigen entgegen zu setzen. Die erste Kunst des Menschen ist also die Abrichtung des Hundes, und der Nutzen dieser Kunst ist die Eroberung und der ruhige Besitz des Erdbodens gewesen.

Der gröste Theil der Thiere ist weit geschwinder, stärker, und so gar beherzter als der Mensch Die Natur hat sie besser gerüstet und bewafnet; ihre Sinnen sind auch, sonderlich was den Geruch anbelanget, weit vollkommener. Da er also ein so beherztes und gelehriges Thiergeschlecht gewann: so war es eben so viel, als wenn er neue ihm noch fehlende Sinnen und Fähigkeiten erlangt hätte. Hingegen wird auch der Hund, durch die Treue gegen den Menschen, allezeit einen Antheil an der Herrschaft, und einen gewissen Vorzug über die andern Thiere behalten; er herrschet über sie; er regieret zuweilen eine ganze Heerde, welche ihn noch besser, als die Stimme des Hirtens versteht. Die Sicherheit, Ordnung und Zucht, sind die Früchte seiner Wachsamkeit und seines Fleisses: es ist gleichsam ein Volk, das ihm unterthänig ist, das er führet, beschützet, und gegen welches er niemals, ausser um den Frieden darunter zu erhalten, seine Stärke anwendet.

Der Krieg mit den wilden, oder unabhängigen Thieren, ist diejenige Gelegenheit, wo er seine Herzhaftigkeit vollkommen zeiget, und wo er alle seine Verschlagenheit anwendet: hier vereinigen sich seine natürlichen Fähigkeiten mit den erlernten. So bald sich das Getümmel der Waffen hören lässet, und der Schall des Horns, oder die Stimme des Jägers das Zeichen zu einem bevorstehenden Kriege gibt: so verdoppelt sich sein Muth, und er entdekt seine Freude durch die lebhaftesten Entzückungen; seine Bewegungen und sein Geschrey verrathen seine ungedultige Begierde zu streiten und zu siegen Er macht sich alsdenn stillschweigend auf den Weg, bemühet sich die Gegend auszuspüren, und den Feind in seinem Lager zu entdecken und zu überfallen; er suchet seine Fährte, geht derselben Schritt vor Schritt nach, und gibt durch seinen verschiedenen Laut die Zeit, die Entfernung, die Gattung, und so gar das Alter desjenigen Feindes, den er verfolget, zu verstehen.

Wenn das verfolgte Thier auch alle Geschicklichkeit, die man in der Naturgeschichte des Hirsches, des Rehes u. s. w gesehen hat, anwendet, dem Hund zu entgehen. so verliehrt er doch, vermöge seiner vorzüglichen durch die Uebung und Abrichtung erlangten Geschicklichkeit, und seiner sehr zarten und ihm allein eigenen innern Empfindung, den Gegenstand, den er verfolget, nicht; er unterscheidet die vermengten Fährten, und entwickelt die verschlungenen Knoten des Leitfadens, welcher ihn allein zu seinem Feinde führen kann; sein Geruch entdecket ihm alle die Irrgänge, alle falsche Wege, auf die man ihn hat verführen wollen, und er wird nach entdekter List nur grimmiger, verdoppelt seine Bemühungen; und wenn er seinen Feind erreicht, anfällt und niederzieht so stillet er mit seinem Schweisse zu gleicher Zeit seinen Durst und seinen Haß

In den wüsten Ländern und unbewohnten Gegenden gibt es wilde Hunde, welche den Sitten nach von den Wölfen blos darinnen unterschieden sind, daß sie leicht zahm werden; sie gesellen sich zusamen, und fallen die wilden Schweine und Ochsen, ja so gar die Löwen und Tiger mit Gewalt an In Amerika stammen diese wilden Hunde von einer ursprünglich zahmen Rasse ab, die aus Europa dahin gebracht worden ist, und durch einige, die man in diesen Wüsten gelassen oder vergessen hat, sich so stark vermehret hat, daß sie Heerdenweise in die bewohnten Gegenden kommen, und Vieh und Menschen anfallen; daher man genöthiget ist, sie wie andere wilde Thiere zu behandeln.

Man

Man kann behaupten, daß der Hund das einzige Thier ist, auf dessen Treue man sich verlassen kann. Das einzige, welches allezeit seinen Herrn, und die Freunde seines Hauses kennt; das einzige, welches es sogleich merkt, wenn ein Unbekannter herein kommt; das einzige, welches seinen Namen merken lernet, und die Stimme der in ein Haus gehörigen Personen kennet; das einzige, welches sich nicht selbst anvertrauet; das einzige, welches, wenn es seinen Herrn verlohren hat, ihn durch sein Winseln rufet; das einzige, welches, wenn es eine lange Reise nur einmal mit gethan hat, den Weg wieder zu finden weiß, und endlich das einzige, dessen natürliche Fähigkeiten in die Augen fallen, und dessen Abrichtung allezeit von gutem Erfolge ist.

Alle Thiere, die der Mensch sich unterwürfig gemacht, die er von einem Himmelsstriche in den andern gebracht, die er zu anderem Futter, andern Verrichtungen und einer andern Lebensart gewöhnet hat, haben auch in ihrer Gestalt Veränderungen ausstehen müssen, und man findet deßwegen bey zahmen Thieren weit mehr Verschiedenheiten, als bey wilden. Aber nirgends findet man mehr, als bey dem Hund, der unter allen Thieren am meisten mit dem Menschen umgehet, und eben so, wie der Mensch, folglich am unordentlichsten lebt. Seine Mannigfaltigkeit ist unendlich, und da sich alle Hundsrassen miteinander vermehren, täglich eines neuen Zuwachses fähig; indem man sich Mühe gibt, so bald man zween Hunde siehet, die zufälligerweise etwas Sonderbares oder eine in die Augen fallende Verschiedenheit haben, dieselben miteinander zu paaren. Es ist also nichts schwehrers, als den Charakter der ersten oder ursprünglichen Rasse, die die Mutter von allen übrigen Hunderassen ist, zu finden.

Die Hunde, welche man in den Wüsten von Amerika laufen lassen, und die nun etwa zweyhundert Jahre als wilde Hunde leben, sollten sich doch wohl, ob sie gleich aus veränderten Rassen entstanden sind, in einer so langen Zeit ihrer ursprünglichen Form, wenigstens zum Theil wieder genähert haben. Die Reisenden sagen uns aber gleichwohl, sie sähen unsern Windspielen ähnlich. Eben dieses sagen sie auch von den wilden oder wildgewordenen Hunden in Congo, andere aber vergleichen die wilden Hunde von St. Domingo nicht mit den Windspielen; sondern berichten bloß, daß sie gemeiniglich einen platten und langen Kopf, eine lange Schnautze, eine wilde Miene, einen schmächtigen und magern Leib haben, sehr flüchtig laufen, vollkommen gut jagen, und wenn man sie jung fängt, leicht zahm werden. Es ist also zu glauben, daß diese wilde Hunde vielmehr von der Rasse des Bauerhunds (Matin) oder Hirtenhunds, von dem das Windspiel nicht sonderlich unterschieden ist, als wahre Windspiele sind. Dieses ist auch um so viel wahrscheinlicher, da die alten Reisebeschreiber uns erzählen, daß die einheimischen Hunde in Canada lange Ohren wie die Füchse hätten, und den mittelmäßigen Bauerhunden oder Hirtenhunden ähnlich sähen; daß die bey den wilden Einwohnern der antillischen Inseln gleichfalls lange Köpfe und Ohren hätten, und an Gestalt den Füchsen glichen; daß die Indianer in Peru nicht alle Arten von Hunden, wie wir in Europa, sondern nur grosse und kleine, welche sie Alco nennten, hätten; daß die in der amerikanischen Meerenge häßlich wären, und langes und struppichtes Haar hätten, welches auch steiffe Ohren, die, im Vorbeygehen gesagt, ein Zeichen eines durch Sklaverey minder verdorbenen Thieres sind, voraussezt. Es ist also beynahe offenbar, daß die einheimischen amerikanischen Hunde, welche vor der Entdeckung der neuen Welt gar keine Gemeinschaft mit denen aus unsern Ländern gehabt haben, alle, so zu sagen, nur eine einzige Rasse ausgemacht haben, und daß unter allen Rassen von unsern Hunden, die mit langen Schnautzen, geraden Ohren, und langen groben Haaren, dergleichen die Hirtenhunde sind, diejenige ist, welche dieser am nächsten kommt. Das, was den Herrn von Büffon in der Meynung, daß die auf Sanct Domingo wild gewordene Hunde keine rechten Windspiele sind, bestärket, ist dieses: daß er, ungeachtet die Windspiele in Frankreich ziemlich selten sind, und man sie für den König aus Constantinopel, und andern Orten der Levante holet, gleichwohl niemahls gehöret hat, daß man deren von St. Domingo oder aus einigen andern von den französischen Colonien in Amerika hat bringen lassen. Wenn man ausserdem in eben dieser Absicht dasjenige, was die Reisebeschreiber von der Gestalt der Hunde in verschiedenen Ländern berichtet haben, untersuchet, so findet man, daß die Hunde in kalten Ländern, alle lange Schnautzen und Ohren haben. Die Lappländischen sind

klein, haben langes Haar, steife Ohren, und spitzige Schnautzen. Die Sibirischen, und diejenigen, die man Wolfshunde heißt, sind stärker als die Lappländischen; sie haben aber auch steife Ohren, grob Haar und spitzige Schnautzen. Die Isländischen sind den Sibirischen bis auf etwas sehr weniges gleich; die Reisebeschreiber melden auch, daß in den sehr heissen Ländern, als auf dem Vorgebürge der guten Hofnung die dasigen Landhunde spitzige Schnautzen, dünnes aber langes und struppichtes Haar haben, daß sie zur Beschützung der Heerden vortreflich sind, und folglich nicht nur in Ansehung der Gestalt, sondern auch in Ansehung des natürlichen Triebs den Hirtenhunden gleichen. In andern noch heissern Ländern, als Madagaskar, Madera, Calicut, Malabar, sollen die in diesen Ländern einheimische Hunde lange Schnautzen und steife Ohren haben, und ebenfalls den Hirtenhunden ähnlich seyn, und wenn man auch gleich Bauerhunde, spanische Wachtelhunde (Epagneuls), Pudel, Bullenbeisser, Jagdhunde, Windspiele u. s. w. dahin bringt, so sollen sie doch gleich bey der dritten Fortpflanzung ausarten. In den allerheissesten Ländern endlich, als Guinea, mag diese Ausartung noch geschwinder seyn: denn binnen drey oder vier Jahren verliehren sie ihre Stimme, und bellen nicht mehr, sondern geben nur ein trauriges Geheul von sich, und zeugen lauter Junge mit steifen Ohren, wie die Füchse. die dasigen Landhunde sollen sehr häßlich seyn, spitzige Schnautzen, lange und steife Ohren, einen langen und spitzigen Schwanz und gar keine Haare haben; sondern über den ganzen Leib nackend, gemeiniglich fleckigt, zuweilen aber auch einfärbig, und überhaupt garstig aussehen, und noch unangenehmer anzufühlen seyn Man hat also schon Ursache zu muthmassen, daß unter allen Hunden der Hirtenhund (Spitz) der ersten Rasse am nächsten kommt.

Gleichwie auch in den mitternächtlichen Ländern die Menschen rauh, schlecht gebildet und von sehr kleiner Leibesgestalt zu seyn scheinen; gleichwie man in Lappland, Grönland und andern sehr kalten Ländern, kleine und sehr häßliche Menschen, hingegen in den benachbarten und nicht so gar kalten Ländern das schöne finnländische, dänische Volk u s. w findet, welche in Ansehung ihrer Gestalt, Farbe und langem Wuchs vielleicht die schönsten unter allen Menschen sind: so bemerket man auch bey den Hunden eben dieselbe Ordnung und Verhältniß. Die lappländischen Hunde sind sehr häßlich, sehr klein und nicht über einen Schuh hoch. Die Sibirischen haben, ungeachtet sie nicht so ungestaltet sind, gleichwol noch steife Ohren; da immittelst in den benachbarten Ländern, wovon erst geredet worden, auch die schönsten und grösten Hunde sind. Die tartarischen, die albanischen Hunde, die Hunde aus den mitternächtlichen Ländern, die griechischen, dänischen und irrländischen übertreffen alle andere an Grösse, Stärke und Kraften, man bedient sich ihrer so gar zum Fahren Die Rasse derjenigen Hunde, die wir irrländische nennen, ist sehr alt, und hat sich, wiewol geringer Anzahl in dem Lande, in welchem sie ihren Ursprung genommen, erhalten Die Alten nannten sie epirische oder albanische Hunde; und Plinius erzählet in dem achten Buche seiner Naturgeschichte von zweyen die Alexander dem grossen geschenkt worden, deren er den ersten tödten ließ, weil er nicht auf Bären, wilde Schweine u. dergl angehen wollte, bey dem zweyten aber in einem Kampf mit einem Elephanten lernte, daß es nicht Furcht oder Trägheit, sondern Verachtung war, die jenen gegen geringere Thiere als Löwen und Elephanten unthätig seyn hieß. Diese Hunde sind noch viel grösser als Bauerhunde. Sie sind in Frankreich sehr rar, und Herr von Büffon hat nur einmahl einen einigen gesehen, welcher ihm, so wie er saß, beynahe fünf Schuh hoch zu seyn, und demjenigen Hund, den man den grossen dänischen nennet, der Gestalt nach zu gleichen schien. er war aber durch seine ungeheure Taille von ihm unterschieden, an Farbe ganz weiß, und von einem freundlichen und stillen Naturelle. Geht man weiter herunter in die temperirten Länder, als Frankreich, Deutschland, Spanien, Italien: so findet man Menschen und Hunde von allen Rassen. Diese Mannigfaltigkeit rühret theils von dem Einflusse des Himmelsstriches, theils von der Zusammenkunft und Vermischung fremder und unterschiedener Rassen her. Es ist hieraus eine grosse Anzahl vermischter Rassen oder Blendlinge entstanden, von denen unten die Daubentonische Beschreibung folgen soll

Die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, welche die Pflegung, die Wartung, die Nahrung und der Himmelsstrich veranlaßt haben, sind ungefähr folgende:

Der

Der grosse dänische Hund, der Bauerhund und das Windspiel, sind, ungeachtet sie dem ersten Anblick nach stark voneinander unterschieden zu seyn scheinen, gleichwohl einerley Hunde. Der grosse dänische Hund ist nichts, als ein starker und stammhafter Bauerhund; das Windspiel hingegen ist ein schlanker und schmächtiger Bauerhund. Beyde sind durch die Wartung verbessert worden, und man findet zwischen einem grossen dänischen Hunde, einem Bauerhunde und einem Windspiele, nicht mehr Unterschied, als unter einem Holländer, Franzosen, und Italiäner. Wenn man also voraus setzt, daß der Bauerhund der einheimische in Frankreich ist, so wird er unter einem kältern Himmelsstrich den dänischen Hund, und unter einem wärmern das Windspiel gezeuget haben. Der Hirtenhund oder Spitz, der Wolfshund, und eine andere Art Wolfshunde, welche man sibyrische nennt, sind nur einerley Hunde. Man könnte diesen noch den Lappländischen, den canadischen, und alle andere Hunde, welche steife Ohren haben, beyfügen: denn sie sind von dem Hirtenhunde nur durch die Leibesgrösse, und daß sie mehr oder weniger stammhaft sind, und mehr oder weniger grobes und dichtes Haar haben, unterschieden. Der Jagdhund, der Spurhund, der Dachshund, der Pudel, und so gar der spanische Wachtelhund, können auch noch für einerley Hunde angesehen werden; ihre Gestalt und ihre natürlichen Triebe sind beynahe einerley, und sie sind nur durch die Höhe der Beine, und die Breite der Ohren, welche gleichwohl bey ihnen allen lang, weich und herunterhängend sind, von einander unterschieden. Diese Hunde sind unter diesen Himmelsstrichen einheimisch; und Herr von Büffon glaubt, daß auch derjenige Spurhund, welchen man in Frankreich den Sengalischen oder Tigerhund nennet, und der sich blos durch sein Fell, welches getigert ist, von den einheimischen Spurhunden unterscheidet, nicht ursprünglich aus Bengala oder einem andern indianischen Lande gekommen, und wie einige behaupten wollen, derjenige Hund ist, von welchem die Alten gesagt haben, er stammete von einer Hündinn und einem Tiger ab; weil dieser Hund schon vor hundert und fünfzig und mehr Jahren in Italien bekannt gewesen und nicht für einen aus Indien gebrachten, sondern für einen gemeinen Spurhund gehalten worden ist.

England, Frankreich, Deutschland u. s. f. scheinen das Vaterland des Jagdhundes, des Spurhundes, und des Dachshundes zu seyn; sie arten auch aus, so bald man sie in wärmere Länder, als in die Türkey und Persien bringt; die spanischen Wachtelhunde und der Pudel, kommen ursprünglich aus Spanien und der Barbarey, wo die Temperatur des Himmelsstriches verursachet, daß alle Thiere längere, seidenartige und feinere Haare haben. Der Bullenbeisser, derjenige Hund den man den kleinen dänischen, (wiewohl sehr uneigentlich nennet, indem er weiter keine Aehnlichkeit mit dem dänischen Hunde, als sein kurzes Haar hat,) der türkische Hund, und wenn man will auch der isländische, stellen ebenfalls nur einen Hund vor, welcher, wenn man ihn unter einen sehr kalten Himmelsstrich gebracht hat, ein dichthaarigtes Fell angenommen, und hingegen in den heissen afrikanischen und indianischen Ländern seinen Rock abgelegt haben wird: denn man nennet den nakigten Hund auch mit Unrecht einen türkischen Hund; indem die Hunde nicht unter dem temperirten Himmelsstriche der Türkey, wohl aber in Guinea und in den heissesten indianischen Ländern ihre Haare verliehren.

Der türkische Hund ist nichts anders, als ein kleiner dänischer Hund, welcher, nachdem man ihn in die ausserordentlich heissen Länder gebracht, seine Haare verlohren, davon man die Rasse nachmals in die Türkey gebracht, und daselbst zu vermehren gesucht hat.

Da die Wölfe und Füchse dem Hunde und sonderlich dem mit steifen Ohren, oder dem Hirtenhunde am nächsten kommen, ihre innerliche Bildung meist einerley, und der äusserliche Unterscheid nicht sonderlich beträchtlich ist: so wollte Herr von Büffon, wie schon in der Geschichte jener Thiere gesagt worden ist, versuchen, ob sie miteinander zeugen könnten, aber er konnte es nicht dahin bringen, woraus wenigstens zu schliessen ist, daß der Fuchs und der Wolf nicht vollkommen einerley Natur mit dem Hunde haben, und völlig besondere Gattungen ausmachen, davon keine von der andern entstanden ist.

Unter den heisseren Himmelsstrichen findet man ein grimmiges und grausames Thier, welches von dem Hund noch weniger, als der Wolf und der Fuchs

unterschieden ist, dessen Naturgeschichte wir bereits unter dem Namen Adive oder Jakhals mitgetheilet haben. Die Einwohner der Länder, in welchen es sich aufhält, sehen es für einen wilden Hund an; allein es ist sehr ungewiß ob es mit den Hunden läuft und mit ihnen zeugen kann.

Bey alle dem will Herr von Büffon, dem seine Versuche mißlungen sind, nicht schlechterdings und auf eine entscheidende Art behaupten, daß der Jakhals, und so gar der Wolf oder Fuchs, sich niemals zu keiner Zeit, und unter keinem Himmelsstriche, mit dem Hunde sollten belaufen haben. Aristoteles behauptet dieses von den beyden letztern und sagt, die indianischen Hunde wären von einem Hund, und einem andern wilden, einem Hunde ähnlichen Thiere, entsprungen, welches man für den Jakhals halten könnte, wann nicht Aristoteles an einem andern Ort sagte, sie kämen von einem Hund und einem Tiger her, welches aber, weil der Tiger noch weit stärker, als der Wolf und Fuchs, von dem Hunde unterschieden ist, sehr unwahrscheinlich vorkommt. Aristoteles entkräftet sein Zeugniß selbst, indem er erst saget, die indianischen Hunde stammten von einem dem Wolf oder Fuchse ähnlichen Thiere ab; an einem andern Ort aber behauptet, sie kämen von einem Tiger und Hunde her, und sich dabey nicht erkläret, ob er dieses von einem Tiger und einer Hündinn, oder umgekehrt verstehe. Er sagt blos, es geriethe nicht aufs erstemal, sondern erst, wenn sie zum drittenmale trügen; im ersten Wurfe fielen noch Tiger. Man bünde die Hunde in den Wüsten an; wenn aber der Tiger nicht hitzig wäre, so fräße er die Hunde. Daß man in Afrika so viele Mißgeburten fände, rührete daher, weil die Hitze daselbst sehr groß, und das Wasser selten wäre, und folglich Thiere von verschiedenen Gattungen in grosser Anzahl daselbst zusamen kämen, sich mit einander bekannt machten, vermischten, und alsdenn dergleichen Junge zeugeten. Allein dieses sind Mutmassungen, die einem allzu ungewiß, und sogar allzuverdächtig vorkommen müssen, als daß man ihnen Glauben beymessen könnte.

Der Hund ist, wenn er gebohren wird, noch nicht vollkommen gebildet: die Jungen sind bey diesem Geschlechte sowohl, als bey andern, welche sich häufig vermehren, bey der Geburt nicht so vollkommen, als bey denen, die nur einen oder zween Junge auf einmahl gebähren. Die Hunde werden gemeiniglich mit geschlossenen Augen gebohren, die beyden Augenlieder kleben nicht bloß aneinander, sondern sie hängen vermittelst eines Häutchens, aneinander, welches, so bald der Muskel des obern Augenliedes so stark geworden ist, daß er es in die Höhe ziehen, und das Hinderniß überwinden kann, zerreißt. Die meisten Hunde fangen erst am zehenden oder zwölften Tage an zu sehen; die Knochen des Hirnschädels sind zu der Zeit ebenfalls noch nicht vollständig; der Leib ist aufgedunstet, die Schnauze ist dicke, und ihre Form überhaupt noch nicht vollkommen gebildet. Allein, in weniger als einem Monate, lernen sie alle ihre Sinnen gebrauchen; sie werden alsdenn stark und wachsen geschwinde. Im vierten Monat verliehren sie einige von ihren Zähnen, an deren Stelle, wie bey den andern Thieren, andere, die nicht wieder ausfallen, wachsen. Sie haben in allem zwey und vierzig Zähne, nämlich sechs Schneidezähne an dem obern, und sechs an dem untern Kinnbacken; vierzehn Backzähne an dem obern und zwölf an dem untern Kinnbacken, zween Hacken oder eigentlich sogenannte Hundszähne an jedem Kinnbacken. Dieses aber ist nichts allgemeines; denn man findet Hunde, welche mehr oder weniger Backzähne haben. So lange sie noch jung sind, kauern sie, die Hunde sowol, als die Hündinnen, wenn sie den Harn lassen wollen, nieder; im neunten oder zehnten Monate fangen erst die Hunde, und auch einige Hündinnen an, das Bein aufzuheben: und zu eben dieser Zeit werden sie zur Zeugung geschickt. Der Hund kann sich zu aller Zeit belaufen; die Hündinn aber läßt ihn nur zu gewissen Zeiten zu, welches gewöhnlich des Jahrs zweymal, und im Winter gewöhnlicher, als im Sommer geschieht. Ihre Hitze währet zehen, zwölf, zuweilen gar vierzehn Tage. Man sieht äusserlich die Merkmale davon: die Geschlechttheile sind feucht, geschwollen, und ragen hervor; so lange als diese Hitze währet zeiget sich ein kleiner Blutfluß, welcher sowohl als das Schwellen einige Tage vorher, ehe sie zu kommen, seinen Anfang nimmt. Der Hund wittert die Hündinn in diesem Zustande von ferne, und geht ihr nach; sie läßt ihn aber gemeiniglich erst sechs oder sieben Tage darnach, nachdem sie hitzig worden ist, zu. Man hat bemerket, daß sie, und zwar eine ziemliche Menge Junge, von einer einzigen

zigen Begattung, empfängt; wenn man ihr aber ihre Freyheit läßt, so läßt sie in einem Tage etlichemal alle Hunde zu, die ihr vorkommen; man bemerkt bloß, daß sie, wenn sie die Wahl hat, diejenigen, die die gröste und längste Leibesgestalt haben, sie mögen übrigens so häßlich und übelproportionirt seyn, als sie immer wollen, den andern vorzieht; es geschieht auch nicht selten, daß kleine Hunde, die mit Bauerhunden gelaufen haben, über dem Wölfen sterben.

Unter die Seltenheiten der Natur gehört, daß die Hunde, wenn sie miteinander laufen, so gar, wenn schon die Vermischung geschehen ist, zusamenhängen: so lange als die Steifigkeit und Aufschwellung dauert, kommen sie nicht voneinander, und dieses rühret vermuthlich von ihrer Bildung selbst her. Der Hund hat nicht nur, wie viele andere Thiere, einen Knochen in der Ruthe, sondern die schwammichten Körper formiren in der Mitten eine Art einer sehr merklichen Wulst, welche, wenn das Glied steif wird, stark aufschwillet. Die Hündinn, die unter allen Thieren, so lange als die Hitze währet, vielleicht die beträchtlichste und stärkste weibliche Ruthe hat, zeiget auf ihrer Seite eine Wulst, oder vielmehr eine feste hervorstehende Geschwulst, deren Aufschwellung an diesen und den benachbarten Theilen, bey der Hündinn vielleicht länger, als bey dem Hunde währet, und ihn vielleicht wider seinen Willen zurükzuhalten hinreichend ist. Denn so bald als die Vermischung geschehen ist, ändert er seine Stellung, und springt wieder von ihr herunter um sich auf seine vier Füsse zu stellen; er sieht auch traurig aus, und die Hündinn wendet keine Mühe mit an, sich loß zu machen.

Die Hündinnen tragen neun Wochen, oder drey und sechzig, zuweilen nur zwey oder ein und sechzig, niemals aber weniger als sechzig Tage. Sie wölfen sechs, sieben, und zuweilen bis zwölf Junge: diejenigen, welche die gröste und stärkste Taille haben, wölfen auch mehr, als die kleinen, welche oft nur vier oder fünf, manchmal auch, sonderlich bey den ersten Trachten, welche bey allen Thieren die schwächsten sind, nur einen oder zween Junge wölfen.

Ungeachtet die Hunde bey ihrer Liebe sehr hitzig sind: so schadet es ihnen doch nichts; es scheinet auch nicht, als wenn das Alter ihre Hitze verminderte; sie belaufen und vermehren sich Zeit ihres Lebens, welches gemeiniglich über vierzehn bis fünfzehen Jahre nicht währet; wiewohl man auch einige bis ins zwanzigste Jahr erhalten hat. Sein Wachsthum dauert ungefähr zwey Jahre. Man kann sein Alter an den Zähnen erkennen; denn diese sind in der Jugend weiß, scharf und spitzig, je älter aber der Hund wird, desto schwärzer, stumpfer und ungleicher werden sie; auch werden die Haare mit den Jahren auf der Schnautze, der Stirn, und um die Augen herum grau.

Diese Thiere, welche, ihrem Naturell nach, sehr wachsam und munter, und zu den geschwindesten Bewegungen geschaffen sind, werden in den Häusern, wo sie sich mit Nahrung allzusehr überladen, so unbehülflich und faul, daß sie ihre ganze Lebenszeit mit Schnarchen, Schlafen und Fressen zubringen. Bey diesem fast beständigen Schlaf sind sie öftern Träumen unterworfen. Sie sind von Natur sehr gefräßig oder gierig, können aber gleichwohl lange Zeit das Fressen entbehren. In den Memoires de l'Academie des Sciences, findet man eine Geschichte von einer Hündinn, welche in einem Landhause vergessen worden, und vierzig Tage, ohne etwas anders, als den Ueberzug, oder die Wolle einer Matratze, welche sie zerrissen hatte, zu fressen, zugebracht hatte. Es geschiehet auch sehr oft, daß ein Hund, wenn er seinen Herrn vermisset, lieber einige Tage ohne Nahrung zubringt, als daß er von Fremden Speise nehmen sollte. Das Wasser scheint ihnen nöthiger zu seyn, als das Futter; sie saufen oft und viel auf einmal: nach der gemeinen Meynung sollen sie auch, wenn sie lange kein Wasser bekommen können, rasend werden. Es ist etwas besonders bey ihnen, daß sie sich allezeit, wenn sie ihre Nothdurft verrichten, Gewalt anzuthun und Schmerzen zu leiden scheinen. Es rühret dieses nicht, wie Aristoteles sagt, daher, daß die Eingeweyde immer enger würden, je mehr sie sich dem Hintern näherten; es ist vielmehr unstreitig, daß bey dem Hunde sowohl, als bey andern Thieren, die Gedärme immer weiter werden, und daß der Mastdarm weiter ist, als der Grimmdarm. Das trockene Temperament dieses Thiers kann vor sich allein diese Würkung hervorbringen.

In den Ländern, wo die Hunde zu keinen von den Absichten taugen, wozu wir sie halten, werden sie zum Essen gebraucht,

braucht, und die Schwarzen ziehen das Hundefleisch allem andern vor. Man bringt die Hunde ordentlich zu Markte; man bezahlet sie theurer, als die Schöpse, Zickel und sogar alles andere Wildpret: kurz das herrlichste Gerüchte der Schwarzen bey ihren Gastereyen ist ein gebratener Hund. Man könnte wohl auf die Gedanken gerathen, daß der besondere Geschmack, welchen die Schwarzen an dem Fleische dieses Thieres finden, aus der Veränderung der Qualität desselben entstehe, und daß dieses Fleisch, so schlecht es auch in unseren gemäßigten Ländern ist, vielleicht nicht unter diesen brennenden Himmelsstrichen einen andern Geschmack bekomme. Da sich aber die Wilden in Canada, welche ein kaltes Land bewohnen, aus dem Hundefleisch eben so viel als die Schwarzen machen, und die Mißionarien auch einigemal ohne Eckel davon gegessen haben: so ist zu vermuthen, es komme dabey mehr auf die Natur des Menschen, als des Hundes an Bey ihren Gastungen essen sie die Hunde statt der Schöpse, (sagt der P. Sabard Theodat in den Voyages au pays des Hurons) Ich habe mich verschiedenemahl bey dergleichen Hunde-Gastereyen befunden; ich gestehe, daß ich anfänglich einen Abscheu davor hatte, ich hatte aber kaum zweymal welches gegessen: so schmekte mir es gut, und beynahe wie Schweinefleisch.

Herr Daubenton hat seine Hunderassen in Hauptrassen, Blendlingsrassen, und endlich in solche Rassen eingetheilt, die aus Vermischung der Blendlinge entstanden sind.

Hauptrassen.

Bauerhunde.

Diese Hunde haben eine lange, aber nicht so dicke Schnautze, als die grossen Dänischen. Der Kopf ist lang, und die Stirne platt, die Ohren sind klein, und von ihrem Ursprunge an, bis ungefähr an die Hälfte ihrer Länge, steif; der übrige Theil aber hängt herab. Die Füsse sind lang, nervicht und stark. Der Körper ist lang, und nach der Taille proportionirlich stark, ohne jedoch dick zu seyn; denn er ist bey den dünnen etwas schmächtig (levreté.) Der Schwanz ist aufwärts gebogen, und stellt einen Bogen vor, dessen Spitze vorwärts steht. Die Bauerhunde haben gemeiniglich an der Kehle, hinten an den Schenkeln, und auf dem Schwanze längeres Haare, als an den übrigen Theilen des Leibes, an welchen er sehr kurz ist. Man hat diese Hunde von vielerley Farben, als weiß, grau, fahl, braun, schwarz u. s. w. unterdessen ist doch in einigen Provinzen Frankreichs, und sonderlich in Bourgogne, der gröste Theil derselben schwarz mit weissen Flecken: welches aber vielleicht daher rühret, weil man in der Meynung, daß die schwarzen Bauerhunde besser als die andern sind, vor andern auf sie Sorge anwendet.

Grosse dänische Hunde.

Die Hunde von dieser Rasse sind an allen Theilen ihres Körpers stärker als die Bauerhunde, und scheinen auch blos durch dieses Merkmal von ihnen unterschieden zu seyn. Ihr Haar ist kurz, die Farbe ist nicht bey allen einerley; die meisten sind fahl, es gibt aber auch graue, schwarze, und auch welche, die weißgraue, schwarze und fahle Flecken u. s. w. haben. Man nennet diese Hunde in Frankreich Danois de carosse, weil sie gern bey Wagen und Pferden sind; sie heissen auch grosse dänische Hunde, um diese Rasse von einer andern, welche weit kleiner, und unter dem Namen der dänischen Hunde bekannt ist, zu unterscheiden. In der Beschreibung der letztern wird man sehen, daß sie mehr als durch die Leibesgestalt voneinander unterschieden sind.

Tab. LIX

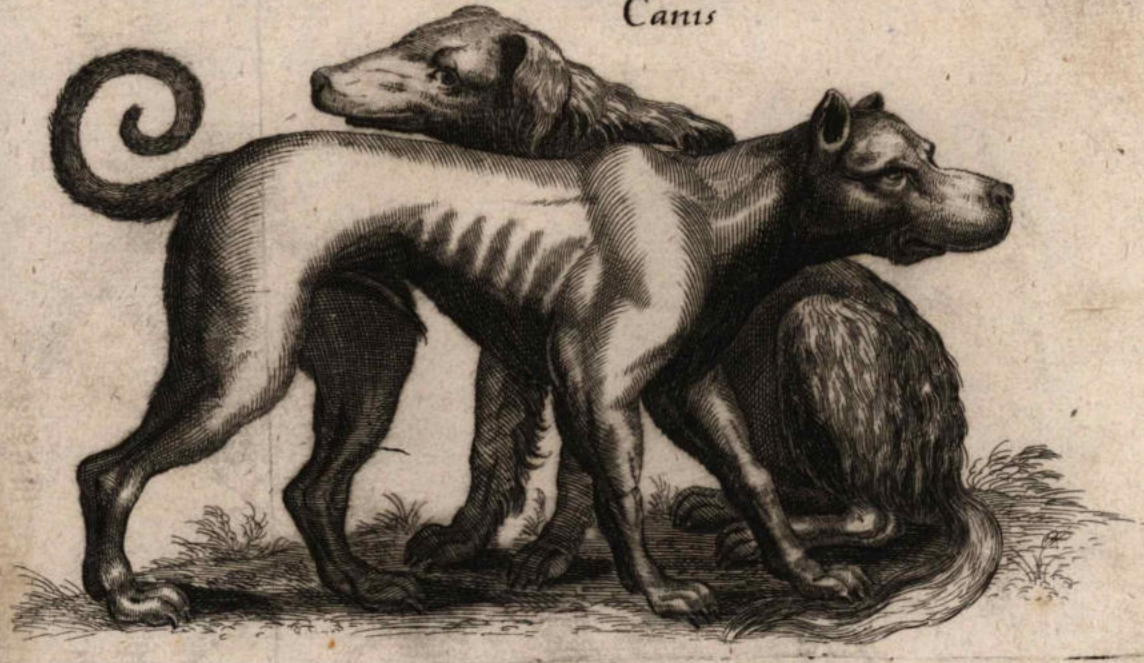
Canis Leporari,



Canes



Canis



Windspiele.

Diese scheinen von den Bauerhunden nur darinnen abzugehen, daß alle Theile ihres Körpers dünner und schmächtiger, ihre Knochen schwächer, und die Muskeln so mager sind, daß sie uns in Betrachtung ihrer Länge und der Taille der Bauerhunde, durchgehends schlanker, als jene, vorkommen; ihre Schnautze ist auch spitziger, die Lefzen sind kürzer, das Stirnblatt ist beträchtlicher gekrümmet, und der Kopf ist kleiner und länger; die Ohren sind schmäler und dünner, der Hals ist länger, und der Leib, vornehmlich in den Dünnen, schmächtiger, die Schenkel sind magerer, der Schwanz ist nicht so fleischicht, und ihr Rücken ist sehr gebogen. An statt der Stärke und der Kräfte, welche die grossen dänischen Hunde, vermöge ihrer starken Muskeln, haben, sind die Windspiele bey ihrer schlanken Taille desto geschwinder und gelenker. Ihr Haar ist sehr kurz, und die meisten sind hellfahl; die mit andern Farben rühren vielleicht von einer Vermischung mit Bauer- oder dänischen Hunden her, so wie einige Windspiele ihr langes Haar durch die Vermischung mit spanischen Wachtelhunden bekommen. Man hat Windspiele von dreyerley Grösse, davon man die kleinen Levrons nennet; sie sind aber ausser der Taille nicht voneinander unterschieden.

Hirtenhunde.

Diese Hunde sind an Leibesgestalt kleiner, als die Bauerhunde, die grossen Windspiele, und die grossen dänischen Hunde; sie gleichen, was die Gestalt des Kopfes und der Schnautze betrift, welche bey ihnen dicker, als bey den Windspielen, aber schwächer, als bey den dänischen Hunden ist, den Bauerhunden sehr viel. Die Hirtenhunde haben kurze und steife Ohren, der Schwanz stehet gerade hintenaus, oder krümmet sich aufwärts, zuweilen hängt er auch herunter. Sie haben über den ganzen Leib langes Haar; ausgenommen an der Schnautze, an der äussern Seite der Schenkel; und dem hintern Theile der Hinterfüsse, nämlich unter den Ferse. Man nennet diese Rasse Hirtenhunde, weil man sie zur Beschützung der Heerden zu brauchen pfleget.

Wolfshunde.

Diese Rasse hat mit der Rasse der Hirtenhunde mehr Aehnlichkeit, als mit irgend einer andern, und man nennet sie Wolfshunde, weil sie an den Ohren und langen Haaren dem Wolfe gleichen. Sie haben eine lange und spitzige Schnautze, steife und spitzige Ohren, einen langen Kopf, einen Körper und Schenkel, die wohl proportionirt und einen hohen und vorwärts gekrümmten Schwanz. Das Haar ist auf dem Kopfe, den Füssen und Ohren kurz, über den übrigen ganzen Leib aber, vornehmlich auf dem Schwanze, lang und seidenartig. Es gibt weisse Wolfshunde, aber auch graue, schwarze, und falbe.

Siberische Hunde.

Man hat auch die Wolfshunde, siberische Hunde genennt. Die siberischen Hunde aber unterscheiden sich von den Wolfshunden dadurch; daß die erstern über und über mit langen Haaren bedekt sind, da hingegen diese auf dem Kopfe nur kurzes Haar haben. Uebrigens scheinen diese Hunde gar nicht von einander unterschieden zu seyn.

Isländische Hunde.

Herr Daubenton, der von dem Herrn von Maupertuis die Zeichnung von einem isländischen Hund bekommen, gestehet, daß er nichts von demselben wisse, als daß er einen Schuh sieben Zoll lang, und einen Schuh zween Zoll hoch gewesen seye. Aus der Zeichnung zu urtheilen sagt er, habe er mit dem kleinen dänischen Hunde in Ansehung seiner schwachen Schnautze, seiner grossen Augen, seines runden Kopfes, und seiner zum Theil steifen, zum Theil herabhängenden Ohren, einige Aehnlichkeit. Das Haar seye lang und glatt, vornehmlich hinten an den Vorderfüssen und auf dem Schwanze.

Jagdhunde (Chiens courans.)

Ihre Schnautze ist eben so lang und noch stärker als die Schnautze der Bauerhunde. Der Kopf ist stark und rund, die Ohren sind breit und hängen herunter; die Schenkel sind lang und fleischicht; der Leib ist stark und lang, der Schwanz steht in die Höhe und krümmet sich vorwärts; das Haar ist kurz, und beynahe über den ganzen Leib von einer Länge. Die Jagdhunde sind entweder weiß, oder haben schwarze und fahle Flecken auf einem weissen Grunde.

Von den Jagdhunden sagt Herr Daubenton: Sie müssen offene Nasenlöcher haben; der Körper muß vom Kopfe an bis zum Schwanze nicht sehr lang seyn; sie müssen einen leichten und nervichten Kopf, eine spitzige Schnautze, grosse herausstehende reine funkelnde und muntere Augen, grosse weiche und hängende Ohren, einen langen, runden und biegsamen Hals, eine schmale, jedoch nicht allzuenge Brust, leichte Schulterblatten, einen runden, geraden und wohlgebildeten Schenkel, starke Ribben, kurze, hohe, breite, nervichte, wenig fleischichte Lenden; einen schmächtigen Bauch, runde und frey liegende Dickbeine, schmächtige und magere Dünnen, kurze und breite Kniekehlen, einen vom Anfange an starken, langen, dünnen, beweglichen Schwanz, der an dem Ende keine Haare hat; an dem Bauche grobe Haare, kurze, magere Pfoten, starke Nägel u. s. w. haben. Die normandischen Hunde sind stärker am Leibe, haben einen kürzern Kopf, eine längere und spitzigere Schnautze; die Ohren, der Leib und die Kniekehlen sind kürzer; die Taille ist leichter, und die Füsse sind besser gebildet. Die von der reinen Rasse haben gemeiniglich graues, schwarz gesprengtes Haar (Gris moucheté)

Spurhunde.

Diese Hunde sind von den Jagdhunden nur darinnen unterschieden, daß sie etwas kürzere, und am Ende nicht so dicke Schnautzen, einen stärkeren Kopf, kürzere, schmälere Ohren, die zum Theil steif sind, und zum Theil herunter hängen, längere Schenkel, einen dickern Körper, und einen fleischichtern und kürzern Schwanz haben. Die Spurhunde sind meistens weiß; es gibt aber auch mit schwarzen und falben Flecken.

Der Bengalische Spur- oder Tigerhund gleicht der Gestalt nach den andern Spurhunden; seine Farben sind aber schöner; er ist getigert, das ist, mit kleinen falben und schwarzen Flecken auf weiß gesprengt.

Dachshunde.

Es gibt zwo Rassen von Dachshunden. Die eine hat gerade und ordentlich gebildete Schenkel; die Vorderschenkel der andern Rasse aber sind auswärts gekrümmt: man nennet daher die erstern Dachshunde mit geraden Schenkeln, und die andern krummbeinichte Dachshunde. Alle diese Hunde ha-

haben sehr kurze Beine, daher sie auch im Französischen Basset heissen. Dieses ist das vornehmste Merkmal, an welchem man sie von den Jagdhunden, und Spurhunden unterscheidet: denn die Dachshunde haben übrigens auch eine lange Schnauze, einen dicken Kopf, hängende Ohren, und einen sehr langen Leib; er würde aber nicht länger scheinen, als der Körper der Jagdhunde wenn er auf eben so hohen Schenkeln stünde. Die Ohren der Dachshunde sind nicht so lang, als der Jagdhunde ihre, einige haben auch eine längere Schnautze. Diese Hunde sind gemeiniglich schwarz, und haben rothe Flecken auf der Brust, über den Augen, und unten an den Füssen; oder sie sind weiß, oder schwarz, weiß und falbe untereinander. Es gibt auch unter andern Hunden, als Pudeln, spanischen Wachtelhunden, Mopsen, u. s. w. welche, die von Natur kurzbeinicht sind: allein bey den Dachshunden scheint diese Bildung eine Art eines Naturfehlers zu seyn; denn es gibt Dachshunde, die nicht nur sehr kurze, sondern sogar mißförmige, und mit den sichtlichsten Zufällen einer Krankheit, die man Rachitis nennt, behaftete Schenkel haben. Die Knochen des krummbeinichten Dachshundes sind aufgeschwollen und krumm, und fast ebenso, wie rachitische zu seyn pflegen.

Grosse Pudel.

Diese Hunde haben einen dicken und runden Kopf, lange und hängende Ohren, kurze Schenkel, und einen dicken und kurzen Leib, der Schwanz gehet beynahe gerade hinten aus: das Haar ist lang, und über den ganzen Leib kraus. Die gemeinste Farbe der Pudel ist weiß, oder gelblicht weiß; es gibt aber auch rothe, schwarze, u. s. w. Man unterscheidet bey den Pudeln, in Absicht auf ihre Grösse, zwo Arten: allein die sogenannten kleinen Pudel haben noch andere Merkmaale, an welchen sie sich von den grossen unterscheiden. Sie gehen vor andern gerne in das Wasser.

Spanische Wachtelhunde.

Diese haben einen kleinen und runden Kopf, breite und hängende Ohren, dürre und kurze Schenkel, einen in die Höhe stehenden Schwanz; ihr glattes Haar ist auf verschiedenen Theilen ihres Körpers von sehr ungleicher Länge: denn an den Ohren, an dem Halse, hinten an den Dickbeinen, an der hintern Seite der Füsse, und auf dem Schwanze, ist es sehr lang: auf den übrigen Theilen des Leibes hingegen ist es kürzer. Die meisten Wachtelhunde sind weiß, die schönsten haben auf dem Kopfe eine andere Farbe, als braun oder schwarz, und sind auf der Schnautze und auf der Mitte der Stirne weiß gezeichnet. Die schwarzen und weissen Wachtelhunde haben gemeiniglich falbe Flecken unter den Augen. Es gibt grosse und kleine.

Englische Wachtelhunde (Gredins.)

Es gibt schwarze Wachtelhunde, welche man auch Gredins oder englische Wachtelhunde nennt, weil sie daher gebürtig sind. Der gröste Unterschied unter diesen Hunden und den französischen Wachtelhunden besteht darinnen, daß die englischen Wachtelhunde, vornehmlich an dem Schwanze, den Ohren, und den Schenkeln kürzere Haare haben. Man siehet viele englische Wachtelhunde, welche in Vergleichung mit den grossen spanischen Wachtelhunden klein, oder von mittelmäßiger Leibesgestalt sind. Diejenigen englischen Wachtelhunde, die unter den Augen, auf der Schnautze, an dem Halse, und an den Schenkeln feuerfarbig, das ist, roth gezeichnet sind, nennet man Pyrame.

Kleine dänische Hunde.

Nach ihrem Namen zu urtheilen, sollte kein grosser Unterschied zwischen diesen und den grossen dänischen Hunden seyn, die Grösse ausgenommen; allein diese Hunde haben in der That noch andere stark unterscheidende Merkmaale. Die Schnautze ist verhältnißmäßig nicht so stark, und spitziger, die Augen sind grösser, die Füsse sind magerer, der Schwanz steht weiter in die Höhe u. s. w. Die kleinen dänischen Hunde gleichen den grossen an Länge des Haares; sie sind aber gemeiniglich von andern Farben; sie haben meistens schwarze und weisse Flecken, und wenn sie auf weiß schwarz gesprengt sind; so nennet man sie, wegen ihres scheckigten Felles, Harlekine.

Türkische Hunde.

Die unter diesem Namen bekannten Hunde heissen auch barbarische Hunde; sie haben keine Haare, ihr Fell ist farbigt, und mehr oder weniger mit braun vermischt. Sie sind aus den kleinen dänischen entstanden; indem die grosse Hitze in den heissen Ländern die Keime der Haare vertilgt hat; daher diese Hunde in den gemäßigten Gegenden viele Kälte leiden. Man siehet, daß sie kaum bey der gröften Hitze im Sommer ihr Zittern verliehren, und auf den Flecken die sie auf der Haut haben, ihre Farbe wieder bekommen. Diese braungelben Flecken sind im Sommer ganz kenntlich, im Winter verschwinden sie aber beynahe ganz und gar. In Frankreich sieht man Blendlinge von türkischen Hunden, welche wieder auf einigen Theilen ihres Leibes Haare haben. Diese sind von türkischen und kleinen dänischen Hunden gezeugt worden, die Blendlinge haben von diesen ihren Haaren eine Art einer weissen, einen Zoll langen Mähne auf dem Halse; sie haben auch auf dem Kopfe und vorne am Halse und an der Brust Haar von eben dieser Farbe, welches aber viel kürzer ist, und auf der Brust, auf den Dickbeinen, und zu beyden Seiten des Halses ist es eben so kurz, aber von graulichter Farbe; der übrige Theil des Leibes hat gar keine Haare, und eben die Farbe, wie bey den andern türkischen Hunden. Wenn diese Hunde sich mit Hunden von andern Rassen vermischen, so fallen unter dem Wurfe einige ganz nackichte Junge, einige die am ganzen Leibe Haare haben, auch einige, die zum Theil nackicht, zum Theil mit Haaren bedekt sind.

Bullenbeisser.

Diese Hunde haben eine dicke, kurze und glatte Schnautze, eine stumpfe Nase, und dicke und hängende Lefzen. Der Kopf ist dick und breit, die Stirne platt, die Ohren sind klein, und ihr Ende hängt herunter; der Hals ist dick und lang, der Schwanz steht in die Höhe, und ist am Ende vorwärts gekrümmt. Das Haar ist beynahe über den ganzen Leib sehr kurz, und nur hinten an den Dickbeinen, und an dem Schwanze etwas längere. Die Lefzen, das äusserste der Schnautze, und die äussere Seite der Ohren sind schwarz, der ganze übrige Leib aber von blaßfahler Farbe.

Blendlingsrassen.

Diese Rassen bestehen nur so lange, als man diejenigen Hauptrassen, von welchen jede dieser Blendlingsrassen abstammet, oder zwey Blendlinge von einer Rasse sich miteinander vermischen läßt. Eine jede Vermischung würde neue Merkmaale verursachen, und andere Rassen hervorbringen; daher verliehren sich auch die meisten Blendlinge, ohne ihresgleichen fortzupflanzen.

Kleine Pudel.

Die Hunde von dieser Rasse entstehen aus der Vermischung der grossen Pudel, mit den kleinen spanischen Wachtelhunden, weil sie aber mehr Aehnlichkeit mit dem Pudel haben, so ist ihnen auch der Name beygelegt worden; sie gleichen ihnen auch wirklich an Gestalt, Figur und den langen und krausen Haaren ihres Leibes: allein, die Schnautze ist nach Proportion nicht so dick, und das Haar oben auf dem Kopfe, auf den Ohren, und an dem Ende des Schwanzes, ist beynahe so seidenartig, wie bey dem spanischen Wachtelhund.

Bologneser Hündchen.

Diese Hunde sind vor einigen Jahren stark Mode gewesen; gegenwärtig aber sieht man nicht mehr viele. Sie waren so klein, daß sie das Frauenzimmer in den Müffen trug. Man hat sie aber endlich, vermuthlich wegen der bey Hunden mit langen Haaren vermeidlichen Unreinlichkeit, abgeschaft: denn man konnte ihnen die Haare nicht abscheeren, ohne sie ihrer grösten Schönheit zu berauben. Dieser Hund scheint die Schnautze von dem kleinen Pudel, und das lange und glatte Haar über den ganzen Leib von dem spanischen Wachtelhunde zu haben; daher man ihm auch den Namen Bouffre gegeben hat; man nennt ihn auch den maltheſischen Hund, weil die ersten Hunde von dieser Rasse aus diesem Lande gekommen sind. Sie haben allem Ansehen nach sowohl die Figur des Körpers, als das Haar und die Farbe, von der Rasse der Pudel und spanischen Wachtelhunde.

Löwenhündchen.

Herr Daubenton hält dafür, daß das Löwenhündchen gegenwärtig noch rarer seye, als das Bologneserhündchen. Es ist von dem Bologneserhündchen nur darinnen unterschieden, daß es auf dem Leibe und der Hälfte des Schwanzes kurzes Haar hat; da es hingegen auf dem Halse, auf den Schulterblättern, auf den vier Füssen und auf dem äusserſten Theile des Schwanzes eben so lang ist, wie bey dem Bologneserhündchen. Das Löwenhündchen scheinet mit dem Bologneser einerley Ursprung zu haben; doch muß man dabey die Vermischung mit einem kurzhaarichten Hunde annehmen.

Mopse.

Die Hunde von dieser Rasse sind von den eigentlichen Bullenbeissern bloß darinnen unterschieden, daß sie nicht so groß sind, einen schwächern Kopf, dünnere und kürzere Lefzen, und eine schmälere und nicht so stumpfe Nase haben; übrigens haben sie, sowohl was die Gestalt des Körpers, als was die Länge und Farbe des Haars betrift, viel Aehnlichkeit mit ihnen, sie stammen auch von ihnen ab, und sind durch die Vermischung mit andern Hunden von ihnen ausgeartet.

Grosse Doggen.

Diese haben viele Aehnlichkeit mit den gemeinen Bullenbeissern, sind aber viel gröſſer, woher sie auch ihren Namen haben. Dieser Unterschied in der Grösse rühret von der Vermischung des gemeinen Bullenbeissers mit Bauerhunden, oder mit hochbeinigten dänischen Hunden her. Die grosse Dogge hat auch die Verhältnisse des gemeinen Bullenbeissers im grossen; nur die Schnautze ist etwas länger; doch aber eben so stark; die Lefzen sind auch eben so dick und lang; sie hat eben solche Farben wie die Bauerhunde.

Raſſen, die aus Blendlingsraſſen entſprungen ſind.

Roquets.

Die Roquets gleichen in Anſehung der Form des Körpers den kleinen däniſchen Hunden; ſie haben, wie dieſe, einen runden Kopf, groſſe Augen, kleine Ohren, die zum Theil ſteif ſind, zum Theil herab hängen, ſchwache Schenkel, und einen vorwärts gebogenen aufgerollten Schwanz, die Schnautze aber iſt dik, kurz und etwas ſtumpf, wie bey den Mopſen. Sie ſind aus der Vermiſchung der Mopſe und kleiner däniſchen Hunde entſtanden. Sie haben eben ſolche Haare und Farben, wie die kleinen däniſchen Hunde; es gibt auch Harlekine unter ihnen.

Artoiſiſche Hunde.

Dieſe Hunde ſind von Mopſen und Roquets gezeuget worden; daher haben ſie eine ſehr kurze und ſo platte Schnautze, daß ſie gern einen ſtinkenden Othem bekommen (ſujets à devenir punais). In Flandern nennt man ſie Ryſſeliſche Hunde, weil ſie dort ſehr gemein waren.

Alikantiſche Hunde.

Dieſe Hunde ſind in Spanien von ſpaniſchen Wachtelhunden und Dachshunden gezeuget worden; ſie haben die kurze Beine und den langen Leib von dem Dachshund, und von dem Wachtelhunde die langen Haare In Paris hatte man deren, die ſehr klein waren, und wie die Füchſe belleten

Calabriſche Hunde.

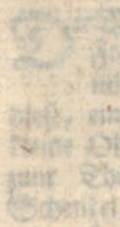
Dieſe Hunde ſind ſehr groß, weil ſie von den groſſen däniſchen Hunden, und den groſſen ſpaniſchen Wachtelhunden abſtammen. Was die Geſtalt des Körpers, und das Haar betrift, ſo haben ſie viele Aehnlichkeit mit den däniſchen Hunden und ſpaniſchen Wachtelhunden.

Dieſes ſind ungefehr die bekannteſten Raſſen, man ſiehet aber ſehr leicht, daß es möglich iſt, alle die herzuerzählen die theils ſchon ausgegangen ſeyn mögen, theils noch gegenwärtig ſind, weil eine jede ſonderbare Vermiſchung eine neue Raſſe möglich macht.

Die Geſtalt der Schnautze iſt nach Herrn Daubentons Urtheil derjenige Charakter, nach welchem man die Phyſiognomie der Hunde von verſchiedenen Raſſen in ſo fern man ſie gegen einander hält, am beſten beurtheilen kan. Je länger dieſer Theil iſt, deſto mehr Sanftmuth und Gelehrigkeit verſpricht er; da man hingegen aus der Kürze der Schnautze auf die Wildheit und Grimmigkeit des Hundes ſchlieſſen kan: wiewol dieſes bey Hunden, deren Charakter durch die Abrichtung, oder Vermiſchung mit andern Raſſen verändert worden, oftmals eine Ausnahme leidet. Man ſehe, wie gelaſſen ein Bauerhund ausſieht, wenn er auf ſeinen vier Füſſen ſteht, oder wenn er ſizt, auch nur die zween Vorderfüſſe aufrecht hat. Die Länge der Schnautze gibt dieſem Hunde, ungeachtet ſeine Ohren zum Theil in die Höhe ſtehen, ein gelaſſenes Anſehen. Wenn ſich hingegen der Bullenbeiſſer gleich in eben der Stellung befindet. ſo hat er doch in ſeiner Phyſiognomie, wegen ſeiner platten Schnautze und langen dicken Lippen, etwas grauſames, welches ſeine herabhangenden Ohren nicht verbergen können. Die dünnen und kurzen Lefzen des Bauerhundes, Windſpieles und däniſchen Hundes, tragen viel zu ihrem ſanftmüthigen Anſehen bey. Die ſpizige Schnauze, und das gekrümmte Stirnblatt des

Rassen, die aus Verbindungen entsprungen sind.

Pinscher.



Die Pinscher stehen in Ansehung der Form des Kopfes den Windspielen sehr nahe, haben wie diese, einen langen, dünnen Hals, feine Ohren, welche Theil sind, ganz Theil herab hängen, schwache Schenkel, und einen verhältnißmäßig gestreckten aufgerollten Schwanz, die Schnau-

Artesische Hunde.

Diese Hunde sind von Mopsen und Windspielen entstanden, haben schöne Köpfe und sehr feine Ohren, und sind gern unter

Artesische Hunde.

Diese Hunde sind in Schottland [illegible] Dachshund, und von dem Windspiele die langen Beine.

Calabrische Hunde.

Diese Hunde sind [illegible] von den [illegible] und den [illegible] abstammen. Was die Größe des Körpers, und den Bau betrifft, so haben sie viele Aehnlichkeit mit den [illegible] Hunden und [illegible]

Diese sind [illegible] man sie [illegible] es unmöglich ist, alle die [illegible] theils schon ausgerottet sind, theils noch gegenwärtig sind, eine jede sonderbare Vermischung von [illegible]

Die Gestalt des Schnauzers ist nach [illegible] nach [illegible] Hunde von verschiedener Art [illegible] man sie gegen einander hält, [illegible] Theile [illegible] und Gebrechen [illegible]

Windspieles scheinen seine Furchtsamkeit anzuzeigen. Die Ohren des Wolfshundes, des isländischen Hundes u. s. w. welche allezeit steif bleiben, scheinen ihre Geschwindigkeit anzudeuten. Die lange und dicke Schnautze der Jagd- und Spurhunde verräth in ihrer Physiognomie weit weniger Verschlagenheit, als die kürzere und schwächere Schnautze der spanischen Wachtelhunde, und der Pudel; allein dieser ihr langes Haar verstellet ihre Gesichtsbildung eben so, wie bey den Bologneserhündchen, Löwenhündchen, und überhaupt bey allen Hunden, deren Schnautze mit Haar bedecket ist.

Man muß hier noch anmerken, daß es Hunde gibt, die ohne Schwanz zur Welt gebohren werden, die man nicht für einzelne Misgeburten ansehen darf, indem es wirklich eine solche Rasse gibt, die sich durch die Fortpflanzung erhält; obgleich nicht zu laugnen ist, daß die Verstümmlung dieses Theils an ihren Voreltern die Ursache dieses bey ihnen natürlich gewordenen Mangels ist.

Der Alco.

Es ist in der vorhergehenden Geschichte gesagt worden, daß es, vor der Ankunft der Europäer, in Peru und Mexiko Haußthiere mit Namen Alco gegeben, die von der Grösse unserer kleinen Hunde und beynahe von eben demselben Naturelle waren, und von den Spaniern Mexikanische oder Peruanische Hunde genannt wurden, weil sie mit ihnen diese Aehnlichkeit, und eben die Neigung und Treue gegen ihre Herrn hatten. In der That scheint diese Art Thiere von der Hunde ihrer nicht wesentlich unterschieden zu seyn; und über dieses könnte das Wort Alco ein Name seyn, der einer ganzen Gattung und nicht nur einer besondern Art zukäme. Recchi hat die Figur von einem dieser Alcos, den man in Mexikanischer Sprache Ytzcuintle Porzotli nannte, hinterlassen, er war ungeheuer fett und wahrscheinlicher Weise durch die Haußthierschaft, und allzuviele Nahrung ausgeartet; der Kopf ist so klein vorgestellt, daß er mit der Dicke des Körpers, so zu reden, in gar keinem Verhältnisse stehet; er hat hängende Ohren, welches abermals ein Zeichen der Haußthierschaft ist: seine Schnautze gleichet der Schnautze des Hundes sehr, der ganze Vordertheil des Kopfes ist weiß, und die Ohren sind zum Theil falb; der Hals ist so kurz, daß sich kein Zwischenraum zwischen dem Kopf und den Schultern findet; der Rücken ist gebogen und mit gelbem Haar bedekt; der Schwanz ist weiß und kurz, er hängt herab und reicht nicht unter die Dikbeine. Der Bauch ist groß und gespannt, mit schwarzen Flecken gezeichnet, und hat sechs sehr sichtliche Zitzen; die Schenkel und die Füsse sind weiß, die Zähen wie der Hunde ihre, und mit langen und spitzigen Nägeln bewafnet. Fabri, der diese Beschreibung gegeben hat, schließt endlich, daß dieses Thier eben das seye, welches man Alco nennt. Inzwischen gibt es noch eine andere Rasse von Hunden in Amerika der dieser Name ebenfalls zukommt; ausser den Hunden, sagt Fernandes, welche die Spanier aus Europa nach Amerika gebracht haben, findet man drey andere Arten, welche den unsern in Absicht auf die Natur und Sitten sehr ähnlich sind, und in der Gestalt nicht ausserordentlich von ihnen abgehen. Der erste und gröste von diesen amerikanischen Hunden ist der den man Xoloitzcuintli nennet; oft ist er mehr als drey Ellen lang, und das was er besonders hat, ist dieses, daß er ganz nackicht und ohne Haar ist, er ist blos mit einer weichen, glatten, und mit gelben und blauen Flecken gezeichneten Haut bedekt. Der zweyte hat Haare, und gleichet der Grösse nach unsern Maltheserhündchen; er ist weiß, schwarz und gelblicht gezeichnet; Seine Misgestalt macht ihn sonderbar und angenehm, denn er hat einen Buckel, und sein Hals ist so kurz, daß der Kopf unmittelbar aus den Schultern hervorgeht; man nennet ihn in seinem Lande Michuacanens. Der dritte dieser Hunde heißt Techichi, er ist unsern kleinen Hunden sehr ähnlich; aber er hat eine

wilde und traurige Miene. Die Amerikaner essen das Fleisch davon.

Man sieht deutlich, daß der zweyte Hund den Fernandes Michuacanens nennet, der Yzcuinte Porzotli des Fabri ist, und daß diese Art Thiere vor der Ankunft der Europäer wirklich in Amerika war; und eben so verhält es sich wohl mit der dritten die Techichi heißt, die allem Ansehen nach beyde durch den Namen Alco bezeichnet werden, und vielleicht schließt er noch andere Rassen und Verschiedenheiten ein, die wir nicht kennen. Aber bey der ersten mag sich wohl Fernandes betrogen haben; denn dieses sind die Hunde die man Turkische nennet, und die aus Indien und andern heissen Ländern der alten Welt kommen. Vermuthlich sind auch die, welche Fernandes in Amerika gesehen hat, dahin gebracht worden.

Es bleiben also von den drey Hundsarten nur zwey übrig, die man ohne Unterschied mit dem Namen Alco bezeichnete. Denn ausser dem fetten und dikleibigten Alco der den Perunianischen Damen zum Schoßhund diente, gab es noch einen magern Alco mit einer traurigen Miene, den man zur Jagd gebrauchte. Es ist sehr möglich, daß diese Thiere, ob sie gleich dem Ansehen nach eine von allen unsern Hunden sehr verschiedene Rasse ausmachen, dennoch von einem gemeinschaftlichen Stamm entsprungen sind. Die Lappländischen, Siberischen, Isländischen Hunde u. s. w. haben, wie die Füchse und Wölfe von einem festen Lande zu dem andern hinüber kommen, und hernach wie die andern Hunde durch das Klima und die Haußthierschaft ausarten können. Der erste Alco, dessen Hals so kurz ist, nähert sich dem isländischen Hunde; und der Techichi von Neuspanien ist vielleicht einerley Thier mit dem Koupara oder Krabbenhunde von Guiana, welcher dem Fuchs der Gestalt, und dem Jakhals dem Haar nach gleichet; man hat ihn Krabbenhund genennet, weil er sich vornehmlich von Krabben und andern Schalthieren nähret. Herr von Büffon, der blos eine Haut von diesem Thiere gesehen hat, will nicht entscheiden, ob es von einer besondern Gattung ist, oder ob man es zu den Hunden, oder Füchsen, oder Jakhals zählen soll.

Der Dachs.

Der Dachs ist ein faules, mistrauisches, und einsam lebendes Thier, welches sich in die entlegensten Oerter, in die dikksten Wälder verbirgt, und daselbst seinen unterirdischen Bau ausgräbt. Er scheint sowohl alle Gesellschaft, als auch das Tageslicht zu scheuen, und drey Viertheile seines Lebens in diesem düstern Aufenthalte zuzubringen, von dem er sich, bloß um seine Nahrung zu suchen, entfernet. Weil er einen länglichten Körper, kurze Füsse, und insonderheit an den Vorderfüssen sehr lange und scharfe Klauen hat: so fällt es ihm leichter, als einem andern Thiere, die Erde aufzuscharren, darinnen zu wühlen, und hinein zu kriechen, um den Schutt des gewachten Loches (Röhre), welches krumme und schräge Gänge hat, die oft sehr weit unter der Erde fortgehen, hinter sich zu werfen. Der Fuchs, dem es mehr Mühe kostet, die Erde auszuhöhlen, machet sich dessen Arbeit zu Nutzen; wenn er ihn nicht mit Gewalt dazu zwingen kan, so bringt er es mit List dahin, daß er seine Wohnung räumen muß, denn er beunruhiget ihn, lauret ihm bey dem Eingange auf, und leget sogar seine stinkende Losung davor; hierauf bemächtigt er sich derselben, erweitert sie, und macht sein Lager daraus. Wenn der Dachs gleich gezwungen ist, seinen Bau zu verändern: so bleibt er doch in derselbigen Gegend; er fängt nicht weit davon aufs neue an, sich einen Bau zu graben, aus welchem er nur bey Nacht geht, und sich wenig davon entfernet, und worein er sich, so bald er einige Gefahr verspühret, sogleich wieder begibt. Dieses ist auch das einzige Mittel zu seiner Sicherheit, denn seine Beine sind viel zu kurz, als daß er sich durch Lau-

Laufen retten könnte. Die Hunde erreichen ihn bald, wenn sie ihn in einiger Ferne von seinem Loche ertappen: inzwischen geschiehet es selten, daß sie ihn gänzlich anhalten und überwältigen können, woferne man ihnen nicht zu Hülfe kommt. Der Dachs hat sehr dickes Haar, sehr starke Beine, Kinnbacken, Zähne und Klauen; er wendet alle seine Kräfte an, thut allen möglichen Widerstand, und wehret sich mit allen seinen Waffen, indem er sich auf den Rücken legt, und bringt den Hunden tiefe Wunden bey. Ueber dieses hat er ein zähes Leben, kämpft lange, und vertheidigt sich muthig und bis aufs äusserste.

Sonst, als sie noch grimmiger waren, richtete man Schliefer ab, um sie aufzujagen und in ihren Kesseln zu fangen. Aber nur die Dachshunde mit eingebogenen Füssen können leichtlich in die Geschliefe hinein kriechen. Der Dachs vertheidigt sich in währendem Zurükweichen, und scharret einen Haufen Erde los, um die Hunde entweder aufzuhalten oder zu verschütten. Man kan ihn auf andere Art nicht fangen, als wenn man den Bau von oben öfnen läßt, so bald man glaubt, daß ihm die Hunde im Kessel beygekommen sind; man zwängt ihn mit Zangen und knebelt ihn hierauf, damit er nicht um sich beissen könne. Die Jungen werden leichtlich zahm, spielen mit den kleinen Hunden, und laufen, wie diese, einer Person nach, die sie kennen, und die ihnen zu fressen gibt: aber die gefangenen alten Dächse bleiben stets wild; sie sind weder boshaft, noch gefräßig, wie der Fuchs und der Wolf, und gleichwol sind sie fleischgierige Thiere: sie fressen von allem, was man ihnen darbietet, Fleisch, Eyer, Käse, Butter, Brod, Fische, Obst, Nüsse, Getraide, Wurzeln u. s. w und ziehen die rohe Speise allen übrigen vor. Sie schlafen die ganze Nacht hindurch, und drey Viertheile vom Tage; doch bleiben sie den Winter über nicht erstarrt liegen, wie die Meerkatze oder die Murmelthiere. Wegen ihres öftern Schlafens sind sie allezeit feist, ungeachtet sie wenig fressen; und eben darum fällt es ihnen auch nicht schwehr zu hungern, und oft drey bis vier Tage in ihrem Kessel liegen zu bleiben, ohne einmal herauszugehen, zumal wenn es stark geschneiet hat.

Ihren Bau halten sie reinlich, und legen nie ihre Losung hinein. Man trift selten das Männchen bey dem Weibchen an. Kurz vor der Hekzeit raufet die Dachse Gras aus, formiret daraus ein Gebäud, welches sie zwischen den Füssen bis in ihren Kessel schleppet, wo sie vor sich und ihren Jungen ein bequemes Lager bereitet. Sie wirft zur Sommerszeit, und bringt gemeiniglich drey oder vier Junge auf einmal zur Welt. Wenn dieselben etwas groß geworden sind, bringt sie ihnen zu fressen, sie geht nur bey Nacht aus, und weiter, als sie sonst pflegt. Sie suchet Wespennester, und nimmt den Honig daraus; dringt in die Höhlen der Kaninchen; fängt junge Hasen, raubet auch Hamster, Eidexen, Schlangen, Heuschrecken, Vogel Eyer, und schleppt sie ihren Jungen zu, die sie oft bis an den Rand des Kessels herausgehen läßt, wenn sie dieselben saugen lassen, oder ihnen zu fressen geben will.

Diese Thiere sind von Natur frostig; die, so man im Hauß aufziehet, mögen sich nicht von der Feuerstätte entfernen, und kommen dem Feuer oft so nahe, daß sie sich die Füsse verbrennen, welche ihnen ungerne heilen. Sie werden auch leicht krätzig; und wenn man die Hunde, wenn sie in ihren Bau kommen, nicht sorgfältig abwaschet, so werden sie gleichfalls angesteckt. Des Dachses Haare sind immer fettig und unreinlich. Zwischen seinem Hintern und Schwanze befindet sich eine zimliche weite Oefnung, die aber inwendig keinen Ausgang hat, und nicht viel über einen Zoll tief ist; es trieft aus derselben beständig eine ziemlich riechende ölichte Feuchtigkeit, welche er gerne aussauget. Sein Fleisch ist nicht schlechterdings übel zu geniessen, und von seinem Felle macht man grobe Pelze, Pferdedecken, Halsbänder für die Hunde u. d. gl.

Man hat einen zwiefachen Unterschied unter den Dachsen gemacht; einige hat man Hundsdachse, und andere Schweinsdachse, wegen ihrer Aehnlichkeit mit diesem oder jenem Thiere, genannt. Der Hundsdachs ist bekannt genug, und seine nähere Beschreibung soll unten folgen. Man gibt auch vor, daß sich der Schweinsdachs in Europa wie jener befände. Inzwischen haben weder Büffon noch Daubenton, aller angewandten Mühe ungeachtet, keinen aufbringen können.

Man ist niemals wegen der Merkmale, die den vorgeblichen Schweinsdachs von dem Hundsdachse unterscheiden, ei-

nig gewesen Nach einiger Schriftsteller Meynung ist jener von diesem, bloß in Ansehung der Gestalt der Füsse und Anzahl der Zähen, unterschieden; man hält dafür, daß dieser Dachs einen gespaltenen Fuß haben müsse; andere setzen hinzu, daß seine Schnautze auch einem Saurüssel gleiche: (so ist er auf unserer Tab. XLVIII. abgebildet) aber von der Anzahl oder Gestalt der Zähne meldet keiner etwas. Es gestehen auch die meisten Schriftsteller, daß sie keinen Schweinsdachs gesehen haben; und man hat Ursache zu glauben, daß die übrigen, wegen der Wirklichkeit dieses Dachses, sich auf das gemeine Vorurtheil gegründet haben Dem ersten haben es die folgenden nachgeschrieben; und solchergestalt hat sich durch ihr Ansehen ein Vorurtheil erhalten, welches noch bis jetzo behauptet wird.

Man weiß nicht zuverläßig, ob es in Amerika Dachse gibt, es wäre denn, daß man das aus Neu-Jork gesandte Thier, welches M. Brisson, unter dem Namen eines weissen Dachses folgendermassen beschrieben hat, für eine Art von dieser Gattung halten wolte. Er ist, sagt er, von dem Ende der Schnautze, bis an den Ursprung des Schwanzes einen Schuh, neun Zoll lang Die Länge des Schwanzes beträgt neun Zoll. Seine Augen sind klein, nach Proportion der Grösse seines Körpers, seine Ohren kurz, die Füsse sehr kurz, die Klauen weiß Sehr dickes Haar bedekt seinen ganzen Körper, welches auf dem ganzen Obertheile desselben weiß, und auf dem Untertheile desselben weißgelblich gefärbt ist Man muß zu dieser Beschreibung hinzufügen, daß es in allen Stücken kleiner ist, und eine weit kürzere Nase hat, als unser Dachs, und ob das sogenannte Saugloch unter dem Schwanze sich befindet, war an dem ausgestopften Balge nicht zu sehen.

In Afrika gibt es ebenfalls keine Dächse; denn das Thier, vom Vorgebürge der guten Hofnung, welches Kolbe unter dem Namen des stinkenden Dachses, beschrieben hat, ist ein ganz anderes Thier; und Herr von Büffon zweifelt, ob der Fossa aus Madagaskar, von dem Flaccourt redet, und welches, wie er sagt, dem Dachse in Frankreich gleichen soll, wirklich ein Dachs seye, da andere Reisende kein Wort davon erwähnen. D Schaw sagt, daß dieses Thier in der Barbarey ganz unbekannt seye. Es scheint auch, daß es in Asien nicht anzutreffen seye. Die Griechen kannten es nicht, Aristoteles sagt nichts davon; und man findet sogar kein Wort in der griechischen Sprache, welches die Benennung desselben ausdrükte Es hat sich also diese aus der gemäßigten Himmelsgegend in Europa ursprüngliche Gattung Thiere nicht sehr über Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland, England, Polen und Schweden ausgebreitet, und man trift sie überall zimlich selten an. Sie hat nicht nur wenig, oder gar keine verschiedene Arten, sondern sie ist auch gar keiner andern Art ähnlich. Der Dachs besizt bestimmte und sehr besondere unterscheidende Kennzeichen: die abwechselnde Streifen auf dem Kopfe, deren zween schwarz und drey weiß sind; das sogenannte Saugeloch unter dem Schwanze findet man sonst nicht, und der Rücken ist fast ganz weiß und das untere Theil des Leibes fast ganz schwarz, welches bey andern Thieren ganz umgekehrt ist, deren Bauch allezeit von nicht so dunkler Farbe als der Rücken ist, wenn man etwan den Hamster ausnimmt.

Der Dachs hat so kurze Füsse, daß der Bauch die Erde zu berühren scheint: aber dieses falsche Ansehen rühret blos von der Länge der Haare her, denn das Haar des ganzen Körpers, ausgenommen auf der Schnautze, auf der Stirn und den Füssen, ist eben so lang, als das Haar unten am Bauche; dieses verursachet, daß man die Gestalt des Leibes nicht unterscheiden kan, und daß er weit grösser schemet, als er wirklich ist. Das Haar bedekt die Ohren beynahe ganz, und man sollte meynen, daß der Schwanz blos aus langen zerstreuten Haaren bestünde, wenn man nicht beym Angreifen desselben den Stumpf fühlte. Die Schnautze ist länglicht, wie bey den Bauer-Dänischen- oder Schäferhunden, und die Nase des Dachses ist eben wie bey den Hunden gestaltet Die Augen sind klein und die Ohren kurz und rund, fast wie bey den Ratzen Der Schwanz reichet nur bis an die Ferse, welche nicht weit von dem Hintern absteht, weil das Knie dergestalt gebogen ist, daß der Schenkel und das Bein einen scharfen Winkel machen, und ihre Richtung beynahe horizontal ist. An jedem Fusse sind fünf Zähen; die Klauen sind stark, und an den Vorderfüssen viel länger, als an den Hinterfüssen.

In

In der lateinischen Sprache heisset dieses Thier Meles und Taxus im Italiänischen Tasso, im Spanischen Tasugo, Texon, im Französischen Blaireau oder Taisson auch Grisart wegen der weissen Farbe die an vielen Orten vorzüglich zu sehen ist, da das Haar übrigens aus Schwarz, Weiß und Roth bestehet; im Englischen heißt es: Badger, Brock, Grai, Bausson pate, im Schwedischen: Graf-Swin, im Polnischen: Tazwice, Borsuc, Kol dziki und Zbik, und beym Klein Coati cauda breui, Coati griseus. Pontoppidan nennet ihn Brok, Gerving und Svimsök, und sezt hinzu, daß sein Biß fast unheilbar seye, und daß er nicht aufhöre zu beissen, bis er das Knirschen seiner eigenen Zähne höre.

Der Haußmarder.

Obgleich die meisten Naturforscher den Hauß- und Edelmarder für Thiere von einerley Gattung ausgegeben, und sogar gesagt haben, daß sie sich mit einander beliefen, so scheinet dieses doch sehr zweifelhaft, und das Gegentheil davon weit glaublicher zu seyn. Denn wenn der Feldmarder der wilde Haußmarder, oder der Haußmarder der zahme Feldmarder wäre, so würde es mit diesen beyden Thieren eben die Beschaffenheit, wie mit der wilden und zahmen Katze haben; ersterer würde seine Kennzeichen stets behalten, und der leztere beständig verändern, wie solches mit der wilden Katze geschiehet, die immer so bleibt wie sie ist, und mit der zahmen, die allerley Farben annimmt. Hingegen ändert sich der Haußmarder nicht; er hat seine eigenthümliche und besondere Merkmale, die alle so beständig sind, als des Feldmarders seine Er unterscheidet sich auch von dem Feldmarder durch das Naturell, und Temperament, weil dieser freygelassene Orte meidet, mitten im Walde wohnet, auf den Bäumen sich aufhält, und nur in kalten Ländern häufig anzutreffen ist, dahingegen der Haußmarder sich näher zu Wohnplätzen hält, und in alten Gebäuden, Heuböden und Mauerritzen sein Lager aufschlägt; und endlich diese Gattung sich überhaupt in allen gemäßigten Himmelsgegenden in grosser Menge ausgebreitet hat, wie zu Madagaskar, und in den Maldivischen Inseln, in den nordlichen Landschaften aber gar nicht zu finden ist. Er hält sich übrigens, ob er gleich Haußmarder heißt, eben so wenig zu den Menschen, als irgend eines von den Thieren, die man die wilde nennet.

Der Haußmarder hat eine sehr feine Gesichtsbildung, muntere Augen, einen leichten Sprung, biegsame Gliedmassen, einen schlanken Körper, und sehr behende Wendungen; er springt oder thut vielmehr Sätze, als er geht. Er klettert die Mauren, welche nicht gut beworfen sind, sehr leicht hinauf, schleicht sich in die Taubenschläge und Hühnerhäuser u. s. w. frißt Eyer, alte Tauben, Hühner u. d. gl. tödtet deren bisweilen eine grosse Menge und schleppt sie seinen Jungen zu; er fängt auch Mäuse, Ratzen, Maulwürfe, und Vögel in ihren Nestern Herr von Büffon hat einen aufgezogen und lange behalten. Er wird auf einen gewissen Grad zahm, aber er thut sich nicht zu, und bleibt stets wild genug, daß man genöthigt ist, ihn an der Kette zu lassen. Er gieng gegen die Katzen an, fiel über die Hühner her, so bald er sie erreichen konnte; Er lief oft weg, ob er gleich mitten am Leibe angebunden war, anfänglich entfernte er sich nicht weit, und stellte sich nach einigen Stunden wieder ein, aber ohne eine Freude spüren zu lassen, oder sich an jemand zu halten. Gleichwol forderte er Fressen, wie die Katze und der Hund, bald darauf blieb er länger und endlich gänzlich aussen, da er anderthalb Jahre alt war. Er fraß von allem, was man ihm gab, ausgenommen Salat und Kräuter, er liebte den Honig, und zog den Hanfsaamen allen Körnern vor Man hat angemerkt, daß er öfters soff, daß er manchmal zween Tage hinter einander schlief, hingegen auch bisweilen zween oder drey ohne Schlaf zubrachte, daß er vor dem Schlafen sich rund zusamen legte, den Kopf verbarg und mit seinem Schwanz bedekte;

dekte; daß, wenn er nicht schlief, er beständig so heftige und beschwehrlich fallende Bewegungen an sich hatte, daß man gezwungen gewesen wäre ihn anzubinden, um ihn abzuhalten, alles zu zerbrechen, wenn er gleich dem Federviehe nichts gethan hätte. Herr von Büffon hatte auch ältere Haußmarder gehabt, die in Schlingen gefangen worden, aber dieselben blieben völlig wild; sie bissen diejenigen, welche sie anrühren wolten, und frassen nichts als rohes Fleisch.

Die Haußmarder sollen eben so lang trächtig seyn, als die Katzen. Man trift vom Frühlinge an bis in den Herbst Junge an, welches vermuthen läßt, daß sie jährlich mehr als einmal hecken. Die jüngsten bringen nur drey oder vier Junge, aber die Alten bis sieben auf einmal auf die Welt. Kurz vor der Hekzeit suchen sie sich einen Heuboden, ein Loch in den Mauren aus, worein sie Stroh und Kräuter stopfen; bisweilen einen Felsriz oder Stamm von einem Baume, in den sie Mooß tragen, und wenn man sie beunruhigt, ziehen sie mit ihren Jungen aus, welche zimlich geschwind wachsen. Nach Verlauf eines Jahrs hatte der, den Büffon erzogen seine natürliche Gröſſe erlangt, welches schlieſſen läßt, daß diese Thiere nur acht bis zehn Jahre leben. Sie haben einen falschen Bisamgeruch an sich, der nicht eben unangenehm ist; die Feld und Haußmarder haben, gleich vielen andern Thieren, inwendig kleine Gefäſſe, welche eine der Zibethkaz ihrer am Geruche gleich kommende Materie enthalten; ihre Losung riecht sehr stark davon und ihr Fleisch hat ein wenig von diesem Geruche an sich, doch ist das Fleisch des Feldmarders keine üble Speise; des Haußmarders ist nicht so gut zu genieſſen, und sein Fell wird auch weit weniger geachtet.

Der Haußmarder hat einen kleinen Kopf, einen länglichten Körper, und so kurze Füsse, daß er mehr auf der Erde zu kriechen, als zu gehen scheint, ob gleich alle seine Bewegungen mit vieler Fertigkeit und Geschwindigkeit geschehen. Die Leibesgestalt machet, daß dieses Thier sich mit leichter Mühe in Oefnungen hineindrängen kan, welche seiner Dicke nicht gemäß zu seyn scheinen; wenn er nur seinen Kopf hinein bringen kan, so folget der übrige Körper leicht nach. Deswegen haben auch einige Naturforscher den Haußmarder und die ihm ähnliche Thiere genus vermineum genannt, um ihre längliche Figur und ihren kriechenden Gang auszudrücken.

Der Kopf des Haußmarders ist auf der Scheitel platt, und hat die Figur eines Dreyeckes, und die Ohren befinden sich an den Enden des Grundes. Die Schnauze ist dünne und spizig, und die Nase gehet über die Lefzen. Dieses Thier hat hervorragende, und weit von einander abstehende Augen. Die Ohren sind kurz und rund; der Hals ist nicht lang, aber fast eben so dik als der Kopf. Der Leib ist nicht viel dicker. Die Vorderfüsse sind noch kürzer, als die Hinterfüsse, und der Schwanz ist lang und zottig.

Der Haußmarder hat zweyerley Haar, das eine ist weich, fast wie Pflaumfedern, und von sehr bloser, aschgrauer, oder vielmehr weißlichter Farbe; das andere ist länger, dicker und steht dünner, als das erstere; es ist ungefehr auf der halben Länge von der Wurzel an, gleichfalls aschfarbig; dieser Theil des Haars scheint dünner, als der übrige, welcher glänzet und eine braun-schwärzliche Farbe mit einigen röthlichen Flecken hat, die man nur in einem gewissen Gesichtspunkte wahrnimmt. Weil die braunen Haare nicht so häufig sind, um die weichen völlig zu bedecken, so erblicket man ihre aschgraue oder weißlichte Farbe, die sich mit der braunröthlichten und schwarzen vermischet, dergestalt, daß man auf dem gröſten Theile des Leibes graue, braune und rothe Schattirungen, nach den verschiedenen Stellungen des Thieres und seinen mannichfaltigen Bewegungen, gewahr wird. Die vier Füsse und der Schwanz sind schwärzlich; das dichte Haar ist am längsten, und ungefehr zwey Zoll lang. Die Brust und der Bauch sind nicht so braun, aber aschgrauer, als der Rücken. Zween braune Streife erstrecken sich von den Achseln bis an den Schooß, und auf der Kehle geht ein weisser Flek über einen Theil des untern Kinnbackens fast bis an die Ohren, über die untere Fläche des Halses, über das Vordertheil der Brust, und auf jeder Seite über die Vorderfläche der Arme bis an die Biegung des Ellenbogens; in diesem Weissen finden sich kleine braune Flecke. Die Länge der längsten Barthaare beträgt bey dem Haußmarder ungefehr drey Zoll; über den Ecken des Maules befinden sich kürzere Haare, ingleichem oben auf den vordern, und unter den hintern Augenwinkeln.

Der Feldmarder.

Der Feldmarder kommt aus Norden, und gehöret unter diesem Himmelsstriche, so zu reden, zu Hause. Er ist daselbst in so grosser Anzahl anzutreffen, daß man über die Menge des Pelzwerks von dieser Art Thiere, das man dort verbrauchet und verschikt, erstaunen muß. Hingegen findet man ihn in gemäßigten Himmelsgegenden sehr selten, und in warmen Ländern gar nicht. Denn es ist höchst wahrscheinlich, daß die sogenannten Feldmarder, des an das Königreich Congo gränzenden Landes, der Anzicos Hauß- und nicht Feldmarder sind. In Frankreich sind sie eben so rar, als der Haußmarder daselbst gemein ist. In England gibt es gar keine, weil es daselbst an Wäldern fehlt. Der Feldmarder meidet bewohnte Ländereyen eben so sehr, als die freygelegene Gegenden; er hält sich im dikſten Walde auf; er verbirgt sich nicht in Felsen, sondern durchstreift die Hölzer, und klimmt auf die Bäume; er lebt von der Jagd und vertilgt eine erstaunliche Menge Vögel, deren Nester er aufsucht, um die Eyer auszusaugen; er fängt Eichhörner, Hamster, Haselmäuse, u. s. w. er frißt auch Honig, wie der Haußmarder und Iltis. Er unterscheidet sich auch von dem Haußmarder in seinem Betragen, wenn er aufgejagt wird; so bald der Haußmarder merkt, daß ihn der Hund verfolget, so entwischt er, indem er entweder seiner Scheune oder seinem Loch geschwinde zuläuft. Der Feldmarder im Gegentheil läßt sich zimlich lange von den Hunden nachsetzen, ehe er auf einen Baum klettert; er gibt sich nicht die Mühe, bis oben auf die Aeste zu steigen, er hält sich am Stamme an, und sieht sie von da vorüber laufen. Die Spur, welche der Feldmarder in den Schnee drükt, scheint von einem grossen Thiere zu seyn, weil er beständige Sätze thut, und mit zween Füssen auf einmal stets Fußstapfen hinterläßt; er ist ein wenig dicker als der Haußmarder, ob er gleich einen kleinern Kopf hat; er hat längere Füsse, mithin fällt ihm das Laufen leichter. Er hat eine gelbe Kehle, dahingegen der Haußmarder eine weisse hat; sein Haar ist auch viel feiner, steht dichter und fällt nicht so leicht aus; er macht seinen Jungen kein Lager, wie der Haußmarder und dennoch liegen sie bequemer. Die Eichhörner verfertigen ihre Nester auf den Bäumen, mit eben so viel Kunst, als die Vögel. Wenn die Hekzeit des Feldmarders herbey kommt, klettert er zu dem Neste des Eichhorns hinauf, vertreibt dasselbe, erweitert die Oefnung, bemächtigt sich der Höhle, und hecket seine Junge darinn aus. Er bedienet sich auch der alten Nester der Nacht- und Raubvögel, und der hohlen Bäume, woraus er die Holzbeisser und andere Vögel verjagt; er hecket im Frühjahre, und gemeiniglich nur zwey oder drey auf einmal aus. Die Jungen kommen blind zur Welt, und wachsen gleichwol in kurzer Zeit; er bringt ihnen bald Vögel, Eyer, und nimmt sie hernach mit sich auf die Jagd. Die Vögel warnen einander vor dem Feldmarder durch ein gewisses Geschrey, wie vor dem Fuchse; und daß sie dieses mehr aus Haß, als aus Furcht thun, erhellet daraus, daß sie ihnen zimlich weit nachfolgen, und dergleichen Geschrey gegen alle Raub- und fleischfräßige Thiere, und me wider den Hirsch, den Hasen u. d. gl. erregen.

Die Feldmarder sind in dem nordlichen Amerika eben so gemein, als in dem nordlichen Theil von Europa und Asien. Man muß ihn nicht mit dem Zobelmarder verwechseln, welches ein anderes Thier ist, dessen Pelzwerk weit grössern Werth hat. Der Zobel ist schwarz, der Feldmarder ist blaßbraun und gelb; das braunste Theil des Felles, und welches sich längst dem Rücken, bis an das Ende des Schwanzes erstrecket, wird für das kostbarste gehalten.

Der Feldmarder besuchet nie bewohnte Plätze, hingegen begibt sich der Haußmarder, der nicht so wild ist, doch auch in die Wälder, und man hat geglaubt, daß er die Buchwälder vorzöge, und der Feldmarder die Tannenwälder, daher man diesen auch den Tannenmarder, so wie jenen den Buchmarder genannt hat. Allein dieses Vorgeben ist ohne Grund.

Der Marder überhaupt hat ein sehr zähes Leben, und wenn er nicht Wunden durch den Kopf und das Herz bekommt, so treibt er es sehr lange, und rast sich manchmal, wenn man ihn schon für todt gehalten hat, wieder auf, und beißt um sich. Wenn er etwan nur mit einem

Bein in eine Falle geräth, so läßt er dasselbe nicht selten zurük, und flieht mit den drey übrigen, und ich habe Marder, denen von der Falle beyde hintere Beine abgeschlagen waren, gesehen, die sich noch auf das verzweifelste gegen Hunden wehrten, und sie durch ihren Biß sehr verlezten, so daß man genöthigt war, diesen zu Hülfe zu kommen; ja ich habe von sichern Augenzeugen gehöret, daß in einem mir benachbarten Dorfe ein Marder, den Bauerjungen lebendig geschunden, noch davon gelaufen, und sich auf dem Felde verlohren hat.

Der Iltis.

Der Iltis kommt mit dem Haußmarder in Ansehung des Temperaments, des Naturells, der Sitten oder Gewohnheiten, wie auch der Leibesgestalt sehr überein. Er nähert sich, wie derselbe, den bewohnten Plätzen, steigt auf die Dächer, hält sich in Heuböden und andern Oertern, die wenig besucht werden, auf, und von dannen geht er nur bey Nacht nach seinem Raube aus. Er schleicht sich in die Höfe bey den Häusern, steigt in die Vogelhäuser, in die Taubenschläge, allwo er ohne so viel Geräusch, als der Haußmarder zu machen, mehr Schaden anrichtet; er beißt allem Federviehe den Kopf ab, oder zerdrükt ihn, und hernach trägt er eines nach dem andern hinweg, und hebt sich solche auf; wenn er dieselben nicht ganz hinweg schleppen kan, weil das Loch, durch welches er hinein gekrochen, gar zu enge ist, so frißt er ihnen das Gehirn aus, und nimmt die Köpfe mit sich. Nach Honig ist er auch sehr begierig; er überfällt im Winter die Bienenstöcke, und zwingt die Bienen, solche zu verlassen. Er entfernet sich wenig von bewohnten Oertern; Im Frühjahre wird er läufig. Die Männlein schlagen sich auf den Dächern um das Weibchen; nachher verlassen sie es, und bringen den Sommer auf dem Lande oder in den Wäldern zu. Das Weibchen hingegen bleibt auf ihrer Scheune bis zur Hekzeit, und führet ihre Jungen erst gegen die Mitte oder das Ende des Sommers mit sich fort; sie wirft drey oder viere und bisweilen fünfe auf einmal, säuget dieselben nicht lange, und gewöhnet sie bey guter Zeit Blut und Eyer auszusaugen.

In der Stadt leben sie vom Raube, und auf dem Lande von der Jagd; ihre Wohnung schlagen sie den Sommer über in den Kaninchen-Höhlen, in Felsritzen, in hohlen Baumstämmen auf, woraus sie sich mehrentheils nur bey Nacht begeben, und in den Feldern und Wäldern sich ausbreiten. Sie suchen die Nester der Rebhüner, Lerchen und Wachteln auf; sie klettern auf die Bäume um andere Vögelnester auszunehmen; sie spuren die Ratzen, die Maulwürfe, die Hamster aus. Diese verfolgt der Iltis in ihren Bau, und wenn er einen solchen findet der ihm ansteht, so macht er ihn zu seiner Wohnung, weswegen auch, nach Herrn Sulzers Berichte, die Hamstergräber ausgehen Iltisse zu fangen, so bald der erste Schnee fällt, und so lange die Erde bedekt ist; und die Fußstapfen, die die Iltisse in dem Schnee zurücke lassen, sind der Leitfaden, dem man folgt, um ihre Wohnungen zu entdecken. Wenn aber über den alten Schnee ein neuer nach Mitternacht fällt, oder der Wind stark wehet, so kan man den folgenden Tag keine Iltisse fangen, indem dadurch ihre Spur undeutlich gemacht wird. Denn sie gehen nur vor Mitternacht aus dem Bau, und finden sich um diese Zeit wieder darinnen ein. Sie durchstreichen das Feld, und so lange sie andere Beute machen, verschonen sie ihr Hamster-Magazin (denn sie tragen Hamster, so wie diese Korn ein) und bereichern es vielleicht noch mit andern Arten von Lebensmitteln. Da sie übrigens ihre Spatziergänge sehr weit machen, und nicht in gerader Linie, sondern bald hier, bald dorthin laufen, so muß man nicht selten, wenn man die Spur gefunden hat, noch zwo oder drey Stunden suchen, ehe man den Bau findet. Sie bekriegen auch die Kaninchen beständig, die ihnen nicht entgehen können, weil sie leicht zu ihnen in die Löcher kom-

kommen. Eine einzige Zucht von Iltissen ist hinreichend, einen ganzen Kaninchen-Garten zu verheeren.

Der Iltis ist etwas kleiner, als der Haußmarder; er hat einen kürzern Schwanz, spitzigere Schnautze, dicker und schwärzer Haar; auf der Stirne, wie auch auf den Seiten der Nase und um den Rachen ist das Haar weiß Er unterscheidet sich auch durch die Stimme von demselben; der Haußmarder machet ein durchdringendes und zimlich helltönendes Geschrey; der Iltis gibt einen tiefern Laut von sich; sie haben alle beyde, gleich dem Feldmarder und Eichhorn, ein groblautendes und erzürntes Murmeln an sich, welches sie, wenn sie gereizt werden, oft hören lassen. Endlich gleicht der Iltis dem Haußmarder nicht am Geruche, welcher, anstatt angenehm zu seyn, stinkend ist, daher man ihn auch putorius genennet hat. Es geschieht insonderheit, wenn er erhizt ist, oder böse gemacht wird, daß er einen unerträglichen Geruch ausdünstet, und weit um sich verbreitet. Die Hunde mögen sein Fleisch nicht fressen, und sein Fell, ob es gleich gut ist, gilt wenig, weil es niemalen seinen natürlichen Geruch verliehrt. Dieser Geruch kommt aus zwey Bläschen oder kleinen Gefässen, welche diese Thiere neben dem Hintern haben, und die stets eine öhlichte Materie durchseigern und enthalten, deren Geruch bey dem Iltis, dem Wiesel, dem Dachse u. s. w. höchst unangenehm ist.

Der Iltis scheint ein Thier der gemässigten Länder zu seyn. Man findet deren in den Nordländern wenig, oder gar nicht, und in den Südländern sind sie seltener als der Haußmarder. Der sogenannte Amerikanische Stänker ist ein verschiedenes Thier, und die Gattung der Iltisse scheint in Europa, von Italien bis nach Polen eingeschränkt zu seyn.

Das wilde Wiesel.

Einige Schriftsteller haben gezweifelt, ob das wilde Wiesel und der Iltis Thiere von verschiedener Gattung wären; gleichwol ist der in gemässigten Ländern einheimische Iltis wild, wie der Haußmarder, und das aus warmen Ländern ursprüngliche wilde Wiesel kan nur in Frankreich als ein Haußthier fortkommen. Zur Kaninchen-Jagd bedienet man sich nicht des Iltis, sondern des wilden Wiesels, weil es leichter zahm wird; denn sonst hat dasselbe, eben wie der Iltis einen überaus starken und sehr widrigen Geruch an sich, über dieses vermischen sich diese Thiere nicht miteinander, und unterscheiden sich durch wesentliche Merkmale von einander. Die Farbe des Haares ist zwar einerley, aber das wilde Wiesel hat einen länglichern und geschlankern Körper, einen schmälern Kopf und eine spitzigere Schnautze als der Iltis. Es bemühet sich nicht auf gleiche Art seine Nahrung zu finden, man muß es versorgen und in Häusern füttern. Es schlägt seine Wohnung weder im Felde noch in Waldungen auf, und diejenigen, welche sich in den Kaninchen-Höhlen verliehren, und nicht wieder kommen, haben sich nie weder im Felde noch Walde vermehrt, vermuthlich kommen sie den Winter über um. Das wide Wiesel unterscheidet sich auch durch die Farbe des Haares wie die andern Haußthiere, und ist in warmen Ländern eben so gemein, als der Iltis daselbst rar ist.

Das weibliche wilde Wiesel ist merklich kleiner als das Männchen. Wenn sie läufig wird, geht sie demselben begierig nach, und man versichert, daß es ihr das Leben kostet, wenn sie sich nicht paaren kan Man erzieht sie in Tonnen und Küsten, wo man ihnen ein Lager von Werg zubereitet. Sie schlafen fast unaufhörlich, und so bald sie erwachen, wollen sie fressen Man futtert sie mit Brod, Kleyen, Milch ꝛc. Sie werfen des Jahres zweymal. Die Weibchen sind sechs Wochen lang trächtig Einige fressen ihre Jungen, wenn sie solche kaum zur Welt gebracht haben, und alsdenn werden sie von neuem läufig, und drey-

dreymal trächtig. Sie werfen gemeiniglich fünf oder sechs und manchmal sieben, acht und sogar neun Junge auf einmal. Dieses Thier ist von Natur des Kaninchens Todfeind. Wenn man auch nur ein todtes Kaninchen, einem jungen Wiesel, so nie keine gesehen, vorhält, so macht es sich darüber, und versezt ihm einen grimmigen Biß; ein lebendiges aber faßt es bey dem Halse, oder bey der Nase an, und sauget ihm das Blut aus. Wenn man es in die Kaninchen-Löcher kriechen läßt, pflegt man es zu knebeln, damit es dieselben nicht tödten, sondern nur aus ihrem Lager nöthigen möge, um in die bey dem Eingange gelegte Schlinge zu gerathen. Wenn man es ohne Knebel gehen läßt, so läuft man Gefahr um dasselbe zu kommen, weil es einschläft, so bald es das Blut des Kaninchens ausgesaugt hat. Die Kinder bedienen sich auch des Wiesels, um die Vogelnester auszunehmen. Es fällt ihm leicht in die hohlen Bäume und durchlöcherte Mauern zu kommen, und es bringt die Vögel heraus.

Nach dem Zeugnisse des Strabo ist das wilde Wiesel aus Afrika nach Spanien gebracht worden, wo man sie auch am nöthigsten hatte, um die beschwehrliche Anzahl der Kaninchen zu vermindern.

Obgleich auch das wilde Wiesel leicht zahm zu machen und sogar gelehrig ist, so ist es dennoch ein sehr zorniges Thier. Es hat jederzeit einen widrigen Geruch an sich, welcher, wenn es sich erhitzet oder gereizt wird, noch mehr zunimmt. Es hat lebhafte Augen, ein funkelndes Ansehen, alle seine Bewegungen sind leicht, und es ist zugleich von solcher Stärke, daß es ein Kaninchen, so wenigstens viermal grösser ist, mit leichter Mühe bezwingt.

Herr von Büffon zweifelt sehr, daß das wilde Wiesel der Griechen Jctis seye, von dem Aristoteles sagt, es seye eine Art gemeiner Wieseln, kleiner als ein Maltheserhündchen, aber dem gemeinen Wiesel an Haaren, Gestalt, weisser Farbe des untern Theils, und auch an Schlauigkeit gleich. Er werde sehr zahm, thue, weil er dem Honig sehr nachgehe, grossen Schaden an den Bienenstöcken. Er überfalle auch die Vögel, und habe, wie der Kater, ein beinern Zeugungsglied. Es scheint sagt Herr von Büffon 1) ein Widerspruch, wenn man sagt, Ictis seye eine Art von wilden gemeinen Wieseln, und werde sehr zahm, weil das gemeine Wiesel, welches von beyden am wenigsten wild ist, nicht zahm wird. 2) Kan das wilde Wiesel, ob es gleich grösser als das gemeine ist, dennoch nicht mit dem kleinen Wachtelhunde, (Epagneul) oder einem Schooshündchen, dem es an Grösse nicht beykommt, nicht gar wohl verglichen werden. 3) Hat es nicht das Ansehen, daß das wilde Wiesel die listigen Ränke des gemeinen Wiesels, noch die allergeringste Schlauigkeit besitze. Endlich thut es den Bienenstöcken keinen Schaden, und ist keineswegs nach Honig begierig.

Das wilde Wiesel ist kleiner, als der Iltis, und die übrigen Unterscheidungs-Zeichen sind oben angeführt worden. Die Farbe des Haars ist, wie bey andern Haußthieren veränderlich: Es gibt wilde Wiesel, welche gleich dem Iltis, weiß, schwarz und mehr oder weniger dunkelfahl sind, man nennet dieselben wilde Iltiswiesel; die übrigen haben überall eine gelbe, dem Buchsbaum ähnliche Farbe; diese Farbe hat weisse Streife, weil die langen und dichtstehende Haare, welche an dem wilden Wiesel, wie bey dem Hauß- und Feldmarder, und Iltis zu sehen, zum Theile weiß sind, da hingegen die kurzen und weichen Haare gänzlich eine gelbe Farbe haben. Wenn man das Thier unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, so sind die weisse und die gelbe wechselsweise die herrschenden Farben.

Dieses Thier heißt im Lateinischen Viuerra, Turo, Turunculus Im Spanischen Huron, Furam, im Französischen Furet, im Englischen Ferret, im Polnischen Laska. In der Barbarey, wo man es antrift, heißt es Nimse. Es hat 15 Ribben, da der Iltis, Hauß- und Feldmarder nur 14 haben und im Brustbeine ist auch ein Knochen mehr befindlich.

Das

Das gemeine Wieſel.

Dieſes Wieſel iſt in gemäßigten und warmen Ländern eben ſo gemein, als in kalten Himmelsgegenden ſelten. Das Hermelin hingegen, welches in Norden ſehr häufig iſt, befindet ſich in gemäßigten Landſchaften in geringer Anzahl, und gegen Süden gar nicht. Folglich machen dieſe Thiere zwo von einander unterſchiedene Gattungen aus. Was Anlaß gegeben hat, ſie mit einander zu vermengen, iſt dieſes, daß einige unter den gemeinen Wieſeln, ſo wie das Hermelin, im Winter weiß werden. Inzwiſchen trift man andere Eigenſchaften bey ihnen an, die ſehr verſchieden ſind Das Hermelin, welches im Sommer roth, und im Winter weiß ausſiehet, behält jederzeit eine ſchwarze Spitze am Schwanze, das gemeine Wieſel aber eine gelbe. Auſſerdem iſt es merklich kleiner, und trägt einen weit kürzern Schwanz als das Hermelin. Es hält ſich nicht, wie das Hermelin, in Wüſteneyen und Waldungen auf, und entfernt ſich wenig von bewohnten Plätzen. Es gibt zwar unter den gemeinen Wieſeln gröſſere und kleinere; allein dieſer Unterſchied beträgt an der ganzen Länge des Leibes nicht über einen Zoll; da hingegen das Hermelin zween Zoll länger als das gröſte gemeine Wieſel iſt Sie werden beyde nicht zahm, ſie bleiben in den eiſernen Gebäuern, worein man ſie ſperren muß, immer ſehr wild; ſie mögen beyde keinen Honig freſſen, und beſuchen alſo die Bienenſtöcke nicht, deswegen kan auch das Hermelin nicht der Ichis ſeyn. Das gemeine Wieſel und Hermelin, anſtatt daß ſie zahm werden ſolten, ſind dermaſſen wild, daß ſie nicht freſſen, wenn man ihnen zuſieht; ſie ſind in ſteter unruhiger Bewegung, ſuchen ſich beſtändig zu verbergen, und wenn man ſie erhalten will, muß man ihnen ein Bündel Werg geben, worein ſie ſich wickeln können; ſie ſchleppen alles dahinein, was man ihnen gibt, freſſen meiſtens nur bey Nachtzeit, und laſſen die friſche Speiſe zween oder drey Tage ſtehen, ehe ſie ſolche anrühren. Sie bringen drey Vierthel vom Tage mit Schlafen zu; auch in der Freyheit erwarten ſie die Nacht um nach Nahrung zu gehen. Wenn das gemeine Wieſel in ein Hühnerhauß kommen kan, ſo greift es nicht die Hähne oder alten Hühner an: es ſuchet ſich die Hennen und kleine Küchlein aus, die es mit einem einzigen Biß in den Kopf tödtet, und hernach eines nach dem andern fortträgt. Es ſauget auch die Eyer mit unglaublicher Geſchwindigkeit aus; im Winter hält es ſich gemeiniglich in Kornböden und Scheunen auf. Oft bleibt es daſelbſt im Frühlinge um im Heu oder Stroh zu hecken; während dieſer ganzen Zeit bekrieget es noch glüklicher, als die Katze, die Ratzen und Mäuſe, indem es zu ihnen in die Löcher kriechet. Es klettert in die Taubenſchläge, fängt Tauben, Sperlinge u. ſ. f. Im Sommer ſchleicht es in einiger Weite von den Häuſern, ſonderlich an niedrig liegenden Oertern, um die Mühlen, längſt den Bächen und Flüſſen; es verſtekt ſich ins Gebüſche, um die Vögel zu belauren, und ſchlägt ſeine Wohnung bisweilen in einer alten hohlen Weide auf, um daſelbſt die Jungen auszuhecken. Es macht ihnen ein Lager von Gras, Stroh, Blättern und Werg; es hecket im Frühjahre, manchmal drey, gemeiniglich aber vier oder fünf auf einmal. Die Jungen werden blind gebohren, wie des Iltis, Feld- und Haußmarders ſeine ꝛc. aber ſie nehmen in kurzer Zeit an Wachsthum und Kräften genugſam zu, daß ſie der Mutter auf die Jagd folgen können. Man hat auch ſchon Wieſel angetroffen, die vermuthlich ihr Neſt nicht erreichen konnten, oder daraus verjagt worden waren, ehe ſie werfen konnten. Sie liefen ängſtlich um die über den Weg gehende herum, und man ſahe endlich, da man ſie wegen ihrer Angſt genauer beobachtete, ein ganz nackendes Junges auf dem Wege, welches die Mutter, ſo bald ſie ſich ſicher ſahe, in dem Maule hinwegtrug. Es greift die Schlangen, Waſſerratzen, Maulwürfe, Hamſter ꝛc. an, durchſtreicht die Wieſen, und verzehrt die Wachteln, ſamt ihren Eyern. Es hat niemals einen gleichförmigen Gang, es thut beſtändig kleine ungleiche und übereilte Sätze, und wenn es auf einen Baum ſteigen will, ſo nimmt es einen Sprung, wodurch es ſich auf einmal viele Schuhe hoch hebt; auf eben dieſe Art ſpringt es auf die Vögel los.

Es hat wie die vor beſchriebene Thiere, einen ſo ſtarken Geruch, daß man ſie in keinem Wohnzimmer behalten kan. Im Sommer riechen ſie übler als im Winter. Sie machen kein Geräuſch im Gehen, und geben keinen Laut von ſich, wenn man

man sie nicht schlägt. Sie machen sich nichts aus dem Gestanke Ein Bauer von dem Landgute des Herrn von Büffon fieng einsmals drey neugebohrene gemeine Wiesel in dem Aasse eines Wolfes, den man an den Hinterfüssen an einen Baum gehenkt hatte. Der Wolf war fast ganz verfault, und das alte Wiesel hatte in dem hohlen Wanste Gras, Stroh und Blätter zu einem Lager für die Jungen zusammen getragen.

Auser daß das gemeine Wiesel viel kleiner als der Hauß- und Feldmarder, der Iltis und das wilde Wiesel ist, gleicht es diesen Thieren in Ansehung der Leibesgestalt; und unterscheidet sich von ihnen, blos durch die Länge und Farbe des Haars. Dieser Unterschied ist an dem Schwanze, der nur mit sehr kurzen Haaren versehen ist, sehr sichtlich.

Der Obertheil der Schnautze und des Kopfes, des Halses und des Leibes, die Schultern, die äusserliche und vordere Fläche der Vorderfüsse, das Kreuz, der Schwanz, die äusserliche Fläche, und hintere Seite der Schenkel und Beine, und die ganzen Hinterfüsse, sind von einer braunen lichten Farbe, mit dünnen gelblichen Strichen. Das ganze Untertheil des Leibes, von dem Ende des untern Kinnbackens an, bis an den Schwanz, die inwendige und hintere Fläche der Vorderfüsse, und die innere und vordere Fläche des Schenkels und des Beins, sind von weisser Farbe. In einiger Weite über den Ecken des Mauls sind zween Flecken von eben der Farbe, als das Obertheil des Thiers Doch muß man sich erinnern, daß sie im Winter weiß werden, und je näher oder entfernter sie dieser Veränderung sind, mehr oder weniger weisse Farbe an sich haben.

Der Tayra oder Galera.

Dieses Thier ist von der Grösse eines kleinen Kaninchens; und hat viele Aehnlichkeit mit dem Wiesel oder Marder; Es gräbt sich eine Höhle; es hat viele Stärke in den Vorderfüssen, die um ein beträchtliches kürzer als die hinteren sind; seine Schnauze ist länglich, ein wenig spiz und mit einem Knebelbarte versehen, es hat sechs Schneid- und zween Hundszähne in jedem Kinbacken, die Backenzähne nicht gerechnet, seine Zunge ist lang und rauh, wie der Katze ihre; der Kopf ist länglich; die Augen, welche ebenfalls länglich sind, stehen eben so weit von den Ohren als von dem Aeussersten der Schnautze ab; die Ohren sind platt und den Menschenohren zimlich ähnlich: die Füsse sind stark und zum Graben gemacht; die Fußsohle ist gestrekt und an jedem Fusse sind fünf Zähen, der Schwanz ist lang, gerade und nimmt immer ab; der Leib ist länglich und gleicht sehr dem Leib einer grossen Katze; er ist mit braunen Haaren bedekt, deren einige zimlich lang und die andern weit kürzer sind. Dieses Thier scheinet eine Art von kleinem Marder oder Iltis zu seyn, und Linnäus vermuthet, es seye das schwarze Brasilianische Wiesel. Dieses findet man auch in Guiane, wo es Tayra heißt, aus welchem Namen wohl Browns Galera entstanden seyn könnte.

Das Hermelin.

Das gemeine Wiesel mit dem schwarzen Schwanze wird im Französischen Hermine, und Roselet genennet. Hermine, wenn es eine weisse Farbe hat; Roselet aber, wenn es roth oder gelblich aussiehet. Wiewol es nicht so gemein als das sogenannte gemeine Wiesel ist; so findet man es doch zimlich häufig, sonderlich in alten Waldungen, und bisweilen zur Winterszeit in Feldern, die mit einem Walde gränzen. Man kan dasselbe stets von dem gemeinen Wiesel sehr leicht unterscheiden, weil es allezeit am Schwanze eine dunkelschwarze Spitze, weiß eingefaßte Ohren, und unten weisse Pfoten hat.

Es ist bereits in der Geschichte des gemeinen Wiesels viel von dem Hermeline gesagt worden, worauf wir uns jetzo berufen. Es ist, wie Herr von Büffon sagt, der eines eingesperrt hatte, ein klein artig Thier, hat lebhafte Augen, eine feine Gesichtsbildung, und alle seine Bewegungen geschehen mit einer so grossen Fertigkeit, daß man nicht vermögend ist, ihm mit den Augen zu folgen; man pflegte es stets mit Eyern und Fleischwerk zu unterhalten, aber es läßt die Speise verderben, ehe es sie anrühret; es hat niemals Honig fressen mögen, als nachdem man ihm drey Tage alle andere Kost entzogen hatte, und verrekte, so bald es davon genossen hatte. Das Fell dieses Thieres ist kostbar, und jedermann kennet das Pelzfutter vom Hermelin.

Die Hermeline sind in ganz Norden sehr gemein, besonders in Rußland, in Norwegen, in Lappland. Sie sind allda, wie anderwärts, im Sommer roth, und im Winter weiß. Sie nähren sich allda selbst von kleinen grauen Caninchen und von einer kleinen Art von Ratzen. In gemäßigten Ländern sind sie rar, und in warmen werden sie gar nicht angetroffen. Das Thier auf dem Vorgebürge der guten Hofnung, welches Kolbe einen Hermelin nennet, und dessen Fleisch, wie er vorgibt, gesund und schmakhaft ist, ist kein Hermelin, und demselben gar nicht ähnlich. Die gemeinen Wiesel zu Cayenne, und die grauen Hermeline der morgenländischen Tartarey und des nordlichen China, deren einige Reisende Erwähnung thun, sind ebenfalls von unsern gemeinen Wieseln und Hermelinen unterschieden.

In Norwegen, sagt Herr Pontoppidan, wird es Rösekat genennet, weil es seinen Aufenthalt gerne in Röser d. i. Steinhaufen sucht; auf dem Halse hat es schwarze Flecken. Es mauset so stark, als eine Katze, und schleppet fort was es findet, insonderheit Eyer, welche seine grösten Leckerbissen sind. Aus dieser Ursache siehet man am Seeufer bey stillem Wetter, daß das Hermelin hinaus auf die Inseln schwimmet, wo ein grosser Vorrath von Eyern der Wasservögel zu finden ist. Daß das Wiesel ebenfalls mit der grösten Behendigkeit über einen Fluß setzet, habe ich selbst gesehen. Ob aber die Erzählung des Jemandes richtig war, der dem Herrn Bischof, als eine Sache, die er selbst gesehen, versicherte, daß das Hermelin, wenn es auf einer Insel junge, seine Jungen auf einem Spahne hinüber auf das Land führe, und denselben mit seiner Schnautze dann und wann fortstosse, kan ich nicht entscheiden. Pontoppidan sezt hinzu, daß das Hermelin, so klein es seye, doch zuweilen Elendthiere und Bären, und zwar auf folgende Weise umbringe: wenn jene schlafen, so springe das Hermelin ihnen ins Ohre, und beisse sich darinnen mit seinen scharfen Zähnen so feste, daß es nicht wieder abfalle; darauf fange das grosse Thier an zu laufen und zu schreyen, und stürze sich endlich ganz ermattet von einem Felsen herab. So solle es sich ebenfalls auf einen schlafenden Adler, oder Tiur-Vogel (ein grosser Auerhahn) stehlen, denselben, indem es auf seinem Rucken sitzt, in die Luft fliegen lassen, und so lange beissen, bis er endlich, wenn er sich verblutet hat, todt zur Erde sinken müsse. Von dem Elend und Rennthier versichert das Stralsundische Magazin eben dieses. Es wird mit platten Pfeilen geschossen, oder in der Falle gefangen, oder auch zwischen zween

flachen Steinen, von denen einer mit einem kleinen Hölzchen so aufgestellet wird, daß er sogleich niederfällt, und das Hermelin todt drücket, so bald die an einen Draht gebundene Lokspeise angerühret wird. Was man vor Alters gesagt hat, daß dieses Thierchen so sehr für seine Haare besorgt seye, daß es lieber durch ein Feuer, als durch Koth u. d. gl. gehe, mag wohl eine von den Fabeln seyn, davon blos die Moral zu gebrauchen ist. Es stinkt ganz abscheulich, vornehmlich, wenn es sich paaret, welches es oft thun und sehr geil seyn soll. Das nordische Hermelin behält, wie Pontoppidan versichert, seine Farbe am besten, und wird nicht so leicht gelblicht, wie das Moskowitische, daher es auch in Petersburg selbst gesucht, und wohl bezahlt wird.

Herr Daubenton hatte Gelegenheit die Veränderung der Farbe des Hermelins zu beobachten. Da er sich in Burgund aufhielt, brachte man ihm ein lebendiges Hermelin, welches man in den Gegenden von Montbard, wo er war, gefangen hatte. Dieses ist eben das Hermelin, das sich auch auf den Schweizergebürgen befindet, und dessen Gesner gedenkt. Er bekam es den ersten März und es war bis auf die schwarze Spitze des Schwanzes gänzlich weiß. Die weisse Farbe fiel etwas ins Gelbliche. Er sperrte es in einen eisernen Käfig, und entdekte bald einige braune Streifen in der weissen Farbe, und von dem neunten Tag eben desselben Monats war bereits die ganze Oberfläche und die Seiten der Schnautze und des Kopfes braunröthlich. Diese Farbe erstrekte sich längst dem Halse und Rücken bis an das Kreuz, in Form eines Streifes, der einen halben Zoll breit war, und auf der äussern Fläche der vier Pfoten erschienen etliche Striche von dergleichen Farbe. Zu gleicher Zeit sah er Flocken von weissen Haaren, welche sich an die von Eisendraht gemachte Scheidewand gehänget hatten, unter der das Thier hindurch gieng, so oft es aus einem Behältniß in das andere wolte. Den 17ten blieben nur etliche weisse Haare auf der Schnautze, auf dem Kopfe, auf den Schenkeln, und am Schwanze. Zu Ende des Monats war nichts Weisses mehr übrig, als auf denjenigen Theilen, welche an dem gemeinen Wiesel mit dem schwarzen Schwanze weiß sind.

Der Zobel.

Fast alle Naturbeschreiber haben von dem Zobel geredet, ohne ihn weiter zu kennen, als aus seinem Rauchwerke. Herr Gmelin hat zuerst die Figur und Beschreibung desselben geliefert, indem er bey dem Gouverneur von Tobolsk zween lebendige gesehen. „Der Zobel, sagt er, kommt in der Bildung und dem Geschicke seines Körpers, mit dem Stein oder Haußmarder, und in Ansehung der Zähne mit dem Wiesel überein; er hat sechs zimlich lange und etwas krumme Schneidezähne, nebst zween langen Hundszähnen in dem Unterkinnbacken, und kleine ungemein spitzige Zähne in dem oberen; er hat einen grossen Knebelbart an der Schnautze, und breite Füsse, die insgesamt mit fünf Nägeln versehen sind. Diese Charaktere waren beyden Zobeln gemein; aber der eine war über den ganzen Leib schwärzlichtbraun, die Ohren und den Untertheil des Kinns ausgenommen, wo das Haar ein wenig falb war. Der andere, der ein wenig kleiner war, als der erstere, hatte über dem ganzen Körper eine gelblichtbraune Farbe, und Ohren und ein Unterkinn von blässerer Schattirung. Diß sind die Winterfarben; denn im Frühlinge, wenn die Härung geschieht, verändert sich das Haar. Der erste Zobel, der schwarzbraun war, wurde im Sommer braungelb; und der andere, der gelbbraun war, wurde blaßgelb. Ich habe, fährt Gmelin fort, die Behendigkeit dieser Thiere bewundert: so bald sie eine Katze erblikten, sezten sie sich auf die Hinterbeine, als wenn sie sich zum Gefecht rüsten wolten; sie sind während der Nacht sehr unruhig und ungemein lärmend (auch thut das Hermelin eben dieses); den übrigen Tag hingegen,

und

und vornehmlich, wenn sie gefressen haben, schlafen sie gemeiniglich eine halbe oder ganze Stunde, und zu dieser Zeit kan man sie aufnehmen, schütteln und stechen, ohne daß sie erwachen.„ Aus dieser Beschreibung sieht man, daß die Zobel nicht alle von einer Farbe sind, indem das Haar nicht nur in einer Jahrzeit anders aussieht, als in der andern, sondern auch von Individuum gegen Individuum, und von Klima zu Klima abstieht. Herr Gmelin sagt auch in seiner Beschreibung von Sibirien, daß es auf dem Gebürge Sopka Sinaja schwarze Zobel mit einem kurzen Haare gebe, welche zu jagen verboten seye, und daß eine gleiche Art von Zobeln weiterhin in den Gebürgen, wie nicht weniger bey den Wrangai Calmucken angetroffen werde, die man unter dem Namen der Zobel von Kangaraga kenne.

Die Zobel halten sich am Ufer der Flüsse, an schattichten Oertern und in den dikſten Wäldern auf; sie hüpfen ungemein behende von Baum zu Baume, und scheuen sich sehr vor der Sonne, die in sehr kurzer Zeit, wie man sagt, die Farbe ihres Haars verändert. Man hat sagen wollen, daß sie sich verkröchen und den Winter über erstarrt wären; und doch ist diß gerade die Zeit, da man ihnen vornemlich nachstellt, weil ihr Rauchwerk alsdann weit schöner und besser als im Sommer ist. Sie leben von Ratzen, Fischen, Fichtenkörnern und wilden Früchten. Bey ihrer Brunst sind sie sehr hitzig; sie haben zu dieser Zeit einen ungemein starken Geruch, und ihre Excremente stinken zu allen Zeiten. Man findet sie vornehmlich in Sibirien; in den Wäldern des grossen Rußlandes gibt es nur wenige, und in Lappland noch weniger. Die schwärzesten werden am höchsten geschäzt, und ein solcher Balg gilt bisweilen nach Regnard sechzig Thaler, ob er gleich nur vier Finger breit ist. Man hat nach eben diesem Schriftsteller auch weisse und graue gesehen. Der Unterschied, den dieses Rauchwerk vor allen andern hat, bestehet darinn, daß das Haar, man mag es streichen nach welcher Seite man will, immer folget; da hingegen die Haare an andern Fellen, wenn sie verkehrt gestrichen werden, etwas sträubendes und widerstehendes fühlen lassen.

Die Jagd der Zobel geschiehet nach Büffons Bericht durch Verbrecher, die nach Sibirien verbannt sind, oder durch Soldaten, die eigentlich darum hingeschikt werden, und gemeiniglich verschiedene Jahre da bleiben. Sowohl jene als diese sind schuldig eine gewisse Anzahl von Fellen, die ihnen auferlegt ist, zu liefern. Sie schiessen blos mit Kugeln, um die Haut, so wenig als möglich, zu verderben, und bisweilen gebrauchen sie Armbrüste und sehr kleine Pfeile. Da zu dieser Jagd viel Geschiklichkeit und noch mehr Aemsigkeit erfordert wird, so erlaubt man den Officiren, ihren Soldaten dabey einen Vortheil zu gönnen, und mit ihnen den Ueberfluß von dem zu theilen, was sie wöchentlich liefern müssen. In der Voyage du P. Avril heißt es, ein Oberster könne in seinen sieben Dienstjahren ungefehr viertausend Thaler Gewinn ziehen, die Subalternen verhältnißmäßig weniger, und jeder Soldat sechs bis siebenhundert Thaler.

Wir können bey dem, was wir hier aus dem Herrn von Büffon haben, eine Anmerkung, die zu Herrn Laxmann's Predigers bey der deutschen Gemeine zu Barnaul auf den Kolywanischen Bergwerken in Sibirien, sibirischen Briefen bey Gelegenheit des Worts Promyschlennye gemacht worden, nicht vorbeygehen. Wie dieses Land, heißt es, den Russen bekannt und unterthänig wurde, so lokte der Ueberfluß an kostbarem Pelzwerk eine unzählige Menge Menschen aus Rußland, theils der vortheilhaften Handlung, theils des reichen Wildfangs wegen, nach Sibirien. Diese Abenteurer erhielten den allgemeinen Namen Promyschlennye, welcher sonst Leute bedeutet, die eine Handthierung treiben, und leisteten der Krone zu weiterer Entdeckung und Unterjochung des Landes grosse Dienste. Heut zu Tage könnte man sie von ihrer Kunst Zobel, Hermeline und d. gl. zu fangen, Wildschützen nennen: denn im Vorbeygehen gesagt, diese Promyschlennye liefern diese Thierchen; nicht die nach Sibirien weiland verwiesene Knäsen, Graven, Generale und Ministres, wie der seel. Berkenmeyer schrieb, und wie man noch vor wenigen Jahren aussen im Reiche vermuthete.

Die Jagd dieser Thiere ist nicht überall einerley. Dieses wird man gleich aus dem, was Kraschenninikow in der Beschreibung von Kamtschatka von den Witimskischen Zobeln und der Art sie zu jagen saget, und davon wir so viel, als zu unserem Endzwecke dienet, entlehnen wol-

wollen, ersehen. Die feinsten Zobeln, sagt er, werden an dem kleinen Fluß Kutomal, der in den Witim fällt, zur Rechten über den Wasserfall und den Mündungen der untern Mama und dem Bach Petrowo gefangen. Unter diesen Oertern sind die Zobel beträchtlich schlechter, und alle Jäger gestehen, daß sie am Ursprung der Flüsse besser sind, als am Ausfluß.

Die Zobeln leben in Höhlen gleich den Hermelinen, Wieseln u. s. f. Die Jäger erzehlen auch, daß sie gleichwol auch Nester von Strauchwerk und Gras auf die Bäume bauen, und manchmal darinn, manchmal aber in den Höhlen liegen. Ferner, daß sie sowohl Winter, als Sommer wenigstens zwölf Stunden in der Höhle oder dem Nest zubringen, die übrigen aber ausgehen, ihre Nahrung zu suchen. Im Sommer, ehe die Beere reif werden, fressen sie Wiesel, Hermeline, Eichhörnchen, vornehmlich aber Haasen, und im Winter nähren sie sich mit Flügelwerk Wenn die Beeren reif sind, so essen sie Mooßbeeren und Heidelbeere, vorzüglich aber die Früchte vom Speyerlingbaum, Vogelbeeren, welches ihnen aber Jucken verursacht, daher sie sich an den Bäumen reiben, darüber aber das Haar auf beyden Seiten verliehren.

Ihre Jungen werfen sie in ihren Höhlen oder Nestern zu Ende des Märzen oder im Anfange des Aprils, drey auch wohl fünf, die sie vier oder sechs Wochen zu säugen pflegen.

Man jagt die Zobel niemals als im Winter, denn im Frühling werfen sie ihr Haar ab, das neue ist im Sommer sehr kurz, und sogar im Herbst noch nicht zur Vollkommenheit gelangt. Daher man dergleichen Zobel Nedazobili oder unvollkommene nennet.

Wenn die Zobeljäger unter ihrem Oberaufseher zu dem Platze ihres Aufenthalts kommen, so bauen sie kleine Hütten von Bäumen und machen Wälle von Schnee darum. Nahe bey jedem Quartiere machen sie ihre Fallgruben, deren jede mit spitzigen Pfählen ungefehr sechs bis sieben Fuß hoch und vier Fuß auseinander umgeben ist. Man bedekt die Grube mit einem Dache von Zweigen, damit kein Schnee hinein falle.

Der Eingang zwischen den Pfählen wird sehr enge gemacht, und zwischen denselben hängt ein Fallbrett so künstlich, daß es bey der geringsten Berührung von einem Zobel zufällt, und er in die Grube stürzet; denn wenn diese Thiere ein Stükchen Fleisch oder Fisch holen wollen, welche in der Grube zum Köder dienen, so müssen sie nothwendig diesen Weeg nehmen. Sind die Zobel, wenn sie die Jäger aus der Höhle nehmen, gefrohren, so nehmen sie solche mit zu Bette, und thauen sie unter ihren Kleidern auf.

Wenn man merkt, daß die Zobeln nicht gerne in die Falle gehen, so stellt man ihnen mit Netzen nach, wenn man ihre Spur im Schnee siehet. Dieser gehen die Jäger nach bis sie an die Höhle kommen, darein sich der Zobel verkrochen hat, oder wenn sie die Spur zwischen andern Höhlen nahe dabey verliehren, so stecken sie rauchende Stücke faules Holz hinein, welches die Thiere nöthiget, ihre Schlupfwinkel zu verlassen Alsdenn werden die Netze aufgestellt, in welchen sich der Zobel gemeiniglich fängt. Zur Vorsicht hat der Jäger seinen Hund bey der Hand, und so erwartet er seine Beute oft zwey bis drey Tage lang. Wenn der Zobel in das Nez kommt, so höret man es an dem Klang der kleinen Schellen die daran sind. Hierauf läuft der Jäger zu und hezt seinen Hund an, welcher ihn todt beisset Niemals aber erfüllt man solche Höhlen, die nur eine Oefnung haben, mit Rauch, denn der Zobel würde sich lieber ersticken lassen, als durch den Rauch herausgehen.

Wenn der Zobel sich auf einzelne Bäume flüchtet, so schießt man ihn mit stumpfen Pfeilen herab. Kan aber dieses nicht geschehen, so wird der Baum umgehauen und das Nez da aufgestellt, wo der Gipfel des Baumes hinfallen muß, oder wenn man die Spur auf den Baum hat, und das Thier doch nicht bekommt, so werden alle Höhlungen des Baumes durchsucht, ob sich der Zobel nicht darein verstekt hat. Denn ein solches Thier, das einmal in einem Nez oder einer Falle gewesen, läßt sich schwehrlich zum zweitenmale hintergehen.

Zehen gemeine Witimskische Zobeln sind so viel werth, als vierzig Kamtschadalische.

Ehe Sibirien noch von den Russen erobert worden, war es voll von Zobeln, allein gegenwärtig siehet man da keine mehr, wo sich Russen niedergelassen haben,

ben, indem dieſe Thiere alle bewohnte Gegenden vermeiden.

Einige Naturbeſchreiber haben gemuthmaſſet, daß der Zobel der Satherius des Ariſtoteles ſeye, und Herr von Büffon hält ihre Vermuthung für ſehr gegründet. Die Feinheit von dem Rauchwerk des Zobels gibt zu erkennen, daß er ſich oft im Waſſer aufhält, und einige Reiſebeſchreiber ſagen, daß er blos auf kleinen Inſeln in groſſer Menge zu finden ſeye, wo auch die Jäger ihn aufſuchen: hingegen redet Ariſtoteles von dem Satherius als einem Waſſerthiere, und ſezt ihn dem Fiſchotter und Lieber an die Seite. Es iſt ferner zu vermuthen, daß zur Zeit der Pracht Athens dieſes ſchöne Rauchwerk in Griechenland nicht unbekannt war, und daß das Thier, von dem es kommt, einen Namen hatte; und nun iſt kein einziger Name, den man dem Zobel mit mehrerem Grunde beylegen könnte, als der Name Satherius, wo es anders in der That wahr iſt, daß der Zobel Fiſche frißt wie Raczinski erzählet, und ſich ſo oft im Waſſer aufhält, daß man ihn unter die Amphibien ſetzen kan, von welchem aber freylich Gmelin, Kraſchenninkow u a de den Zobel am genaueſten zu kennen ſcheinen, meines Wiſſens nichts ſagen.

Die Foſſane.

Die Foſſane iſt ein Thier, welchem einige Reiſebeſchreiber den Namen der Genette von Madagaskar beygelegt haben, weil ſie vermittelſt der Farben des Haars und einigen andern Stücken der Genette gleich kommt. Herr Poivre ertheilet folgende Nachricht davon.

Die Foſſane, die ich von Madagaskar mitgebracht, iſt ein Thier von gleichen Sitten, als unſer Buchmarder. Die Einwohner der Inſel haben verſichert, daß die Zeugungsglieder der männlichen Foſſane, wann ſie hitzig iſt, einen ſtarken Biſamgeruch von ſich geben Als ich diejenige ausſtopfen ließ, die jezt in dem Cabinette des Königes iſt, ſo unterſuchte ich ſie ſorgfältig, aber ich entdekte keinen Beutel, und fand auch nicht den geringſten Biſamgeruch bey ihr. Ich habe eben ein ſolches Thier in Cochinchina und ein anderes in den Philippiniſchen Inſeln aufgezogen Beyde waren Männchen und hatten ſich ſchon ein wenig an mich gewöhnt; ich hatte ſie bekommen, da ſie noch ganz klein waren, und ich habe ſie nicht viel länger als zween bis drey Monate behalten. Ich habe aber niemals etwas von einem Beutel angetroffen, ſondern nur wahrgenommen, daß ihr Koth eben ſo roh, wie der vom Buchmarder. Sie freſſen Fleiſch und Früchte, aber die leztern am liebſten, vornemlich erklärte ſich ihr Geſchmak für die Bananen

Dieſes Thier iſt ſehr wild und ungemein ſchwehr zu zähmen; ſo jung es auch ſeyn mag, wenn man es aufzieht ſo behält es doch immer ein freches Anſehen und einen gewiſſen Charakter von Wildheit. Das Auge der Foſſane ſtellt, mit der Gröſſe ihres Kopfes verglichen, eine ungemein groſſe ſchwarze Kugel vor, welches dieſem Thier ein boshaftes Anſehen gibt.

Das Thier, das in Guinea Berbe heißt, und von dem die Reiſebeſchreiber ſagen, es habe eine ſpitzere Schnautze und einen kleinern Leib, als die Katze, und ſeye eben ſo gezeichnet, als die Zibethkatze, ſcheinet mit der Foſſane einerley Thier zu ſeyn.

Die Foſſane hat Zähne, wie die Genette, und an jedem Fuſſe fünf Zähen. Sie hat auch faſt eben ſolche graue, ſchwarze und rothe Flecken, als man an der Genette ſieht, aber ſie ſind an verſchiedenen Theilen des Leibes auf eine andere Art ausgeſtreut, ſie hat auch ſonſt in der Bildung des Körpers viele Aehnlichkeit mit ihr, aber ſie unterſcheidet ſich doch durch einen weſentlichen Charakter, nemlich durch den Biſambeutel, der bey der Genette zwiſchen den Zeugungsgliedern und dem After ſizt, der Foſſane aber fehlet.

Der Vanſire.

Der Vanſire oder wie ſein Name eigentlich in Madagaskar iſt, Vohang Shira iſt von denen, die ſeiner Erwähnung gethan haben, für ein Wieſel gehalten worden. Er iſt auch wahrſcheinlicher Weiſe das Thier das in der Provinz Balta im Königreiche Congo Inſire heißt, und in der allgemeinen Geſchichte aller Reiſen für einen Marder ausgegeben wird, deren es doch in Congo keine gibt. Es iſt dem Wieſel in vielen Stücken gleich; inzwiſchen unterſcheidet es ſich aber auch von demſelben durch ſolche Charaktere, die zureichend ſcheinen, um es zu einer unterſchiedenen und abgeſonderten Gattung zu machen. Der Vanſire hat im Oberkinnbacken zwölf Backenzähne, anſtatt, daß das Wieſel nur achte hat; und die untern Backenzähne, kommen weder in der Bildung noch in der Lage überein. Auſſerdem ſticht der Vanſire in der Farbe des Haars von allen unſern Wieſeln ab, ungeachtet dieſe, ſo wie alle Thiere, deren Erziehung und Vermehrung der Menſch ſich angelegen ſeyn läßt, vielfältig von einander abweichen, ſogar das Männchen vom Weibchen.

Das Thier, das Seba unter dem Namen eines javaniſchen Wieſels angezeigt, welches die Einwohner dieſer Inſel, wie er ſagt, Koger Angan nennen, und das Herr Briſſon hiernächſt das javaniſche Fret (Furet de Java genannt hat, könnte wohl mit dem Vanſire einerley ſeyn, wenigſtens iſt kein einziges unter allen bekannten Thieren, dem er ſo nahe kommt. Allein da die Beſchreibung des Seba nicht vollſtändig genug iſt ſo läßt ſich kein entſcheidender Ausſpruch thun.

Vermöge der länglichten Geſtalt des Leibes, vermöge der ſpitzigen Schnautze und der kurzen Ohren hat der Vanſire gewiſſe Aehnlichkeiten mit dem Fret oder Wieſel, dem Buchmarder und der Manguſte Das Haar iſt nicht ſo lang als bey den Mardern, ſeine Farben ſind durchgehends am Leibe ganz einerley; es ſcheinet eine dunkelbraune Farbe zu haben, wenn man das Thier von Ferne ſieht; aber wenn man es in der Nähe betrachtet, ſo nimmt man wahr, daß ſich ein braunes Wollhaar zwiſchen den ſteifen Haaren befindet, und daß dieſe Haare nur nach der Wurzel zu braun ſind: das übrige von ihnen iſt ſchwärzlicht und röthlicht, und dieſe beyde Farben folgen eine auf die andere in kleinen Zwiſchenräumen bis an die Spitze, die Haare des Leibes ſind nur ſieben bis acht Linien lang.

Die Muffetten oder die Stinker.

Muffette iſt der Geſchlechtsname von drey bis vier Thierarten, die einen überaus ſtarken Geſtank auslaſſen, wenn man ihnen zu Leibe will, der eben ſo erſtickend iſt, als der unterirdiſche Duft, den man Mouſſette nennt. Dieſe Thiere werden überall in den gemäßigten Gegenden von Amerika angetroffen. Sie ſind von den Reiſebeſchreibern mit den Namen Stinker, Stinkthiere, Teufelskinder u. ſ. w. ohne Unterſchied belegt worden. Hernandes hat auf eine zimlich deutliche Art dreyerley ſolche Thiere namhaft gemacht. Das erſte nennt er mit ſeinem Mexikaniſchen Namen Yſquiepatl, an deſſen Stelle Herr Büffon Coaſe, nach dem Namen Squash, den es in Neuſpanien trägt, geſezt hat. Das andere, das Hernandes, wie das erſtere nennt, iſt

mit

mit seinem in Südamerika gewöhnlichen Namen Chinche, belegt worden. Das dritte dieser Art, das beym Hernandes Conepatl heißt, und dem der Name vom Büffon gelassen worden ist, ist eben dasjenige, so Catesby unter der Benennung eines amerikanischen Iltis, und Brisson unter dem Namen des gestreiften Iltis angeführet hat. Endlich kennet man noch eine vierte Muffettenart, die in Peru und in einigen andern Gegenden des Spanischen Indiens den Namen Zorille führt.

Herr von Büffon hat von Herrn Aubry, Pfarrer zu St. Louis den Coase, Chinche und Zorille mitgetheilt bekommen. Das erste von diesen Thieren wurde dem Besitzer unter dem Namen Pekan, Teufelskind oder wilde virginische Katze zugesandt, welche Benennungen aber falsch waren. Es ist ungefehr sechs Zoll lang, den Kopf und Leib zusamen genommen; es hat kurze Beine, eine dünne Schnautze, kleine Ohren, ein dunkelbraunes Haar, schwarze und spitzige Klauen; es hält sich in Löchern und Felsklüften auf, und zieht auch daselbst seine Jungen groß; es lebt von Käfern, Würmern und kleinen Vögeln, und wenn es in einen Hühnerhof kommen kan, so erwürgt es das Geflügel, von dem es gleichwol nur das Gehirn frißt. Wenn es böse gemacht oder erschrökt wird, so gibt es einen abscheulichen Gestank von sich. Dieses ist ein Vertheidigungs-Mittel für das Thier, denn weder Menschen noch Hunde mögen ihm gerne nahe kommen. Sein Harn, der, wie es scheint mit diesem verpesteten Geruch vermischt ist, stinkt, wo er hinfällt, ohne daß es jemals vergeht. Uebrigens scheint dieser Gestank dem Thier nicht immer eigen und gewöhnlich zu seyn. Man hat mir, sagt Seba, dieses Thier von Surinam lebendig zugeschikt, und ich habe solches einen ganzen Sommer durch in meinem Garten gehabt, wo ich es an einer kleinen Kette angeschlossen hielt. Es biß keinen Menschen, und wenn man ihm zu fressen gab, konnte man mit ihm, wie mit einem Hündchen, umgehen. Es grub mit seiner Schnautze in die Erde, und half sich mit den Vorderpfoten, deren Zähen mit langen und krummen Nägeln versehen sind. Es verkroch sich den Tag über in eine Art von Höhle, die es selber gemacht hatte; gegen Abend aber kam es hervor, und nachdem es sich gepuzt hatte, fieng es an zu laufen, und lief so die ganze Nacht hindurch zur Rechten und Linken, so weit seine Kette reichte; es schob überall mit der Nase auf der Erde herum. Man gab ihm allezeit des Abends sein Fressen, es nahm aber niemals mehr zu sich, als es brauchte, und ließ das übrige liegen. Fleisch, Brod und eine Menge anderer Nahrungsmittel waren nicht nach seinem Geschmacke; gelbe Pastinakwurzeln, rohe Krabben, Raupen und Spinnen waren sein Lieblingsfraß. — — Gegen Ende des Herbstes fand man es in seiner Höhle todt, vermuthlich hatte es die Kälte nicht ausdauren können. Sein Haar auf dem Rücken ist dunkelkastanienbraun, seine Ohren sind kurz, sein Vorkopf ist rund, etwas heller von Farbe, als der Rücken, und der Bauch gelb. Sein Schwanz ist von mittelmäßiger Länge, und mit einem braunen kurzen Haare bedekt; man nimmt rings umher an demselben gleichsam gelblichte Ringe wahr. Man muß bey dieser Beschreibung, da des Gestanks mit keinem Wort gedacht wird, sich erinnern, daß ihn das Thier nur ausläßt, wenn es aufgebracht oder gequälet wird, und daß dergleichen Thiere in Amerika viele zahm gemacht werden.

Von den vier Muffettenarten, die unter dem Namen Coase, Conepate, Chinche und Zorille angeführt worden sind, sind die beyden lezten den heissesten Erdstrichen des südlichen Amerika eigen, und möchten wohl nur zween Abfälle, und nicht zwo verschiedene Arten seyn. Die beyden ersten gehören in das gemäßigte Klima von Neuspanien, von Louisiane, vom Illinesen Lande von Carolina u. s. w. und sind nach Herrn von Büffons Erachten zwo besondere Gattungen; vor allen der Coase, der den besondern Charakter besizt, daß er an den Vorderpfoten nur vier Klauen hat, da hingegen die andern alle fünfe haben. Uebrigens aber haben diese Thiere beynahe alle einerley Bildung, einerley Instinkt, einerley häßlichen Geruch; und unterscheiden sich, so zu reden, blos durch die Farben und die Länge des Haares. Der Coase ist, wie man schon weiß, von zimlich einförmiger Farbe, und hat keinen buschichten Schwanz, wie die andern. Der Conepate hat auf einem schwarzen Farben-Grunde fünf weisse Bänder, die eine länglichte Richtung vom Kopfe nach dem Schwanze haben. Der Chinche ist auf dem Rücken weiß, und an den Seiten schwarz, und hat dabey einen völlig schwarzen Kopf, bis auf einen weissen Streif, der von dem Ge-

nicke längst dem Stirnblatte bis an die Nase geht; sein Schwanz ist ungemein dick und mit sehr langen weissen und ein wenig schwarz durchsprenkelten Haaren besezt. Der Zorille, der auch Napurita heißt, scheint von einer kleinern Gattung zu seyn; er hat indessen einen völlig so schönen und eben so haarichten Schwanz, als der Chinche, von dem er sonst in Ansehung der Lage der Flecken abgeht, womit sein Balg gezeichnet ist: dieser hat einen schwarzen Grund; auf demselben laufen vom Kopfe bis zur Mitte des Rückens länglichte weisse Streife hin, und gewisse andere weisse Queerstreifen bedecken die Gegend der Nieren, das Kreuz und den Anfang des Schwanzes, der bis zur Mitte seiner Länge schwarz, und von der Mitte bis ans Ende weiß ist, da hingegen der Schwanz des Chinche über und über einerley Farbe hat. Alle diese Thiere sind beynahe von gleicher Bildung und Grösse als die europäischen Iltis; sie kommen demselben auch in ihren natürlichen Gewohnheiten gleich, und die physischen Erfolge ihrer Organisation sind ebenfalls einerley. Der Iltis gibt unter allen Thieren dieser Erdhälfte den häßlichsten Gestank von sich; dieser ist nur heftiger und mehr erhöht bey den Muffetten in Amerika, von denen es mehrere Gattungen und Abfälle gibt, da hingegen der Iltis das einzige Thier seiner Art in der alten Welt ist; denn Herr von Büffon glaubet nicht, daß das Thier, von welchem Kolbe unter dem Namen Stinkdachses redet, und das nach seiner Meynung eine wahre Muffette ist, am Vorgebürge der guten Hofnung wirklich als ein einheimisches Thier existire. Er glaubt vielmehr, daß es aus Amerika dahin gebracht worden, und daß Kolbe seine Beschreibung dem P Zuchel abgeborgt habe, von dem er anführt, daß er es in Brasilien gesehen habe. Das neuspanische Thier, das Fernandes unter dem Namen Ortohua anzeiget, scheint mit dem peruanischen Zorille einerley; und der Tepemaxtla dieses Schriftstellers der Conepate zu seyn, der sich nicht weniger in Neuspanien, als in Louisiane und Carolina finden muß.

Die Indianer halten diese Art Thiere für ein herrliches Essen, und die Europäer, die davon gekostet haben, haben es ebenfalls wohlschmäckend, und ihrem Bedünken nach viele Aehnlichkeit zwischen ihrem Fleische und dem Fleisch der Spanferkel gefunden. Die Wilden schneiden ihnen die Blase aus, damit das Fleisch nichts von dem Geruch des Harns annehme.

Der Pekan und Wison.

Der Name Pekan ist schon lange bey dem Pelzhandel in Canada gebraucht worden, ohne daß man darum das Thier besser gekannt hätte, dem er zukommt. Man trift diesen Namen bey keinem Naturbeschreiber an, und die Reisenden haben sich desselben ohne Unterschied bedienet, um verschiedene Thiere, und besonders die Muffetten damit zu bezeichnen. Andere hingegen haben das Thier, welches Pekan heissen solte, Fuchs oder wilde Katze genannt, und es ist nicht möglich gewesen, aus den kurzen und fehlerhaften Anzeigen, die geringste richtige Kenntniß zu schöpfen. Eben so verhält es sich mit dem Wison. Der Ursprung dieser beyden Namen ist unbekannt, und man weiß nur, daß diese zwey Thiere, die Herr von Büffon ebenfalls bey Herrn Aubry angetroffen hat, in Nordamerika zu Hause gehören.

Der Pekan kommt dem Feld- und der Wison dem Haußmarder so sehr nahe, daß man sie als Abfälle von einer jeden dieser Gattungen betrachten könnte, und der Ottay, von dem Theodat sagt, er seye so groß als ein kleines Kaninchen; sein Haar seye sehr schwarz, und so sanft, glatt und schön, wie Sammt; möchte wohl einerley mit dem Wison seyn. Sie haben nicht nur eben dieselbe Bildung des Körpers, eben dieselben Verhältnisse in den Maassen, eben dieselbe Länge des Schwanzes und eine gleiche Beschaffenheit

heit des Haars, ſondern auch gleichviel Zähne und Nägel, einen gleichen Inſtinkt und eben dieſelben natürlichen Gewohnheiten, als die angeführten Marder. Herr von Büffon hält ſich deswegen für berechtigt, den Pekan für einen Abfall in der Steinmarderart, und den Wiſon für einen Abfall in der Buchmarder Gattung anzuſehen, oder ſie wenigſtens für ſo nah verwandte Arten zu halten, die nicht den geringſten weſentlichen Unterſchied ſehen laſſen. Der Pekan und Wiſon haben blos ein bräuneres, glänzenderes und ſeidenweicheres Haar, als der Feld- und Haußmarder; allein dieſen Unterſcheid haben ſie mit dem Bieber, mit dem Fiſchotter und mit andern Thieren in Nordamerika gemein, deren Pelzwerk dasjenige an Schönheit übertrift, ſo von eben dieſen Thieren in dem nördlichen Europa kommt.

Der Pekan hatte ein ſteifes und glänzendes Auſſenhaar, und ein ſehr ſanftes und dichtes Wollhaar; dieſes leztere war in dem gröſten Theil ſeiner Länge von der Wurzel an aſchfärbigt; die Spitze war grau und hatte einige falbe Sprenkeln. Das ſteife Haar hatte mit dem Wollhaare einerley Farben, bis auf den Theil der über das Wollhaar hinaus gieng; dieſer Theil war grau und ſchwarz, und hatte einige Kaſtanienbraune Anſtriche; die Spitze der längſten Haare war ſchwarz.

Das Haar des Leibes an dem Wiſon hat eine braune Farbe, mit falber Schattirung; es iſt ſehr glänzend, und läßt von unten ein Wollhaar ſehen, das ſehr weich, ungemein dichte und von der Wurzel bis an die Spitze hellaſchgrau iſt, welche leztere einen Anſtrich von blaßfalber Farbe hat. Die längſten Haare des Leibes ſind ungefehr einen Zoll lang; die am Schwanze ſind nicht viel länger.

Der Prouaſca.

In Rußland und Polen beſonders in Volhinien, findet man ein Thier, welches die Ruſſen Perewiazka, und die Polen Przwiaska nennen, welches ſich durch Wieſel mit Gürteln überſetzen lieſſe. Es iſt kleiner als der Iltis, mit einem weißlichten Haar bedekt, über welches verſchiedene rothgelbe Streife in die Queere gehen; die eben ſo viele Gürtel zu machen ſcheinen; es wohnet in den Wäldern, und gräbt ſich einen Bau. Aus ſeinem Felle macht man ſchönes Pelzwerk.

Der Hamſter.

Das Thierchen, deſſen Beſchreibung wir aus dem Sulzeriſchen Verſuch einer natürlichen Geſchichte des Hamſters mittheilen, weil er vollſtändiger als die Büffoniſche Naturgeſchichte iſt, und ſich auf lauter eigene Erfahrungen gründet, hat nach Verſchiedenheit der Sprachen und des Zeitalters mancherley Namen bekommen; deren vorzüglichſte wir der Reihe nach anführen wollen.

Bey dem Agricola und nach ihm bey Gesnern heißt es Αρκτομῦς Bärmaus. Es hat zwar einige Aehnlichkeit mit den Mäuſen ſowohl, als auch mit dem Bä-

re; Allein, da es Thiere gibt, die sich weit mehr dem Mittel zwischen der Maus und dem Bären nähern, und auf welche die Eigenschaften, die die Alten ihrem Arktomys beylegen, besser passen, da besonders Hieronymus versichert, es halte sich das Thierchen in Palästina auf, dieses aber auch nicht einmal von den aufmerksamsten Reisenden vom Hamster bestätiget wird, so ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Name einem andern Thiere zugehöre.

Gesner legt ihm auch den Namen Κρόκος aus dem Gelenius bey, in dessen Lexico Symphono Czers, nicht aber Hamster gegen über stehet; man darf also auch wohl hier zweifeln.

Skrzeczek ist ein illirischer Name bey Gesnern aus eben dem Gelenius; wo aber Herr Sulzer Krzicziett gefunden hat, aus welchem Cricetus und vielleicht auch der oben angeführte Name entstanden seyn könnte, welchem der polnische Skrzeczek des Rzaczynsky sehr nahe kommt, bey welchem es auch Chomik heißt.

Brisson nennet den Hamster, wiewol nicht allzugeschikt, wie es Büffon angemerkt hat, Marmotte de Strasbourg.

Traner, oder wie es eigentlich im Alberto Magno stehet Tramem scheinet dieses Thierchen nichts anzugehen, und Gesner der diesen Namen anführet, scheinet selbst daran zu zweifeln.

Zyselmuß ist ein sehr alter deutscher Name, der schon in den Capitularibus Caroli M. vorkommt, und dessen man sich bedienet um Mus Citellus Lin auszudrücken. Man wird unten sehen, ob es einerley Thier mit dem Hamster seye.

Kornfärle, oder Kornfärkle ist auch ein Gesnerischer Name und Schwenkfeld hat das Thier in seinem Theriotoph. Lilesiæ Porcellum Frumentarium genannt.

Der heutzutag gebräuchlichste Name ist Hamster, Hamester, oder Kornhamster, den auch Kabanus Maurus schon gebraucht hat. Büffon hat ihn in seine Muttersprache aufgenommen. Wenn es Wachtern nachgehet, so kommt er von einem ehemaligen Wort Hamm, ein Acker, her.

Dieses Thierchen hat viele sonderbare Eigenschaften. Die Schwärze des Bauchs, die es mit keinem Thiere, ausgenommen dem Dachs gemein hat, gibt ihm gleich beym ersten Ansehen etwas sonderbares. Eine genaue Betrachtung zeigt seine Backen-Blasen, welche Bequemlichkeit ausser ihm nur einige Arten von Affen besitzen. Und wie viel seltenes ist nicht in seiner Lebensart, seinen Sitten, und seiner Gemüthsbeschaffenheit? Ungeachtet es kaum einer Spanne lang ist, scheut es sich nicht, gegen Hunde und andere viel grössere Thiere, selbst gegen den Menschen, und oft mit gutem Erfolg, zu wehren. Seine Wohnung ist unter der Erde, worinn es sechs bis sieben Fuß tiefe Gänge macht, welche sich in verschiedene Kammern endigen, worinn es sich über zwanzig Pfund Getraide zu verbergen pfleget. Bey angehendem Winter ist dieser Vorrath über die Hälfte verzehrt, und die ganze kalte Jahreszeit wird auf einer weichen Streue, ohne Essen und Trinken, ja so zu sagen ohne Luft in einer schlafenden Erstarrung zugebracht. Seine Vermehrung ist unglaublich stark, so daß nach einer mittelmäßigen Berechnung, ein einziges Paar sich in drey Jahren auf 7552 Stücke vermehren könnte, wenn nicht zu gutem Glücke sich sehr viele Hindernüsse verbänden, welche dem Aufkommen einer so verderblichen Menge im Wege stünden.

Schön kan man den Hamster nicht nennen. Der kurze und fast nakte Schwanz, die niedrigen Füsse, welche machen, daß der Bauch fast an die Erde rührt, wenn er geht, das offene mit hervorragenden Zähnen versehene Maul, der kurze Hals nehmen nicht vor ihn ein, und nur die Mannigfaltigkeit seiner Farben, die aber auch nicht allen gefallen, könnte für schön angegeben werden. Der Kopf ist eyförmig und verhältnißweise grösser als bey der Ratte, aber kleiner als bey dem Meerschwein. Die Augen sind mittelmäßig groß, etwas hervorragend, fast rund. Der Regenbogen ist dunkelbraun, und zwar so sehr, daß man Mühe hat, ihn von dem Sterne zu unterscheiden, daher auch das Auge überhaupt schwarz aussiehet. Das Nakte der Augenlieder ist dunkelgrau, das Blinzhäutchen hat Herr Sulzer an ihnen nicht bemerkt. Die Kürze der Lippen hindert das Maul, sich völlig zu schliessen. Besonders scheinet die untere Lippe nicht lang genug, und die obere ist wie bey einer Hasenscharte bis unter die Nasenlö-

senlöcher getheilt, wodurch das Thier eben kein witziges Ansehen erhält. Zu beyden Seiten ist der Rand des Mauls eingebogen, wohl auf drey Linien in dasselbe hinein, so daß es die Oefnung der Backenblasen bedekt; es scheint daher dem ersten Anblik nach das Maul inwendig mit weissen Haaren besezt zu seyn. Diese Backenblasen oder Backensäcke sind zwey häutige Säcke deren Oefnung sich in die Backen ergießt, und sehr groß ist, indem sie von vorne nach hinten den ganzen Raum einnimmt, gleich hinter dem Maule, bis zu den Schlaf- und Kaumuskeln, und von oben nach unten, so weit sich die Kinnladen voneinander entfernen können, also daß der Umkreis ihrer Oefnung nicht viel kleiner als ihrer Mitte seyn wird. Von da gehet die Blase zwischen der Haut und dem Fleische über den Hals bis auf die Schulter, etwas schief nach dem Rükgrad, so, daß die beyden blinden Ende näher aneinander stehen, als ihre Oefnungen. Diese Säcke bestehen aus einer sehr zarten Haut, die die Luft sehr wenig hält. Ihre Gestalt ist einem Ey ähnlich aber mehr länglich. Beyde Blasen sind zwey oder drey und einen halben Zoll lang, und einen, bis einen und einen halben breit. Sie sind immer naß, wodurch sie schlüpfrig erhalten werden, damit harte oder spitzige Körner sie nicht zerreissen. Wenn diese Säcke vollgestopft sind, so siehet man die Stelle, wo sie liegen von aussen sehr deutlich, wie zwey grosse Geschwülste zu beyden Seiten. Um sie auszuleeren, brauchen sie die Vorderpfoten, indem sie sich auf die Hinterfüsse setzen, und mit den vordern an das hintere Ende des Saks drücken, und so vorwärts streichen, da man oft mit Erstaunen aus jeder Blase bis 3 Loth Körner herausfallen sieht.

Die Barthaare stehen auf jeder Seite in fünf parallelen Reihen, und in jeder Reihe sind fünf Borsten, davon die hintersten am längsten sind, und besonders die von der dritten und vierten, welche länger als alle übrigen sind, und an Länge dem Kopf gleich kommen, oder ihn übertreffen. Ueber den Augen, gegen den vordern Augenwinkel zu, sieht man noch zwey dergleichen, die hintere einen Zoll lang, die vordere etwas kürzer. An einigen jüngern bemerkt man noch eine einzelne lange und weisse Borste, zwischen dem hintern Augenwinkel und dem Ohre, sie scheint aber bey ältern verlohren zu gehen. Die Ohren sind ziemlich groß, rundlich, fast nakt, so daß man die durchscheinenden Gefässe sieht. Der Rand ist mit kurzen weissen Haaren besezt. Die äussere Fläche hat noch weniger Haare, als die innere, und besonders die Ohren am Grunde, wo sie in dem Pelz ganz nackend sitzen, denn sie ragen nur ohngefähr um die Hälfte über die Haare des Felles hervor, welche um diese Gegend wohl doppelt so lang als die übrigen des Kopfes, und fuchsroth sind, ausgenommen zur Seite nach hinten zu, da sich ein weißlicht Flekchen befindet.

Die Vorder- und Hinterfüsse haben fünf Zähen, deren die drey mittlern die längsten, der äussere kürzer und der Daumen am kürzesten sind, auch weiter nach hinten sitzen. An den Vorderfüssen ist der Daum kaum merklich, er hat nur ein Gelenk, und selbst dieses ist zum Theil in der Haut verborgen, aus welcher nicht viel mehr als der Nagel herausieht; dieser ist nicht wie die andern dick, spitzig und lang, sondern er ist klein, flach und rundlich, fast wie an einer Menschenzähe. Der Daum der Hinterfüsse gleicht völlig den übrigen Zähen, nur daß diese drey Gelenke haben, da er nur zwey hat; der Nagel aber ist eben so dicke und spitzig nur etwas kürzer, so, daß er mit seiner Spitze an das zweyte Gelenk der daneben stehenden Zähe reicht. Die Nägel sind Fleischfarben, nicht so lang als die vom Eichhörnchen und ihre untere Fläche ist etwas ausgehöhlt. Die Unterfläche der Füsse ist mit Schwielen versehen, deren an den Vorderfüssen fünfe, und an den hintern sechse sind.

Das Weibchen hat acht Zitzen, viere am Bauch und eben so viel auf der Brust. Die Hoden des Männchens sind nicht beständig von aussen zu fühlen, indem sie gar leicht in den Leib hineingezogen werden können, auch zu einer Zeit acht oder neunmal kleiner als zu der andern sind. In der Hekzeit, das ist vom May bis zum August, sind sie am grösten und lassen sich alsdenn wie Taubeneyer anfühlen, man siehet auch die geschwollene Stelle darunter sie liegen, sehr deutlich, und desto mehr, je weiter sie herausgedrückt werden. Die Ruthe ist, wie bey den meisten Thieren, fast in ihrer ganzen Länge unter der Haut des Bauchs verborgen, und es hängt nur der Kopf mit der Vorhaut frey, jedoch etwas nach hinten gekehrt. Die Sie nennt man, wie das Weibchen des Hun-

des Beze, und sie ist gemeiniglich kleiner, als das Männchen, welches man Rammler nennet.

Der Hamster hat keine Hundszähne und seine vier grossen Schneidezähne sind von den sehr kleinen Backenzähnen weit entfernt. An dem vordern Ende eines jeden Kinnbackens sind zween nahe aneinander stehende Vorder- oder Schneidezähne, ein jeder ist, so weit er aus der Kinnlade hervorstehet, welches nicht die Hälfte seiner Länge ausmacht, länger und dicker, als eine ganze Reihe Backenzähne, auch ihre Wurzeln mitgerechnet. Das untere paar ist beynahe noch einmal so lang, aber schmäler als das obere. Von aussen gemessen sind sie bey Erwachsenen fünf bis sechs Linien lang, nicht gar eine ganze Linie breit, und am Grunde eine und zwey Drittheil dicke. Diese Zähne stellen nicht allzukrumme Zirkelschnitte vor, deren erhabene Krümmung nach aussen, die ausgehöhlte einwärts stehet. Oben sind sie fast eben so breit wie unten, und ihre Spitze ist der Breite nach abgerundet. Nahe an der Wurzel ist der Zahn ohngefähr dreyeckigt. Die Backenzähne stehen einen halben Zoll, bisweilen etwas drüber weiter nach hinten, in vier Reihen, oben zwo und unten zwo, jedwede dieser Reihen besteht aus drey Zähnen, welche so nahe aneinander stehen, daß man Anfangs Mühe hat, ihre Anzahl zu bestimmen, sie sind alle von gleicher Höhe und kaum eine Viertellinie über das Zahnfleisch erhaben.

Der Hamster bewohnet nicht allerhand Gegenden ohne Unterscheid. Man würde ihn vergebens in steinigten, sandigten oder allzufesten thonigten Feldern suchen, eben so wenig wird man ihn auf Wiesen, oder in Wäldern, und noch weniger in Sümpfen, auf Gebürgen, und in Felsenritzen antreffen. Das Land, darinnen er sich gerne aufhält, muß gut und fruchtbar seyn, da seine Nahrung hauptsächlich aus Erdfrüchten bestehet, und sein weniges Geschicke zum Laufen ihm nicht erlaubet sie von weitem zu holen. Die Thüringischen Felder, welche mit Hamstern vielleicht mehr als irgend eine andere Gegend angefüllt sind, werden mit einer schwarzen, fetten, und sehr fruchtbaren Erde bedekt, welche sich oft bis auf drey Fuß tief findet, und unter dieser ist gemeiniglich eine gelbe Leimenerde. Diese Erde, welche sich leichte wühlen lässet, und dennoch nicht wieder zufällt, und der untenliegende festere Boden sind überaus geschikt, darinnen Gänge, Behältnisse und Kammern zu graben, und das vortrefliche Getrayde, damit die Oberfläche bedekt ist, setzet sie ausser Gefahr, Hunger zu leiden. Daher schon Agricola sagt: Ager Toringiæ eorum animalium plenus ob copiam & bonitatem frumenti. Die meisten Gegenden Deutschlandes, wenigstens die, die in ebenem Lande bestehen und reich an Getrayde sind, sind auch von diesen Thieren heimgesucht. Ob sie sich aber bey Mühlberg an der Elbe in Weinbergen aufhalten, wie Fabricius bey Gesnern sagt, daran ist zu zweifeln. Denn ob es gleich wahr ist, daß sie Trauben fressen, wenn man sie ihnen gibt, so muß doch das Erdreich entweder schlecht von Reben seyn, oder der Hamster kann nicht darinnen wohnen, vielleicht kommt er aus benachbarten Feldern blos dahin, Trauben zu naschen, von welchen er ohnehin sich nicht allein nähren könnte, weil sie sich nicht den Winter hindurch halten: Die Lausiz, das nahe gelegene Pohlen, und Böhmen, wo sie ebenfalls seyn sollten, sind ohne Zweifel die Pflanzschulen, aus denen Schlesien damit versorgt worden ist. Podolien, die Ukraine, verschiedene Gegenden von Kleinpolen um Slupia, Grzegorzewice, sind Wohnungen dieser Thierchen. Ungarn, Slavonien, vielleicht auch Croatien müssen wahrscheinlicherweise einen Ueberfluß daran haben, indem man versichert, daß die Kirschner in Wien jährlich unzählig viel Hamsterfelle aus Ungarn bekommen. Herr von Büffon, der behauptet hat, daß es um Straßburg keine gebe, ist durch den Herrn Professor Herrmann, der ihm Straßburgische Hamster zugeschikt hat, von dem Gegentheil überzeugt worden. Man nennt sie, wie schon Gesner angemerkt hat, in dieser Gegend, Kornferkel. Weil ihre Anzahl nur geringe und der Schaden also unbeträchtlich ist, so wird das Ausgraben derselben nicht gestattet, sie werden auch nicht stückweise von der Obrigkeit bezahlt. Man begnügt sich mit den Fallen und mit dem Austränken.

Sie bauen sich mit so vieler Klugheit zu ihrer Erhaltung, als Geschicke zu ihrer Bequemlichkeit an. Die Verschiedenheit des Geschlechts, und des Alters nicht allein, sondern auch der Jahrszeiten und des Bodens sind an der Verschiedenheit ihrer Bauart schuld. Das

Weib-

Weibchen, da sie mit auf die Jungen zu sehen hat, baut anders, als das Männchen. Die kleinen Nester der Jungen im ersten Jahre sind wiederum von der alten ihren verschieden, und so fallen auch, nachdem der Boden locker oder hart ist, die Wohnungen bald tiefer und weitläufiger, bald höher und enger aus. Doch haben alle vieles miteinander gemein.

Eine jede Grube hat wenigstens zwey Löcher davon eines schief hinüber geht, und von aussen hineinwärts gegraben ist, das andere aber senkrecht herauf und von innen herausgebohret wird. Dieses beweißt der Haufen Erde, so vor dem schiefen Loch liegt, welcher bey dem andern fehlet. Ersteres nennen die Hamstergräber das Schlupfloch, und letzteres das Falloch, indem aus einem die Erde und anderer Unrath herausgeschleppet wird, in dieses aber der Hamster, wenn er nach Hause kommt, sich hineinstürzet. Fabricius hat beym Gesner den Unterscheid zwischen dem Erdhaufen vor dem Loche des Hamsters, und zwischen dem Hügel des Maulwurfes sehr gut angemerkt, indem er sagt: terra ante cuniculos erecta, non tumuli modo assurgit, ut talparum tumuli, sed ut agger dilatatur. Denn dieser Haufe liegt im Verhältniß mit seiner Breite ziemlich flach, man findet solchen aber auch zuweilen mehr erhaben, welches sich besonders bey dem Bau eines Weibchens, wenn sie Junge hat, anmerken läßt; allein er hat doch niemals die Gestalt einer regelmäßigen Halbkugel wie bey dem Maulwurfe, sondern nahe am Loche ist er höher, und wird, indem er sich davon entfernt, dünne und flächer, nach der Oefnung nimmt seine Höhe plötzlich ab, und hat mehrentheils eine flache Furche, die sich am Loche anfängt, und sich auf dem Haufen verliehrt. Seine Grösse ist sehr verschieden, bisweilen ist sie so geringe, daß man kaum einen Hut damit füllen würde, zuweilen aber würde man sie nicht in einem Schiebekarn fortbringen. Die Jungen im ersten Jahre sind es, die die kleinen Häufchen machen. Das Weibchen, wenn sie Junge hat, macht sie groß, am grössten aber alte Rammler, die sehr viel eintragen, und deßwegen viel Erde herausschaffen müssen. Die Gegend um das Schlupfloch sowohl, als um das Falloch, pflegt mit Spreu und Hülsen hier und da bestreut zu seyn. Aus dieser herausgeschaften Erde kan man die Erdart, worinne die Kammern gegraben sind, erkennen, und sie dadurch von Maulwurfshügeln unterscheiden, welche allezeit nur die Farbe der obersten Erde haben, auch nicht flach, sondern rund erhaben sind. Das Schlupfloch gehet gewöhnlich nicht gerade von der Oefnung zu einer Kammer, sondern hie und da, bald etwas zur Rechten, bald etwas zur Linken, bald auf, bald unterwärts gebogen. Das Falloch hingegen geht gerade herunter, so daß man bisweilen einen drey bis vier Fuß langen Stock ganz hinein stecken kan. Es öfnet sich aber nicht mitten in eine Kammer, sondern biegt sich unten bald waagrecht, bald etwas schiefer nach derselben zu, sehr selten macht aber die Beugung einen Winkel, sondern sie ist abgerundet; da die Kammern zwischen dem Schlupfloche und Falloche sich befinden, so ist es auch ziemlich allgemein, daß, wenn nur ein Falloch ist, sich dieses nach dem Schlupfloch umbieget. Die äussere Oefnung von beyden ist wenigstens vier, gemeiniglich fünf, sechs, acht, ja auch wohl zehn Fuß voneinander entfernet. Diese Gänge, besonders der senkrechte sind, wenn sie bewohnt und gangbar sind, ganz glatt, sieht man darinne etwas Moos, Schimmel oder Gras wachsen, oder wenn sie nur rauh sind, so ist es ein leeres Haus ohne Bewohner. Denn so lang das Thier aus- und eingehet, werden die Gänge durch die Feinheit des Felles wie polirt, besonders an dem Falloche, welches mehr gebraucht zu werden pflegt, als das andere, das oft verfällt, und nur noch durch den davorliegenden Erdhaufen erkannt wird. Diese Löcher sind von verschiedener Weite nach aussen gemeiniglich etwas weiter, als in ihrem Fortgang, besonders die Schlupflöcher der Steen, und die im Frühjahr wieder geöfneten Fallöcher, da kan man bisweilen bequem mit der geballten Faust bis an den Ellnbogen hineinfahren, hernach aber werden sie enger, und haben zween, bis drey Zoll im Durchschnitt. Von dem Schlupfloche bis zu einer Kammer hat man vier, sechs auch sieben Schuhe zu graben, von der Beugung des Falloches aber nur einen, zween oder höchstens drey, bisweilen auch nur einige Zolle. Das Schlupfloch ist, nachdem man einen halben Schuh, oder einen ganzen, oder noch tiefer gegraben hat, jederzeit mit Erde verstopft, ohngefähr auf einen halben Fuß, und wenn es kalt wird, weiter, alsdenn öfnet es sich wieder, und es ist

dieses Zumachen eines der Kennzeichen, ob das Loch leer oder bewohnt seye. An dem Fall-Loche sieht man nicht, daß sie es den Sommer durch verstopfen, allein, wenn es gegen den Winter kommt, so geschieht es auch. Oft wird ein Bau gegraben, der auf beyden Seiten verstopft ist, und wird doch kein Hamster gefunden, woraus wahrscheinlich ist, daß sie, wenn sie ausgehen, die Vorsicht gebrauchen, den Zugang zu ihren Vorrathszellen zu verschliessen.

Die Kammern selbst sind von keiner ganz bestimmten Gestalt, doch nähert sie sich mehr oder weniger der eyrunden, sie sind aber mehr oben als unten gewölbt Man sieht unter diesen Behältnissen nicht viel Verschiedenheit, ausgenommen in der Grösse, da manche kaum einer Ochsenblase, andere zwey, drey und viermal so groß sind. Diejenige, die sie bewohnen, ist gemeiniglich nur klein, und mit sehr feinem Stroh, wozu sie fast nichts als die Scheiden der Halme nehmen, angefüllt; dieses ist weich, und wenn das Thier in dem Loche ist, warm anzufühlen. Auch die Gegenwart oder der Mangel dieser Wärme gibt zu erkennen, ob man in dem Bau etwas finden werde, oder nicht; dann da sie am Tage gegraben werden, welche Zeit der Hamster ruhig in seinem Neste ist, so verläßt er es nicht eher, als bis er merkt, daß man ihm nahe kommt Diese Kammer, wie auch die andern, ist oben und unten ganz glatt und eben gemacht, welches, nebst der gewölbten Gestalt vieles zur Abwendung der Feuchtigkeit beyträgt.

Es gehen aus der Nestkammer gemeiniglich drey Oefnungen, davon die eine nach dem Schlupfloche, die andere nach dem Fall-Loche geht, durch die dritte aber kommt man zu den Vorrathskammern, welche mehrentheils, es mögen deren zwo, drey oder mehrere seyn, durch kurze Gänge in dieser zusammen laufen. Die besondere Kammer zum Abtritte gehöret zu den Mährchen. Er ist zwar zu reinlich, seinen Koth in dem Neste zu lassen, allein der Gang, der nach dem Schlupfloche geht, zuweilen auch ein anderer, pflegt sich kurz vor der Kammer zu erweitern, und diesen Ort erwählt er sich zum Misten, da findet man oft zwey bis drey Hände voll von seinen Lorbeern. Sind sie schimmlich, so kan man den Schluß machen, daß kein Hamster im Loche seye, indem die alte Unreinigkeit allezeit mit frischer bedekt wird.

Die Vorrathskammern sind der, worinn das Nest ist, in allem ausser in ihrer Bestimmung, ähnlich Sie sind wie jene rundlich, oder eyförmig, oben mehr als unten gewölbt, inwendig glatt, und von verschiedener Grösse, da einige nur eins bis drey, andere wohl auf zehn oder zwölf Pfund Getraide enthalten. Die Jungen machen nur eine, die auch nicht groß ist, die Alten aber, besonders Ramler, die den ganzen Sommer nichts zu thun haben, als einzuschleppen, graben sich drey, vier und oftmals fünf Kammern von der ersten Grösse, denn man findet nicht selten in einem solchen Bau drey Metzen bis ein Viertel Frucht, ja man weiß, daß man fünf bis sechs Metzen Saubohnen bey einem gefunden hat, denn was grosse Körner hat, als Erbsen, Wicken u. d. gl. davon pflegen sie weit mehr zu sammeln, als von den kleinern. Diese Zellen liegen gleich tief, zuweilen auch tiefer, als die Nestkammer, aus welcher in eine jede derselben ein zwey bis drey Fuß langer Gang führt. Zuweilen wird der Gang von dem Nest aus bis an die Vorrathskammer mit Erde verstopft, zu andernmalen findet man sie offen, und wiederum zuweilen mit Körnern gefüllt. Oft machen sie, ehe die Frucht eingetragen wird eine Unterlage von Stükchen Stroh, daran noch die Aehren sitzen, allein dieses ist nicht allemal, und bey dem Getraide, das in den Gängen ligt, gar nicht zu sehen. Die Zellen werden mit Körnern ganz angefüllt, und so fest zusammengedrükt, daß, wenn sie gleich zimlich trocken sind, doch oft ein eiserner Krazer oder Scharre nöthig ist, um sie heraus zu bekommen.

Man hat dem Hamster zwar angedichtet, daß er jede Art der gesammelten Früchte besonders eintrüge; aber die Erfahrung hat Herrn Sulzer das Gegentheil gelehret. Der Hamster trägt das Getraide ein wie er es findet, und hebt es unter einander auf, auch ist es selten ganz rein von Aehren, Hülsen oder Schalen. Doch ist es nicht zu läugnen, daß es sich bisweilen zutrage, daß in einem Bau verschiedenes Getraide, und jedes besonders gefunden werde, nur ist es nicht allgemein, und wenn es geschiehet, so ist es zufälliger Weise, wenn nemlich der Hamster auf einem Acker ligt, so trägt er von der Frucht desselben so viel ein als er kan, bis er genöthiget ist einen andern zu besuchen, und das leere mit einer andern Frucht anzufüllen, sizt er

aber

aber zwischen verschiedenen Früchten, so trägt er sie auch unter einander ein.

Die Beze, welche sehr lange mit ihren Jungen beschäftigt ist, hat selten Gelegenheit, so weitläufig zu bauen, als der Rammler, von dessen Bau das oben erwähnte im späten Sommer und Herbste gilt. Der Bau darinn sie hekt, geht in einigen Stücken von den andern ab. Er hat, wie jene, nur ein Schlupfloch, aber zwey, vier bis acht Fall-Löcher, welche oftmals einen Raum von sechs, acht bis zehn Schuh einnehmen. Von diesen Löchern ist gemeiniglich, so lange die Jungen noch klein sind, nur eines recht begangen und glatt, die übrigen enger und rauh, bis die Jungen selbst anfangen ein- und auszugehen. Da nun diese, wenn sie so weit erwachsen sind, nicht mehr lange bey der Alten bleiben dürfen, so werden die wenigsten von den Fall-Löchern recht glatt. Das Nest, welches der Sie zum Wochenbette dient, ist gewöhnlich rundlich, ohngefehr einen Fuß im Durchschnitt, und nicht gar einen halben von oben nach unten, es ist ebenfalls mit weichem Stroh gefüllt und ligt drey bis vier Fuß tief. Es hat die meiste Zeit vier Oefnungen zu den Seiten, davon eine nach dem Schlupfloch, die andern nach den Fall-Löchern gehen; sind mehr Fall-Löcher, so gehen auch mehr Oefnungen aus dem Neste, indem diese fast jederzeit darinn sich endigen; zwischen diesen Gängen sind verschiedene andere, welche theils blind zugehen, theils sich in andere Gänge öfnen. In einem Nestbau wird man selten mehr als eine Kammer finden. Die Sie trägt darinn nicht leicht ein, denn nachdem die Brut auseinander gegangen, bleibt das Loch entweder leer und verfüllt, oder es behält dasselbe ein Junges, doch aber auch zuweilen die Mutter, sonst macht sie sich einen neuen Bau, und sammelt, so viel sie sich noch zusamen bringen kan, ein. Die Kleinen machen in den ersten Monaten nur ein bis zween Schuhe tiefe Löcher, worinn sie auch nur eine Kammer ausser dem Neste haben, die vier bis fünf Pfund Körner enthält, sie graben übrigens ein Fall-Loch und ein Schlupfloch, wie die Alten, nur kleiner und nicht so weit von einander entfernt. Die ganz im Anfang des Sommers gehekten Jungen, da sie sich im Herbste schon begatten, und fast eben so groß sind, als die Alten, graben sich auch Löcher, die wenig von dieser ihren verschieden sind, und man trift im Herbst zwischen den gröbsten und kleinsten Wohnungen alle Mittelgattungen an.

Die Tiefe des Baues ist theils nach dem Erdreiche, theils nach dem Bewohner, und theils auch nach der Jahrszeit verschieden. Im harten, steinichten oder allzufesten Boden müssen sie sich mit weniger Gelaß und Tiefe begnügen; wiewohl sie sich selten diesen Unbequemlichkeiten aussetzen, sondern wo möglich Orte wählen, da die Erde weich und leicht zu wühlen ist; und jemehr sie diese Eigenschaften besizt, desto tiefer werden die Höhlen gemacht. Im Frühjahr ist ihre Tiefe am wenigsten beträchtlich, gegen die Erndezeit werden die alten Höhlen entweder tiefer gemacht, oder sie graben neue. Da sie in der ersten Hälfte des Sommers keine Körner einzusammlen haben, so haben sie auch mehrentheils nur die Nestkammer, worinnen zugleich ein kleiner Vorrath von Kräutern zu ihrer Nahrung gefunden wird. Im Winter gehen sie am tiefsten herunter, im Sommer und Herbste höchstens vier Fuß, alsdenn aber wohl fünf und noch tiefer; besonders scheint das Weibchen sich im Winter sehr weit unter die Erde zu graben, denn alle die Herr Sulzer schlafend bekommen hat, sind Rammler gewesen, er hat oft bis sechs Fuß tief graben lassen und nichts gefunden, da es doch leicht zu sehen war, daß man den Grund noch nicht erreicht hatte, vermuthlich haben in so gar tiefen Löchern Weibchen gelegen.

Da der Hamster weder durch Laufen noch durch Klettern noch durch seine Stärke sich wider seine Feinde schützen kan, so hat ihm die Natur eine ausnehmende Herzhaftigkeit gegeben, welche ihm nicht zuläßt, in irgend einer Gefahr zu fliehen. Er wehrt sich gegen alles, was ihn angreift, so lange er kan. Er vertheidigt sein Leben lange Zeit gegen Hunde, die oft, wenn sie in dieser Art von Jagd nicht sattsam erfahren sind, genöthiget werden, sich zurükzuziehen. Diese haben eine grosse Feindschaft gegen ihn, und man hat im Sommer und Herbste alle Tage Gelegenheit, wenn man mit einem Hund des Abends auf dem Felde ist, dergleichen Kämpfe anzusehen. Es dauert allemal einige Zeit, ehe der Hamster überwunden wird, und sehr oft verkauft er seine Haut durch schmerzhafte Bisse. So bald er merkt, daß es der Hund mit ihm aufnehmen will, leert er, wenn seine Backen voll Getraide sind,

ſolche erſtlich aus, alsdenn wezt er die Zähne, indem er ſie ſehr geſchwind auf einander reibt, er athmet ſchnell und laut, mit einem zornigen Aechzen, das dem Schnarchen eines Schlafenden ähnlich iſt, er bläßt zugleich die Backenblaſen ſo ſehr auf, daß der Kopf und Hals viel dicker aufſchwellen, als der hintere Theil des Leibes, dabey richtet er ſich auf die Hinterbeine, und ſpringt in dieſer Stellung wohl auf zwey Fuß gegen ſeinen Feind in die Höhe, und wenn dieſer weicht, iſt er kühn genug ihn zu verfolgen, indem er ihm wie ein Froſch nachhüpft. Der Hund wird nicht eher Meiſter von ihm, als bis er ihm von hinten zu beykommen kan, da er ihn ſogleich bey dem Genicke, oder im Rücken faßt, ihn einigemal ſtark hin und wider ſchüttelt, und ohne Leben auf die Erde ſtrekt, er bricht ihm alsdenn faſt alle Knochen entzwey, doch freſſen ihn weder Hunde noch Katzen. Der Hamſter iſt auch herzhaft genug, dem Menſchen die Spitze zu bieten, und ſelbſt die Gröſſe des Pferdes ſchrökt ihn nicht ab, auch dieſes anzufallen, wenn er von dem Reuter gereizet wird. Sucht man ihm den Eingang in ſeinen Bau zu verſperren, indem man den Fuß auf die Oefnung ſezt, oder nekt ihn mit einem Tuche oder Stok, ſo gebärdet er ſich auf gleiche Weiſe, und wenn er die Hand, oder einen Finger mit ſeinen Zähnen faſſen kan, ſo beißt er ſo feſte, daß er todtgeſchlagen werden muß, ehe er nachläßt. Hat er ein Tuch oder ein Holz ergriffen, ſo läßt er ſich oft daran wegtragen. Hält man ihm ein Stük Eiſen vor, ſo beißt er mit ſolcher Heftigkeit darauf, daß er ſich mehrentheils einige Zähne zerbricht, und auf dem Eiſen glänzende Furchen zurükläßt Sein Biß iſt überaus ſcharf, und gehet zuweilen ſehr tief, doch hat Herr Sulzer nicht gehöret, daß er ſchwehrer, als andere Wunden dieſer Art heilen ſollte.

Die alte Erzählung, daß er den Pferden nach dem Maule ſpringen, und wenn er es erreicht, ſich feſte daran einbeiſſen ſolle, ſcheinet nicht ungegründet zu ſeyn.

So wie die Herzhaftigkeit des Hamſters auf der einen Seite in Verwegenheit ausartet, ſo wird ſie auf der andern Seite Bosheit und Unverträglichkeit. Er ſcheinet keine Leidenſchaft auſſer dem Zorne zu kennen; er lebet mit keinem andern Thier im Frieden, und untereinander haben ſie keine Geſellſchaft. Nie werden zween Hamſter zuſamen kommen, ohne ſich in den heftigſten Streit einzulaſſen, dabey kein Vertrag ſtatt findet, ſondern der ſchwächere muß dem ſtärkeren weichen, und wenn er dieſes nicht kan, ſo wird er getödtet, und gefreſſen. Selbſt die Verſchiedenheit des Geſchlechtes macht hier einen geringen Unterſchied, die wenige Tage der Paarzeit ausgenommen. Das Männchen ſchlägt ſich ſowol mit dem Weibchen, als mit ſeinesgleichen, nur daß der Kampf gemeiniglich ſpäter anfängt, ſie ſcheinen ſich zuweilen eine geraume Zeit recht gut zu vertragen, hernach fangen ſie an einander zu jagen, und ſich zu beiſſen, dabey ſie auf eine höchſt unangenehme und durchdringende Art ſchreyen, hierauf ſind ſie wieder eine Zeitlang ruhig, das eine geht in dieſe, das andere in jene Ecke, aber bald geht der Krieg von neuem an, und ſo fahren ſie fort einander bald zu beiſſen, bald zu fliehen, bis endlich einer ſeinen Vortheil wahrnimmt und den andern verwürget. Bey zweenen von ſehr ungleicher Gröſſe wird die Sache faſt ohne Streit ausgemacht, der kleine wird beynahe ohne Widerſtand von dem gröſſern umgebracht und verzehret.

Mit andern Thieren verträgt er ſich noch weniger Ratten, Mäuſe, Feldmäuſe und andere kleine Thierchen tödtet und frißt er, und ſie wählen eine Maus vor dem beſten Waizen. Wenn ſie ein Thier verzehren, ſo fangen ſie allezeit bey dem Kopfe an, davon ſie nichts als zuweilen eine Kinnlade zurük laſſen, alsdenn freſſen ſie den Rumpf auf, dabey ſie das Fleiſch ſehr künſtlich aus der Haut heraus zu holen wiſſen, indem ſie dieſe zurükliegen, ſo, daß wenn ſie fertig ſind die Haut umgekehret iſt, und die Haare innwendig ſind. Sie freſſen nicht nur kleine vierfüßige Thiere, ſondern auch kleine Vögel. Sie mögen ſie todt oder lebendig bekommen, ſo beiſſen ſie ihnen zuerſt die Flügel entzwey, und ſie richten vielleicht an Lerchen, jungen Feldhünern und Wachteln nicht geringen Schaden an. Maykäfer frißt der Hamſter mit gröſter Begierde, und vielleicht ſind ihm auch andere Inſekten nicht weniger angenehm.

Dem Hamſter dienet faſt alles zur Nahrung, was ſich aus dem Thier- und Pflanzenreich dazu anwenden läßt, und ob das Fleiſch gleich nicht ſeine gewöhnliche Speiſe ſeyn kan, ſo ſcheint es doch ſeine angenehmſte auszumachen, er ißt es roh

und

und gekocht. Hauptsächlich aber muß er von Kräutern leben; er wählt im Frühjahre frische Pflanzen, die auf den Aeckern wachsen, sehr selten aber einige Blätter von der Saat. Herr Sulzer hat im Frühling allerley Arten von Kräutern in ihren Kammern gefunden, davon sie die Pflanzen an den Wurzeln so glatt abgebissen hatten, als ob sie mit dem Messer abgeschnitten worden wären. Daß sie Wurzeln eingetragen hätten, hat er nicht gesehen, sie fressen aber alle Arten derselben, und verschmähen auch keine Gattung von Obst. Im Herbste und zu Anfange und Ende des Winters nährt sich der Hamster fast bloß vom Getraide, davon er einen zimmlichen Vorrath einträgt. Auch viele Speisen die sich der Mensch bereitet ißt er gerne, allerhand Gebackenes, Kuchen, Brod, Butter, Käse, Brey u. d. gl. Kurz man wird ihn gar wohl mit den Breßlauer Sammlungen einen Allfraß nennen können.

So sehr der Hamster das Fressen liebt, so wenig hält er vom Trinken. Er sauft selten und nicht viel auf einmal, oft hat Herr Sulzer denen, die er fütterte, in vier Wochen nicht einen Tropfen Wassers mitgetheilt, weil sie sich wohl befanden und keinen grossen Durst bezeigten. Es ist auch eine glükliche Einrichtung für diese Thiere, weil sie sich oft in Orten aufhalten die weit von dem Wasser entfernt sind, und da sie ausserdem bestimmt sind, den ganzen Winter ohne Sauffen zuzubringen. Den Sommer durch finden sie am Thau, Regen und saftigen Pflanzen hinlängliche Feuchtigkeit; und im Winter sind sie deren nicht benöthigt, da ihre Ausdünstung so geringe, oder vielleicht gar keine ist. Der Hamster sauft Wasser, und Milch. Aber was besonders ist auch sein Harn, welches Herr Sulzer selbst beobachtet hat. Daß er die Ruthe ins Maul fasse und sie auf diese Art aussaugen könne, hat er nicht gesehen, doch nimmt er keinen Anstand hierinn den Breßlauer Sammlungen zu glauben.

Herr Sulzer, der zu Hause Beobachtungen mit den Hamstern anstellte, konnte ihrer Beißigkeit wegen nie zween in einem Gefässe beysamen haben, auch die kleinen die man von Jugend auf beysammen ließ, vertrugen sich immer weniger, je grösser sie wurden: er hat sie daher einzeln in Fässern oder Kästen von dicken Brettern erhalten, denn wenn sie nicht von starken Wänden umschlossen werden, oder irgend eine Ungleichheit finden, als Bretter die nicht gut zusamen gefügt sind, so nagen sie sich selbst durch ein anderthalb Zoll dickes Brett in kurzer Zeit durch, deßwegen inwendig glatte Fässer vorzuziehen sind. Wenn sie in eine Stube loskommen, so fangen sie eine nicht allzuangenehme Wirthschaft an, indem sie alles benagen, wozu sie kommen können, und nicht selten den Fußboden durchwühlen, wenn er nicht sehr wohl verwahret ist.

Im Klettern sind sie nicht sehr geschikt; sie können auf keinen glatten Baum oder Stok steigen, sie müssen allemal einen gewissen Widerhalt haben, z. E. zwey nahe aneinander stehende Wände, oder die Ecken einer Stube, da sie ganz geschikt an den Tapeten hinauf zu laufen wissen. In einem drey Fuß hohen Faß kan man sie aufbehalten, ohne es oben zuzumachen, hingegen bey einem viereckigten Kasten von gleicher Höhe würden ihnen die Ecken Gelegenheit geben zu entkommen.

Der Hamster ist kein lebhaftes Thierchen, sein Gang ist kriechend, er ist leicht einzuholen, wenn er sich auch noch so viel Mühe gibt. Alle seine Bemühungen verrathen nicht viel Munterkeit, und selbst in seinem Zorn ist er mehr heftig als geschwind. Er scheint das Tageslicht zu fliehen; gibt man ihm Erde, Heu oder Stroh genug, so verkriecht er sich darunter. Herr Sulzer hat Fässer voll Erde gedrükt, und Hamster hineingethan, die sich dann in kurzer Zeit hineinwühlten, wenn er sie nach einigen Tagen zerschlug, so fand sich die Erde mit Gängen ganz durchzogen, wovon einige rund um das Faß herumgiengen. Hier und da sahe man Kammern, die aber aus Mangel des Raums in keiner Ordnung und ohne bestimmte Gestalt waren; alles was man ihnen von Fressen oben hin warf, trugen sie in der Nacht unter die Erde. Bey einigen, die er in sehr grossen mit Erde gefüllten gläsernen Gefässen beobachtet hatte, bemerkte er ihre Art zu graben. Sie scharten die Erde mit ihren Vorderfüssen, und wo diese zu hart ist, da nehmen sie die Schnautze und die Zähne mit zu Hülfe. Alle Erde, welche sie mit den Vorderpfoten losmachen, bringen sie unter den Bauch, holen sie darunter mit den Vorderbeinen hervor, und schmeissen sie hinter sich zurük, wenn sie tiefer kommen, daß sie die Erde nicht mehr mit den Füssen her-

auswerfen können, so schieben sie solche, indem sie rückwärts gehen, mit dem Hintern heraus, und so fahren sie fort, ohngefähr die Hälfte ihrer Länge zu wühlen, alsdenn die Erde, womit sie den Gang hinter sich verstopft haben, auf die beschriebene Art heraus vor das Loch zu schieben; sie tragen sie nicht, wie man vorgegeben hat, mit den Backen heraus. Gibt man ihnen nicht Stroh genug, um sich darinn zu verbergen, so schleppen sie es in einen Haufen zusamen, und machen sich ein Nest davon, darinn sie den ganzen Tag ruhig zubringen. Denn des Tages über bewegen sie sich selten, sondern sitzen die mehreste Zeit in ihrem Neste, wie eine Kugel zusamengeballt. Nachdem aber die Sonne untergegangen, gehen sie hervor, suchen und spüren in allen Winkeln, dabey sie oft ein besonderes Murren hören lassen, das demjenigen, so man das Poltern in den Därmen nennet, nicht unähnlich ist; den gleichen Ton vernimmt man auch zuweilen, wenn sie am Tage stille liegen. Sie bewegen sich und fressen bis ohngefähr um Mitternacht, da sie sich wieder stille halten, bis gegen Morgen, ohngefähr eine Stunde vor Aufgang der Sonne, wo sie wiederum suchen und fressen, bis sie die Morgenröthe in ihre finstere Wohnung jagt. Bey trübem und regenhaftem Wetter sind sie auch oft des Tages munter. In ihren Kästen oder Fassern haben sie allemal eine besondere Stelle, wohin sie gehen, ihren Koth abzusetzen und ihren Harn zu lassen, denn der Ort ist allezeit durch und durch naß, welches beweißt, daß sie ihn nicht allemal saufen. Obgleich das Thier an sich selbst gar keinen üblen Geruch von sich gibt, so riechen doch seine Auswürfe auf eine überaus widrige Art.

Unter seinen Stellungen hat der Hamster ganz artige; er ahmt dem Eichhörnchen, obgleich ziemlich ungeschickt, nach. Wenn er sich putzen will, setzt er sich auf die Hinterbeine, und streicht sich mit den vordern, er umfaßt den Kopf bey den Ohren, und fährt so, bis über die Schnautze, dadurch die Haare mehr sträubicht, als glatt werden, sie legen sich aber von selbst wieder in ihre Ordnung. Die Vorderfüsse sind verhältnißweise sehr klein, und dienen ihm statt der Hände. Wenn er frißt, so setzt er sich auf die Schenkel und Hinterfüsse, und faßt mit den beyden vordern die Speise, welche er theils frißt, theils in die Backen verbirgt. Wenn er frißt, so kauet er auf beyden Seiten, und bewegt die Kinnladen sehr geschwind übereinander. Wenn man einem eine welsche Nuß gibt, so beißt er davon grosse Stücke ab, und unvermerkt schwillt die Backenblase auf, und die ganze Nuß ist zerstükt darinn zu fühlen, gibt man ihm noch eine, so füllt er damit die andere Blase, schneidet man eine solche Nuß in vier Theile, so stopft er die Vierthel ganz in die Tasche hinein. Wirft man dem Hamster Körner vor, so fährt er darüber gleichsam nur mit dem Maule weg, und füllt damit seine Beutel, vermuthlich lekt er die Körner auf und bringt sie mit der Zunge in die Taschen; wenn sie vorn ganz voll sind, so braucht er nur einen Strich mit der Pfote, um den ganzen Vorrath nach hinten zu rücken, und sich neuen Raum zu verschaffen. Er drischt die Aehren nicht mit den Pfoten aus, wie man erzälet hat, sondern er faßt die volle Aehre an beyden Enden mit den Vorderpfötchen an, und hält sie queer vor das Maul, dreht und wendet sie einigemal hin und wieder, und in einem Augenblick ist sie von Körnern leer; und diese befinden sich in seiner Tasche. Herr Sulzer will nicht bestimmen, ob er sich der Zunge oder der Lippen bediene, sie so geschwinde herauszuklauben, und glaubt, er brauche vielleicht beyde.

Herr Sulzer hat nicht gesehen, daß er auf zwey Beinen gehen könne, wie es einige Schriftsteller versichern. Aber aufrecht stehen können sie sehr gut. Wenn ihnen Herr Sulzer ein brennend Licht vorhielt, stellten sie sich auf zwey Beine ganz gerade in die Höhe und sahen oft ohne sich zu rühren, fünf Minuten lang das Licht an. Zuweilen stehen sie auf den bloßen Füssen, gemeiniglich aber mit auf der Ferse. Wenn sie stehen, so lassen sie mehrentheils die eine Vorderpfote tiefer hängen als die andere.

Wann das vorerwähnte Murren nicht ein Laut ist, der Vergnügen oder Zufriedenheit ausdrückt, so hat Herr Sulzer keinen bey diesen Thieren wahrgenommen. Wenn man sie aber böse macht, schreyen sie auf eine sehr widrige Art, die sich aber nicht gut beschreiben läßt, wenn man sie nicht einigermassen mit dem Geschrey junger Hunde, die man schlägt, vergleichen will. Verursachet man ihnen Schmerzen, so hat ihr Ton etwas ähnliches mit dem, den Schwei-

ne

ne von sich geben, die geschlachtet werden, und er ist dabey so durchdringend, daß er einen beynahe nöthiget, sie in Ruhe zu lassen. So viel hat Herr Sulzer an den gefangenen bemerkt.

Wenn im ersten Frühjahre die Erde aufgethauet ist, und es warm zu werden anfängt, so erwacht der Hamster aus seinem Schlafe. Die Hamstergräber versichern zwar, es seye der erste Donner die Ursache seines Auflebens. Allein man hat schon Hamster zu ihrer gehörigen Zeit gesehen, ehe es noch gedonnert hatte. Doch ist nicht zu leugnen, daß ein starkes Donnerwetter, zur Zeit da ihr Schlaf nicht mehr so feste ist, vieles zu ihrer völligen Ermunterung beytragen könne. Die, deren Löcher nicht sehr tief sind, erwachen eher, als die sehr weit unter der Erde liegen, und dieses ist auch wahrscheinlicherweise die Ursache, warum man die Weibchen gemeiniglich wohl vier Wochen später, als die Männchen, hervorgehen sieht. Diese Einrichtung ist sehr weißlich, da das Weibchen, das sich wenig Vorrath sammeln kan, statt dessen die Eigenschaft bekommen hat, sich tiefer zu lagern und dadurch länger zu schlafen. Nach der Mitte des Hornungs findet man die ersten ermunterten Hamster, sie machen aber ihre Löcher noch nicht auf, sondern suchen das, was sie im Herbst übrig gelassen haben, wieder hervor, und leben davon, so lange ihnen die rauhe Witterung verbietet, ihren Bau zu verlassen, und sich mit Kräutern zu nähren; sie machen sich darinn verschiedene Gange, die ihnen zur Bewegung und andern Bequemlichkeiten dienen. Um die Mitte des Märzen fangen einige an, ihre Wohnungen zu öfnen, und zwar ist es jederzeit das Fallloch, welches sie aufmachen; oben machen sie den Eingang sehr groß und weit, daß man fast glauben sollte, ein kleiner Fuchs oder Dachs bewohne den Bau. Die Weibchen öfnen ihre Wohnungen nicht leicht eher, als bis zu Anfang des Aprils. Wenn die Hamster anfangen auszugehen, so suchen sie Kräuter, und besonders eine Menge von jungen Klatschrosenpflänzchen; sie lesen aber auch von der frischgesäeten Sommersaat die Körner häufig auf. Einige Tage hernach, nachdem sie den Bau geöfnet haben, pflegen sie ihn zu verlassen, und sich einen neuen zu machen.

Dieser von einigen schon zu Ende des Märzen, von andern im Anfange des Aprils, und von den mehresten Weibchen erst gegen die Mitte desselben, von neuem verfertigte Bau, ist ganz wenig, und nur ein, höchstens zwey Schuh tief. Sie machen darinn ein Nest, selten aber eine Vorrathskammer. Zu Ende des Aprils fangen sie an sich zu begatten. Die Männchen gehen zu den Weibchen in ihre Löcher, und beyde bleiben, wie es scheint, einige Tage beysamen. Sie haben alsdenn genug Liebe einander zu vertheidigen; und da man einsmals ein paar aufgegraben hatte, und den Rammler herausnehmen wollte, so sprang das Weibchen hervor, und biß den, der ihren Gatten zu packen suchte, ziemlich scharf in die Hand. Oft kommen zwey Männchen bey einer Sie zusamen, und denn gibt es einen feurigen Kampf, bis der Schwächere entweder unterliegt, oder weicht. Die Art, wie diese Thiere ihre Liebeshandlung verrichten ist nicht bekannt, da sie unter der Erde geschieht; und von sechs Paaren, die Herr Sulzer jedes besonder gethan hatte, ist nicht ein Weibchen belegt worden, ob er gleich einige mehr als acht Tage beysamen ließ, da ihn ihre Uneinigkeit nöthigte, sie wieder zu trennen. So bald das Weibchen belegt ist, stößt sie den Rammler wieder von sich, und von diesem Augenblicke an vertragen sie sich so wenig, als vorher. Das Männchen sucht seine Höhle wieder, oder macht sich vielleicht eine neue. Das Weibchen aber pflegt in der ihrigen zu bleiben, sie setzt sich aber tiefer, und bereitet das Nest für die Jungen, drey bis vier Fuß tief unter der Erde.

Herr Sulzer hat sich viele Weibchen bringen lassen, bey denen die Rammler noch waren, woraus man schliessen konnte, daß sie höchstens seit einem oder zween Tagen belegt seyn könnten, um zu erforschen, wie lange sie ihre Junge tragen, einige davon waren auch würklich belegt, sie wurden nach und nach dicker, aber eben so wurden sie wieder dünne. Die Ursache davon fand er erst, da er eine von diesen Müttern antraf, die eben ein Junges geworfen, allein ihm auch schon den Kopf abgebissen hatte, und im Begrif war, es völlig aufzufressen.

Es scheinet, daß der Hamster vier Wochen trächtig ist, denn man findet die ersten Jungen vier Wochen, nachdem die Alten aus ihren Löchern hervorge-

gegangen sind, das ist, gegen Ende des Maymonats; von da an sieht man sie immer häufiger den ganzen Sommer durch, bis nach der Mitte des Herbstmonats. Die Jungen kommen ganz nackend und blind zur Welt, und bringen alle Zähne mit; sie müssen acht bis neun Tage blind seyn; denn bey ihrer Geburt wiegen sie wenig über eine Quente, und man hat viele gesehen, die zwölfmal so viel wogen und noch blind waren. Herr Sulzer hat verschiedenemal die Mutter samt den Kleinen bekommen, da hat sie dieselben nicht getödtet, sondern sie recht liebreich an sich trinken lassen, und noch andere Junge, die man ihr unvermerkt dazu gegeben, ob sie gleich viel gröſſer, als die ihrigen waren, angenommen und mit saugen lassen.

Die Anzahl der Jungen, die sie auf einmal werfen, ist nicht allezeit gleich. Eine Alte, die schon mehrmal gehekt hat, wird niemals weniger als sechs Junge bringen, mehrentheils aber acht oder zwölf, gar nicht selten findet man vierzehn, bis achtzehn Junge in einem Neste beysamen. Ein Weibchen hekt in einem Sommer wenigstens zweymal. Ihr Wachsthum geht sehr geschwind von statten; wenn sie nur vierzehn Tage alt sind, so fangen sie schon an selbst zu wühlen, und wenn sie dieses können, jagt sie die Alte schon weg, so daß sie die Jungen längstens drey Wochen zu behalten scheint. Wenn sie noch ganz klein, vielleicht nur fünf bis sechs Tage alt sind, so sind sie schon mit kurzen zarten Härchen bedekt, an welchen die Verschiedenheit der Farben deutlich zu sehen ist; sie fangen alsdenn auch schon an ein Getraydekorn in die Vorderpfoten zu fassen, und daran zu nagen, und lernen es in einigen Tagen fressen. Wenn das Weibchen geworfen hat, so macht sie verschiedene Falllöcher, wodurch ihre kleine Brut so bald sie sehen kan, schon aus- und einzulaufen weiß, und lange vorher schon den zweyten oder dritten Tag nach ihrer Geburt, wenn man nach ihnen gräbt, verlassen sie das Nest, ehe man dazu kommen kan, und zerstreuen sich in alle Gänge des Baues, doch folgen die meisten dahin, wo die Mutter geflohen ist. Diese vertheidigt ihre Jungen nicht; so bald sie spürt, daß man ihr nahe kommt, verkriecht sie sich mit dem gröſten Theil ihrer Jungen in das blinde Ende eines Ganges, den sie erstlich in einiger Entfernung von dem Neste, auf der Seite, welche gegen dasselbe zugekehret ist, mit Erde verstopft, alsdenn verläßt sie die Brut, und gräbt sich allein in der gröſten Geschwindigkeit weiter, indem sie den Gang so, wie sie fortrückt, hinter sich verstopft. Sie gräbt so schnell, daß man ihr bisweilen von dem Orte, wo man die Jungen findet, zwey bis dritthalb Ellen nachgraben muß, ehe man sie erreicht.

Wenn die Jungen schon etwas gröſser sind, scharren sie sich selbst, jedes besonders, oder mehrere beysamen, in das Ende der Gänge ein, wenn sie nicht durch die Falllöcher entkommen können, die man vorher zugemacht hat.

Die Hamster wachsen sehr geschwind, doch scheint die verschiedene Gröſse, von welcher man sie findet, zu einer Zeit da es noch keine Junge gibt, zu beweisen, daß sie wenigstens ein volles Jahr nöthig haben, um gänzlich auszuwachsen. Dem ohngeachtet scheinen die im May gehekten Weibchen gegen den Herbst desselben Jahrs schon zur Fortpflanzung geschickt zu seyn, da man Weibchen findet die gar klein sind, deren Nest-Bau nur zwey oder drey Falllöcher hat, und die oft nur vier oder fünf Junge haben. Vielleicht aber sind die Männchen erst im künftigen Frühling zum Zeugen tüchtig, da diese bey allen Thieren die Vollkommenheit später, als das andere Geschlecht, erlangen. Da man mit einigem Grunde anzunehmen pflegt, es verhalte sich das Lebensalter eines Thiers zu der Zeit seines Wachsthumes, wie sieben zu eins, so kan man muthmassen, daß sie sieben bis acht Jahr leben können, wenn sie nicht allerhand Zufälle vor dieser Zeit um ihr Leben brächten.

Der Mensch, der Hund, ob er gleich keinen von ihm getödteten Hamster frißt, sondern ihn dem Raben, der sich gerne auf diesen Schmauß bittet, überläßt, vielleicht auch die Füchse und Raubvögel gehören zu den Feinden des Hamsters. Sein gröster Feind aber ist der Iltis (Mustela Putorius Lin.) der zwar oft nicht so viel als der Hamster wiegt, aber ihn allezeit an Länge, Stärcke und Geschicklichkeit übertrift und ihn durch einen unversöhnlichen Krieg verfolgt. Im Sommer und eine gute Zeit des Winters ist in der Gegend von Gotha der Hamster fast die einzige Nahrung des Iltises. Dieser verfolgt ihn, und erwürgt ihn in seinem Bau, und wenn er einen solchen findet, der ihm ansteht, so

bleibt

bleibt er darinne wohnen. Aus diesem Loche gehet er Abends hervor, um auf der Jagd seine Mahlzeit zu erbeuten, und so wie der Hamster sich einen Wintervorrath von Getrayde in seinen Bau sammlet, so sammlet sich der Iltis Hamster ein, sich über den Winter gegen den Hunger zu sichern, weil er, wenn der Hamster einmal seine Wohnung bis oben verstopfet hat, ihn nicht mehr ausgraben kan.

So bald die Felder anfangen gelb zu werden, so sind die Hamster die ersten die davon einerndten. Vorzüglich scheinen sie Leinknoten, grosse Saubohnen und Erbsen zu lieben. Ein Hamster der auf einem Flachsfelde ligt, wird nicht leicht etwas anders als die Saamen davon eintragen, sie nehmen die Knoten ganz, ohne die Saamen auszukneipeln, so tragen sie auch kleine Schötchen von Rübsaamen ganz ein: aber Bohnen, Erbsen und alles andere Getrayde lesen sie rein aus, und bringen sie ohne Hülsen und Aehren in ihre Wohnung. Dieses aber versteht sich von alten Rammlern, welche Zeit genug dazu haben. Der Abend von Untergang der Sonne gegen Mitternacht, und der Morgen, ehe die Sonne aufgeht, ist es da sie ausgehen ihre Nahrung zu suchen, auch thun sie es am Tage, wenn es schlecht Wetter ist und regnet. Daß sie aber bey solcher Witterung sich haufenweise auf grüne Rasen versammeln, und nach Art der Murmelthiere spielen, stimmt mit ihrer unverträglichen Denkungsart nicht überein. Man versichert, daß der Hamster, um die Aehren zu bekommen, die oft auf einem sehr hohen Stengel stehen, den Halm umbiege, und sich auf diese Art der Aehren bemächtige. Es ist aber falsch, daß um die Gegend eines Hamsterloches, die Hälme ohne Aehren aufrecht stehen; so offenbar läßt sich ihr Diebstal nicht merken, sondern sie lesen hier und da in einiger Entfernung von dem Bau die besten Stengel aus. Wie sie die Körner heraus kneifen und ihre Backen füllen ist schon erzälet worden; wenn nichts mehr hinein will, wandern sie damit nach Hause und drücken sie fest in ihre Kammern ein. Wenn man sie unterwegs mit aufgeschwollenen Backen antrift, so sind sie sehr leicht zu tödten, ja man kan sie mit den Händen ohne Furcht anfassen, da die freye Bewegung der Kinnbacken einigermassen gehindert ist. Läßt man ihnen aber Zeit, so streichen sie die Frucht heraus und wehren sich. Von Korn und Waitzen haben sie nicht Gelegenheit viel einzutragen, indem es zu früh abgehauen wird. Aber von Sommerfrüchten sammeln sie sehr viel.

Wenn zu Anfang des Weinmonats es anfängt kalt zu werden, und die Felder von Getrayde leer sind, denn denkt der Hamster auf sein Winterlager. Erstlich verstopft er das Schlupfloch, von seinen Kammern an bis oben aus, so dichte mit Erden, daß sie fast fester als die übrige ist; und denn auf eben die Art das Fallloch, doch bleibt dieses zuweilen von oben einen Fuß tief offen. Sie machen alsdenn die Löcher nicht wieder auf, sondern geniessen ihres gesammelten Vorraths in Ruhe. Sie graben sich ein tieferes Nest, und auch tiefere Kornkammern, so daß sie niemals von dem Frost etwas zu fürchten haben. Das Nest wird klein, nur ohngefähr einer Ochsenblase groß gemacht, und voll von dem feinsten Stroh gestopft. In die neugemachten Kornkammern bringen sie ihren Vorrath, der oft in den obern anfängt zu keimen, und es ist wahrscheinlich, daß sie während der Zeit, da sie ihn hinunter schaffen, sich von diesen Keimen nähren. Doch müssen sie es nur so weit abbeissen, daß es weder keimen kann, weil diß im Frühjahr aus ihrem Winterbau gegrabene Korn, so gut als ein anderes aufgeht. Die leergemachten Kammern sowohl als die Gänge werden alle mit Erde zugemacht.

Der Hamster futtert sich in dieser Zeit sehr gut, und verzehrt auf zwey Drittheile oder mehr von seinem Getrayde, daher ist er auch alsdenn am fettesten, und bleibt es bis ins Frühjahr.

Wenn er seiner auf diese Weise 6 bis 8. Wochen gepfleget hat, endlich aber die rauhe Witterung bis in das Innerste seiner tiefen Wohnung dringt, wird er in einen tiefen verschiedene Monate durch daurenden Schlaf versenkt.

Der Hamster unterscheidet sich von den Thieren die ebenfalls schlafen, der grossen und kleinen Haselmaus, dem Siebenschläfer und der Fledermaus dadurch, daß diese den Ort, wo sie sich den Winter aufhalten, mehr vor der Kälte, als der freyen Luft zu schützen suchen, der Hamster aber den Zug in der Luft scheut, und wenn er ihn nicht hindern kan, auch nicht einschläft.

Wenn man im Winter einen Hamster graben will, und das Fallloch nicht findet, so fängt man bey dem Schlupfloche an, das sich an der davor geführten Erde erkennen läßt Man würde zwar den Gang, wenn er auch nicht durch die Farbe (weil das Thier tiefer grub) von den übrigen verschieden wäre, dadurch erkennen, daß die Erde die ihn füllt, allezeit mit Stückchen Stroh, Hülsen u dergl. vermischt ist, wenn sie aber gelb ist, braucht man darauf nicht eher Achtung zu geben, als bis man auf die unterliegende Leimen Erde selbst kommt Da denn nicht mehr die Verschiedenheit der Farbe, sondern die untergemischte Spreu, den Ort, da sonst ein leerer Gang war, zu erkennen gibt. Nachdem man nun vier bis fünf Fuß tief gegraben hat, so höret der Gang auf einmal auf verstopft zu seyn, und man findet alsdenn bald das Nest und seinen Besitzer. Hier ligt nun der Hamster, von sehr weichem Stroh gänzlich umgeben, auf der Seite, hat den Kopf unter den Bauch gezogen, welchen die Vorderfüsse umfassen, und die hintern liegen über der Schnautze beysammen: in dieser Stellung bringt er seine Erstarrung zu Er ist so rein wie gewaschen, und alle Haare, besonders die Barthaare, liegen in der schönsten Ordnung. Sie sind steif, und das Nachlassen der Steifigkeit ist der erste Grad des Erwachens bey ihnen Ihre Glieder sind also schwehr zu beugen, und wenn man sie gebogen hat, fahren sie, wie bey todten Thieren wieder in ihre vorige Lage; sie sind eiskalt anzufühlen, ihre Augen sind geschlossen, wenn man sie öfnet, sehen sie hell und klar aus, wie bey den lebendigen, sie schliessen sich aber selbst wieder. Man spürt kein Merkmal von Athemholen, und kan das Herzpochen nicht fühlen. Sie scheinen alles Gefühls und aller Empfindung beraubt zu seyn. Herr Sulzer hat während seinem Schlaf einen solchen Hamster geöfnet. Er fieng bey der Brust an, da man die Bewegung des Herzens deutlich sahe, welches sich aber in einer Minute nur 14 bis 15 mal zusamenzog, da es sonst vielleicht wenigstens 150 mal zu geschehen pflegt. Er gab kein Zeichen von Schmerzen, nur selten suchte er sich zusamen zu krümmen: er versuchte aber von Zeit zu Zeit Athem zu holen, zu welchem Ende er das Maul weit aufmachte, und die Ribben auseinander dehnte, es wurde ihm hernach der Bauch geöfnet und er fuhr dem ohngeachtet fort über eine halbe Stunde Zeichen des Lebens zu geben, und das Herz bewegte sich noch eine Viertelstunde länger. Das Blut, welches sich in der Brust angehäuft hatte, blieb verschiedene Stunden flüßig, und man sahe auf dessen Oberfläche fettichte oder ölichte Punkte schimmern. Es war von einer weit hellern Farbe, als das im Sommer Die Därme waren ganz ohne Bewegung, und weder Wein- noch Vitriolgeist waren vermögend, ihre zusamenziehende Kraft rege zu machen; sie waren hin und wieder mit Speise, und der Mastdarm mit Koth angefüllt, und in ihren Backenblasen fanden sich zuweilen ein oder etliche Körner, die aber nicht erweicht waren, so, wie alles, was sich im Magen und in den Gedärmen befand, noch völlig eben so zu seyn schien, wie es vermuthlich seit dem Anfang der Erstarrung gewesen war Die Därme sowohl, als alle andere Eingeweyde, das Herz nicht ausgenommen, waren ganz kalt anzufühlen, so daß auch das Fett überall geronnen war. Die Blase war mittelmäßig mit Harn angefüllt.

Das erste, das man an einem Hamster, der aus seinem Schlaf erwachen will, beobachtet, ist das Nachlassen der Steifigkeit, die sich aber gemeiniglich verliehrt, bis man sie vom Felde in ein Zimmer bringt. Die Füsse, wenn sie vom Leibe abgezogen werden, begeben sich nach und nach wieder in die vorige Lage, und die Geschwindigkeit, womit dieses geschiehet, nimmt mehr und mehr zu, jemehr sie sich dem Aufwachen nähern. Alsdenn fängt man an, das Athemholen deutlich zu erkennen, sie schöpfen tief Luft, so daß die Brust sich dabey merklich erhebt, aber selten. Hierauf geben sie Merkmale der wiedererlangten Empfindung, wenn man sie kneipt, oder ihnen die Beine ausdehnt, so winden und krümmen sie sich auf eine wunderbare Weise, öfnen den Mund sehr weit, als ob sie gähnten, und geben dabey einen besondern, unangenehmen, röchelnden Laut von sich, und so fahren sie eine Zeitlang fort, sich zu strecken, und zu gähnen, bis sie endlich die Augen öfnen Denn taumeln sie wie berauscht herum, indem sie sich zu setzen suchen, aber jedesmal wieder auf die Seite fallen, nach und nach aber bringen sie es durch wiederholte Versuche so weit, daß sie sich aufrichten, und nun fester stehen können, worauf sie sich einige Zeit ruhig halten, als wenn sie eine beschwehrliche Arbeit sehr ermüdet hätte, und scheinen

nen sich zu besinnen, wie ihnen geschehen ist, worauf sie anfangen herumzulaufen, und sogleich fressen, wenn man ihnen etwas vorwirft. Sie putzen und streichen sich, und so befinden sie sich in ihrem muntern Zustande. Je kälter es ist, je fester schlafen sie, und je mehr Zeit brauchen sie, munter zu werden. In den Zimmern brauchen sie manchmal eine, zwo und mehrere Stunden, in ihrer Wohnung aber bringen sie vielleicht mehrere Wochen damit hin. Sie können allezeit erwekt werden, wenn man sie der Luft aussezt.

Nun sind wir dem Leser noch die Farben des Thieres, die seine einzige Schönheit ausmachen, schuldig. Der vordere Theil der Schnautze ist oben bis über die Nasenlöcher, und unten bis an die Kehle ganz weiß. Die Seiten des Kopfes sind gelblicht weiß. Die Nase nach oben, bis jenseit den Augen, und ein Flek unter denselben, welches in das Blaßgelbe der Backen heruntergehet, der Streif um die Ohren, und zwischen dem Blaßgelben der Backen, dem Flekgen von eben der Farbe hinter dem Ohre, bis an den blassen Flek der Schulter, sind fuchsroth. Die Stirne und der ganze Rücken gleichet der Haasenfarbe. Auf jeder Seite sind vorwärts zwey zimlich grose weißlichte etwas ins Gelbe fallende Flecken, von eben der Farbe als das am Kopfe und hinter den Ohren, davon das vordere gleich an der Schulter sizt, und eyrund ist. Der zweyte Flek hat mit dem erstern fast einerley Richtung, er liegt aber etwas tiefer, ist nach hinten etwas breiter, und vorne nach unten zu etwas länger, wo er sich am Bauche hinten und unter den Ellenbogen endiget. In fast gleicher Linie mit diesen beyden Flecken findet sich noch ein drittes Flekgen, weiter nach hinten auf der Beugung des Knies; es ligt auch etwas schief, ist sehr viel kleiner, auch weniger helle und rein, halb ist es seiner Länge nach in der rothen Farbe des Schenkels, und halb in dessen schwarzer. Das ganze untere des Hamsters ist Kohlen-schwarz von der Kehle bis über die Zeugungstheile, die innere Fläche der Schenkel, die Vorderbeine von der Schulter bis an den Fuß sind auch von aussen schwarz, nur nach hinten geht das Weisse vom Fuß etwas weiter in die Höhe. Die Gegend um den Nabel ist vor- und hinterwärts mehr als zur Seite von Haaren entblößt. Der Nabel selbst ist eine etwas erhabene Rundung, welche in der Mitte eine Höhlung hat, in dieser befinden sich Haare, die aber gemeiniglich durch ein schmuziges Fett, oder Unschlittartige Materie zusamen kleben. Die Seitentheile der falschen Ribben, am Ende des zweyten blassen Fleks, die äussere Seite der Schenkel, die ganze Gegend um den Schwanz, sowol oberwärts nach dem Rücken, als zur Seite nach den Schenkeln, und unten bis über den After, sind fuchsroth. Diese Farbe verliehrt sich oben unvermerklich in das Hasenfärbige des Rückens, vorne aber wird sie vom hintern Ende des zweyten Fleks, und nach unten durch das Schwarze des Bauchs abgeschnitten. Noch sind zwischen der rothen Farbe unter dem Schwanze und nach den Schenkeln zu, und der schwarzen der Weichen, drey weißgelbliche Flekgen zu sehen, deren das mittlere und deutlichste, die hintere Hälfte des Perinaei einnimmt, und den After bedekt, die beyden übrigen aber diesem zur Seite zwischen dem After und den Schenkeln stehen. Der Schwanz ist kurz, und ragt aus den rothen Haaren, die ihn umgeben, und hier länger sind, als an andern Orten, kaum anderthalb Zoll hervor; er ist bey seinem Ursprung dicke und läuft spizig zu. Die Haare, die das dicke Ende besezen, sind roth und zimlich lang, je mehr sie sich aber der Spize nähern, desto kürzer, blässer, und seltener werden sie, so daß die Spize, besonders unten her weißlich ausfällt, und wenig Haare hat. Die Füsse sind alle viere weiß, sowohl die obere mit kurzen glänzenden Haaren besezte, als die untere nakte Fläche. Die Mitte der Hinterfüsse ist bunt, es läuft davon ein schwarzer Streif, der an der äussern Seite des Sprungbeins anfängt, nach innen schief darunter weg bis an die sechste Schwiele. Die Haare sind überhaupt weich und besetzen das Fellchen zimlich dichte. Daß man aber eher das Fell vom Fleisch, als ein Haar aus der Haut reissen könnte, ist sehr falsch.

Merkwürdig sind zwey länglichte Stellen zu beyden Seiten des Rückens, kurz vor den Schenkeln, welche der Haare wegen, womit sie besezt sind, wohl könnten Borstenflecken genennet werden. Man sieht sie nicht gleich, indem sie von den übrigen Haaren bedekt sind; legt man aber diese bey Seite, so wird man zwoer Stellen gewahr, deren Länge mit dem Rükgrade parallel läuft; sie sind fünfmal länger als breit, und laufen vorne und hinten etwas spizig zu; die

Haare davon sind zweymal kürzer, als die übrigen, von einer schmuzig braunen Farbe, sie sind etwas steif, und liegen fest auf der Haut, nach hinten zu gekehrt. Die Kürschner sind genöthiget, diese Flecke heraus zu schneiden, und das daher entstandene Loch wieder zuzuflicken

Der Hamster hat ausser den Thieren die ihm nach dem Leben stehen auch sonst noch seine Plage Er muß ein Ungeziefer ernähren, welches man die Hamsterlaus nennet, ob es gleich zum Geschlechte der Milbe (acarus) gehört. Ihr Körper ist eyförmig, weiß und durchsichtig, wenn sie sich nicht voll Blut gesaugt hat, hin und wieder ist sie, besonders am Bauch, mit einzelnen Haaren besezt. Die Füsse sind mit dem Leibe von einerley Farbe. Es sind deren achte, sie sind alle von gleicher Länge und Dicke, auch gleich weit von einander entfernt, und so lang, als der Leib breit ist. Das vorderste Paar hat acht Gelenke, die hintern mehrere, sie laufen stumpf zu, und sind mit einigen Haaren besezt. Der Kopf ist spitzig und sehr klein, er ist durch die Fühlhörner gleichsam eingeklemmt; zwey ganz kleine schwarze Pünktchen, welche darauf, gegen die Brust zu, sitzen, scheinen die Augen zu seyn. Die Fühlhörner, welche zweymal länger als der Kopf sind, befinden sich zu beyden Seiten desselben, und umschliessen ihn, indem ihre Spitzen vorne nahe zusamen laufen und sich fast berühren. Der Gestalt nach kommen sie mit den Füssen überein, sind aber kaum halb so lang und nicht mit Haaren besezt. Wenn die Hamstermulbe gesaugt hat, scheinen die gefüllten Eingeweide durch, und machen daher, daß der Bauch zum Theil roth aussieht. Ihre Grösse ist nicht halb so viel als der Kopf eines Flohes. Sie läuft zimlich geschwinde, und verläßt den Hamster auch in seiner Erstarrung nicht, woran sie aber keinen Theil nimmt. Sie beissen weit empfindlicher als die Flöhe. Die Kälte muß ihnen nicht angenehm seyn, denn wenn man sie auf die Hand sezt, wandern sie sogleich nach den wärmern Gegenden am Arm und um die Schultern, wo sie durch ihr Graben und Wühlen bald ihre Anverwandschaft mit den Würmern, denen man Schuld gibt, daß sie die Krätze verursachen, verrathen. Sie scharren sich fast ganz in die Haut ein, zum Glük aber muß ihnen die Nahrung am Menschen nicht anstehen, denn man sieht von ihnen keine Nachkommenschaft, sondern nach 8 bis 12 Stunden empfindet man nichts mehr von ihnen.

Der Zisel oder die Zieselmaus.

Dieser Name, der durch Mus Noricus und Citellus übersezt wird, ist oben auch unter dem Namen des Hamsters vorgekommen, ich will also gleich beysetzen, was Herr von Büffon davon in den Notices de quelques animaux, dont il n'a pas été fait mention dans le Cours de son ouvrage, sagt.

Einige Schriftsteller, heißt es, und unter andern auch Herr Linnäus haben gezweifelt ob der Zisel oder Zieselmaus (citellus) ein von dem Hamster (cricetus) verschiedenes Thier seye, sie gleichen sich zwar in verschiedener Absicht, und halten sich beynahe in einerley Ländern auf; nichts destoweniger gehen sie durch so viele Charaktere von einander ab, daß wir überzeugt sind, sie seyen von verschiedenen Gattungen. Der Zisel ist weit kleiner als der Hamster, er hat einen langen und dünnen Leib, wie die Wiesel, anstatt daß der Hamster dik und untersezt ist, wie die Ratte, die Ziselmaus hat aussen keine Ohren, sondern blos Hörlöcher die unter dem Haar verborgen sind; der Hamster hat in der That kurze Ohren, aber sie sind sehr sichtbar und sehr breit.

Der Zisel ist von einem mehr oder weniger Aschenfarbenen Grau, und von einer Farbe; der Hamster ist gezeichnet, wie oben erwähnt worden: Wenn man zu diesen Unterscheidungs-Zeichen noch hinzuthut, daß diese Thiere, ob sie gleich einerley Gegend bewohnen, sich nicht mit einander vermischen, so darf man nicht zweifeln, daß es zwey in der That verschiedene Gattungen sind, ob sie schon darinne mit einander überein kommen, daß sie beyde einen kurzen Schwanz, niedrige Beine, Zähne, die den Rattenzähnen gleichen, und einerley natürliche Gewohnheiten haben, als daß sie sich einen Bau graben, Kornkammern daselbst anlegen, dem Getraide schaden u. s. w. Ausserdem gibt Agricola, ein genauer und scharfsichtiger Schriftsteller in seiner kleinen Abhandlung über die unterirdische Thiere von dem einen und dem andern eine Beschreibung, und unterscheidet sie so deutlich, daß es unmöglich ist, sie mit einander zu vermengen.

Der

Der Zemni.

In Polen und Rußland gibt es ein anderes Thier Ziemni oder Zemni genannt, welches von der nemlichen Art als der Zisel, aber viel grösser, viel stärker und viel schlimmer ist; er ist ein wenig kleiner, als eine Hauskatze, hat einen zimlich dicken Kopf, einen dünnen Leib, kurze und gerundete Ohren; vier grosse Schneidezähne, welche aus dem Maul hervorgehen, deren die zween in der untern Kinnlade, dreymal so lang, als die in der obern sind; die Füsse sind sehr kurz und mit Haaren bedekt, in fünf Zähen zertheilt und mit krummen Nägeln bewafnet; das Haar ist weich, kurz und Mäusegrau; der Schwanz ist mittelmässig lang; die Augen sind eben so klein und liegen eben so tief, als bey dem Maulwurf. Rzaczinski hat dieses Thier canicula subterranea genannt: dieser Schriftsteller scheint der einzige zu seyn, der von dem Zemni geredet hat, ob er gleich in einigen nordlichen Gegenden, als Podolien, in der Ukraine um Suraz, Chodakt, Rienki, Mossezenka, Sezurowee und anderswo sehr gemein ist; und nicht selten von den Bauern ausgepflügt wird. Sein Naturell und seine Lebensart ist ohngefehr einerley mit der Zisel-maus und des Hamsters ihren; er beißt gefährlich, frißt begierig, und verwüstet die Fruchtfelder und Gärten; er macht sich einen Bau; er lebt von Obst, Getraid und Hülsenfrüchten, davon er sich einen Vorrath in seinen Bau sammelt, wo er die ganze Winterszeit zubringt.

Das Eichhorn.

Das Eichhorn ist ein kleines niedliches Thier, welches nur halb wild ist, und wegen seiner Artigkeit, Gelehrigkeit, und ganz unschuldigen Lebensart verschont zu werden verdiente. Es ist weder fleischfräßig, noch schädlich, ob es sich gleich bisweilen an den Vögeln vergreift. Seine gewöhnliche Nahrung besteht in Obst, Mandeln, Haselnüssen, Buchekern und Eicheln. Es ist reinlich, munter, lebhaft, sehr wachsam, sehr aufgewekt, und sehr sinnreich; die Augen sind voll Feuer, die Gesichtszüge fein, der Körper ist stark und die Gliedmassen ungemein schiklich. Seine artige Figur wird durch den schönen Schwanz, welcher wie ein Federbusch gebildet ist, und ihm übern Kopf geht, und zum Schatten dienet, noch mehr gezieret Unten am Bauche ist dieses Thier ebenfalls mit einem sehr reichlichen Vorrathe versehen, der eine grosse Tüchtigkeit zu dem Zeugungswerke verspricht. Es sizt insgemein fast aufgerichtet, und bedient sich seiner Vorderfüsse, wie einer Hand, um etwas ins Maul zu stecken. Es hält sich stets in freyer Luft auf. Die Vögel erreicht es vermöge seiner Hurtigkeit; es wohnet, wie sie, auf den Gipfeln der Bäume, durchwandert die Wälder, indem es von einem Baum auf den andern springt, nistet darauf, sammlet Körner, lecket den Thau auf, und steigt nicht auf die Erde herab, als wenn die Bäume durch den Wind erschüttert werden. Man findet es nicht in Feldern, auf grossen Haiden, in ebenen Landschaften; es kommt nie einigen Wohnplätzen zu nahe, es bleibt nicht im Gebüsche, sondern in hohen Wäldern, auf alten und mit den höchsten Gipfeln versehenen Bäumen. Es scheuet sich noch mehr für dem Wasser, als der Erde, und man versichert, daß es sich, wenn es über ein Wasser muß, einer Baumrinde anstatt des Schiffes, und seines Schwanzes als der Segel und des Steuerruders bedienet. Es erstarret nicht im Winter, es ist allezeit munter, und sobald man nur ein wenig unten an den Baum rühret, worauf es ruhet, springt es aus seinem Lager, flieht auf einen andern Baum, oder verbirgt sich hinter einen belaubten Ast. Es suchet den Sommer über Haselnüsse zusamen, füllt damit die Höhlen eines al-

ten Baumes an, und behilft sich im Winter mit diesem Vorrathe; es weiß sie auch unter dem Schnee zu finden, den es durch Wegscharren aus dem Wege schaft. Es besizt eine hellautende und noch durchdringendere Stimme, als der Haußmarder. Es pflegt auch mit geschlossenem Maule ein Gemurmel, ein kleines mißvergnügtes Murmeln hören zu lassen, so oft man es zum Zorne reizet. Es ist zum Gehen gar zu leicht, es thut gemeiniglich Sprünge, und bisweilen Sätze. Es hat so spizige Klauen, und so hurtige Wendungen, daß es in einem Augenbicke auf eine Buche, deren Rinde sehr glatt ist, klimmen kan.

In den schönen Sommernächten höret man die Eichhörner schreyen, wenn sie hintereinander auf die Bäume klettern. Sie scheinen sich für der Sonnenhitze zu fürchten. Sie bleiben den Tag über in ihrer schattichten Wohnung, woraus sie sich des Nachts begeben um sich zu üben, zu spielen, sich zu paaren und zu fressen Diese Wohnung ist sauber, warm und für dem Regen sicher. Sie machen ihr Lager gemeiniglich über der Spaltung eines Baums. Anfänglich tragen sie Reißholz dahin, worein sie Mooß flechten; hierauf drücken sie dasselbe zusamen, treten es feste, und machen ihr Lager genugsam geraumig und dauerhaft, daß sie nebst ihren Jungen bequem und sicher leben können. Nach oben zu ist nur eine gerade, schmale Oefnung, und welche kaum zum Hineinkriechen groß genug ist Oben über dem Eingange befindet sich eine Art von einer Kegelförmigen Decke, welche alles bedekt und macht, daß der Regen an den Seiten abläuft, ohne hindurch zu dringen Sie bringen insgemein drey oder vier Junge. Im Frühjahre begatten sie sich, und hecken im May, oder zu Anfange des Junius. Wenn der Winter zu Ende gehet, verändern sie ihre Haare. Das neue Haar ist röther, als dasjenige, welches ausfällt. Sie kämmen und putzen sich mit den Pfoten und Zähnen. Sie lieben die Reinlichkeit. Sie haben keinen übeln Geruch an sich. Ihr Fleisch läßt sich zimlich gut genieſſen. Von den Schwanzhaaren verfertigt man Pinsel; aber ihre Haut gibt kein gut Futter ab.

Es gibt viel Zwischengattungen der Eichhörner, aber die Gattung selbst verändert sich wenig Man findet einige aschfarbige, die übrigen alle sind roth. Die kleinen grauen, welche von einer besondern Gattung sind, bleiben stets grau. Und ohne die sogenannten fliegenden Eichhörner anzuführen, machen das blonde Eichhorn von Cambaya, welches sehr klein ist, und einen Schwanz wie das Europäische trägt, das von Madagaskar Tiriſihi genannt, welches grau aussieht, und weder schön, noch gut zahm zu machen ist; das weisse Siamische, das graue und ein wenig gesprenkelte Bengalische, das gestreifte Canadische, das schwarze Eichhorn, das grosse graue Virginische, das weißstreifigte von Neuspanien, das weisse Sibirische, das scheckigte Eichhorn, oder Mus ponticus, das kleine Amerikanische, das Brasilianische, das aus der Barbarey, die Palmenratze ꝛc. eben so viel unterschiedene und besondere Arten aus.

Das Eichhorn hat einen an den Seiten platten und sehr dicken Kopf, eine hervorstehende Nase, die obere Lefze geht schräg unter und rükwärts, die untere ist sehr kurz. Die Augen sind groß und schwarz, stehen aus dem Kopfe, und liegen in dem Obertheile der Seiten des Kopfes, etwas näher bey den Ohren, als bey der Nase Die Stirne ist flach, und ihre Fläche befindet sich in gleicher Richtung mit der Fläche der Nase. Das Hintertheil des Kopfscheitels scheint erhaben zu seyn, und die Ohren stehen auf jeder Seite; sie sind nur mittelmäßig groß, aber sie haben am Ende eine Büschel Haare, welche sie sehr zu verlängern scheint. Der Hals ist dermaſſen kurz, daß man ihn von dem Kopfe und den Schultern beynahe nicht unterscheiden kan Der Leib scheint nach Proportion seiner Länge dik zu seyn. Der Rücken beschreibt gemeiniglich einen Bogen. Der Schwanz ist lang und zotticht Die Schenkel sind nicht lang, aber die Füsse sind groß und die Zähen dicke. Die Ferse berühret die Erde.

Das Petitgris oder das graue Eichhörnchen.

In den nördlichen Theilen sowohl der einen als der andern festen Erdhälfte trift man ein Thier an, das wir hier unter dem Namen Petitgris (das graue Eichhörnchen, das kleine Grauwerk) liefern. Es kommt dem Eichhörnchen in vielen Stücken bey, und ist von demselben äusserlich blos durch folgende Merkmäler unterschieden: es übertrift das Eichhorn an Grösse, es hat kein rothbraunes, sondern ein graues Haar, das bald dunkler bald heller ist, und seine Ohren sind von den oberwähnten langen Haaren entblößt. Diese Verschiedenheiten sind beständig und wie es scheint zulänglich eine besondere Gattung zu machen. Verschiedene Verfasser wollen behaupten, es seye ein Unterschied zwischen den europäischen und amerikanischen Petitgris, und die erstern seyen Eichhörner von der gemeinen Gattung, deren Farbe unter dem Himmelsstrich von unserem Norden durch die Jahrszeit blos verwandelt werde. Inzwischen siehet man unsre Eichhörner in dem mitternächtlichen Amerika und in dem nördlichen Europa, wo sie in beyden Gegenden von einerley Grösse, und gleicher Farbe, nämlich roth oder rothbraun, und nachdem die Witterung des Landes ist, bald heller bald dunkler sind, und findet zugleich andere Eichhörnchen daselbst, die grösser sind, und deren Haar zu allen Jahreszeiten grau oder schwärzlicht ist. Ausserdem ist das Rauchwerk von diesen Petitgris viel feiner und weicher. Zwar haben Naturforscher und unter andern Herr von Linné geschrieben, das Haar des Eichhorns verändere im Norden des Winters die Farbe. Herr von Büffon aber sagt darüber, diß könne wahr seyn, indem die Haasen, Wölfe, Wieseln unter diesem Himmelsstriche gleichfalls eine andere Farbe annehmen: allein diese Verwandlung gehe vom Falben oder Rothbraunen ins Weisse und nicht ins Aschgraue; und damit wir, fährt er fort, nur des Eichhorns gedenken, so sagt Linnäus in der Fauna Suecica von demselben: æstate rubet, hyeme incanus. Es bekommt also an statt des rothen Haars ein weisses oder vielmehr weißlichtes, und wir glauben nicht, daß dieser Verfasser wichtige Gründe gehabt habe in der lezten Ausgabe seines Natursystems für incanus cinereus zu setzen. Im Gegentheil versichert Herr Klein, daß die Eichhörner um Danzig im Winter sowohl als im Sommer roth sind, und daß es in Polen graue und schwärzlichte gibt, die eben so wenig, als die rothen ihre Farbe verändern. Diese grauen und schwärzlichten Eichhörner werden in Canada und in allen nördlichen Theilen von Amerika wieder gefunden. Wir glauben also, das graue Eichhörnchen als ein gemeinschaftliches Thier für beyde feste Erdhälften ansehen zu können, dessen Gattung von dem gemeinen Eichhörnchen unterschieden ist.

Ausserdem sehen wir nicht, daß die Eichhörner, deren es in unsern Wäldern eine ziemliche Menge gibt, sich schaarweise zusamenschliessen, daß sie gesellschaftlich Züge in andere Gegenden vornehmen, daß sie an die Gewässer kommen, noch weniger, daß sie es wagen, auf Baumrinden über Flüsse zu setzen, für welches doch von dem Petitgris so viele Zeugen Gewähr leisten, daß man nicht im Stande ist, es zu läugnen. Uebrigens ist von allen vierfüßigen Thieren, die keine Hausthiere sind, das Eichhörnchen den meisten Mannichfaltigkeiten unterworfen. Das weisse Sibirische scheinet von unserem gemeinen ein Abfall zu seyn. Das Schwarze und das Dunkelgraue, die beyde in Amerika sind, könnten Abfälle von dem Petitgris seyn. Das Eichhörnchen auf der barbarischen Küste, der Palmist und der Schweizer sind drey nahe miteinander verwandte Arten.

Das graue oder schwärzlichte Eichhörnchen in Amerika hält sich, nach dem Fernandes, gewöhnlich auf Bäumen, und besonders auf Fichten auf, es nähret sich von Baum- und Beerenfrüchten, sammelt sich einen Vorrath auf den Winter, und legt davon die Niederlage in dem Loche eines Baumes an, wo es sich nachher selbst hineinbegibt, um die schlechte Jahreszeit vorüber gehen zu lassen, und wo es auch seine Jungen hekt, sich also kein Nest, wie das unsere bauet. Ausserdem hat man wenig bestätigte Erfahrungen über die Geschichte dieses Thierchens.

Der Palmist, der Barbaresque, oder das Eichhörnchen von der Küste der Barbarey, und der Suisse oder Schweizer.

Der Palmist ist von Grösse wie eine Ratze oder ein kleines Eichhorn. Er bringt sein Leben auf den Palmbäumen hin, und hat davon seinen Namen bekommen. Einige nennen ihn die Palmenratze, andere das Palmeichhörnchen, da er aber weder Ratze noch Eichhorn ist, so nennt man ihn am besten Palmist. Er hat beynahe einen solchen Kopf, wie die kleine Feldratze (campagnol,) und die Haare an demselben stehen gleichfalls steif in die Höhe; sein langer Schwanz schleppt nicht nach, wie bey den Ratzen, er trägt ihn gerade und perpendiculair aufgerichtet, ohne jedoch ihn, wie das Eichhörnchen thut, über seinen Leib zu schlagen. Das Haar, das den Schwanz bedekt, ist länger als das Haar am Leibe, jedoch viel kürzer als am Schwanze des Eichhorns. Mitten auf dem Rücken, und längst dem Rückgrade hat der Palmist vom Halse bis an den Schwanz einen weißlichten Streif, der an jeder Seite einen braunen, und darauf einen andern weißlichten Streif neben sich hat. Dieses Kennzeichen findet sich fast auch an dem Eichhörnchen aus der Barbarey, welches auf unserer T. LXV. Sciurus Getulus heißt, und an dem Schweizer-Eichhörnchen, welches man wegen der Vielfärbigkeit und Schönheit in Frankreich also genennet hat, bey den Huronen aber Ohihom und sonst auch Erdeichhörnchen heißt. Diese drey Thiere kommen in vielen Stücken überein. Allein der Palmiste und der Barbaresque finden sich nur in den heissen Erdstrichen des von Alters her bekannten festen Landes und der Schweizer blos in den kalten und gemäßigten Ländern der neuen Welt. Ueber dieses liegen die braunen und weissen Streife des Schweizers in einer ganz andern Ordnung, als die Streife des Palmisten. Der weisse Streif, der bey dem Palmisten über den Rückgrad geht, ist bey dem Schweizer schwarz oder braun, die beyden weissen Streife sind dem schwarzen zur Seite, so wie bey dem Palmisten die schwarzen Streife neben den weissen liegen, und ausserdem finden sich an dem Palmisten nur drey weisse Streife, an statt daß der Schweizer deren viere hat; dieser wirft seinen Schwanz oben nach dem Leibe zu über, der Palmist thut dieses nicht; er hält sich blos auf den Bäumen, der Schweizer aber an der Erde auf, und dieser Unterschied hat dem leztern den Namen Erdeichhörnchen zuwegegebracht; endlich ist er auch kleiner, als der Palmist, und man kan also nicht zweifeln, daß es nicht zwey verschiedene Thiere sind.

Der Palmiste und Barbaresque sind zwar aus eben dem Theile des alten festen Landes, aus eben demselben Erdstriche von gleicher Grösse und beynahe von einerley Gestalt. Allein bey dem Barbaresque sind der Kopf und das Stirnblatt ründer ausgebogen, die Ohren grösser, und der Schwanz ist mit dichtern und längern Haaren bewachsen, als an dem Palmisten; er ist nach der Bildung des Leibes und Kopfes mehr Eichhorn als Ratze, und der Palmist mehr Ratze als Eichhorn. Der Barbaresque hat vier weisse Streife, der Palmist nur drey; der weisse Streif in der Mitte wird beym Palmisten auf dem Rückgrade angetroffen, bey dem Barbaresque hingegen findet sich auf eben diesem Theile ein schwarzer braunrothvermischter Streif. Uebrigens haben diese Thiere fast eben dieselben Gewohnheiten, und ein fast gleiches Naturell, als das gemeine Eichhörnchen; der Palmist und Barbaresque leben, so wie dieses, von Früchten, und bedienen sich der Vorderpfoten, um dieselben zum Raube zu bringen; sie haben eben dieselbe Stimme, eben dasselbe Geschrey, eben denselben natürlichen Trieb und eben dieselbe Behendigkeit; sie sind sehr lebhaft und ungemein sanftmüthig, sie werden sehr leicht und bis zu dem Grade zahm, daß sie bey der Wohnung bleiben, nicht anders aus derselben gehen, als um ein wenig herumzulaufen, und von selbst nachher wieder kommen, ohne daß sie gerufen oder dazu gezwungen werden; sie sind alle beyde sehr artig gebildet, ihr weißgestreiftes Fell ist schöner, als des Eichhörnchens, ihre Taille ist kleiner, ihr Leib ist leichter, und ihre Bewegungen sind gleichfalls geschwinde. Der Palmist und der Barbaresque halten sich, wie das Eichhorn, auf den Bäumen auf, der Schweizer aber bleibt an der Erde, und gräbt sich, wie die grosse Feldmaus ein Schlupfloch,

wo das Wasser nicht hinein dringen kan; er ist auch nicht so gelehrig, und von so sanftem Wesen, als die beyden andern, er beißt ohne Verschonen, wenn er nicht völlig zahm gemacht ist, und hat also in dem Naturelle und den Sitten mehr Aehnlichkeit mit den Ratzen oder grossen Feldmäusen, als mit den Eichhörnchen.

Der Coquallin.

Dieses Thier hat auch den Namen des pomeranzenfarbenen Eichhörnchens und ist einerley mit dem Quaulucallotquapachli oder Coztiocotequallin des Fernandez. Herr von Büffon hat das leztere dieser riesenmäßigen mexikanischen Wörter abgekürzt und Coquallin daraus gemacht. Es ist kein Eichhörnchen, ob es ihm schon in Ansehung der Figur und seines federbüschähnlichen Schwanzes ziemlich gleichet; denn es unterscheidet sich von demselben nicht allein durch verschiedene äusserliche Zeichen, sondern auch durch sein Naturell und durch seine Sitten.

Der Coquallin ist weit gröſſer als das Eichhörnchen; in duplam fere crescit magnitudinem, sagt Fernandez. Es ist ein artiges Thier und um seiner Farben willen sehr merkwürdig. Sein Bauch ist schön gelb, und sein Kopf sowohl, als sein Leib sind weiß, schwarz, braun und pomeranzenfarben, mit mancherley Veränderungen. Es bedekt sich mit seinem Schwanze wie das Eichhörnchen, aber es hat nicht, so wie dieses, Haarzöpfchen an den Spitzen der Ohren. Es läuft nicht auf die Bäume, sondern hält sich, wie das Erdeichhörnchen, in Löchern und unter den Wurzeln der Bäume auf; daselbst legt es sein Nest an und junget; es füllet auch seine Wohnung mit Getraide und Obst an; es ist mißtrauisch und verschlagen, und sogar so wild, daß es niemals zahm wird. Es scheint, daß der Coquallin sich blos in den südlichen Ländern von Amerika finde. Die plonten und pomeranzenfarbenen Eichhörnchen in Ostindien sind ein gut Theil kleiner und ihre Farben einförmig. Diß sind wahre Eichhörnchen, die auf Bäume laufen, und darauf hecken, da hingegen der Coquallin und der amerikanische Schweizer sich, wie die Kaninchen, unter der Erde aufhalten und mit dem Eichhörnchen blos die Aehnlichkeit der Bildung gemein haben.

Der Polatuche.

Polatuche ist der Name des Thiers das die Naturforscher bald die fliegende Ratze, bald das fliegende Eichhorn, den fliegenden Siebenschläfer, die Pontische oder Scytische Ratze u. s. w. genannt haben. Dieses Thier ist von einer besondern Gattung, die sich blos durch einige Merkmäler, den Gattungen des Eichhorns, des Siebenschläfers und der Ratze nähert. Seine ganze Aehnlichkeit mit dem Eichhorne bestehet in den grossen Augen und in der Gestalt des Schwanzes, der indessen weder so lang, noch mit so langen Haaren versehen ist. Er kommt dem Siebenschläfer nahe in der Bildung des Leibes und der Ohren, die kurz und kahl sind, wie auch vermittelst seiner Schwanzhaare, die von eben der Gestalt und Gröſſe als an jenem sind; er erstarrt aber nicht wie er in der Kälte.

Man findet dieses Thier in den nördlichen Theilen sowohl des alten als neuen festen Landes; es ist blos in Amerika gemeiner, als in Europa, wo es nur selten und in einigen nördlichen Ländern, als Litthauen und Rußland, angetroffen wird. Dieses kleine Thier hält sich, wie das Eichhorn, auf den Bäumen auf, es läuft von Ast zu Aste, und wenn es einen Sprung thut, um sich entweder von einem Baume zum andern, oder über einen beträchtlichen Abstand hinüberzuschwingen, so zieht sich seine Haut die loß ist, und an den Seiten des Leibes in Falten liegt, nach aussen, spannet und erweitert sich durch die entgegengesetzte Richtung der Vorder- und Hinterpfoten, von denen sich jene bey dieser Bewegung zum Sprunge vorwärts und diese hinterwärts strecken. Wenn die Haut also ausgespannet, und über einen Zoll breit vom Leibe abgezogen ist, so vergrössert sie die Oberfläche des Körpers um so viel mehr, ohne seine Maasse zu vermehren, und mindert folglich die zunehmende Schnelligkeit des Falles, dergestalt, daß das Thier mit einem einzigen Sprunge einen ziemlich weiten Abstand erreichet. Diese Bewegung ist also kein Flug, sondern ein einfacher Sprung, bey dem alles von dem ersten Ansatze abhängt, wovon die Bewegung bloß verlängert wird, und länger währet, weil der Leib des Thiers der Luft eine grössere Oberfläche darbietet. Sollte man aber wohl vermuthet haben, in eben dem Geschlechte ein anderes Thier mit einer ähnlichen Haut anzutreffen, von der die Verlängerungen sich nicht allein von einem Beine zum andern, sondern sogar von dem Kopfe bis an den Schwanz erstrecken? Dieses Thier, von dem Seba beydes die Figur und die Beschreibung unter dem Namen des **fliegenden Eichhorns** aus Virginien geliefert hat, scheint von dem Polatuche so weit verschieden zu seyn, daß es eine andere Gattung ausmachen würde. Es ist wahrscheinlich, daß es ein Thier ist, dessen Art würklich vorhanden, und von des Polatuche seiner unterschieden ist. Allein es könnte auch nichts weiter als ein Abfall von eben derselben Gattung seyn, und am Ende hat es vielleicht sein Wesen nur einem Zufalle zu danken, oder ist ein Mißgeschöpf, indem kein Reisebeschreiber, kein Naturforscher desselben erwähnet hat.

Dieses Thier ist gemeiniglich kleiner als das Eichhörnchen. Das, welches Herr von Büffon gesehen hat, wog nicht viel über zwo Unzen, indessen gibt es auch grössere, wenigstens muß das, welches Duvernoi in den Schriften der Petersburgischen Akademie der Wissenschaften beschrieben hat, um ein gutes grösser gewesen seyn. Der Polatuche kommt gewissermassen der Fledermaus durch die Ausdehnung der Haut bey, welche in dem Sprunge die Vorderbeine mit den hintern verbindet, und ihm dazu dienet, sich in der Luft schwebend zu erhalten Es gleicht ihr auch dem Ansehen nach ein wenig im Naturelle, indem er den Tag über ruhig, und, so zu reden, im Schlafe ist, und sich nicht eher, als auf den Abend reget. Er ist sehr leicht zahm zu machen, doch entwischt er auch gerne, wenn er kan, und man muß ihn in einem Bauer verwahren, oder an eine kleine Kette legen. Man unterhält ihn mit Brod, Früchten und Kornfutter; die Knospen und junge Sprößlinge von Fichten und Birken zieht er allem vor; nach Nussen und Mandeln fragt er nicht; er macht sich ein Bett von Blättern, worein er sich begräbt und den ganzen Tag liegen bleibt, und nicht anders hervorkommt, als des Nachts und wenn ihn der Hunger plagt. Da er wenig Munterkeit besitzt, so wird er leicht den Mardern und andern Thieren zur Beute, daher auch die von ihm vorhandene Art in gar keiner grossen Menge ist, ohngeachtet er gewöhnlich drey bis vier Junge hecket.

Dieses Thier hat vier Zähen und einige Spuren vom Daume an den Vorderfüssen, und eben so viel nebst dem Daume an den Hinterfüssen, wie das Eichhorn und die Ratzen.

Die Verlängerungen der Haut, wovon oben gesagt worden, schliessen den Ellenbogen und das Knie ein, und hören bey der Handwurzel und bey der Fußwurzel auf, wenn das Thier stille sitzt. Wenn es geht und läuft oder schwimmt, so kommen die Verlängerungen der Haut wenig zum Vorschein; allein wenn man es in die Luft wirft, so dehnet es dieselben aus, und alsdenn bildet der vordere Theil von der Haut am Vorderarme gleichsam ein Ohrläppchen, weil er von einem langen und dünnen Knöchelchen getragen wird, das man unter der Haut fühlet und mit der Handwurzel in ein Gelenk schließt. Er scheint aber die Luft nicht mit den Flügeln zu schlagen; sondern macht bloß al-

ler-

lerhand Wendungen mit dem Schwanze, indem er denselben von einer Seite und von einem Ende zum andern wellenförmige Bewegungen machen läßt. Er schwimmt wie die andern Thiere, ohne die Verlängerung seiner Haut auszudehnen, und, ohngeachtet das Haar naß geworden ist, erhält sich das Thier doch in der Luft schwebend, und kan nach seiner Art fliegen, so bald es aus dem Wasser kommt.

Der Polatuche, den Herr Daubenton vor sich hatte, hatte, wenn er mit seinen Verlängerungen ausgebreitet war, auf der ganzen Oberfläche des Kopfes, des Leibes, der Beine und des Schwanzes eine vermischte aschgraue und gelbe Farbe, einen weißlichten Flek ausgenommen, der über jedem Auge war. Die Unterfläche des Thiers aber von der Spitze der Schnautze bis an den Anfang des Schwanzes war von weisser Farbe mit einigen gelben Strichen auf dem Rande von der verlängerten Haut des Leibes und an den Haaren von der auswendigen Seite des Schenkels und der Beine; die Unterfläche des Schwanzes hatte eine gelblichte Farbe. Die längsten Haare waren am Schwanze, und hatten acht Linien in der Länge. Von den Haaren des Leibes betrug die Länge vier bis fünf, und hinter dem Schenkel sogar sechs Linien, die Barthaare waren zween Zoll lang, und von schwarzer Farbe.

Der Burunduk.

Burunduk ist der rußische Name eines sibirischen Thierchens, das in den Comment. Acad. Petrop. nov. Sciurus minor virgatus, und bey Herrn Laxmann, von dem wir die folgende Beschreibung abborgen, Sciurus Sibiricus cinereo rufescens, striis quinque nigris longitudinalibus, palmis tetradactylis, plantis pentadactylis, heißt. Es ist nur halb so groß, als das gemeine Eichhörnchen, in den Sitten aber kommt es mit diesem völlig überein. Oben ist es graubraun, unten aber weißlich. Der Schwanz, der so lang als der ganze Leib ist, ist dunkelgrau mit weiß gesprenkelt. Die Wurzeln der Haare sind bräunlich grau, die Mitte kohlenschwarz, und die Spitzen weiß, und nicht so lang, als beym gemeinen Eichhorne. Die Vorderzähne liegen etwas bloß. Die obere Lippe ist etwas gespalten. Das Barthaar ist ganz schwarz, etwas länger und steifer als das übrige. Oben ist der Kopf bräunlich grau, und fällt ins Dunkle. Die Augenlieder sind schwarz; über dieselben läuft ein weisser Streif, der fast von beyden obern Seiten der Nase anfängt. Hinter dem Auge geht ein schwärzlichter Streif bis ans Ohr; und unter dem vordern Augenwinkel fängt ein weisser Streif an, der sich bey dem Ohrwinkel endiget. Unter diesem ligt wieder ein schwarzer Streif, an dem die Barthaare sitzen; und dieser geht ebenfalls bis ans Ohr. Die Ohren sind nicht lang, und mit kurzen grauen Haaren besetzt. Die Kehle, der Hals und der Bauch sind weißlicht. Auf dem Rücken laufen fünf schwarze Streifen nebeneinander vom Halse bis zum Schwanz. Die Vorderfüsse haben nicht mehr als vier Zähen, die hinteren fünfe. Es springt ungemein schnell von Baum zu Baume. Es beriecht alles, was ihm vorkommt, und setzt und putzt sich oft. In den oben angeführten Commentarien ist es auf der neunten Tafel des fünften Toms abgebildet, aber sehr fehlerhaft.

Die Ratze.

TAB. LXIV.

Man hat unter dem allgemeinen Namen Ratze viele Arten kleiner Thiere begriffen, und mit einander verwechselt; hier soll er aber blos der gemeinen Ratze beygeleget werden, welche schwärzlich aussieht und sich in Gebäuden aufhält; alle übrige Arten sollen ihre besondere Benennung erhalten, weil eine jede von allen andern sich unterscheidet, da sie sich nicht mit einander vermischen.

Die Ratze ist in Ansehung der Beschwehrlichkeit, welche sie verursachet, bekannt genug; sie bewohnet gemeiniglich die Böden, wo man Getraide aufschüttet, und Obst verwahret; von da läuft sie herab, und breitet sich im ganzen Hause aus, den Keller nicht einmal ausgenommen, wo sie, wie die Mauß die Hahnen und Zapfen der Weinfässer belekt, oder den Schwanz durch das Spuntloch in den Wein hängt und sich hernach denselben durchs Maul ziehet. Sie ist fleischfräßig, und frißt sogar alles ohne Unterschied, nur scheint sie das Harte dem Weicheren vorzuziehen; Sie zernaget die Wolle, die Zeuge, das Haußgeräthe, durchlöchert das Holz und die Mauern, nimmt ihre Wohnung mitten in den Fußböden, in den Fugen zwischen den Sparr- und Tafelwerken; von dannen geht sie ihrer Nahrung nach, und öfters trägt sie alles hinein, was sie wegschleppen kan, bisweilen hebt sie sogar ihren Vorrath darinnen auf, insonderheit wenn sie Junge hat. Sie hecket oft im Jahre, und meistentheils im Sommer, und bringt insgemein fünf bis sechs Junge zur Welt. Sie suchet sich warme Oerter aus, und verbirgt sich im Winter nahe bey den Schornsteinen, oder im Heu und Stroh. Ungeachtet ihrer vielen Feinde vermehren sich diese Thiere so häufig, daß sie öfters grossen Schaden anrichten: Vornehmlich sind sie auf dem Lande in alten Gebäuden, wo man Korn auf den Böden verwahret, und wo die vielen Heuböden ihren Aufenthalt und Vermehrung erleichtern, in so grosser Menge, daß man würde den Haußrath ausräumen und davon laufen müssen, wenn sie sich nicht selbst auftrieben: so aber weiß man aus der Erfahrung, daß sie einander tödten und fressen, so bald sie der Hunger drükt. Sie öfnen zuerst den Kopf und fressen das kleine Gehirn, nach diesem aber das übrige Aas. Dieser Krieg, da sich die stärkern über die schwächern hermachen, erhebet sich so oft von neuem, und währet so lange, bis die gröste Anzahl vertilget ist. Gleiche Beschaffenheit hat es mit den grossen Feldmäusen, deren erstaunliche Fruchtbarkeit blos durch die Grausamkeiten, die sie gegen einander ausüben, wenn es ihnen an Lebensmitteln fehlt, gehemmet wird. Dieses, und nicht das Regenwetter ist die Ursache einer manchmal plözlichen Vertilgung dieser Thiere, indem die Ratzen demselben nicht ausgesezt sind, und die grossen Feldmäuse sich dafür zu schützen wissen.

Die Ratzen sind eben so geil, als gefräßig, wenn sie sich mit einander belaufen, machen sie ein durchdringendes Geschrey, sie schreyen auch, wenn sie unter einander Streit haben. Ihren Jungen bereiten sie ein Lager, und bringen ihnen bald etwas zu fressen. Wenn dieselben anfangen ihr Loch zu verlassen, so hütet und vertheidigt sie die Mutter, und geht sogar gegen die Katzen an um sie zu retten. Ja, wenn sich dem Ratzen an einem engen Orte, wo sie nicht leicht entfliehen können ein Hund oder auch ein Mensch nähert, so setzen sie sich gegen dieselben, blasen die Backen auf, geben einen unangenehmen Ton von sich und springen wohl gar auf denselben los. Eine grosse Ratze ist boshafter, und fast eben so stark als eine junge Katze: sie besizt lange und starke Vorderzähne. Die Katze hat kein gutes Gebiß, und da sie sich mehrentheils nur ihrer Klauen bedienet, so muß sie nicht nur gut bey Kräften, sondern auch streitbar seyn, wenn sie siegen will. Deswegen gehen auch nicht alle Katzen auf sie. Sie fressen

auch

Mus. alpin9. Marmota
Murmelthier

Sciurus Getulus
Barbaresque.



Glis Aldr.
der Siebenſchläfer.

Mus Indic9



Ichneumon ſ lutra
Ægypti.
der Mangouſte



Mus Muſcatal9

auch selten von Ratzen, und wenn es geschiehet, so bekommt es ihnen gemeiniglich so übel, daß sie sich davon erbrechen müssen. Obgleich das gemeine Wiesel viel kleiner ist, so gibt es dennoch einen gefährlichern Feind ab, für dem sich die Ratze fürchtet, weil es sie in ihren Löchern aufsuchet. Der Kampf dauert manchmal lange Zeit, wenigstens ist die Stärke an beyden Seiten gleich: aber der Gebrauch der Waffen ist nicht eine ley. Die Ratze kan nur nach und nach eins versetzen, und zwar durch die Vorderzähne, welche mehr zum Zernagen, als zum Beissen geschikt sind, und weil sie am äusserstem Ende der Kinnlade stehen, wenig Nachdruk haben. Hingegen beißt das Wiesel mit dem völligen Kinnbacken grimmig zu, und sauget, anstatt abzulassen, das Geblüte an dem verlezten Theile aus, und sieget allezeit.

Diese Gattung ist mannigfaltig. Ausser den gemeinen schwärzlichten Ratzen, gibt es braune, beynahe ganz schwarze, mehr weiß oder mehr rothgraue, und wiederum ganz weisse. Diese leztern haben rothe Augen, wie das weisse Kaninchen, die weisse Maus, und alle andere Thiere, welche über und über weiß aussehen. Die ganze Gattung mit ihren Verschiedenheiten, scheint den gemäßigten Gegenden unsers festen Landes natürlich zu seyn, und hat sich in den warmen Ländern weit mehr, als in den kalten ausgebreitet. In Amerika gab es ehedem gar keine, sie kamen aber mit den Europäern in den Schiffen dahin, und fielen den Colonien durch ihre erstaunliche Vermehrung um so beschwehrlicher, da sie keine sonderliche Feinde, als die grossen Schlangen antrafen, von welchen sie lebendig verschlungen werden. Die Schiffe haben sie ebenfalls nach Ostindien und in alle Inseln des ägeischen Meeres gebracht. Man findet ihrer auch viele in Afrika. In Norden hingegen haben sie sich über Schweden hinaus nicht weit ausgebreitet; und die Thiere, so man in Norwegen, in Lappland u. s. f. Ratzen nennet, sind von unsern unterschieden.

Die Ratze ist kleiner als das Eichhorn; sie hat einen länglichen Kopf, eine spitzige Schnautze, einen sehr kurzen Unterkinnbacken, welcher bey weitem nicht so sehr, als der obere hervorstehet, grosse Augen, grosse, breite und kahle Ohren. Der Körper ist lang, wenn ihn das Thier ausdehnet, aber in der gewöhnlichen Stellung, weil der Rücken alsdenn einen Bogen formiret, scheint er klein zu seyn. Der Schwanz ist lang, fast gänzlich kahl, und voll kleiner runder Schuppen, welche ihn wie Streife oder Ringe umgeben, zwischen welchen man einige kurze Haare erblikt. Die Füsse und Zähen sind verhältnißmäßig viel kleiner, als bey dem Eichhorne; die grosse Zähe der Vorderfüsse ist ungemein kurz, man sieht nichts, als die Klauen daran. An der Fußsohle befinden sich fünf Hübelchen, drey vorwärts und zwey hinterwärts. Die grosse Zähe der Hinterfüsse ist wohl gebildet, sie steht, wie bey den Affen, weit von der ersten Zähe ab. Die Fußsohle hat sechs Hübelchen, drey hinter der grossen Zähe, und die übrigen zwey auf dem Untertheile des Metatarsus.

Der Puk.

Der Puk ist grösser als die Haußratze; er hat eine länglichte Schnautze, gräbt in die Erde, macht sich einen Bau und verwüstet die Erde; bey Suraz in Volhinien gab es deren so viele, daß die Einwohner den Gartenbau aufgeben mußten. Er ist vielleicht des Seba Norwegische Ratze.

Die Maus.

TAB. LXIV.

Die Maus ist zwar viel kleiner als die Ratze, aber sie vermehret sich stärker, und hat sich weiter ausgebreitet. Der Trieb, das Temperament und Naturell ist einerley, und sie unterscheidet sich von derselben blos dadurch, daß sie schwächer ist, und andere Gewohnheiten an sich hat. Da sie von Natur schüchtern und aus Noth dreuste ist, so ligt der Grund aller ihrer Bewegungen theils in der Furcht theils in dem Mangel der Nahrung. Sie geht nicht aus ihrem Loche, als wenn sie der Hunger dazu treibt, sie entfernt sich nicht weit davon, und begibt sich bey dem geringsten Geräusche wieder hinein. Wenn sie aber bey der Abenddämerung herausgehet und Mäuse-Gesellschaft antrift, die sich sicher glaubet, so kan man sie nicht selten einander jagen, sich auf die Hinterbeine setzen, und mit ihren Pfötchen die Speise an den Mund bringen, eine die in dieser Stellung ist, niederwerfen, und allerley Possenspiele machen sehen. Sie läuft nicht wie die Ratze aus einem Hause in das andere, und richtet auch weit wenigern Schaden an. Sie ist bey weitem nicht so wild, als die Ratze, und wird bis auf einen gewissen Grad zahm, aber ohne Zuneigung. Sie hat viele Feinde, die Nachteulen, alle Nacht und die meisten Raubvögel, Katzen, Hausmarder, Wiesel und selbst Ratzen bekriegen sie; man lokt sie leicht in die Falle, und ihr Geschlecht müßte schon längst vertilget seyn, wenn sie nicht unbeschreiblich fruchtbar wäre.

Herr von Büffon sagt es aus Erfahrung, daß einige in Mäusefallen gehekt haben. Sie hecken zu aller Zeit jährlich öfters. Sie bringen gemeiniglich fünf bis sechs Junge auf einmal, welche in weniger als vierzehn Tagen so stark und groß sind, daß sie sich zerstreuen und ihre Nahrung selbst suchen können. Aristoteles meldet, er habe eine trächtige Maus in ein Getraidemaas gesperret, und nicht lange darnach wären 120 Mäuse alle von einer Mutter darinnen angetroffen worden.

Diese kleine Thierchen sehen gar nicht häßlich, sondern munter und etwas schlau aus. Alle Mäuse sind unten am Bauche weißlicht, und manche sind am ganzen Leibe weiß. Es gibt auch welche, die mehr oder weniger braun, und mehr oder weniger schwarz aussehen. Die, so sich in Scheunen aufhalten, sind mehr aschgrau als die so sich in Häusern finden lassen. Ihr Geschlecht hat sich überall in Europa, Asien und Afrika ausgebreitet, man will aber behaupten, daß es in Amerika keine gegeben, und daß die, welche man jezt daselbst in grosser Menge antrift, von unserem festen Lande ursprünglich dahin gekommen.

Die grosse Feldmaus.

Die grosse Feldmaus ist kleiner als die Ratze, und grösser, als die Maus. Sie hält sich niemals in Gebäuden auf, und man trift sie blos auf den Feldern und in dem Walde an. Sie ist an den grossen, und aus dem Kopfe herausstehenden Augen kenntbar; über dieses unterscheidet sie sich von der Ratze und Maus durch die Farbe ihres Haars, welches unten am Bauche weißlich, und auf dem Rücken rothbraun aussiehet. Man findet sie überall und sehr häufig auf hohen Feldern. Sie scheint langsam zu ihrem Wachsthum zu gelangen, weil ihre Grösse sehr unterschiedlich ist. Die grossen sind von der Nasenkuppe, bis an den Ursprung des Schwanzes, vier Zoll, zween oder drey Linien lang; und die kleinen, welche, wie jene scheinen erwachsen zu seyn, haben einen Zoll weniger. Und weil man welche von allen mittleren Grössen antrift, so kan man nicht zweifeln, daß sowohl die grossen, als die kleinen von einerley Gattung sind.

Es


Der Suiſze oder Schweizer
Der Hamster
Der Palmiſte
Das Eichhorn
Die Ratze
Der Polatuche
Die Maus
Die Spizmaus
Unterfläche des Polatuches
Oberfläche des Polatuches
Die Feldmaus
Der Siebenſchläfer
Die Waſser Maus
Der Maulwurff
Der Ondatra
Der Desman
Die kleine Haſelmaus

Es ist wahrscheinlich, daß Naturforscher, denen dieses unbekannt war, daraus zwo Gattungen gemacht, und zu der einen die grosse Feldratze, zu der andern die grosse Feldmaus gerechnet haben.

Dieses Thier hält sich, wie gesagt, auf trockenen und erhabenen Feldern auf; man trift es in Waldungen und den daran gränzenden Aeckern in grosser Menge an. Es verkriecht sich in Löcher, die es entweder vorfindet, oder unter dem Gesträuche und Baumstämmen selbst macht. Die grosse Feldmaus trägt eine erstaunliche Anzahl Eicheln, Haselnüsse, oder Buchekern zusamen, wovon man bisweilen einen ganzen Schöffel voll in einem einzigen Loche findet; denn sie richtet sich bey Einsammlung ihres Vorraths, nicht nach ihrer Bedürfniß, sondern nach der Weite des Raums. Diese Löcher sind insgemein über einen Schuh tief unter der Erde, und oft in zwo Höhlen abgetheilt, in der einen wohnet sie, nebst ihren Jungen, und die andere gibt ihre Vorrathskammer ab. Diese Thiere verursachen einen sehr beträchtlichen Schaden an der Saat. Sie schleppen die kaum gesäeten Eicheln hinweg; sie folgen der vom Pfluge gezogenen Furche nach, scharren eine Eichel nach der andern heraus, und lassen nicht eine übrig. Dieses geschiehet vornehmlich in den Jahren, da die Eicheln nicht überflüßig sind; weil sie deren nicht genug im Walde finden, so suchen sie solche in den damit besaamten Feldern auf. Sie verzehren dieselbe nicht auf der Stelle, sondern tragen sie in ihr Loch auf einen Haufen zusamen, wo sie dieselben austroknen und öfters verfaulen lassen. Sie thun allein der Holzsaat mehr Schaden, als alle Vögel und übrigen Thiere zusamen genommen. Im Herbste sind sie sehr häufig, im Frühlinge gibt es weit wenigere, denn sie reiben einander selbst auf, so bald ihnen die Lebens-Mittel im Winter abgehen. Sie verzehren auch die Campagnole, und sogar die Krametsvögel, Amseln und andere Vögel, die sie in Netzen ertappen. Sie fangen bey dem Gehirne an, und fressen das übrige Aas zulezt.

Die Ratze ist zwar sehr fruchtbar, aber die grosse Feldmaus vermehret sich weit häufiger. Sie hecket jährlich mehr als einmal, und oft neun und zehn Junge auf einmal; da hingegen die Ratze nur fünf bis sechs zur Welt bringt. Dieses Thier hat sich durch ganz Europa verbreitet, man findet es in Schweden, und ist eben dasselbe, welches Linnäus: Mus cauda longa, corpore nigro flavescente, abdomine albo nennt. Es ist in Frankreich (wo es Mulot heißt,) Italien und in der Schweiz sehr gemein. Beym Gesner heißt es: Mus agrestis major. Es befindet sich gleichfalls in Deutschland und in England, wo man es Fieldmouse nennet. Unter seine Feinde zählet man die Wölfe, Füchse, Feldmarder, Raubvögel, und endlich das Thier selbst.

Ausser den grossen Augen, durch die es sich von der Maus unterscheidet, hat es nach Proportion einen weit längern und dickern Kopf, längere und breitere Ohren, auch längere Füsse.

Der Campagnol oder die kleinere Feldmaus.

Der Campagnol ist noch gemeiner, und hat sich weit mehr, als die grosse Feldmaus ausgebreitet. Diese trift man nur etwan auf hohen Aekern an, den Campagnol aber findet man überall, in Waldungen, Feldern, Wiesen und sogar in Gärten. Er ist wegen seines dicken Kopfs, wie auch wegen seines kurzen Stutzschwanzes, der selten über einen Zoll lang ist, sehr kennbar. Er gräbt sich Löcher in die Erde, die er mit Getraide, Haselnüssen und Eicheln anfüllet. Doch scheint er das Getraide allem vorzuziehen. Im Monat Julius, wenn das Getraide reif ist, kommen diese kleine Feldmäuse von allen Orten zusamen, und verursachen oft grossen Schaden, weil sie der Aehre halben die Kornhalmen abbeissen. Sie scheinen den Schnittern nachzuerndten; sie machen sich alle ausgefallene Körner, und zurükgebliebene Aehren zu nutze. So bald sie völlig eingesammlet haben, besuchen sie die neu-besäeten Felder, und vernichten im Voraus die Ernde des künftigen Jahres. Im Herbste und Winter begeben sich die meisten in die Wälder, wo sie Buchekern und Haselnüsse finden. Zu gewissen Jahreszeiten kommen sie in so grosser Menge zum Vorschein, daß sie alles verwüsten würden, wofern sie sich lange erhalten könnten; aber sie vertilgen

und fressen einander für Hunger selbst auf. Zudem dienen sie den grossen Feldmäusen zur Nahrung, und sind die gewöhnliche Kost des Fuchses, der wilden Katze, des Feldmarders, und der gemeinen Wieseln.

Innerlich gleichet die kleine Feldmaus keinem Thiere so sehr, als der Wassermaus, aber äusserlich unterscheidet sie sich darinn von derselben, daß sie von der Nasenspitze bis an den Ursprung des Schwanzes nur etwan drey Zoll, und die Wassermaus sieben lang ist. Sie ist auch nach Proportion der Leibeslänge dicker, als die Wassermaus und hat einen dickern Kopf; der Schwanz des Campagnols beträgt höchstens ein Drittheil der Länge des ganzen Thiers, und bey der Wassermaus zwey. Die Campagnols nähren sich nicht von Fischen, und begeben sich nie aufs Wasser. Ihre Löcher sind wie der grossen Feldmäuse ihre beschaffen, und bisweilen in zwo Höhlen abgetheilet: aber sie sind nicht so geräumig, und gehen bey weitem nicht so tief unter der Erde fort; allda halten sich manchmal viele von diesen kleinen Thieren beysamen auf. Wenn die Hekzeit nahe ist, tragen die Weibchen zu einem Lager für ihre Junge Gras hinein. Sie werfen im Frühlinge und im Sommer, und gemeiniglich fünf oder sechs, bisweilen aber auch sieben oder acht Junge.

Den Namen Campagnol, den ihr Büffon gegeben hat, hat er von ihrer italiamschen Benennung hergenommen.

Die Wassermaus.

Die Wassermaus ist ein Thier von der Grösse der Ratze Sie hält sich immer beym Flußwasser auf, und man findet sie gemeiniglich an den Ufern der Flüsse, der Bäche und Teiche; sie lebt fast allein von Fischwerke, Gründlingen, Schmerlen, kleinen Blak- und Weißfischen; das Laich der Karpfen, Hechte und Barben ist ihre gewohnliche Kost. Sie frißt auch Frösche, Wasserinsekten und bisweilen Wurzeln und Kräuter. Zwischen den Fußzähen ist sie nicht mit Häutchen versehen. Alle ihre Fußzähen sind von einander abgesondert, und dennoch fällt ihr das Schwimmen leicht, und sie kan lange Zeit unter dem Wasser aushalten, und was sie darinne fängt, schleppt sie heraus, um es am Lande, auf dem Grase, oder in ihrem Loche zu verzehren. Die Fischer ertappen sie bisweilen daselbst beym Krebsfange, sie beißt dieselben in die Finger, und springt, wenn sie sich nicht anders retten kan, ins Wasser Sie hat einen kleinern Kopf, eine dickere Schnautze, borstiger Haar, und keinen so langen Schwanz, als die Ratze Sie meidet grosse Flüsse, oder vielmehr die, wohin viele Leute zu kommen pflegen. Von den Hunden wird sie mit einer Art von Wuth aufgejagt. Sie verläßt das Ufer nicht, und entfernet sich davon nicht einmal so weit, als der Fischotter. Die Wassermaus lauft nicht auf erhabene Gegenden, sie ist auf hohen Bergen und in dürren Haiden sehr selten, aber in allen feuchten und sumpfichten Thälern häufig anzutreffen. Zu Ende des Aprils paaren sich diese Thierchen, und hecken gemeiniglich auf einmal sechs oder sieben Junge. Vielleicht geschiehet dieses jährlich öfter. Ihr Fleisch schmekt eben nicht ganz übel; die Bauren essen es an Fasttägen Man findet sie in Europa überall, ausser in dem gar zu strengen Himmelsstriche um den Pol nicht. Wenn man dem Bellon glauben darf, so trift man sie in Egypten an den Ufern des Nils wieder an; aber die Figur so er davon gibt, gleicht unserer Wassermaus so wenig, daß man diese Ratzen des Nils nicht ohne Grund für eine ganz andere Art von Thieren ansehen kan. Der Obertheil dieses Thiers hat eine braune mit gelblichem vermischte und der Untertheil eine bleichgelbe, unrein weisse und aschgraue Farbe Die meisten Haare sind kurz, nur auf dem Rücken befinden sich lange Haare, welche die andern bedecken.

Die Spizmaus.

TAB. LXIV.

Die Spizmaus scheint einen Absaz in der Ordnung der kleinen Thiere zu machen, und den Zwischenraum zwischen der Ratze und dem Maulwurf auszufüllen. Die Spizmaus, die noch kleiner als die gemeine Maus ist, gleicht dem Maulwurfe, in Ansehung der Schnautze, indem die Nase viel länger, als der Kinnbacken ist, der Augen, welche zwar etwas grösser als bey dem Maulwurfe, aber eben so sehr verstekt, und viel kleiner als die von der gemeinen Maus sind, in der Zahl der Zähen, deren sie fünf an allen Füssen hat, in dem Schwanze, in Ansehung der Beine und insonderheit der hintern, welche sie kürzer als die gemeine Maus hat, der Ohren und endlich der Zähen. Dieses sehr kleine Thier hat einen starken Geruch, der ihm eigen und den Katzen zuwider ist. Sie verfolgen und tödten die Spizmaus, fressen sie aber nicht. Vermuthlich hat dieser schlimme Geruch und der Widerwille der Katzen den gemeinen Glauben von dem Gifte dieser Thiere, und ihren, dem Viehe, besonders aber den Pferden, gefährlichen Biß veranlasset. Doch ist sie weder giftig noch vermögend zu beissen, denn die Oefnung ihres Mundes ist nicht weit genug, um die doppelte Dicke der Haut irgend eines andern Thieres zu fassen. Es hält sich gemeiniglich, insonderheit aber im Winter, in Heuböden, Ställen, Kornspeichern und Misthöfen auf. Es frißt Korn, Insekten und faules Fleisch. Man findet es auch häufig auf dem Felde und in den Wäldern. Es verbirgt sich im Mooße unter den Blättern, den Stämmen der Bäume und zuweilen in Löchern, welche die Maulwürfe verlassen haben, oder in andern, die es sich selbst macht, und mit der Schnautze und den Klauen ausgräbt. Die Spizmaus wirft viel Junge auf einmal, wie man glaubt, eben so viel, als die gemeine, aber sie wirft nicht so oft. Ihr Geschrey ist viel schärfer, als das von der gemeinen Maus, aber sie ist bey weitem nicht so hurtig, läuft und sieht schlecht. Ihre gewöhnliche Farbe ist ein mit Roth untermengtes Braun, doch gibt es auch aschenfarbigte und fast ganz schwarze. Alle aber sind theils mehr, theils weniger weißlicht unter dem Bauche. Sie sind in Europa sehr gemein, finden sich aber wahrscheinlicherweise nicht wieder in Amerika. Das brasilianische Thier, dessen Marggraf unter dem Namen der Spizmaus erwähnet, welches, wie er sagt, eine sehr spizige Schnautze und drey schwarze Streife auf dem Rücken hat, ist gröfser und scheint von einer andern Art zu seyn.

Die Spitze der Schnautze dieser Maus hat einige Aehnlichkeit mit dem Schweinsrüssel, und wird blos von der Nase und der Oberlefze gebildet. Die Nasenlöcher haben auf beyden Seiten der Schnauze in der Mitte zwey kleine Erhebungen. Die Ohren sind rund, kahl und sehr kurz. Sie hat fein ausgebildete Zähen an den Vorder- und Hinterfüssen. Ihr Haar ist feiner, sanfter und kürzer, als an der gemeinen Maus.

Die Zwergspizmaus.

Herr Laxmann hat in Sibirien ein Thierchen angetroffen, welches er Sorex Pygmæus, rostro longissimo, pedibus pentadactylis, cauda nulla, nennet. Wenn dieses sich ausstrekt, so beträgt seine ganze Länge zween Londner Zoll: und lebendig gewogen ist es nur acht und dreyßig Gran schwer. Der Kopf ist beynahe so lang als der ganze Leib: die Schnautze läuft ganz spiz zu, und kan etwas eingezogen werden: vorne ist eine nicht tiefe Spalte, und beyde Seiten sind bis an die Augen voller Barthaare. Die Augen sind klein, und liegen tief im Kopfe, da wo der Rüssel sich endiget. Die Ohren sind weit aber sehr kurz und nackend. Das Haar ist glänzend und fein, oben schwärzlich grau, und unten ins weißlichte fallend. Alle Füsse sind fünfzähig. Der Schwanz fehlt völlig. Gereizt gibt es eine Stimme von sich, wie eine Fledermaus. Es

läuft und wühlet sehr geschwind · es beißt mit sehr wenigem Nachdruk, und wohnt unter Baumwurzeln in feuchten Gebüschen, in einem von allerley Mooß verfertigten und mit Saamen angefüllten Neste. Herr von Linné hat dieses Thierchen, das Herr Laxmann zuerst bekannt machte in sein Systema Nat. unter dem Namen Sorex minutus aufgenommen.

Die Wasserspizmaus.

Herr Daubenton fand vor nicht gar vielen Jahren diese Spizmaus, welche von den Naturbeschreibern noch nicht wahrgenommen war, und da sie im Wasser und auf der Erde lebt, so nannte er sie **Wasserspizmaus**. Sie ist grösser als die bekannte Spizmaus. Sie hat eine etwas dickere Schnautze, längere und stärker behaarte Füsse und Schwanz In den Farben des Körpers ist sie ebenfalls von jener unterschieden, denn der obere Theil des Leibes von der Spitze der Schnautze bis zum Schwanze ist schwärzlicht und etwas braundurchscheinend, der untere Theil ist ein gemischtes Rothbraun, grau und aschfarbigt. Der Schwanz ist grau von Farbe und fast nackend, nur an der untern Seite nicht, welche ein kurzes weißlichtes Haar von einem Ende bis zum andern hat. Die Zähen haben auch an den Seiten Haare, welche sich an der gemeinen Spizmaus nicht finden. Man fängt sie bey den Quellen, bey Auf- und Untergang der Sonne; den Tag über hält sie sich in Felsenritzen oder Löchern unter der Erde längst den kleinen Bächen verstekt; sie wirft im Frühjahre Junge und deren gewöhnlich neune an der Zahl.

Die brasilianische Spizmaus.

Herr von Büffon hat in Ermanglung des wahren Namens ein Thier unter diesem angezeigt, welches der Spizmaus mehr als einem andern gleicht, ob es schon um ein beträchtliches grösser ist, indem es von dem Aeussersten der Schnauze bis an den Ursprung des Schwanzes ungefähr fünf Zolle hat. Der Schwanz selbst ist nur zween Zolle lang und folglich viel kürzer, als an der gemeinen Spizmaus. Es hat eine spizige Schnautze und sehr scharfe Zähne: auf einem Grunde von braunem Haar erblikt man drey zimlich breite schwarze Streife, welche sich der Länge nach von dem Kopf bis an den Schwanz erstrecken, unter welchem man auch den Beutel mit den Hoden bemerket, die zwischen den Hinterfüssen hangen: dieses Thier, sagt Markgrav, spielte mit den Katzen, die es auch nicht fressen mögen, gleichwie auch die europäische Spizmäuse nicht von ihnen gefressen werden.

Der Tukan.

Fernandes nennet ein kleines vierfüßiges Thier aus Neu-Spanien, dessen Grösse, Gestalt und natürliche Gewohnheiten mit des Maulwurfs seinen mehr übereinkommen, als mit irgend eines andern Thieres, **Tukan**. Vielleicht ist es eben das Thier welches Seba unter dem Namen des **rothen amerikanischen Maulwurfes** beschrieben hat. Es ist etwas grösser als unser Maulwurf, wie dieser fett und fleischicht, und hat so kurze Beine, daß der Bauch die Erde berühret; der Schwanz ist kurz; die Ohren klein und rund; die Augen so klein, daß sie ihm so zu reden unnütze sind; aber die Farbe des Haares ist rothgelb, und er hat an den Vorderfüssen nur drey und an den hintern vier Zähen, an statt daß unser Maulwurf überall fünfe hat. Sein Fleisch ist gut zu essen, und er findet nicht, wie unser Maulwurf, seine Wohnung wieder, wenn er daraus gegangen ist, sondern gräbt sich jedesmal ein neues Loch.

Der Maulwurf.

TAB. LXIV.

Der Maulwurf hat, ohne ganz blind zu seyn, so kleine und versteckte Augen, daß er wenig Gebrauch davon machen kan. Zur Entschädigung dafür hat ihm die Natur den Gebrauch des sechsten Sinnes im Uebermaasse gegönnt, und ihm eine anmerkungswürdige Einrichtung der dazu nöthigen Behältnisse und Gefässe, einen erstaunlichen Vorrath von Saamen, ausserordentlich grosse Hoden und das Zeugungsglied unmäßig lang gegeben; alles aber so in dem Innern des Körpers verborgen, daß es folglich weit wirksamer und hitziger seyn muß. Ueberdieses hat er ein sehr feines Gefühl und ein sehr scharfes Gehör. Sein Haar ist so sanft als Seide. Er hat kleine Hände mit fünf Fingern, die von den Füssen anderer Thiere sehr verschieden, und den Händen des Menschen sehr ähnlich sind, viel Kraft im Verhältnisse seines Körpers, eine feste Haut, und eine immer gleiche Fettigkeit. Beyde Geschlechter halten sich mit einem lebhaften und gleich starken Triebe zu einander. Sie fürchten, oder verabscheuen vielmehr eine jede Gesellschaft von anderer Art, und leben in einer angenehmen Gewohnheit der Ruhe und der Einsamkeit, mit einer seltenen Kunst sich in Sicherheit zu setzen, und sich in einem Augenblicke eine Zuflucht oder Wohnung zu machen, welche sie ohne Schwierigkeit erweitern, und ohne sie zu verlassen, einen überflüßigen Unterhalt in ihr finden.

Der Maulwurf verschließt den Eingang seines Aufenthalts, und verläßt ihn fast nimmer, als wenn ein überflüssiger Sommerregen durch das Wasser, das sich in denselben ergießt, ihn dazu nöthiget, oder der Gärtner dessen Dach eindrukt. Er arbeitet sich in den Wiesen ein rundes Gewölbe, in den Gärten aber gemeiniglich einen langen Gang aus, indem er mehr Leichtigkeit findet, eine bewegliche und bearbeitete Erde als einen festen und von Wurzeln durchwebten Rasen zu zertheilen und aufzuwühlen. Er hält sich nicht in dem Schlamme, auch nicht in hartem und gar zu festem oder steinigtem Erdreiche auf. Ihm ist ein weiches Erdreich nöthig, das voll von eßbaren Wurzeln, noch mehr aber von Insekten und Würmern ist, die seine vornehmste Nahrung ausmachen.

Da sie nur selten aus ihrer Wohnung gehen, so haben sie wenig Feinde, und entgehen den fleischfressenden Thieren ohne Mühe. Das Austretten der Flüsse ist ihr gröstes Verderben. Man sieht sie bey solchen Ueberschwemmungen in grosser Anzahl, sich schwimmend retten, und alles versuchen um einen höhern Boden zu erreichen. Dennoch aber kommen die mehresten von ihnen um. Sie begatten sich gegen Ende des Winters, und sind nicht lange trächtig, denn man findet im May schon viele Junge. Sie werfen gewöhnlich vier oder fünfe, und die Haufen unter denen sie werfen sind mit vieler Kunst gemacht, und die gewöhnlich viel gröſſer und erhabener als die andern. Es ist glaublich, daß sie mehr als einmal im Jahre werfen.

Diese Wohnungen worinn sie hecken, machen sie, wie gesagt, mit vieler Kunst. Sie treiben zuvörderst die Erde in die Höhe und machen ein zimlich hohes Gewölbe, in welchem sie Abtheilungen, und hin und wieder Pfeiler lassen. Sie drucken und schlagen die Erde, vermischen sie mit Wurzeln und Kräutern, und machen sie von unten so hart und feste, daß das Wasser nicht durch das Gewölbe, wegen seiner erhabenen Figur und Festigkeit dringen kan. Sie bauen alsdenn in derselben eine Erhöhung oben, auf welche sie Gras und Blätter zum Lager für die Jungen tragen. In dieser Lage sind sie über den Boden der Höhle erhaben, und also für gemeinen Ueberschwemmungen, zugleich aber durch das sie oben bedeckende Gewölbe, für dem Regen sicher. Dieser Hügel ist rund um mit vielen abgängig gehenden Löchern durchgraben, welche tief hinab nach allen Seiten zugehen, und durch welche die Mutter nach allen Seiten gehen,

und für die Jungen die nöthige Nahrung suchen kan Diese unterirdische Gänge sind fest und wohlgebahnt, und gehen etwan auf zwölf oder fünfzehn Schritte von der Wohnung, als von ihrem Mittelpunkte nach allen Seiten aus. Man findet darinn, so wie in dem Gewölbe, Reste von Zeitlosen Zwiebeln, welche wahrscheinlich die erste Nahrung sind, die sie den Jungen reichen. Man siehet aus dieser Einrichtung, daß sie nicht anders als sehr weit von der Wohnung zum Vorschein kommt, und also die kürzeste und sicherste Art, sie mit den Jungen zu fangen, diese ist, wenn man in der Runde umher einen Graben macht, der sie ganz einschließt und alle Auswege abschneidet. Da aber der Maulwurf auf den geringsten Lärmen fliehet, und sich bemühet, seine Jungen davon zu bringen, so sind drey oder vier Leute nöthig, welche zugleich mit der Schaufel arbeiten, und den Hügel ganz auf einmal ausheben, aber fast in einem Augenblik einen Graben um ihn machen, und sie alsdenn an den Ausgängen erwarten.

Einige Schriftsteller behaupten ohne Grund, daß der Maulwurf und der Dachs den ganzen Winter schlafen, ohne sich zu nähren. Der Dachs geht im Winter sowohl, als im Sommer aus seiner Höhle, um seine Nahrung zu suchen. Der Maulwurf schläft so wenig im Winter, daß er die Erde so wie im Sommer aufwirft, und die Landleute sagen als ein Sprüchwort: **Der Maulwurf wirft auf, das Thauwetter ist nahe.** Sie suchen alsdenn freylich die wärmsten Oerter, die Gärtner fangen deren viele um ihre Mistbeeten her im December, Jänner und Februar.

Der Maulwurf hält sich nicht leicht anders, als in bebauten Gegenden auf. Man findet ihn nicht in dürren Wüsten und in den kalten Ländern, wo die Erde in dem grösten Theil des Jahres durchgefroren ist. Das Thier, dem man den Namen des sibirischen Maulwurfes gibt, das ein grünes und goldfarbigtes Haar hat, ist von einer von unsern Maulwürfen verschiedenen Art, welche sich nur von Schweden an bis in die Barbarey häufig findet Die Amerikanischen sind ebenfalls von den hiesigen verschieden. Doch ist der Virginische Maulwurf dem unsern zimlich ähnlich, die Farbe des Haars ausgenommen, die bey jenem ein dunkles Purpur ist: aber der rechte amerikanische Maulwurf ist ein Thier anderer Art. Es lassen sich nur drey oder vier Abarten unserer Maulwürfe bemerken. Man findet sie mehr oder weniger braun oder schwarz. Herr von Büffon hat einige ganz weisse gesehen, und Seba beschreibt eine schwarz und weißgeflekte Art, die sich in Ostfriesland findet, und etwas grösser als die gewöhnliche ist.

Der Maulwurf hat mit den Spizmäusen viele Aehnlichkeit, und mit der Wasserspizmaus vornehmlich, in Ansehung der Schnauze und des Haares. Aber der Körper des Maulwurfs ist sehr unförmlich, länglicht und beynahe cylindrisch. Er schleppt auf dem Boden und man unterscheidet vorne nichts an ihm, als eine spitze Schnauze, und hinten einen sehr kurzen Schwanz, und auf den Seiten Füsse, die ganz an dem Rumpf zu haften scheinen, und selbst die Vorderfüsse scheinen auf der Seite ein wenig unter dem Kopfe angesezt zu seyn.

Das Ende der Schnauze geht etwan vier Linien vor dem Ende des Unterkinnbackens und vor den Schneidezähnen des obern hervor, und endet sich wie bey dem Schweine, durch einen Rüsselförmigen Ansaz, in welchem sich die Oefnungen der Nasenlöcher befinden.

Die obere Lefze erstrekt sich von diesem Ansatze bis an die Schneidezähne. Sie ist doppelt, denn man sieht ein häutichtes Blättchen, sich von dieser Lefze in der Gegend der ersten Backenzähne absondern, und die Hunds- und Schneidezähne umgeben. Da die Oberlefze ein Theil von dem Ende der Schnauze ausmacht, so muß das Thier den Mund öfnen, so oft es den Rüssel bewegt, um die Erde aufzuwühlen, die alsdenn in den Mund tretten würde, wenn das erwähnte Häutchen, welches über den Zähnen ligt, es nicht hinderte.

Die Augen des Maulwurfs sind äusserst klein, und man entdekt nur wenn man das Thier ganz nahe betrachtet sieben Linien von den Winkeln der Lefze ein wenig schräg nach oben zu zwischen den Haaren auf der Haut einen schwarzen und glänzenden Punkt.

Die Ohren haben keinen Rand. Sie sind äusserlich durch nichts, als durch die äussere Oefnung des Gehörgangs merklich, dessen Rand ein wenig über die Haut in seinem innern Zirkel, den er bil-

bildet, hervortritt, und wenn man diese Oefnung entdecken will, muß man das Haar wegbiegen.

Der Vorderfuß ist weit grösser als der hintere. Seine Lage ist so, daß die innere Fläche nach aussen gedreht ist, und die Finger schrägwärts nach unten zu liegen. Die Finger sind sehr kurz, aber die Nägel mit ihnen von einer Breite.

Der Hinterfuß ist dem von der Ratze ähnlich.

Der Schwanz ist wie schuppicht, so wie bey den Ratzen, hat aber längeres Haar.

Der Hintere steht hervor und hat einen grossen Abstand von dem Anfange des Schwanzes.

Das Haar des Maulwurfs ist sanft und aschgrau, doch mit verschiedenen Schatirungen, nachdem man es auf verschiedene Art ansieht.

Die Maulwurfsratze.

Myos palax capite brevi (non rostrato) plantis non calcaneatis ist ein Thier, welches dem Kopfe, den Zahen und Hinterfüssen nach eine Ratze ist, nach den Vorderfüssen aber, den kleinen Augen, den zimlich kurzen Ohren, und den Sitten ist es ein Maulwurf, weswegen es auch Herr Laxmann in den Sibirischen Briefen **Maulwurfs-Ratte** nennet. Rußisch heißt es Zemlenoj Medwed (terrestris Ursus). Der Kopf ist vorne, wie an den gemeinen Eichhörnern, kurz, und der Zwischenraum zwischen der Nase und Oberlippe zimlich breit. In jedem Kiefer sitzen zwey starke etwas hinemzu gebogene Ratzenzähne, die die kurze Oberlippe nie völlig bedecken kan. An den Seiten sitzen einige zimlich lange und steife Barthaare. Die Augen sind zwar klein, doch liegen sie nicht sonderlich tief im Kopfe, wie sonst bey Maulwürfen gewöhnlich ist. Die Ohren sind fast nackend, und so kurz, daß sie wenig oder gar nichts über die Haare hervorragen. Der Hals ist kurz. Oben hat es eine gleiche graubraune Farbe, unten ist es etwas weißlicher. Die Vorderfüsse sind ungemein stark, und völlig wie beym Maulwurf: die hintern sind wol sechsmal kleiner und kürzer; aber die Maulwurfsferse mangelt ihnen. Alle sind fünfzähigt. Der ganze Leib beträgt sieben Londner Zoll in der Länge; der mit kurzen Haaren besezte Schwanz ist anderthalb Zoll lang. Ohngeachtet des zimlich dicken Körpers wird dieses Thier doch schwehrlich seines gleichen im Graben haben. Alle sibirische Felder in den Kolywanischen Gegenden sind voller kleinen Hügel, die es aufwirft; insonderheit verderbt es die Wege durch das Untergraben. Nach der Menge dieser Hügelchen zu urtheilen, müssen wohl im Kolywanischen einige hunderttausend dieser Thiere seyn. So viel Schaden aber sie auch den Feldern, Wegen und Heuschlägen thun: so läßt sie doch der Bauer in völliger Freyheit, und der tausendste hat sie nicht einmal gesehen. Als Herr Laxmann einst von ungefehr einen solchen Zemlenoj Medwed fand und den Bauern zeigte, erstaunten sie darüber und sagten, das Thier müsse vor Alter gestorben seyn.

Der Siebenschläfer.

TAB. LXV.

Man kennet drey Gattungen von Siebenschläfern, nemlich diesen der jetzo soll beschrieben werden und der französisch Loie und bey Gesnern und Aldrovand Glis heisset, die grosse (Lerot) und die kleine Haselmaus (Muscardin.) Die eben so wie das Murmelthier im Winter schlafen. Der Siebenschläfer ist beynahe so groß, wie das Eichhorn, und sein Schwanz ist, so wie an diesem, mit Haaren bedekt. Die grosse Haselmaus kommt an Grösse der Ratze nicht völlig bey, und ihr Schwanz hat überhaupt sehr kurze und nur am Ende einen Büschel langer Haare.

Die kleine Haselmaus ist nicht gröſſer als die gemeine Maus. Sie hat auch auf dem Schwanze längere Haare, als die grosse Haselmaus, und kürzere als der Siebenschläfer, und an der Spitze dieses Theils gleichfalls einen dicken Schopf langer Haare. Die grosse Haselmaus unterscheidet sich von den beyden andern Arten durch die schwarzen Flecken, die sie nahe bey den Augen hat, und die kleine Haselmaus durch die halbbraune Farbe ihres Haares auf dem Rücken. Alle drey sind weißlich unter dem Halse und dem Bauche, doch hat nur die grosse Haselmaus ein zimlich schönes Weiß, der Siebenschläfer ist blaß weißlicht und die kleine Haselmaus eher gelblicht als weiß an ihren untern Theilen.

Der Zustand dieser Thiere im Winter, den man Schlaf nennt, ist vielmehr ein Entschlafen und eine Erstarrung der Glieder und der sinnlichen Werkzeuge, die von der Erkältung des Bluts herrühret. Diese Thiere haben so wenig von innerlicher Wärme, daß dieselbe bey ihnen den Grad der äussern Luftwärme fast gar nicht übersteigt. Dieses hat Herr von Büffon aus der Erfahrung, indem er verschiedenen lebenden Haselmäusen die Kugel eines kleinen Thermometers in den Leib gesenkt und so zu reden bis ans Herz gebracht hat. Da nun diese Thiere so wenig Wärme in Vergleichung mit dem Menschen und allen übrigen die Fleisch und Blut haben, bey denen sie zu allen Zeiten noch über dreyßig Grade steigt, besitzen, so ist es nicht zu wundern, daß sie der Erstarrung unterworfen sind, so bald dieser kleine Vorrath von innerlicher Wärme aufhöret, durch die äussere warme Luft unterhalten zu werden, welches sich ereignet, wenn der Thermometer nicht höher als zehen oder eilf Grade über dem Frostpunkt stehet.

Diese Erstarrung währet so lange als die Ursache, von der sie herrühret, und hört mit der Kälte zugleich auf. Einige Grade von Wärme mehr als zehn oder eilf sind hinlänglich, diese Thiere von neuem zu beleben. Wenn sie Kälte merken, so ziehen sie sich zusamen und schliessen sich in eine Knaulförmige Figur, um der Luft weniger Oberfläche darzu bieten, und sich etwas mehr Wärme zu sparen. Auf diese Art findet man sie im Winter in hohlen Bäumen und in den Löchern der Mauren nach der Mittagsseite, wo sie auf Moos und Blättern liegen. Man kan sie greifen, in der Hand halten, auf der Erde wegrollen, ohne daß sie sich bewegen oder strecken; und nur eine gelinde stufenweise vermehrte Wärme bringt sie aus ihrer Erstarrung. Wenn man sie aber auf einmal zu nahe zum Feuer bringt, so sterben sie. Ohngeachtet in diesem Zustande ihre Augen geschlossen und sie selbst ohne alle Bewegung sind, so kan doch ein Brand oder eine Wunde verursachen, daß sie zusamen fahren und ein kleines dumpfigtes Geschrey machen, das sie sogar mehrmal wiederholen. Die innere Empfindlichkeit bleibt also bey ihnen, eben so, wie die Bewegung des Herzens und der Lunge. Man bittet hier den Leser, sich dessen zu erinnern, was in der Naturgeschichte des Hamsters gesagt worden. In den gar zu langen Wintern sterben sie in ihren Löchern, und vermuthlich tödtet sie mehr die allzugrosse Kälte, als das lange Fasten in diesem Zustande. Im Herbste sind sie unmäßig fett, und diese Feiste hat sich noch nicht viel vermindert, wenn sie im Frühlinge wieder aufleben. Dieses überflüßige

ge Fett ist eine innerliche Nahrung, die hinreichend ist, sie zu unterhalten, und das, was sie durch die sehr geringe Ausdünstung verliehren, zu ersetzen, wenn anders eine Ausdünstung bey der Erstarrung statt findet.

Da es öfters im Winter ganze Reihen von Tage gibt, da die Feuchtigkeit des Thermometers in der Höhe von zwölf, dreyzehn Grade stehet, so geschiehet es öfter, daß sie von neuem zu leben anfangen. Während dieses gelinden Wetters gehen die Siebenschläfer aus ihren Löchern, um Unterhalt zu suchen, oder sie fressen vielmehr von dem Vorrathe, den sie im Herbste gesammelt und in ihren Wohnungen niedergelegt haben Es ist also nicht wahr, was Aristoteles und nach ihm so viele gesagt haben, daß sie den Winter schlechterdings ohne Essen zubringen, und sogar in dieser Zeit ihres Fastens ausserordentlich fett werden, und daß sie der Schlaf mehr nähre, als andere Thiere die Nahrungsmittel.

Ihr Fleisch kommt mit des Meerschweinchens seinem sehr überein. Bey den Römern gehörten die Siebenschläfer zu den Leckerbissen der Tafel, und wurden in Menge unterhalten. Diese Gewohnheit hat keine Nachfolger gehabt, und Bauern die davon gekostet haben, haben den Herrn von Büffon versichert, daß es nicht viel besser, als das von der Wasserratze wäre.

Der Siebenschläfer kommt dem Eichhorne in seinen natürlichen Eigenschaften ziemlich bey. Er wohnt auch in Wäldern, klimmt auf die Bäume, springt von einem Aste auf den andern, wiewol mit weniger Leichtigkeit als das Eichhorn, welches längere Beine und einen langen und nicht so dicken Bauch hat, und eben so mager, als der Siebenschläfer fett ist. Indessen leben sie von einerley Nahrung. Der Siebenschläfer hascht auch kleine Vögel in dem Neste. Er macht sich keine Laube auf den Bäumen, sondern ein Bette von Mooß in hohlen Stämmen. Er sucht sich auch wohl ein Lager in den Ritzen hoher Felsen, allemal aber an trockenen Oertern, aus, in dem er sich vor der Nässe scheuet, wenig trinkt und nur selten auf die Erde herab steiget. Er wird auch nicht zahm, wie das Eichhorn. Die Siebenschläfer begatten sich im Anfange des Frühlings und hecken im Sommer gewöhnlich vier oder fünf Junge. Sie wachsen geschwind, und man will versichern, daß sie nur sechs Jahre leben. In Italien, wo man noch gewohnt ist, sie zu essen, macht man in den Höltzern Gräben, die man mit Mooß inwendig überlegt, und dieses wieder mit Stroh bedecket, worauf man Buch wirft, dahin kommen die Siebenschläfer, und werden zu Ende des Herbstes, wo sie am besten zu essen sind, in ihrer Erstarrung gefunden. Sonst vertheidigen sie ihr Leben aufs äusserste. Sie haben sehr lange und starke Vorderzähne und beissen gewaltig. Sie fürchten sich weder vor dem Wiesel, noch vor den kleinen Raubvögeln, und dem Fuchse entwischen sie, weil er ihnen nicht auf die Bäume nachklettern kan. Die wilden Katzen und Marder aber sind ihre gröste Feinde.

Man findet diese Thiere in sehr kalten Himmelsstrichen, als in Lappland und Schweden, nicht. Die Gattung von Siebenschläfern, deren die Naturkenner aus diesen Gegenden Meldung thun, ist die rothe Haselmaus, die kleinste von den dreyen. Sie scheinen auch nicht in sehr heissen Gegenden gefunden zu werden. Ihnen ist ein gemäßigter Himmelsstrich und ein waldichtes Land unentbehrlich. Man findet sie in Spanien, in Frankreich, in Griechenland, in Italien, in Deutschland und in der Schweiz, wo sie in den Wäldern auf Hügeln wohnen, nicht aber oben auf hohen Bergen.

Der Kopf des Siebenschläfers und die Schnautze sind nicht so breit als an dem Eichhorne; er hat auch kleinere und weniger hervorliegende Augen, nicht so lange, dünnere und beynahe kahle Ohren, kleinere Beine, Pfoten, Zähen und Nägel, und am Schwanze nicht so langes Haar. Auch gibt ihm seine graue Farbe ein merkliches Abzeichen.

Die grosse Haselmaus.

Die grosse Haselmaus wohnet in den Gärten, und findet sich bisweilen sogar in den Häusern. Ihre Gattung übertrift des Siebenschlafers an Menge sehr, ist allgemeiner und in vielen Gegenden, und es sind nur wenige Gärten, die von ihr verschont bleiben. Sie nisten in den Löchern der Mauern, laufen auf die niederstämmigen, an Geländern gezogenen Bäume, suchen die besten Früchten aus, und benagen sie alle, wenn sie anfangen reif zu werden Die Pfirschen scheinen sie vorzüglich zu lieben. Sie klimmen auch auf die Birn- Apricosen- und Pflaumen-Bäume; und wenn ihnen diese süsse Früchten abgehen, fressen sie Mandeln, Hasel- und Wallnüsse, und sogar Hülsenfrüchte. Sie schleppen eine grosse Menge davon in ihre Schlupfwinkel, die sie in der Erde anlegen. In den alten Obstgärten findet man sie in hohlen verjährten Bäumen. Sie bereiten sich ein Lager von Kräutern, Mooß und Blättern. Die Kälte macht sie starr, und die Wärme belebt sie wieder, und es werden oft acht bis zehn an einem einzigen Orte ganz erstarrt, und wie eine Kugel zusamen gerollt mitten unter ihrem Vorrath von Nussen gefunden.

Sie begatten sich im Frühlinge, und hecken im Sommer fünf oder sechs Junge auf einmal, die in kurzem ihren Wachsthum erreichen, aber sich erst im folgenden Jahre vermehren. Man ißt ihr Fleisch nicht, und sie haben den üblen Geruch der Hausratze an sich. Sie werden auch nicht so feiste als die Siebenschläfer, und haben die fettichten Faltenmägen nicht, die sich bey jenen finden, und die Masse ihrer Eingeweide ganz umgeben. Die grossen Haselmäuse werden in allen gemäßigten Himmelsgegenden von Europa, und sogar in Preussen und Polen gefunden, aber in Schweden und in den nördlichen Ländern scheinen sie nicht zu Hause zu seyn. Sie haben ausser den Abweichungen, die bereits angezeigt worden, einen kürzern Leib und Kopf, längere Ohren, und eine etwas spitzigere Schnautze.

Die kleine Haselmaus.

Die kleine Haselmaus (Muscardin) ist von allen Ratzen am wenigsten häßlich. Sie hat blitzende Augen, einen dichtbehaarten Schwanz und ein Haar von vorzüglicher Farbe, das mehr blond als roth ist. Sie hat niemals in Häusern, und in Gärten nur selten ihren Aufenthalt, und wird am meisten in den Wäldern gefunden, wo sie sich in alte hohle Bäume verbirgt. Diese Gattung ist bey weitem nicht so zahlreich, als die von der grossen Haselmaus. Man trift sie fast allezeit nur einzeln in ihren Löchern an. In Italien scheint sie übrigens ziemlich gemein, und auch in den nördlichen Gegenden nicht ganz fremd zu seyn. In England scheint sie aber nicht gefunden zu werden, indem Ray der sie in Italien gesehen hat, sagt, daß die kleine Schlafratze in England auf dem Rücken nicht roth, wie die in Italien seye. In Frankreich ist sie mit den Italiänischen einerley. Nur findet man keinen Muskusgeruch an ihr, den Aldrovand einer, aber zugleich seltenern Art, der Italiänischen Muscardini zuschreibet Es fehlen ihr, so wie der grossen Haselmauß, die fettichten Faltenmägen des Siebenschläfers. Sie wird auch nicht so fett, und ungeachtet sie keinen übeln Geruch hat, so ist sie doch nicht gut zu essen.

Diese Haselmaus erstarret ebenfalls vor Kälte, und legt sich wie die vorerwähnten, und lebet wieder auf wie jene. Sie macht ihr Nest auf Bäumen, wie das Eichhörnchen, aber sie nimmt gemeiniglich einen niedrigern Ort, etwa zwischen den Zweigen einer Haselstaude oder eines Dornbusches dazu. Das Nest ist von Kräutern grmacht, die durcheinander geflochten sind. Es hat ungefehr sechs

Zoll

Zoll im Durchschnitte, und nur oben eine Oefnung. Solche Nester werden, wie viele Landleute versichern im Buschholze gefunden, die von aussen mit Blättern und Mooß umgeben sind, und drey bis vier Junge beherbergen. So bald diese groß sind, verlassen sie die Nester, und suchen sich in den Aushöhlungen oder unter dem Stamme alter Bäume ein Lager, wo sie ihrer Ruhe pflegen, ihr Magazin anlegen und die Erstarrung erwarten.

Die kleine Haselmaus ist etwas dicker, als die gemeine Maus, und verhält sich in Absicht auf die Grösse fast eben so gegen die grosse Haselmaus, als diese gegen den Siebenschläfer. Sie hat einen breitern Kopf als die gemeine Maus, eine nicht so länglichte Schnautze, grössere Augen und kürzere Ohren. Sie hat eine erhabenere Stirne als der Siebenschläfer und die grosse Haselmaus; aber Ohren fast von eben der Bildung und Grösse, wie der Siebenschläfer, die auswendig und inwendig mit kurzen Haaren bewachsen sind. Der Schwanz ist gleichfalls, so wie an diesem mit Haaren an den Seiten versehen, nur mit dem Unterschiede, daß sie weit kürzer, nemlich nur zwo Linien lang sind.

Der Surmulot.

Surmulot ist der Name, den Herr von Büffon einer neuen Art grosser Feldmäuse (Mulot) gegeben hat, deren kein Naturbeschreiber ausser dem Herrn Brisson, welcher ihr den Namen Waldratze beygeleget hat, erwähnet. Büffon hat sie Surmulot genannt, weil dieser Name so viel als eine dicke grosse Feldmaus anzeiget. In der That kommt das Thier in seiner Farbe und in seinen natürlichen Gewohnheiten der Feldmaus näher als der Ratze. Der Surmulot ist stärker und schlimmer, als die Ratze. Er hat ein rohes Haar, einen ungemein langen und kahlen Schwanz, eine Rükgräte in Gestalt eines Bogens, wie das Eichhorn, einen viel dickern Leib, als dasselbe, und einen Knebelbart, wie die Katze. In den Gegenden um Paris sind diese Thiere, ohne daß man daselbst weiß, woher sie gekommen sind, vor etwa zwanzig Jahren bekannt geworden; und man wird sich nicht wundern, daß sie sich daselbst auf eine erstaunliche Art vermehret haben, so bald man weiß, daß sie von zwölf bis auf zwanzig Junge hecken. Die Männchen sind stärker von Leibe, kühner und bösartiger als die Weibchen. Wenn man sie verfolget und greifen will, so wenden sie sich um und beissen den Stok oder die Hand, die sie schlägt. Ihr Biß geht nicht allein tief, sondern ist auch gefährlich, indem alsobald eine merkliche Geschwulst darauf folgt, und die Wunde bleibt lange Zeit offen. Sie vermehren sich dreymal im Jahre. Die Weibchen bereiten für ihre Jungen ein Lager.

Die Surmulots haben einige natürliche Eigenschaften, die sie in eine nahe Verwandschaft mit den Wasserratzen zu setzen scheinen. Sie halten sich zwar überall auf, doch scheinen sie das Ufer eines Gewässers vorzuziehen. Die Hunde verfolgen sie ebenfalls mit einer Art von Wuth. Wenn sie merken daß sie verfolgt werden, und zwischen einer Zuflucht unter einen Dornbusch, oder im Wasser die Wahl haben, so wählen sie das leztere und schwimmen mit einer bewundrungswürdigen Leichtigkeit. Dieses geschiehet alsdenn vornehmlich, wenn sie ihre Löcher nicht wieder erreichen können. Sie machen sich nemlich, wie die grossen Feldmäuse, Schlupfwinkel unter der Erde, oder nehmen auch wohl der Caninchen ihre zu ihrem Lager. Man kan sie in diesen mit Wieseln fangen, die ihnen, wie es scheint, noch hitziger als den Kaninchen nachspüren.

Diese Thiere bringen den Sommer auf dem Felde zu. Sie nähren sich hauptsächlich von Früchten und Korne; sie sind aber zugleich sehr fleischgierig. Sie fressen die kleinen Kaninchen, die jungen Rebhüner und das junge Federvieh. Sie

machen es in den Hühnerhäusern wie der Iltis, und tödten mehr als sie fressen können. Gegen das Ende des Novembers verlassen die Mutter mit den kleinen und überhaupt alle junge Surmulots das Feld, und gehen Schaarenweise in die Scheunen, wo sie einen unermeßlichen Schaden anrichten. Sie fressen das Stroh und Häksel, verzehren viel Korn, und verpesten den ganzen Vorrath mit Gestank Die alten Männchen bleiben auf dem Felde, und wohnen jeder in seinem Loche allein. Sie legen daselbst während des Herbstes, wie die grossen Feldmäuse, einen Vorrath von Eicheln und Buchekern auf, machen das Loch bis oben an den Rand voll, und nehmen selbst ihren Aufenthalt unten am Boden. Sie fallen nicht in Erstarrung, sondern kommen auch im Winter, besonders an schönen Tagen, wieder zum Vorschein. Diejenigen die sich in Scheunen aufhalten, vertreiben die Mäuse und Ratzen aus denselben.

Der Ondatra und Desman.

Der Ondatra und Desman sind zwey Thiere, die nicht verwechselt werden müssen, ohngeachtet man beyde Bisamratzen genannt hat, und einige Merkmäler beyden zugleich zukommen. Eben so wohl müssen sie von dem Pilori oder der Bisamratze in den Antillen unterschieden werden. Diese drey Thiere sind von verschiedenen Gattungen und in verschiedenen Himmelsstrichen. Der Ondatra findet sich in Canada, der Desman in Lappland und Moskau, und der Pilori auf Martinique und den antillischen Inseln.

Der Ondatra oder die canadische Bisamratze unterscheidet sich von dem Desman darinn, daß die Zähen an seinen Füssen insgesamt einer von dem andern abgesondert sind, daß seine Augen vollkommen wohl ins Gesichte fallen, und daß seine Schnautze ungemein kurz ist, da hingegen der Desman oder die moscowitische Bisamratze durch eine Zwischenhaut verbundene Hinterfüsse, äusserst kleine Augen und eine länglichte Schnautze, wie die Spizmaus, hat. Alle beyde haben einen platten Schwanz und unterscheiden sich von dem Pilori oder der Bisamratze in den Antillen sowohl durch dieses Zeichen der Bildung, als durch andere Merkmäler. Der Pilori hat einen zimlich kurzen und walzenförmigen Schwanz. wie die übrigen Ratzen, anstatt daß der Ondatra und Desman beyde einen sehr langen haben. Der Ondatra gleichet mit dem Kopfe der Wasserratze, und der Desman der Spizmaus.

Der Ondatra ist so groß, als ein kleines Kaninchen, und wie eine Ratze gestaltet. Er hat einen kurzen Kopf, der mit dem Kopfe der Wasserratze übereinkommt, ein glänzendes und weiches Haar, und unter diesem ein sehr dichtes Wollhaar, beynahe wie der Bieber. Er hat einen langen Schwanz, der, wie bey den übrigen Ratzen mit kleinen Schuppen bedekt ist. Aber der Schwanz der gemeinen Ratze ist beynahe walzenförmig, und nimmt vom Anfange immer in der Dicke ab. Der Schwanz der Bisamratze hingegen ist gegen die Mitte zu bis ans Ende hinaus sehr platt, und bey seinem Anfange ein wenig mehr gerundet. Die platten Seiten sind nicht wag, sondern senkrecht, so daß es das Ansehen hat, als wenn der Schwanz, so lang wie er ist, von beyden Seiten gepreßt und zusamen gedrukt wäre. Die Zähen sind mit langen zimlich dichten Haaren bewachsen die dem Thier das Schwimmen leichter machen. Seine Ohren sind sehr kurz und nicht kahl, sondern inwendig und auswendig reichlich mit Haaren bedekt. Seine Augen sind groß In dem Unterkinnbacken befinden sich zween Schneidezähne, die ungefehr einen Zoll lang sind, und zween andere kürzere in dem Oberkinnbacken. Diese vier Zähne sind sehr stark, und dienen ihm, Holz zu benagen und abzubeissen.

Da der Ondatra mit dem Biber aus einem Lande ist, sich wie dieser am Wasser aufhält, im kleinen beynahe eben die Bildung und dabey einerley Farbe und Haar hat; so hat man sie nicht selten mit

mit einander verglichen. Man will sogar sagen, daß man einen alten Ondatra beym ersten Anblicke für einen Bieber halten solte, der nur einen Monat alt wäre Sie unterscheiden sich gleichwohl hinlänglich durch die Bildung des Schwanzes. Uebrigens haben diese Thiere in ihrem Naturelle und in ihren natürlichen Trieben zimlich viele Gleichheit. Die Ondatras leben, wie die Bieber, den Winter über in Gesellschaft; sie machen kleine Hütten von ungefehr zween und einem halben Schuhe im Durchschnitte, und bisweilen grössere, wo sich verschiedene Familien zusamen thun, sich vor der strengen Kälte zu verbergen Diese Hütten sind rund, und mit einem fußdicken gewölbten Dache bedekt, Gras, Binsen, die durch einander geflochten und mit Leim durchgemengt werden, den sie mit den Füssen kneten, sind ihre Materialien. Ihre Art zu bauen schüzt sie vor dem Eindringen des Regenwassers von oben, und inwendig bringen sie Staffelerhöhungen an, um von dem Ausdringen der Landgewässer nicht mitgenommen zu werden.

Diese Hütte ist den Winter über verschiedene Fuß hoch unter Eisschollen und Schnee begraben, ohne daß sie davon Ungemach litten. Sie sammeln keinen Vorrath zu ihrem Unterhalte, sondern graben Brunnen und eine Art von Kanälen, um ihre Wohnung her und unter denselben, um Wasser und Wurzeln zu suchen. Sie bringen auf solche Art den Winter sehr traurig hin, ohngeachtet sie in Gesellschaft leben, denn diese Jahrzeit ist zur Begattung für sie nicht gemacht. Sie sind diese ganze Zeit über des Lichts der Oberwelt beraubt. So bald der Hauch des Frühlings den Schnee zu schmelzen und die Giebel ihrer Wohnungen zu entblössen beginnt, reissen die Jäger das Dach davon auf und tödten oder fangen alle diejenigen, die keine Zeit haben, in die unterirdische Gänge zu entwischen, die sie sich gegraben haben, und womit sie ihre Verschanzungen endigen. Man verfolgt sie noch bis dahin, denn ihr Fell ist kostbar und ihr Fleisch keine schlechte Speise. Diejenigen welche den Jägern entkommen, verlassen ungefehr um diese Zeit ihre Wohnung. Sie streifen im Sommer umher, ohne sich an einen gewissen Aufenthalt zu binden, allemal aber zwey und zwey beysamen, weil dann die Zeit ihrer Paarung ist Sie leben von Kräutern. Die Fetthaut dehnet sich aus und wird dicker, und zieht den Ueberfluß dieser guten Nahrung in sich; die kleinen Schläuche die den Bisam enthalten und vorher eingefallen waren, kommen wieder hervor und werden angefüllt; die Zeugungs-Glieder die welk waren, hören auf es zu seyn, und treiben auf, und diese Thiere erhalten alsdenn einen so starken Bisamgeruch, daß er unausstehlich ist. Dieser Geruch läßt sich weit spüren, und ist, wiewohl die Europäer etwas liebliches darinn finden, den Wilden so zuwider, daß sie einem Flusse den Beynamen des stinkenden gegeben haben, an dessen Ufern die Thiere, die sie Stinkratzen nennen, ihre Gebäude in zahlreicher Menge haben.

Sie hecken im Jahre einmal, und zwar fünf bis sechs Junge. Ihr Trächtigseyn währet nicht lange, da sie mit Anfange des Sommers hitzig werden, und die Jungen im Weinmonate schon groß sind, wann sie ihren Alten zur Hütte folgen müssen, die sie alle Jahre von neuem erbauen. Ihre Stimme ist eine Art von Aechzen, welches die Jäger nachmachen, um sie herbey zu locken. Der Ondatra schwimmet weder so geschwinde noch so lange als der Bieber. Er geht öfter ans Land, er läuft nicht sonderlich und sein Gang ist noch schlechter, indem er beynahe wie eine Gans schaukelt. Sein Fell behält den Bisam-Geruch, daher man sich desselben nicht gerne zum Rauchfutter bedienet; das zweyte Haar aber, oder die Wollhaare, gebraucht man in den Hutfabriken

Diese Thiere haben wenig natürliche Wildheit, und wenn man sie klein fängt, werden sie ohne Mühe zahm gemacht; sie sind sogar recht artig, wenn sie jung sind. Ihr langer und fast nakter Schwanz, der ihnen eine nicht gefällige Gestalt gibt, ist im ersten Alter sehr kurz Sie machen unschuldige und eben so artige Gaukeleyen als die kleine Katzen; sie beissen nicht, und man würde sie leicht unterhalten, wenn ihr Geruch nicht beschwehrlich fiele. Der Ondatra und Desman sind übrigens die einzigen Thiere in den mitternächtlichen Ländern, die einen Wohlgeruch von sich geben.

Von dem Desman oder der Moskowitischen Bisamratze scheinet es nicht, daß irgend ein Naturforscher Gelegenheit gehabt habe, dieses Thier lebendig zu untersuchen, weswegen man von ihm weiters nichts hinzusetzen kan.

Zu den Seltſamkeiten des Ondatra gehören beſonders die Stärke und groſſe Ausdehnung des Hautmuskels, welche macht, daß das Thier ſeinen Leib zuſamen kneipen, und in eine kleinere Maſſe bringen kan, nebſt der Biegſamkeit der falſchen Rippen, wodurch dieſes Einziehen des Körpers erleichtert wird; die Art des Weibchens den Harn zu laſſen, indem die Harnröhre nicht ihren Ausgang unter der weiblichen Ruthe, ſondern auf einem haarigten Hügelchen, das über dem Schaambeine ligt, hat; das groſſe Aufſchwellen der Geilen zur Brunſtzeit, und ihr erſtaunendes Abnehmen, wenn dieſe vorüber iſt, und endlich eben dieſe Veränderung der Bläschen oder kleinen Schläuche, die den Biſam enthalten, der wie eine milchichte Feuchtigkeit ausſieht, und die nahe bey den Zeugungstheilen liegen, und ſich wenn das Thier läufiſch iſt, beynahe an eben der Stelle, wo bey andern Thieren der Harn abgeht, ausleeren.

Der Pilori.

Die Piloris oder Biſamratzen in den Antillen ſind nach dem P. du Tertre den Europäiſchen Ratzen in der Bildung gleich, aber ſo groß, daß ein Pilori ſo viel als vier unſerer Ratzen wiegt. Ihr Haar am Bauch iſt weiß und auf dem Rücken ſchwarz oder roth braun. Sie dunſten einen Biſamgeruch aus, der einen ohnmächtig macht. Sie verbergen ſich zum öftern in Löcher in der Erde, wie die Kaninchen. Zuweilen niſten ſie ſogar in die Hütten, aber vermehren ſich nicht ſo ſtark, als die gemeinen Ratzen.

Der Leming.

Dieſes Thier, welches ſich in den Gebürgen von Norwegen und Lappland häufig aufhält, hat die Geſtalt einer Maus, nur ſein Schwanz iſt kürzer, der Körper hat ungefehr fünf Zoll in der Länge; das Haar iſt fein und hat verſchiedene Farben; der Vordertheil des Kopfes iſt ſchwarz, der Obertheil gelblicht, der Hals und die Schultern ſind ſchwarz, der übrige Leib iſt röthlicht und mit einigen ſchwarzen Flecken von verſchiedener Figur bis zum Schwanze hin gezeichnet, der nur einen halben Zoll lang, und mit ſchwärzlichtgelben Haaren bedekt iſt. Die Ordnung der Figur und Gröſſe der Flecken ſind nicht bey allen einerley. Um die Schnautze herum finden ſich verſchiedene ſteife Haare in Form eines Knebelbartes Die Oefnung des Mauls iſt klein; die Oberlefze iſt geſpalten, wie beym Eichhörnchen. Aus dem Oberkiefer gehen zween lange, ſpitzige und etwas krumme Schneidezähne hervor, deren Wurzeln bis an die Augenhöhle dringen, und in dem Unterkiefer ſitzen zween ähnliche Zähne, den obern gegen über. An jeder Seiten finden ſich drey Backenzähne Die Zunge erſtrekt ſich bis an die äuſſerſten Schneidezähne. Die Gras- und Strohſpiere, die in der Kehle dieſes Thiers waren, lieſſen den Wormius, aus welchem dieſe Beſchreibung iſt, vermuthen, daß es wiederkäue. Die Augen ſind klein und ſchwarz, die Ohren ſind niederliegend nach dem Rücken zu, die vordere Beine ſehr kurz, die Füſſe ſind mit ſpitzen und krummen Nägeln bewafnet, von denen der mittelſte ſehr lang iſt, und der fünfte wie ein kleiner Daum oder wie ein Hahnenſporn ausſiehet, und bisweilen zimlich hoch am Beine hinauf ligt. Die Füſſe ſind behaart.

haart. Der Bauch ist weißlicht, und fällt ein wenig ins Gelbe. Dieses Thier läuft bey seinem dicken Leibe und mit seinen kurzen Beinen ziemlich geschwind. Gewöhnlich wohnen sie auf den Gebürgen von Norwegen und Lappland; aber in gewissen Jahrszeiten kommen sie in grosser Menge hernieder. Sie richten eine fürchterliche Verwüstung auf den Feldern an, verheeren Gärten, vernichten die Saaten, und lassen nichts übrig, ausser was in den Häusern verschlossen ist, wo sie zum Glücke nicht hinkommen. Sie belfern beynahe wie kleine Hunde. Wenn man sie mit einem Stok schläget, fahren sie auf denselben zu, und fassen ihn mit den Zähnen so fest, daß sie sich in die Höhe heben und wegtragen lassen. Sie graben sich Löcher in die Erde, und suchen, wie die Maulwürfe, Wurzeln zu ihrem Frasse. Sie schlagen sich zu gewissen Zeiten in Haufen zusamen, und sterben, so zu reden, alle mit einander auf einmal. Sie sind ungemein kühn, und wehren sich gegen die übrigen Thiere. Man weiß nicht recht, woher sie kommen; der gemeine Mann glaubt, sie regnen vom Himmel. Pontoppidan, welcher dieses zwar nicht glaubt, gibt doch dem Lucas Debes Beyfall, welcher meynet, daß sie durch einen gewissen Wirbelwind, den man Oes nennet, gebracht werden, weil man, wie er sagt, einige dieser Thiere auf den Klippen finde, als ob sie durch einen harten Fall zerschmettert wären, und weil niemand in Schweden und Norwegen sagen könne, er habe daselbst ihre Jungen gesehen. Das Männchen ist gewöhnlich grösser als das Weibchen, und hat auch grössere schwarze Flecke. Sie sterben unfehlbar, so bald das neue Gras kommt. Sie gehen auch bey schöner Witterung haufenweise ins Wasser, aber wenn ein Windstoß kommt, so ersaufen sie alle. Die Menge dieser Thiere ist so erstaunlich, daß bey ihrem Sterben die Luft angestekt wird und viele Krankheiten entstehen. Ja die Weide, die sie benagt haben, wird dem Viehe tödlich. Man kan ihr Fleisch nicht essen; und ihr Fell, so schön auch das Haar ist, ist zum Pelzfutter zu locker und zu mürbe.

So wie die Ankunft dieses Ungeziefers eine schlechte Ernde voraus sehen läßt, so verspricht sie eine desto reichere Jagd von Bären, Füchsen, Mardern u. d. gl. welche dem Lemming nachfolgen und ihn mit Vergnügen verzehren. Die Hunde der Finnlappen fressen auch viele davon, doch lassen sie die Köpfe liegen.

Pontoppidan sagt, daß sie vom Gebürge Kölen, welches das Amt Nordland von Schweden trennt, und für ihre eigentliche Heimath gehalten wird, herüber kommen und in grossen Haufen theils durch Nordland und Finnmark nach der Westsee, theils durch Schwedisch Lappmark nach dem Bothnischen Meerbusen ziehen; und nach dem Berichte des Herrn Linnäus geschiehet ihr Zug in einer so geraden Linie, daß sie niemals zur Seiten ausweichen; und wenn sie auch um einen grossen Felsen herumgehen müssen, so suchen sie doch auf der andern Seite die Linie wieder. Ihre Jungen schleppen sie im Munde oder auf dem Rücken mit sich fort, welches deutlich hätte beweisen können, daß sie nicht aus der Luft regnen müssen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Lemmings, so wie alle übrige Ratzen einander selbst auffressen und aufreiben, so bald das Futter anfängt ihnen zu mangeln, und daß darinne die Ursache zu suchen ist, warum es mit ihrer Ausrottung eben so geschwinde zugeht, als mit ihrem Herkommen.

Der Souslik.

Zu Casan und in den Ländern, die die Wolga benetzet bis in Oesterreich findet man ein kleines Thier das die Russen Sußlik nennen, von welchem man sehr schönes Pelzwerk macht; es gleichet in Absicht auf die Gestalt dem Campagnol sehr, und hat auch wie jener einen kurzen Schwanz; aber seine Haut ist von einem fahlen Grau und überall mit Flecken von einem lebhaften und glänzenden Weiß überſäet, welche nur eine Linie im Durchschnitte haben, und zwey oder drey Linien von einander entfernet sind, sie sind sichtbarer und mehr ausgebildet an den Lenden als auf den Schultern und dem Kopfe. Sie werden häufig auf den Barken die mit Salz beladen sind, auf dem Flusse **Kama** gefangen, und haben ihren Namen daher bekommen, weil sie sehr begierig nach Salze sind.

Die weisse Wasserratze.

Man findet die Europäische Wasserratze auch in Canada, nur daß sie von anderer Farbe ist; sie ist nur auf dem Rücken braun, der übrige Leib ist weiß und an einigen Orten falbe; der Kopf und die Schnautze sind ebenfalls weiß, wie auch das äusserste Ende des Schwanzes; ihr Haar scheinet weit weicher und glänzender, als das von unserer Wasserratze, übrigens ist sie ihr völlig gleich und hat vermuthlich die weisse Haare nur von der Kälte bekommen.

Der goldfarbige Maulwurf.

Wir haben noch einen Maulwurf nachzuholen, den man in Siberien findet, und den Goldmaulwurf nennet. Er scheinet von einer andern Gattung als der unsrige zu seyn; denn er hat keinen Schwanz, eine kurze Schnautze und roth und grün gemischte Haare, über dieses hat er nur drey Finger an den Vorder- und vier an den Hinterfüssen, anstatt daß der gemeine Maulwurf fünf Finger an jedem Fusse hat. Seba hat seine Figur geliefert, ohne daß er seinen eigentlichen Namen, den wir nicht wissen, angezeiget hätte.

Das Murmelthier.

TAB. LX.

Der Spulwurm.

Die kreisse Wasserratte.

Der goldfarbige Maulwurf.

Das Murmelthier.

TAB. LXV.

Das Murmelthier, wenn es jung gefangen wird, wird zahmer als irgend ein anderes wildes Thier, und faſt in eben dem Grade, wie unſere Haußthiere. Es lernet ohne viele Mühe einen Stok anfaſſen, allerhand Stellungen machen, tanzen und der Stimme ſeines Herrn gehorchen. Es lebt, ſo wie die Katze, in beſtändiger Feindſchaft mit dem Hunde. So bald es anfängt ſich im Hauſe zu gewöhnen, und an ſeinem Herrn einen Beſchützer zu haben glaubt, ſo fällt es die gröſten Hunde an. Es iſt zwar nicht völlig ſo groß als der Haaſe, aber weit volleibigter, und verbindet eine groſſe Stärke, mit einer nicht geringern Geſchmeidigkeit. Die vier Vorderzähne der Kinnbacken ſind bey ihm lang und ſtark genug, eine tiefe Wunde zu verſetzen. Es gehet aber nur auf die Hunde los, und verletzet niemand wenn man es nicht böſe macht. Aber es benaget Meublen und Zeuge, und frißt ſich ſogar durch Holz. Da es ſehr kurze Schenkel und Zähen faſt von eben der Art, wie der Bär hat, ſo ſizt es, wie dieſer, oftmals aufrecht, und gehet eben ſo leicht auf den Hinterfüſſen. Was es mit den Vorderpfoten erhaſchet, führet es zum Maule, und frißt in aufrechter Stellung, wie das Eichhorn. Es läuft ziemlich geſchwinde in die Höhe, aber auf der Ebene geht es langſam. Es klettert auf die Bäume, ſteigt zwiſchen zwo Felſenwänden, oder neben einander ſtehenden Mauern hinauf, ja es gibt, wie man ſagt, Murmelthiere, die die Savoyarden gelehrt haben, die Rauchfänge hinauf zu klimmen, und den Dienſt eines Schornſteinfegers zu verſehen. Sie eſſen alles, was man ihnen gibt, Fleiſch, Brod, Obſt, Wurzeln, Kuchenkräuter, Käſer, Heuſchrecken ꝛc. aber nach Milch und Butter ſind ſie am begierigſten, und ſuchen, wenn ſie gleich kleinen ſo ſtarken Trieb zu ſtehlen, wie die Katzen, haben, zur Milch zu kommen. Sie ſauffen ſie im Uebermaaſſe und murmeln dabey, ſo wie die Katze, zum Zeichen ihrer Wolluſt. Waſſer hingegen trinken ſie nur ſelten, und den Wein gar nicht.

In der Bildung des Körpers hat das Murmelthier einige Aehnlichkeit mit dem Bären und der Ratze. Es iſt indeß nicht der Arctomys oder die Bärenratze der Alten. Es hat die Naſe, die Lefzen und eine Geſtalt des Kopfes, ſo wie der Haaſe, Haar und Nägel, wie der Dachs, Zähne, wie der Bieber, einen Knebelbart wie die Katze, Augen, wie der Siebenſchläfer, Pfoten, wie der Bär, und überdas einen kurzen Schwanz und Stuzohren. Die Farbe ſeines Haars iſt auf dem Rücken braunroth, an einer Stelle dunkler, als an der andern. Dieſes Haar iſt ziemlich ſpröde, dagegen das am Bauche röthlicht, weich und dichte iſt. Wenn es ſpielet, oder wenn man ihm liebkoſet, ſo gibt es eine Stimme als das Marren eines kleinen Hundes von ſich. Wenn man es aber böſe macht, oder in Schrecken ſezt, ſo läßt es ein ſo durchdringendes und ſcharfes Pfeifen hören, daß es dem Ohre beſchwehrlich fällt. Es liebt die Reinlichkeit, und begibt ſich eben ſo, wie die Katze, auf die Seite, wenn es ſich erleichtern will. Es hat aber, wie die Ratze, und beſonders im Sommer einen überaus ſtarken Geruch. Im Herbſte iſt es ungemein feiſt, indem es, auſſer einem ſehr groſſen Netze, ſo wie der Siebenſchläfer, zween fettichte und dicke Faltenmagen hat. Dieſe Feiſte iſt nicht an allen Theilen des Körpers gleich. Der Rücken und das Kreuz ſetzen mehr als die übrigen Theile ein feſtes und dichtes Fett an, das dem Fleiſche der Kuh-Euter einigermaſſen ähnlich iſt.

Dieſes Thier wohnet am liebſten in der Gegend des Schnees und Eiſes, und man findet es nirgends anders, als auf den höchſten Bergen. Dem ohngeachtet erſtarret es durch den Froſt weit eher als irgend ein anderes Thier. Gegen das Ende des Septembers, oder den Anfang des Octobers verbirgt es ſich gemeiniglich in ſeine unterirdiſche Wohnung, und kommt vor dem Anfange des Aprils nicht wieder zum Vorſchein. Dieſe Wohnung iſt auf eine vorſichtige Art angelegt, und

ihre innere Einrichtung ist nicht ohne Kunst. Sie ist beym Anfange sehr geräumig, nicht so breit als lang, und sehr tief, daher sie eines oder mehr Thiere fassen kan, ohne daß die Luft sich anstecke. Sie graben mit ihren Füssen und Nägeln, die dazu gemacht zu seyn scheinen, die Erde mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit, und werfen den Unrath, den sie im Graben vorfinden, hinter sich hinaus Ihre Höhle ist kein Loch, kein gerader oder Windelgang. Sie ist vielmehr eine Art von Gallerie, die wie ein Y gebildet ist, dessen beyde Aeste, jeder besonders, eine Oefnung haben, und sich in einen Sakzipfel endigen, der der Ort des Aufenthalts ist. Da sie die Anlage hiezu an den abschüßigen Stellen eines Berges nehmen, so befindet sich allein der Sakzipfel (cul de-sac) auf ebenem Boden Der untere Ast dieses Y läuft von dem grossen Sakzipfel nach unten zu, und hieher, als nach dem niedrigsten Theile ihrer Wohnung, schaffen sie ihren Koth, der wegen seiner Nässe, ohne weitere Mühe nach aussen rollt. Der obere Ast des Y neiget sich gleichfalls ein wenig nach unten, aber er ist doch erhabener, als die ganze übrige Höhle. Dieses ist die Oefnung, durch die sie hinein und herausgehen. Der Ort ihres Aufenthalts selbst ist nicht allein mit Moos und Heu bestreuet, sondern wie mit einer dicken Decke tapeziert. Sie sammeln von diesen Bedürfnissen einen reichlichen Vorrath im Sommer, und man will behaupten, daß sie an dieser Arbeit alle mit zusamengesezten Kräften Theil nehmen Einige sollen die zarteste Kräuter abbeissen, andere sie in Haufen bringen, und dann alle, eines um das andere, den Dienst einer Fuhrmaschine versehen, um dieselbe zu ihrem Lager zu führen. Eines legt sich, wie man sagt, auf den Rücken, läßt sich mit Heu beladen, strecket seine Pfoten in die Höhe, und läßt sich hierauf von den andern fortschleppen, die an seinem Schwanze ziehen, und zu gleicher Zeit Sorge tragen, daß das Fuhrwerk nicht umschlage. Herr Klein hält sich sehr über diese Erzählung auf, und hält sie für die Erfindung eines witzigen Kopfes. Dem sey übrigens, wie ihm wolle, so ist so viel zuverläßig, daß sie zusamen wohnen, und gemeinschaftlich an ihrem Aufenthalte arbeiten Sie bringen daselbst dreyviertheile ihres Lebens zu, und nehmen bey einem Ungewitter, bey dem Regen, oder so bald sie in Gefahr sind, ihre Zuflucht dahin. Sie kommen sogar nie heraus, als an den schönsten Tagen, und entfernen sich selten weit davon. Eines hält alsdann Wache, und sizt auf einem erhabenen Felsen, mittlerweile die andern sich beschäftigen Heu zu machen, oder auf einem grünen Rasen spielen. So bald dasjenige, so den Posten hat, einen Menschen, Adler, Hund u. d gl. gewahr wird, pfeift es zur Losung für die andern, und geht selbst zulezt in die Höhle.

Sie sammeln keinen Vorrath auf den Winter, und sehen, wie es scheint vorher, daß er ihnen unbrauchbar seyn würde So bald sie aber die ersten Witterungen der Jahrszeit verspüren, die sie in die Erstarrung sezt, so machen sie sogleich die beyden Oefnungen ihrer Wohnung zu. Sie thun dieses mit so vieler Sorgfalt und Festigkeit, daß es an allen andern Orten leichter ist, das Erdreich aufzubrechen. Sie sind alsdann sehr feiste, und es gibt einige, die gegen zwanzig Pfund wiegen. So bleiben sie noch ein Viertheljahr, aber dann nimmt ihre Fettigkeit allmählig ab und gegen das Ende des Winters sind sie mager. Wenn man ihre Wohnung entdecket, so findet man sie in Gestalt einer Kugel fest zusamen gerollt und im Heu vergraben. Man kan sie alsdenn wegtragen und sogar tödten, ohne daß sie es zu empfinden scheinen. Die Wärme belebt sie wieder wie den Siebenschläfer. Es ist übrigens nicht gewiß, daß sie sieben oder acht Monate durch allezeit und beständig erstarret sind, wie man gemeiniglich vorgibt, und es scheinet wol eben die Bewandtniß mit ihnen, wie mit den Siebenschläfern zu haben.

Sie haben nur einmal im Jahre Junge. Ihre gewöhnliche Anzahl ist drey oder viere. Ihr Wachsthum ist geschwind, und ihr Leben dauert neun oder zehen Jahre. Daher ist auch ihr Geschlecht weder sehr zahlreich, noch in vielen Gegenden Die Griechen haben ihrer nicht erwähnet, und bey den Lateinern ist Plinius der erste der von diesem Thiere unter dem Namen Mus alpinus, Anzeige gethan hat Es begibt sich niemals in niedrige Gegenden herunter, und scheinet die Kette der Alpen vorzüglich zu lieben, wo es dem Ansehen nach die freye Lage gegen Mittag und Morgen den übrigen vorziehet. Indeß gibt es welche in den apenninischen und pyrenäischen Gebürgen, wie auch auf den höchsten Bergen Deutschlandes.

Der

Der Bobak,

und die übrigen Murmelthiere.

So gewiß es ist, daß der Hamster, den man auch das Straßburgische Murmelthier genannt hat, keines ist, so wahrscheinlich gehöret der **Bobak** zu ihnen. Sein ganzer Unterschied von dem Murmelthiere der Alpen besteht blos in den Farben des Haars; das Graue an demselben ist nicht so braun, und das Gelbe blässer. Er hat auch eine Art von Daume, oder vielmehr einen Nagel an den Vorderfüssen; da hingegen das Murmelthier nur vier Zähen an seinen Füssen hat. Uebrigens kommt er in allen Stücken mit dem Murmelthier überein.

Polignac erzählet in seinem Antilukrez von diesen Bobaks, daß sie mit einander blutige Kriege führen, und daß die Ueberwinder die Ueberwundene nöthigen ihnen als Sklaven und Wagen zu dienen. Ob wir gleich mit dem Herrn Klein gerne glauben, daß die schöne Stelle im sechsten Buch des Antilukrez mehr poetisch, als wahr seye, und daß die Beschreibung der Haußdienste, die die Ueberwundenen thun sollen, aus der bereits oben angefochtenen Stelle herstamme so können wir es doch nicht für lächerlich halten, Kriege unter Thieren einer Art anzunehmen. Es kommen dergleichen in der Naturgeschichte mehr als einmal vor, und der Cardinal sagt über dieses, daß seine kriegenden Baubaces von verschiedenen Farben seyen:

Vidi belligeras acies & castra ferarum,
Queis color haud cunctis unus, nigrantia terga
Sunt aliis, fulvæque aliis per corpora setæ.

Wir wollen aber ja das Ansehen nicht haben, als ob wir diese Kriege für gewiß ausgeben, und die natürliche Geschichte, wie Klein sagt, zur Fabel machen wollten.

Eben so verhält es sich mit dem **Monax** oder mit dem **Murmelthier von Canada**, das von einigen Reisebeschreibern der Pfeifer genennet wird; dieses unterscheidet sich dem Ansehen nach von dem gemeinen Murmelthiere bloß durch den Schwanz, welcher bey ihm länger und haarichter ist. Der Monax von Canada, der Polnische Bobak und das Murmelthier der Alpen könnten also alle drey nur einerley Thier seyn, das durch den Unterschied der Himmelsgegenden den angezeigten Abänderungen wäre unterworfen worden. Der **Monax** ist in Ansehung der übrigen kleiner, wie alle Thiere der alten Welt in der neuen kleiner fallen.

Das Sibirische Thier, welches die Russen Jevraschka nennen, ist eine noch kleinere Art von Murmelthieren. Dieses hat einen runden Kopf und eine eingedrukte Schnautze; man sieht an ihm keine Ohren, und man kan nicht einmal die Oefnung des Gehörganges entdecken, wo man nicht das Haar bey seite biegt. Die Länge des Körpers, mit Innbegriff des Kopfes, beträgt in allem aufs höchste einen Schuh; der Schwanz enthält nicht viel über drey Zoll, er ist am Leibe beynahe rund, und wird hernach platt, und am Ende scheint er abgestuzt zu seyn. Der Leib dieses Thiers ist zimlich dicke, das Haar ist falbe, mit Grau vermengt und das Haar am Ende des Schwanzes ist beynahe schwarz. Die Beine sind kurz, und die hintern länger, als die vorderen. Die Hinterfüsse haben fünf Zähen und fünf schwarze etwas krumme Nägel, die vorderen haben nur viere. Wenn man diese Thiere böse macht, oder nur fangen will, so beissen sie heftig, und erheben ein helles Gepfeife, wie das Murmelthier. Wenn man ihnen zu fressen gibt, so halten sie sich aufrecht und bringen die Speise mit den Vorderpfoten zum Munde. Sie belaufen sich im Frühlinge und hecken im Sommer, gemeiniglich fünf bis sechs Junge; sie machen sich Löcher in die Erde, wo sie den Winter zubringen, und wo das Weibchen junget und säuget. Ob sie gleich viel Aehnliches mit dem Murmelthiere und vielerley Gewohnheiten mit demselben gemein haben, so scheinen sie doch von einer wirklich verschiedenen Gattung zu seyn: denn in eben denselben Gegenden von Sibirien finden sich Murmelthiere von gleicher Art als in Polen und auf den Alpen, welche in der Landsprache **Surok** heissen, und man hat nicht bemerkt, daß sich diese beyde Gattungen mit einander vermischen.

Die Gerbo oder Gerboiſen.

Gerboiſe iſt ein Geſchlechts-Name, den man hier brauchet, um Thiere zu bezeichnen, die wegen der überaus groſſen Mißverhältniß merkwürdig ſind, welche ſich zwiſchen ihren Hinter- und Vorderbeinen findet, indem dieſe gleichſam nicht höher als Maulwurfspfoten, und jene hingegen den Füſſen eines Vogels ähnlich ſind. Man kennet in dieſem Geſchlechte vier Arten oder vier wohl unterſchiedene Abfälle. 1) Den **Terſer**, den wir hernach beſchreiben werden; 2) den Gerbo, den Haſſelquiſt Mus jaculus, pedibus poſticis longiſſimis &c. nennet, oder die eigentlich ſogenannte Gerboiſe, die eben ſolche Füſſe hat, als die andern Thiere mit geſpaltenen Klauen, nemlich mit vier Zähen an den Vorderfüſſen und mit dreyen an den hintern; 3) den Alagtaga, deſſen Beine gleich des Gerbo ſeinen, gebildet ſind, der aber an den Vorderfüſſen fünf Zähen, und an den hintern drey nebſt einem Sporne hat; 4) das **Daman Iſrael** oder das Iſraelitiſche Lamm, welches wohl eben daſſelbe Thier ſeyn könnte, welches Linnäus durch die Benennung Mus longipes bezeichnet hat, und bey welchem ſich an den Vorderfüſſen vier Zähen und an den hintern fünfe finden.

Der **Gerbo** hat einen Kopf, faſt von gleicher Bildung, wie das Kaninchen, aber er hat gröſſere Augen und kürzere, obgleich im Verhältniß gegen ſeine Taille hohe und weite Ohren; er hat eine fleiſchfarbene Naſe, ohne alles Haar, eine kurze dicke Schnautze, eine ſehr kleine Oefnung des Rachens, einen überaus groſſen Oberkinnbacken, und einen ſchmalen und kurzen Unterkinnbacken, Zähne wie das Kaninchen, und um den Rachen herum einen Knebelbart, der aus langen ſchwarzen und weiſſen Haaren beſteht; die Vorderfüſſe ſind ungemein kurz und berühren niemals die Erde; das Thier gebraucht dieſelben bloß als Hände, um etwas zum Maule zu bringen. Dieſe Hände haben vier Finger mit Nägeln, und den Anfang von einem fünften Finger ohne Nagel. Die Hinterfüſſe haben nur drey Zähen, die alle mit Nägeln verſehen ſind, und von denen der mittelſte etwas länger iſt. Der Schwanz iſt dreymal ſo lang, als der Leib; er iſt mit kleinen ſteifen Haaren bedekt, die mit den Rückenhaaren einerley Farbe haben, und am Ende iſt er mit längern, weichern und dichteren Haaren beſezt, die eine Art von Büſchel hervorbringen, der beym Anfange ſchwarz und an der Spitze weiß iſt. Die Beine ſind kahl und fleiſchfarben, ſo wie auch die Naſen und die Ohren. Der Obertheil des Kopfes und der Rücken ſind mit einem röthlichten Haare bedekt; die Weichen, der Untertheil des Kopfes, die Kehle, der Bauch und das Innwendige der Schenkel ſind weiß. Unter den Nieren und in der Nachbarſchaft des Schwanzes findet ſich ein groſſer ſchwarzer Queerſtreif in Form eines halben Mondes.

Der **Alagtage** iſt kleiner, als ein Kaninchen, und hat einen kürzeren Leib; ſeine Ohren ſind lang, breit, kahl, dünne, durchſcheinend und mit ſehr ſichtbaren Blutgefäſſen durchſtreift. Der Oberkinnbacken iſt weit gröſſer, als der untere, aber ſtumpf, und an dem vordern Ende zimlich breit; um den Rachen her finden ſich groſſe Barthaare, die Zähne ſind wie bey den Ratzen; die Augen ſind groß, der Bogen und das Augenlied braun. Der Leib iſt nach vorne zu ſchmal und nach hinten überaus breit und beynahe rund. Der Schwanz iſt ſehr lang und nicht ſo dik, als ein kleiner Finger; er iſt über zwey Drittel ſeiner Länge mit kurzen und ſteifen Haaren bewachſen; auf dem lezten Drittheile ſind ſie länger, und noch weit länger, dichter und weicher nach dem Ende zu, wo ſie in eine Art von Büſchel ausgehen, der beym Anfange ſchwarz und an der Spitze weiß iſt. Die Vorderfüſſe ſind ungemein kurz, und haben fünf Zähen; die hinteren ſind ſehr lang, und haben nur viere, von denen drey vorwärts ſtehen, und die vierte einen Zoll weit von den andern entfernt iſt: alle ſind mit Nägeln verſehen, die auf den vordern kürzer, auf den hintern etwas länger ſind. Das Haar dieſes Thiers iſt weich und zimlich

lang,

lang, auf dem Rücken falb, und unter dem Bauche weiß.

Der Gerbo findet sich häufig in Circaßien, in Egypten in der Barbarey, in Arabien; und der Alagtaga in der Tartarey, an der Wolga und bis in Sibirien hinein.

Diese kleine Thiere halten gemeiniglich ihre Hände in ihrem Haare verstekt, daß man sagen sollte, sie hätten nur allein Hinterfüsse. Um von einem Ort zum andern zu kommen, setzen sie nicht Fuß vor Fuß vorwärts, sondern sie springen sehr behend und schnell, drey bis vier Schuh weit, und allemal aufrecht; wenn sie still sitzen, so sitzen sie auf ihren Knieen. Sie schlafen blos des Tages und niemals des Nachts, sie fressen Getraide und Gras. Von Naturelle sind sie ziemlich sanftmüthig, und doch werden sie nur bis zu einem gewissen Grade zahm. Sie graben sich ein wie die Kaninchen, und brauchen lange nicht so viel Zeit dazu; gegen Ende des Sommers legen sie ein Magazin von Grase in ihren Höhlen an, und halten sich den Winter über darinn auf, wenn sie in kalten Ländern leben.

Das Israelitische Lamm ist ein Thier vom Berge Libanon, aber auch zugleich in Syrien und Phönizien nicht weniger häufig. Es ist ein unschuldiges Thier, das keinem Leydes thut, und der Grösse und Figur nach einem gemeinen Kaninchen gleichet; auch sitzen seine Vorderzähne in eben derselben Ordnung: nur ist es bräuner und hat kleinere Augen und einen spitzeren Kopf. Seine Vorderfüsse sind kurz und die hinteren lang, in gleichem Verhältniß, wie die Füsse des Jerboa oder Gerbo. Ob es sich gleich bisweilen in die Erde verkriecht, so sucht es doch gewöhnlich seine Zuflucht in Löchern und Ritzen von Felsen, welches den D. Shaw auf die Gedanken gebracht hat, daß man dieses Thier, und nicht den Gerbo für das Saphan in der heil. Schrift halten müsse. Kein Mensch aber hat ihm sagen können, warum man es **Daman Israel nenne.**

Der Tarser.

Tarser ist ein Name, den die Herren Büffon und Daubenton einem Thiere gegeben haben, dessen Hinterbeine ausnehmend lang sind, und dessen Knochen der Füsse, und vor allen diejenige, die den Obertheil der Fußwurzel (Tarse) ausmachen, von übermäßiger Grösse sind, beygelegt haben, weil sie weder seinen wahren Namen noch sein Vaterland von demjenigen erfahren konnten, der ihnen das Thier gab.

Der Leib dieses Thiers ist nicht gröſſer, als der Leib eines Mülots, allein die Hinterbeine sind länger, als der Leib, der Hals und der Kopf zusamen genommen. Der Kopf, so viel man von einem aufgetrokneten Individuo urtheilen konnte, ist rund. Es hat eine kurze und dünne Schnautze; unmäßig grosse und beyeinander sitzende Augen, lange, gerade, nakte, und durchsichtige Ohren, wie die Ratzen. Der Schwanz ist überaus lang, und blos am Anfange und Ende behaart. An jedem Fusse sind fünf dünne und sehr lange Zähen, die an den Hinterfüssen sind eben so lang, als die an den vordern; die Nägel sind sehr klein, ans Ende der Zähen angeschmiegt weißlicht von Farbe und spitzig, den Nagel am Daume des Hinterfusses ausgenommen, welcher breit ist, dieser Daum ist dik und weit abgesondert, wie der Daum einer Hand, aber doch eben so lang, als die andere Zähen.

Das Haar ist eine Art von Wolle, sechs bis sieben Linien lang, ungemein weich, dem gröſten Theil der Länge nach, von der Wurzel an von schwärzlicht grauer Farbe und hingegen an ihrer Spitze auf dem Rücken, dem Kreutze und dem Bauche von dunkelgrauer Farbe. Auf dem Kopf ist fast gar nichts falbes zu sehen. Dieser ist aschgrau, vornehmlich in der Gegend der Backen, wo das

lange Haar ist. Die Aschfarbe erscheint auch nebst der falben auf dem ganzen Leibe. Die Füsse sind kahl. Dieses Thierchen hat zwey und dreyßig Zähne, nemlich zween Schneide- und zween Hundszähne, und sechs Backenzähne an jeder Seite.

Der Phalanger.

Herr Daubenton hat einem Thiere, das er unter dem Namen einer Surinamischen Ratze bekommen, den Namen Phalanger gegeben, weil es an einigen Gliedern der Zähen ein sehr seltsames und ihm allein eigenes Abzeichen hat. Dieser Phalanger ist beynahe so groß, als ein Surmulot. Die erste und lezte Zähen an den Hinterfüssen sind unter der Haut fast gänzlich mit einander verbunden; und blos mit ihren lezten Gliedern von einander getrennt. Es unterscheidet sich wenig von dem Sarige, der Marmose und dem Cayopollin, in Ansehung der Bildung seines Schwanzes, und des Daums an den Hinterfüssen, und es hat eine grosse Aehnlichkeit mit der Marmose, vermittelst einer Queerfalte, die die Haut unter dem Bauche macht; allein es hat eine längere Schnauze als der Sarige, eine nicht so platte Scheitel und weit kürzere Ohren, welche fast gänzlich unter dem Haare verstekt sind, das sie von aussen und innen bekleidet; die vier Füsse sind verhältnismäßig dicker, als bey dem Sarige; die Klauen sind grösser und gehen weit über den Knollen heraus, womit sich die Zähen endigen; der Daum an den Hinterfüssen hat keinen Nagel, er steht nicht allein weit von den Zähen ab, sondern scheint nach hinten übergebogen zu seyn, und neben der Ferse zu sitzen, welches die Sohle des Fusses überaus breit macht. Die beyden ersten Zähen sind klein in Vergleichung mit dem Daume und den beyden lezten; sie sind auch kürzer und scheinen nur aus einem Gliede zu bestehen, denn sie sind beym Anfange des Glieds, worauf der Nagel sizt, und welches das dritte ist, mit einander verbunden; aber unter der Haut fühlet man jede dieser beyden Zähen, die von aussen, so weit ihre beyden ersten Glieder gehen, nur eine einzige Zähe ausmachen. Der Schwanz ist ungefehr auf ein Viertel seiner Länge vom Anfange an behaart; das folgende Viertel hat nur Haar auf der Oberseite, die untere ist kahl, wie der ganze übrige Schwanz; die Unterseite des lezten Viertels ist beynahe glatt, sie enthält blos kleine Falten, und gleicht der Haut in der flachen Hand; auch ist der Schwanz niederwärts gekrümmt, welches glaublich macht, daß das Thier sich desselben wie einer Hand bediene, um sich aufzuhängen und allerhand Körper damit zu fassen: alles übrige von dem kahlen Theile des Schwanzes ist hökericht und hat grosse querlaufende Runzeln.

Oben hat das Thier eine Mengfarbe, und ist röthlicht, blaß, aschgrau, und gelblicht; von dem Hinterkopfe läuft ein schwärzlichter drey Linien breiter Streif bis ans Ende der Lenden. Unten ist es von vermischter Farbe, schmuzigweiß und gelblicht; das unbehaarte Stük des Schwanzes ist zum Theil braun, zum Theil gelblicht.

Der

Der Surikate.

Der Surikate, welcher sich in Surinam und andern Ländern des südlichen Amerika findet, ist ein artiges und sehr munteres Thier, überaus hurtig in allen seinen Bewegungen; es gehet bisweilen aufrecht, und sizt öfters mit dem Leib ganz gerade, die Vorderbeine vor sich niederhängend, den Kopf hoch und in beständigem Drehen von einer Seite zur andern. Es ist nicht so groß als ein Kaninchen, und kommt, sowohl der Taille als dem Haare nach, der Manguste zimlich nahe; es hat blos einen dickern Wanst und einen nicht so langen Schwanz. Allein vermittelst der Schnautze, deren Obertheil vorstehend und aufgeworfen ist, kommt es keinem Thier näher, als dem Coati. Es hat auch, wie die Hyäne sonst ganz allein, an jedem Fusse vier Zähen.

Das, welches die Herrn Büffon und Daubenton zu ihrem Gegenstand hatten, wurde, weil es sehr jung war anfangs mit Milch erhalten, allein sein Geschmak am Fleische gab sich bald zu erkennen. Es fraß rohes Fleisch mit Gierigkeit und vor allem Hühnerfleisch. Es suchte auch junge Thiere zu überraschen; und machte sich an ein kleines Kaninchen. Nach Fischen und noch mehr nach Eyern war es sehr begierig. Man hat diesen Surikate Eyer aus dem Wasser, worein man sie zu kochen gelegt hatte, mit seinen Pfoten heraus holen gesehen. Obst wollte er nicht und fraß auch kein Brod, wenn man es nicht gekäuet hatte Seiner Vorderpfoten bediente er sich wie das Eichhörnchen. Im Trinken lekte er, wie ein Hund, und trank kein Wasser, wenn es nicht laulicht war. Sein Urin war sein gewöhnliches Getränke, obgleich der Geruch davon sehr heftig war. Er spielte mit den Katzen, und es kam nie mit ihnen zum Beissen; er fügte den Kindern nicht das geringste Leid zu, und bieß keinen Menschen, als den Herrn des Hauses, der ihm einmal zuwider war. Man sahe nicht, daß er mit seinen Zähnen etwas benagte, aber seine Klauen gebrauchte er oft zum Zerkratzen Er war so zahm geworden, daß er seinen Namen verstund; er lief im Hauß herum und kam wieder, so bald man ihn rief. Er hatte zweyerley Stimmen: er beiferte wie ein junger Hund, wann er nicht länger allein seyn wollte, oder wenn er ausserordentlichen Lärmen hörte, wann ihn aber ein Vergnügen anwandelte, so gab er einen eben so scharfen Laut von sich, als eine kleine Klapper, die mit Heftigkeit umgedrehet wird.

Die Manguste.

Die Manguste (Ichneumon oder Pharaoratze) ist in Egypten ein Hausthier wie die Katze in Europa. Aber ihr Geschmak am Raube ist noch lebhafter und ihr Instinkt erstrekt sich weiter, als bey der Katze. Sie fängt nicht nur Ratzen und Mäuse; sie macht Jagd ohne Unterschied auf Vögel, vierfüßige Thiere, Schlangen, Eidechsen und Insekten, und jede thierische Substanz ist Nahrung für sie; ihr Muth ist eben so groß, als die Heftigkeit ihres Appetits; sie entsezt sich so wenig vor dem Grimm der Hunde, als vor der Giftigkeit der Katzen, und fürchtet sich nicht einmal für dem Biß der Schlangen; sie verfolgt diese aufs hitzigste, pakt sie an und tödtet sie, sie mögen so giftig seyn, als sie wollen; und wenn sie anfängt die Würkung ihres Giftes zu merken, so

ſucht ſie Gegengift, und vornemlich eine Wurzel, die die Indianer nach ihrem Namen genannt haben. Sie frißt die Eyer des Krokodils, wie auch die von Hühnern und Vögeln; ſie tödtet und verzehret auch kleine Krokodile, ungeachtet dieſe, kurz nachdem ſie aus dem Ey kommen, eine nicht geringe Stärke haben. Man hat ihr auch angedichtet, daß ſie dem Krokodil, wenn er ſchliefe in den Leib kröche, und ſich durch ſein Eingeweid wieder heraus fräſſe.

Es gibt Manguſten von verſchiedener Gröſſe und Haaren, worüber man ſich bey Thieren die öfters im Hauß erzogen werden nicht wundern darf Es ſcheinet bloß, daß die Manguſten in Egypten, wo ſie, ſo zu reden, Haußthiere geworden, gröſſer ſind, als in Indien, wo ſie wild leben.

Die Manguſte hält ſich gern an den Ufern der Gewäſſer auf. Bey Ueberſchwemmungen zieht ſie ſich nach erhabenen Plätzen zurük und kommt öfters den bewohnten Gegenden nahe, um da ihre Beute zu ſuchen, ſie gehet ohne alles Geräuſch, und richtet ihren Gang nach den Umſtänden ein Bisweilen trägt ſie den Kopf hoch, und hebt ſich auf ihren Beinen in die Höhe; ein andersmal ſcheint ſie zu kriechen und ſich wie eine Schlange zu verlängern, oft ſezt ſie ſich auf ihre Hinterfüſſe und noch öfter, ſchießt ſie wie ein Pfeil nach dem Raube Sie hat lebhafte Augen voller Feuer, eine feine Geſichtsbildung, einen überaus geſchmeidigen Leib, kurze Beine, einen dicken und ſehr langen Schwanz, ein ſprödes und nicht ſelten geſträubtes Haar Männchen und Weibchen haben beyde eine Oefnung, nemlich eine Art von Beutel, in dem eine ſtarkriechende Feuchtigkeit durchſeigert; man ſagt die Manguſte öfne dieſen Beutel, um ſich abzukühlen. Ihre allzuſpitze Schnautze und ihr enges Maul verhindert ſie, etwas groſſe Sachen zu faſſen, und mit ihren Zähnen darauf zu beiſſen, aber ſie weiß dieſen Mangel durch Behendigkeit und Muth zu erſetzen Sie erwürgt eine Katze, die doch gröſſer und ſtärker iſt, ohne Umſtände, und hält ſelbſt die gröſten Hunde im Reſpekt.

Dieſes Thier wächst ſchnell und lebt nicht lange. Es findet ſich in groſſer Menge in dem ganzen ſüdlichen Aſien, von Egypten an bis nach Java, und wie es ſcheint, ſo wird es auch in Afrika bis an das Vorgebürge der guten Hofnung angetroffen Der Wind iſt ihm zuwider und die Kälte tödtlich. Um beyden zu entgehen und ſeine Warme zu behalten, legt es ſich rund zuſamen und verſtekt den Kopf zwiſchen den Schenkeln. Es hat eine ſchwache ſanfte Stimme, eine Art von Gemurmel, und nur dann, wann man es ſchlägt oder böſe macht, wird ſein Geſchrey durchdringend helle. Die Manguſte wurde von den alten Egyptiern verehret, und ohne ſie würde in der That die Vermehrung der Krokodile für Egypten höchſt fürchterlich ſeyn. Denn dieſe Thiere legen eine ungeheure Menge Eyer, die aber die Manguſte ſogar unter dem Sand zu finden weiß.

Herr Daubenton ſagt von ihrer Geſtalt: die Manguſte iſt beynahe ſo groß, als der Buchmarder, und kommt dieſem Thiere auch in der Bildung ſehr nahe, ſie hat eine platte Scheitel, eine ſpitze Schnautze, einen kleinen Kopf, kurze und runde Ohren, einen kurzen Hals, der mit dem Kopfe faſt von gleicher Dicke iſt, einen länglichten Leib, kurze Beine und einen langen Schwanz, der aber am Ende nicht ſo haaricht iſt, als der Schwanz des Buch- oder Haußmarders.

Das Haar iſt bald weißlicht, bald ſchwärzlicht. Dieſe Farben folgen nach der Länge der Haare drey, vier- bis fünfmal auf einander; das Schwärzlichte iſt ein wenig dunkel, und an dem Haare der Kehle, der Bruſt und der Beine findet ſich eine röthlichte Schattirung. Das Haar vorne an der Schnautze, am Fauſtgelenke und an den Füſſen iſt ungemein kurz und von gemiſchter und röthlichter Farbe Die längſten Haare ſind gegen dritthalb Zoll lang; zwiſchen dieſen ſteifen Haaren findet ſich ein kürzeres Wollhaar, das von Farbe röthlicht iſt. Oben iſt ſchon erinnert worden, daß die Farben nicht bey allen völlig überein ſeyen

Die Zähne, die Zähen, und die Nägel kommen in der Anzahl, Lage und Bildung mit des Buchmarders überein, nur ſind die beyden äuſſern Schneidezähne des Oberkinnbackens bey der Manguſte verhältnißmäßig kleiner.

Der

Der Raton.

Der Raton, dem verschiedene Schriftsteller den Namen Coati beygeleget haben, dem aber Büffon lieber den gelassen hat, den er in England bekommt, hat die Grösse und Bildung eines kleinen Dachses. Er hat einen kurzen und dicken Körper, ein weiches langes, dichtes, an der Spitze schwärzlichtes und unterwärts graues Haar, einen Kopf wie der Fuchs, aber runde und viel kürzere Ohren, grosse und gelblicht grüne Augen, einen schwarzen Queerstreifen über denselben, eine lange spitzige Schnauze, eine etwas aufgeworfene Nase, die Oberlefze weiter, als die untere, hervorliegend, und Zähne, wie der Hund. Sein Schwanz ist dicht behaaret, wenigstens so lang, als der Leib, und in seiner ganzen Länge, wechselsweise mit schwarzen und weissen Ringen gezeichnet. Er hat viel kürzere Vorder- als Hinterbeine, und an allen Füssen fünf Zähen, die mit harten und spitzigen Klauen bewafnet sind. Die Hinterfüsse ruhen weit genug auf dem Strahle, damit das Thier sich aufrichten, und den Leib in einer vorwarts gebogenen Stellung erhalten kan. Er bedienet sich der Vorderfüsse, um etwas zu dem Maule zu bringen. Da aber seine Zähen sehr wenig biegsam sind, so muß er beyde Hände zugleich gebrauchen, und sie gegen einander stämmen, um dasjenige anzugreifen, was er bekommt. Er ist sehr behende, ohngeachtet er dik und volleibicht ist. Seine Klauen, die so scharf als Nadeln sind, machen, daß er leicht auf alle Bäume klimmet. Er klettert sehr schnell an dem Stamme bis in den Wipfel hinauf, und läuft bis an das Ende der Zweige. Er geht allezeit in Sprüngen, und schaukelt vielmehr, als er gienge. Seine Bewegungen aber, ob sie gleich seitwärts geschehen, sind hurtig und leicht.

Der Raton gehöret in den mittägigen Ländern von Amerika zu Hause. Man findet ihn nicht in der alten Welt. In dem heissen Striche von Amerika hingegen ist er sehr gemein, besonders auf Jamaika, wo er seinen Aufenthalt auf den Gebürgen hat, und nur herab kommt, um Zuckerrohr zu fressen. Man findet dieses Thier weder in Canada, noch in den übrigen nordlichen Theilen dieses festen Landes. Indessen scheuet es die Kälte nicht ausserordentlich. Herr Klein hat eines zu Danzig auferzogen, und das, welches Herr von Büffon beschrieben, hat einmal eine ganze Nacht zugebracht, da ihm die Füsse im Eise feste waren, ohne daß es sich deswegen übel befunden hätte.

Es weichte alles, was es essen wollte in Wasser ein. Wenn es nicht allzu hungrig war, warf es sein Brod in ein Gefässe mit Wasser, und holte es nicht eher wieder heraus, als bis es sahe, daß es durchweicht war; war aber der Hunger groß, so fraß es auch trockene Speisen, und alles, was man ihm vorhielt. Es kroch alle Winkel durch, und fraß alles, beydes gekochtes und rohes Fleisch, Fische, Eyer, lebendiges Geflügel, Korn, Wurzeln ꝛc. auch sogar alle Arten von Ungeziefer. Es hatte seine Lust daran, Spinnen zu suchen, und wenn es im Garten in seiner Freyheit war, so haschte es Schnecken, Käfer und Würmer. Zucker, Milch und alle süsse Nahrungsmittel liebte es über alles, das Obst ausgenommen, dem es Fleisch, und besonders Fische vorzog. Es suchte einen entfernten Abtritt, sich zu erleichtern, war übrigens zuthuend, und sogar liebkosend, sprang an diejenigen, denen es gut war, spielte gerne und zimlich artig, war zierlich, behende, und allezeit in Bewegung, und schien viel von dem Naturelle der Maki, und etwas von den Eigenschaften des Hundes an sich zu haben.

Der Coati.

Diesem Thiere haben viele Schriftsteller den Namen Coati Mondi gegeben. Es ist aber wahrscheinlich, daß der Coati Mondi kein Thier von einer andern Gattung, sondern bloß eine Abart von dieser seye, die man schlechthin Coati nennet. Markgraf sagt ausdrüklich, nachdem er den Coati, von dem hier die Rede ist, beschrieben, daß es noch andere von einer schwärzlichtbraunen Farbe gebe, die man in Brasilien zum Unterschiede Coati Mondi nenne.

Der Coati ist von dem Raton sehr unterschieden. Er hat eine kleinere Taille, einen längern Leib und, einen längern Kopf und längere Schnauze, an der der obere Kinnbacken sich in eine Art von beweglichem Rüssel endiget, der auf einen oder anderthalb Zoll über das Ende des unteren Kinnbackens hervorgeht. Dieser Rüssel, der nach oben aufgeworfen, und ein Ansaz zu der grossen Verlängerung der Kinnbacken ist, macht, daß die Schnautze gekrümmt und in die Höhe gebogen, anzusehen ist. Der Coati hat auch viel kleinere Augen als der Raton, noch kürzere Ohren, nicht so langes, steiferes und nicht so schlichtes Haar, kürzere Beine, längere und mehr auf dem Strahl ruhende Füsse; aber wie der Raton, einen Schwanz mit Ringen, und an allen Pfoten fünf Zähen. Einige sind in den Gedanken, daß der Schweindachs wohl der Coati seyn könnte, und man hat dieses Thier mit dem Taxus suillus verglichen, von dem Aldrovand die Abbildung gegeben; aber man wird sich erinnern, was von dem Schweindachse an seinem Ort gesagt worden, und die Abbildung stellt nichts weiter vor, als einen Dachs, dem man einen Schweinrüssel gemacht hat Der Coati besizt, wie der Bär, die Geschiklichkeit, sich ohne Mühe auf den Hinterfüssen aufrecht zu halten. Diese schleppen sehr weit auf dem Strahle, und dieser endigt sich in dicken Schwielen, die ihn nach aussen zu verlängern, und die Lage des Fusses in der Länge zu vergrösseru scheinen.

Der Coati hat die Gewohnheit, daß er seinen Schwanz befrißt, der sonst länger ist, als sein Leib. Er hält ihn gewöhnlich in die Höhe, schmiegt ihn nach allen Seiten, und führt ihn ohne Mühe herum. Die Affen, Makis und andere Thiere mit langen Schwänzen, benagen übrigens auch das Ende ihres Schwanzes, fressen das Fleisch und die Wirbelknochen davon, und machen ihn nach gerade ein Viertheil oder Drittheil kürzer. Es scheint also in diesem dünnen und entfernten Theil die Empfindung sehr schwach zu seyn, weil der Schmerz den Appetit sonst überwiegen würde. Uebrigens ist der Coati ein Raubthier, das sich von Fleisch und Blute nährt, kleine Thiere und Federvieh erwürgt, Eyer frißt, und die Vogelnester aufsucht, und diese Uebereinstimmung im Naturelle ist wohl wahrscheinlich eher als die äussere Aehnlichkeit mit dem Marder Ursache gewesen, warum man den Coati als eine Gattung eines kleinen Fuchses angesehen hat.

Dieses Thier findet sich sowohl im südlichen, als nördlichen Amerika Es ist wegen seiner ausnehmenden Halsstarrigkeit merkwürdig, indem es nichts thut, wozu man es zwingen will. Das, welches Herr Linnäus besaß, widersezte sich, (ob es gleich ein kleines Thier ist) mit einer ausserordentlichen Stärke, wenn man es wider seinen Willen zum Gehen zwingen wollte, und klammerte sich an die Beine solcher Personen, denen es zugleich auf eine vertrauliche Art die Taschen plünderte, und alles, was es darinnen nach seinem Geschmak fand, wegnahm. Diese Halsstarrigkeit aber läßt sich leicht vertreiben Der Coati fürchtet sich im höchsten Grade für Schweinsborsten. Die kleinste Bürste kan ihn dazu bringen, daß er fahren läßt, was er anpakt. Er schlief von Mitternacht bis an den Mittag, wachte den ganzen übrigen Tag, und lief ordentlicher Weise von sechs Uhr Abends bis zu Mitternacht herum, das Wetter mochte seyn wie es wollte.

Der Coati rollet sich, theils um zu ruhen, theils sich zu wärmen.

Die

Der Biber.

Der Coati

Die Haare des einen Katons, den Herr Daubenton sahe, hatten braune, schwärzlichte, graue, gelblichte, röthlichte und überhaupt verschiedene Schattierungen. Der Schwanz hatte schmale Ringe deren Farbe grau und gelblicht gemengt war, und sehr breite von schwärzlichter Farbe. Die längsten Haare waren auf dem Rücken anzutreffen, und hatten ungefehr einen Zoll in der Länge. Ein anderer grösserer Coati, der von der Spitze der Schnautze bis an den Ursprung des Schwanzes ungefehr zween Fuß lang war hatte die Stirne, die Schläfe, den Raum von den Augen bis an die Winkel des Mundes, den untern Theil des Vorderkegels und die Füsse schwarz oder schwärzlicht und in einiger Entfernung von dem hintern Winkel des Auges fand sich ein weisser Flecken Die Spitze der Schnautze, die Lefzen und die Kehle waren weißlicht. Die Farbe des ganzen übrigen Leibes war eine Mischung von Braun und Falbem. Diese verschiedene Schattirungen bildeten auf dem Schwanze kaum merkliche schmale Ringe. Das Haar dieses Thiers war spröde und länger als an dem ersten. Die Schnautze hatte keine so starke Verlängerung, war an ihrem Ende kleiner, und ihre Richtung war ganz gerade.

Der Bieber.

Unter allen gesellschaftlichen Th'eren, sagt Herr Bonnet, kommt der menschlichen Einsicht keines so nahe, als der Bieber. Man erstaunt beym Anblicke eines Biebergebäudes, und man sollte beynahe die Geschichte der Bieber für die Geschichte einer Art von Menschen halten Man weiß nicht ob man in ihren Arbeiten mehr die Grösse und die Festigkeit, oder die ausserordentliche Kunst, nebst dem Geschmacke, bewundern soll, die überall in der Ausführung hervorleuchten. Eine Gesellschaft von Biebern ist gleichsam eine Schule von Ingenieurs, die wohlüberlegte Plane machen, sie in Ordnung bringen oder nach Befinden abändern, und mit vieler Standhaftigkeit und Genauigkeit ausführen; die alle von einerley Triebe beseelet, Willen und Kräfte zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke, zur Wohlfarth der ganzen Gesellschaft endigen — Ein Reisender, der von ihnen nichts wüßte, und ihre Wohnungen anträfe, würde glauben, unter eine Nation sehr geschikter Wilden gekommen zu seyn.

Der Bieber gleicht der Wasserratze in der Figur des Kopfes, die Ohren ausgenommen, welche im Verhältnisse kürzer sind. Das Stirnblatt schien dem Herrn Daubenton runder, und das Obertheil des Kopfes platter, als bey jener zu seyn. Die Schnautze ist kurz. Das Haar auf dem Kopfe ist so strupicht, daß es die eigentliche Bildung desselben verstekt, und zum Theil die Augen bedekt, die bey ihm viel kleiner, als bey der Wasserratze sind. Der Hals ist kurz, und er scheint eben so dik, als der Kopf Der Körper ist im Verhältnisse länger, als der von dem Murmelthiere, aber eben so dick, insonderheit am Hintertheile. Die Beine sind sehr kurz, besonders die vorderen, deren Füsse ein wenig einwärts gekehret sind. Die Hinterfüsse sind dieses weit mehr, so daß man sie fast gar nicht sieht, wenn der Bieber fortgeht. Die Vorderfüsse als die kleinsten, haben jeder fünf Zähen, welche das Thier im Gehen weit auseinander breitet, und die mit schmalen und theils spitzigen Klauen versehen sind Die Hinterfüsse haben eben so viel Zähen, die aber weit länger sind, zwischen ihnen befindet sich eine starke Haut. Die zweyte Zähe hat zwo Klauen, deren eine theils oben über der andern, theils auf der Seite von ihr liegt.

Der Schwanz ist sehr breit, und theils behaart, theils schuppicht Der Anfang des Stumpfes von dem Schwanze, den Herr Daubenton vor sich hatte, war drey Zoll herauf vom Hinteren behaart. Dieser Theil war ungefehr dritthalb Zolle breit und 1 ½ dick. Das übrige hatte eine fast eyförmige Figur, doch gieng es in eine Spitze aus. Dieser zweyte Theil war acht Zoll lang, drey Zoll, acht

Linien in der Mitte breit, und ungefehr acht Linien dick. Er war auf der obern, der untern Fläche und den Seiten mit Schuppen bedekt. Die grösten waren drey und eine halbe Linie breit. Die obern waren ein wenig rund und erhaben, die so unten sassen, waren ein wenig hohl Diß Thier trägt immer den Schwanz horizontal ausgestrekt. Er ist nur wenig biegsam, doch schlägt es die Erde damit so stark, daß man den Schall davon weit höret Es schlägt auch damit auf das Wasser, und im Schwimmen dient er ihm zum Ruder, das er bald niedrig führet, bald schräg nach der Breite drehet.

Der Gang des Biebers ist schwehrfällig und gezwungen, weil seine Hinterbeine mehr zum Schwimmen, als zum Gehen gebildet sind. Da sie länger sind, als die Vorbeine, und sich in einen grossen Fuß enden, so scheint das Thier mit denselben weit grössere Schritte, als mit den vordern zu machen. Und in der That muß es mit denselben grössere Bewegungen machen, welche das Kreuz wechselsweise auf die rechte und auf die linke Seite werfen, wie die Enten watscheln. Dennoch gehet es zimlich geschwinde, doch nicht der Mühe gemäß, fort, die es anwenden muß.

Wenn der Bieber stille sizt, legt er den Rücken ganz rund, und das Kreuz so sehr niederwärts, daß der Hintertheil des Leibes auf der Erde ruht Diese Stütze, die er sich macht, und die Hinterfüsse, welche der ganzen Länge nach auf der Erde ruhen, geben ihm eine sehr bequeme Stellung um den Vordertheil des Körpers so wie die Eichhörnchen und Ratzen, zu heben. In dieser Lage bedient er sich der Vorderfüsse, um zu betasten, zu fassen, und zum Maul zu führen, und sich gegen aufwärts stehende Flächen zu lehnen. Wenn er aufgerichtet ist, ohne eine Stütze zu haben, ist der Rücken sehr krumm, und der Kopf sehr niedrig.

Die Bieber fangen im Monat Junius oder Julius an, sich in eine Gesellschaft zu versammeln, die bald zu einem Haufen von zwey oder dreyhundert anwächst. Der Versammlungs-Ort ist gewöhnlich der Ort, wo sie sich niederlassen, und dieser ist allemal am Rande eines Gewässers. Wenn es ein Wasser ist, das sich in einerley Höhe erhält, wie eine See, so bauen sie keinen Damm. Aber in strömendem Wasser, das bald höher bald niedriger wird, an Bächen, Flüssen, erbauen sie bald einen Damm, und durch diese Sperrung des Wassers, machen sie eine Art von Teich, oder stehendem Wasser, das sich immer in einerley Höhe erhält Der Damm gehet queer durch den Fluß, wie eine Schleusse von einem Ufer bis zum andern. Er hat oft achzig oder hundert Fuß Länge, und am Grunde eine Dicke von zehen bis zwölf Fuß. Die Festigkeit, die dieser Bau hat, sezt noch mehr, als seine Grösse, in Erstaunen. Der Ort des Flusses, wo sie ihn aufführen, ist gewöhnlich nicht sonderlich tief. Wenn sich am Ufer ein grosser Baum findet, der in das Wasser fallen kan, machen sie den Anfang damit, ihn zu fällen, um die Grundlage ihres Baues davon zu machen, wenn er auch oft dicker ist, als ein Mensch im Leibe, so sägen sie ihn, benagen ihn an dem Fusse, und ohne ein anderes Werkzeug als ihre vier Schneidezähne, schneiden sie ihn in wenig Zeit ab, und machen daß er queer über den Fluß fällt. Alsdenn schneiden sie die Aeste ab, um ihn horizontal und gleich zu legen. Diese Arbeiten geschehen vereint Indem viele Bieber dieses thun, laufen andere an den Ufern des Flusses umher, und schneiden kleinere Bäume ab. Sie theilen sie in Stücke, und sägen sie in einer gewissen Höhe ab, um Pfähle davon zu machen. Diese schleppen sie sogleich bis zum Ufer des Flusses, und alsdenn durch das Wasser, bis zu dem Orte, wo sie bauen. Sie machen davon ein enges Pfahlwerk, welches sie noch mehr bevestigen, indem sie Aeste zwischen die Pfähle einflechten. Um diese Pfähle aufzurichten, müssen sie das dickere Ende mit den Zähnen gegen das Ufer, oder gegen den über den Fluß gestrekten Baum stämmen. Andere müssen zugleich unter das Wasser tauchen, um da mit den Vorderfüssen ein Loch zu graben, in welches sie die Spitze des Pfahls bringen Andere suchen Erde, welche sie mit den Füssen kneten, und mit dem Schwanze schlagen. Sie bringen diese mit dem Maule und den Vorderfüssen in so grosser Menge fort, daß sie damit alle Zwischenräume ihres Pfahlwerks ausfüllen. Dieses bestehet aus verschiedenen Reihen Pfählen, die an Höhe alle gleich, und einer gegen den andern überein gesenkt sind. Die Pfähle stehen gegen den Strom zu senkrecht. Dagegen ist das ganze Werk abhängend auf der Seite, wo gegen den Drang des Wassers gestüzt werden muß,

so,

so, daß der Damm, der am Grunde zehen bis zwölf Fuß Dicke hat, oben nicht mehr als zween oder drey Fuß behält. Oben auf dem Damme machen sie drey abhängende Oefnungen, welche so viel Ausflüsse der Oberfläche des Wassers abgeben, welche sie gröſſer oder kleiner machen, je nachdem der Fuß höher oder niedriger wird. Und wenn durch Ueberschwemmungen Brüche entstehen, so bessern sie dieselben aus, so bald das Gewässer gefallen ist.

Diese grosse Arbeit wird in der Absicht unternommen, um ihre Wohnungen desto bequemer zu machen. Diese sind Hütten oder vielmehr Arten von Häuschen, die ins Wasser auf ein ausgefülltes Pfahlwerk, ganz nahe an dem Rande des Sees mit zween Ausgängen gebauet sind, einem, um ans Land zu gehen, und dem andern, um sich ins Wasser zu werfen. Die Figur dieses Gebäudes ist fast immer oval oder rund Es gibt gröſſere und kleinere, von vier bis auf zehen Fuß im Durchmesser. Einige darunter haben zwey, ja gar drey Stokwerke. Die Mauren sind bis an zween Fuß dick, und senkrecht auf das ausgefüllte Pfahlwerk gebauet, welches zugleich den Grund und den Fußboden des Hauses abgibt. Wenn dasselbe nur ein Stokwerk hat, erheben sich die Mauern nur einige Fuß hoch senkrecht, und bilden sich darüber in ein gedrukres Gewölbe, welches ihnen zum Dache dienet Es ist fest gemauert, und inn- und auswendig sehr reinlich überkleidet. Dem Regenwasser ist es undurchdringlich, und widersteht den heftigsten Windstöſſen Die Wände sind mit einer Art von Tünche überworfen, der so reinlich angelegt ist, als ob er von Menschenhänden bearbeitet wäre Ihr Schwanz dient ihnen zu einer Mauerkelle, um diesen Mörtel anzulegen. Sie wenden Holz, Steine, und sandichte Erde zu diesem Baue an. Das Holz, das sie brauchen, ist fast alles leicht und zart, Erlen, Pappeln, Weiden, welche am liebsten an dem Wasser wachsen, und sich leichter schälen, schneiden und fortschleppen lassen Wenn sie sich an einen Baum machen, gehen sie nicht wieder davon, ehe er gefällt, getheilet und fortgeschleppt ist. Sie schneiden ihn allemal einen oder anderthalb Fuß über der Erden ab. Sie arbeiten sitzend und nagen beständig die Rinde und das Holz, deren Geschmak ihnen angenehm ist. Denn sie ziehen die Rinde und das zarte Holz dem mehresten gewöhnlichen Futter vor. Sie sammeln davon einen grossen Vorrath, um sich den Winter durch zu nähren. Das trockene Holz lieben sie nicht. In dem Wasser und nahe bey ihrer Wohnung legen sie ihren Vorrath auf Jede Hütte hat den seinigen in gehörigem Verhältniß zu der Zahl ihrer Bewohner, und sie berauben nie ihre Nachbarn. Man hat, so zu sagen, Dörfer von zwanzig bis fünf und zwanzig Hütten angetroffen, wiewohl so grosse Colonien selten sind Sie leiden nicht, daß Fremde sich in ihrem Bezirke niederlassen. Die kleinsten Hütten enthalten zwey, vier bis sechse, die gröſten achtzehn, zwanzig und sogar, wie man sagt, auf dreyßig, wo die Anzahl der Männchen und Weibchen fast immer gleich ist. So zahlreich auch die Gesellschaft ist, so bleibt der Friede doch ungestört bey ihnen. Als Freunde unter sich, wissen sie, wenn sie ja Feinde von aussen haben, sie zu vermeiden. Sie warnen einander durch einen Schlag mit dem Schwanze auf das Wasser. Ein jeder nimmt seine Entschlieſſung, entweder in den See zu tauchen, oder sich in ihren Mauern zu verbergen, die nichts, als das Feuer des Himmels, oder das Eisen des Menschen zu fürchten haben. Dieser Aufenthalt ist nicht nur sicher, sondern auch sehr reinlich und bequem. Der Fußboden ist mit allerley Grünigkeiten überstreut Aeste von Buchsbaum und von Tannen dienen ihnen zur Unterlage, auf welche sie niemals einigen Auswurf fallen lassen oder dulden Das Fenster gegen das Wasser zu dient ihnen als ein Balcon, um dort frische Luft zu schöpfen, und sich den gröſten Theil des Tages über zu baden. Sie halten sich dort aufrecht, richten den Kopf und die Vorderrheile des Körpers in die Höhe, und senken den hinten Theil ins Wasser. Die Oefnung dieses Fensters ist hoch genug, daß sie das Eis nimmer verschlieſsen kan, welches zuweilen zwey bis drey Fuß dick wird. Alsdenn machen sie den Pla: vor demselben abhängig, schneiden die Pfähle, auf denen derselbe ruht, schräge ab, und machen sich einen Ausgang unter dem Eise ins Wasser. Es scheint sie können dieses Elementes nicht entbehren. Sie gehen zuweilen sehr weit unter dem Eise fort, und alsdenn fängt man sie sehr leicht; indem man von einer Seite ihre Hütte angreift, und sie zugleich bey einem Loche erwartet, das man in einiger Entfernung davon ins Eis hauet, wo sie hinkommen müssen, um Luft zu schöpfen. Das Fleisch der vordern Thei-

le bis an die Nieren hat die Beschaffenheit, den Geschmak und die Festigkeit vom Fleische der Landthiere, das von den Schenkeln und dem Schwanze hat den Geruch, Geschmak und alle Eigenschaften des Fisches, und wenn man die Schuppen des Schwanzes mit einem Messer wegschabet, so sieht man, wie bey allen Fischen, noch ihre Spuren auf der Haut.

Die Bieber versammeln sich im Anfange des Sommers. Den Julius und August bringen sie mit bauen hin. Ihren Vorrath von Rinde und Holz sammeln sie im September, alsdenn geniessen sie die häuslichen Vergnügungen. Diß ist ihre Ruhezeit, und die Zeit der Liebe für sie. Ein jedes Paar verbindet sich nicht von ungefehr, nicht durch einen blossen Zwang der Natur, sondern durch Wahl, und sie suchen sich nach einer gewissen Neigung aus. Sie bringen den Herbst und Winter mit einander zu, und verlassen einander nicht gerne Sie gehen nur aus ihren Wohnungen heraus, nüzliche und angenehme Spatziergänge zu machen, und bringen frische Rinden davon zurük. Die Weibchen sollen vier Monate trächtig seyn Sie werfen gegen das Ende des Winters, und gewöhnlich zwey oder drey Junge. Die Männchen verlassen sie ungefehr um diese Zeit, und gehen in das Feld, um die Annehmlichkeiten und die Früchte des Frühlings zu geniessen. Sie kommen von Zeit zu Zeit zur Hütte zurük, doch ohne einen dauerhaften Aufenthalt da zu nehmen. Die Mütter bleiben dort und beschäftigen sich mit dem Säugen, der Auferziehung und der Sorge für ihre Junge, welche ihnen in wenigen Monaten schon folgen können. Denn gehen auch sie umher, erholen sich an der frischen Luft, suchen Fische, Krebse, neue Rinden, und bringen also den Sommer auf dem Wasser oder in den Wäldern zu. Sie versammeln sich erst gegen den Herbst wieder, woferne nicht etwan Ueberschwemmungen ihre Dämme umgerissen, und ihre Hütten zerstöret haben. Denn in diesem Falle vereinigen sie sich bey Zeiten, um die Brüche wieder auszubessern.

Die Jäger suchen sie insonderheit im Winter auf, weil ihr Pelz zu keiner andern Zeit vollkommen gut ist, und wenn sie ihre Pflanzstätte zerstört und eine zu grosse Anzahl gefangen haben, so stellt sich die nun zu schwache Gesellschaft nicht wieder her; sie zerstreuet sich, wird flüchtig, ihr durch die Furcht unterdrüktes Genie entdekt sich nicht weiter. Sie graben sich selbst und ihr ganzes Talent in eine Erdhöle ein, oder führen ein furchtsames Leben, beschäftigen sich nur mit den dringendsten Bedürfnissen, und verliehren unwiederbringlich die gesellschaftlichen Eigenschaften, die man an ihnen bewundert.

So bewundrungswürdig aber diese erzählte Dinge sind, die alle durch Augenzeugen bestätigt worden, so hat man nicht genug daran gehabt, sondern hat sie noch mit Fabeln vermehrt Man hat versichert, daß sie allgemeine Begriffe von einer Polizey und Regierung hätten, daß, wenn einmal ihre Gesellschaft in Ordnung gebracht seye, sie Reisende und Fremde zu Sklaven machten, die ihnen Erde tragen und Holz fortschleppen müßten; daß sie auf die Art mit den Trägen unter ihnen verführen, die nicht arbeiten wollten, und mit den Alten, die es nicht könnten; daß sie dieselben auf den Rücken kehrten, und sie als ein Fuhrwerk brauchten, die Materialien fortzubringen; daß diese Republikaner sich allezeit in ungleicher Zahl versammelten, damit in ihren Rathsversammlungen immer eine entscheidende Stimme wäre; daß ihre ganze Gesellschaft ihren Präsidenten, ein jeder Stamm seinen Intendanten habe, und sie auch öffentliche Schildwachten für die gemeine Hut bestellten; daß wenn sie verfolgt würden, sie sich die Hoden abrissen, um die Begierde der Jäger zu vergnügen, da sie sich doch eher ihres Haares, um welches willen man sie vorzüglich sucht, berauben mußten. ꝛc.

Alle kommen darinn überein, daß ausser den Biebern, welche in Gesellschaft leben, man überall in eben derselben Gegend einsame Bieber antrift, welche wie der Dachs in einer langen Höhle unter der Erde leben, und man gibt vor, daß diese wegen irgend einem Fehler aus der Gesellschaft seyen verstossen worden. Man hat sie Grubenbieber (Castors terriers) genannt; sie sind leicht zu erkennen, ihr Fell ist schmuzig, und das Haar auf dem Rücken abgestossen. Sie wohnen, wie die andern, gerne an den Gewässern, wo einige sogar einen Graben, einige Fuß tief machen, um einen See zu bilden, der bis an die Oefnung ihrer Grube tritt, welche zuweilen auf mehr, als hundert Fuß in der Länge fortgeht, und in die Höhe geführt ist, damit sie die

Freyheit behalten, sich nach oben zurük zu begeben, in dem Maasse, wie das Wasser in den Ueberströmungen höher tritt. Doch finden sich auch einige einsame Bieber, weit von dem Wasser, landwärts. Alle unsere Bieber, sagt Herr von Büffon, sind einsame Grubenbieber, deren Pelz bey weitem nicht so schön, als der von den Biebern ist, die in Gesellschaft leben. Alle sind an Farbe unterschieden, nach der Gegend in der sie leben. In dem tiefen Norden sind sie ganz schwarz, und diese sind die schönsten. Unter den schwarzen Biebern findet man zuweilen ganz weisse, oder weiß mit Grau gefleckte, und auf dem Genicke und dem Kreutze roth gesprenkelte. Je weiter man nach Norden herab kommt, desto heller und gemischter wird die Farbe. Sie sind in dem nordlichen Canada dunkel Kastanienbraun, in dem südlichen Canada heller, und gelb oder strohfärbigt, bey den Illinisen. Man findet Bieber in Amerika von dem dreyßigsten Grade Nordbreite, bis zum sechzigsten, und noch höher. Sie sind sehr gemein in Norden, werden aber immer seltener je weiter man gegen Mittag kommt. In der alten Welt verhält es sich eben also. Man findet sie nur in den nordlichen Gegenden in Menge, in Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland und Egypten werden sie sehr selten gefunden. Die Alten kannten sie. Sie waren an den Ufern des schwarzen Meeres sehr gemein. Man hat sogar den Bieber den partischen Hund genannt, aber wahrscheinlicher Weise befanden sich diese Thiere an den Ufern dieses Meeres nicht ruhig genug, weil keiner von den Alten ihrer Gesellschaft und ihrer Arbeiten erwähnet.

Herr von Büffon hat die Erfahrung gemacht, daß ein Bieber auch ganz wohl ohne Wasser leben kan. Sein Thier war ganz jung in Canada gefangen und immer unter Dach auferzogen worden. Es kannte das Wasser noch gar nicht, da man es nach Frankreich schikte, und weigerte sich in dasselbe zu gehen. Nachdem man aber diesen Bieber einmal in einen Teich untergetaucht, und mit Gewalt untergehalten hatte, befand er sich nach einigen Minuten so wohl darinne, daß er nicht wieder herauszukommen suchte, und wenn man ihn frey ließ, sehr oft selbst wieder dahin gieng. Er wälzte sich auch im Schlamme und auf einem nassen Fußboden. Er wurde zahm, doch ohne jemand liebzukosen; forderte zu essen, wenn man zu Tische saß, mit einem feinen klagenden Ton, und gewissen Bewegungen der Hand. So bald man ihm ein Stük gab, nahm er es fort, und verbarg sich. Seiner Vorderfüsse bediente er sich wenigstens mit eben der Fertigkeit, als die Eichhörnchen. Er schlief sehr oft, und ruhete auf dem Bauche. Er fraß alles nur klein Fleisch; nagte alles an, was er antraf, und man war genöthiget die Tonne, in welcher er überbracht worden, mit Blech auszuschlagen.

Obgleich die Bieber vorzüglich gern an den Ufern der Flüsse, Seen, und anderer süssen Gewässer wohnen, so findet man doch einige an den Ufern des Meeres, wiewohl vornehmlich nur an den Ufern der nordlichen Meere, und am meisten an den inländischen Meerbusen, in welche grosse Flüsse ausfliessen, und deren Wasser nicht sehr salzig sind. Sie hassen den Fischotter, verjagen ihn, und leiden nicht, daß er auf dem Gewässer, wo sie häufig sind, erscheine. Der Pelz des Biebers ist viel schöner und stärker behaart, als der von dem Otter. Er hat zweyerley Haare, an dem ganzen Leibe, ausgenommen an den Füssen, wo sie ganz kurz sind, ein kürzeres aber sehr dichtes, das so fein als Pflaumfedern, dem Wasser undurchdringlich ist, und die Haut unmittelbar bekleidet, und ein längeres, festeres und mehr scheinendes, das aber weniger dicht ist. Dieses zweyte Haar ist wenig werth, und das erstere wird nur in Manufacturen genutzet. Die Bieber werfen ihr Haar im Sommer ab. Der Pelz der weissen Bieber wird nur der Seltenheit wegen geschäzt, und die ganz schwarzen sind fast eben so selten, als die ganz weissen.

Das Biebergeil ist in zween grossen Blasen enthalten, welche die Alten für die Hoden des Thieres gehalten haben. Die Wilden ziehen, wie man sagt, aus dem Schwanze des Biebers ein Oel, dessen sie sich als eines äusserlichen Mittels gegen viele Uebel bedienen. Das Fleisch des Biebers ist zwar fett und zart, hat aber allemal einen bittern zimlich unangenehmen Geschmak. Seine Zähne sind sehr hart, und so scharf, daß sich die Wilden ihrer als eines Messers bedienen.

Dieses Thier schwimmt viel besser, als es läuft, und geht immer mit niederhängendem Kopfe und gebogenem Rücken. Es hat sehr gute Sinne, und vornehmlich einen äusserst feinen Geruch.

Den Schmuz und bösen Geruch kan es nicht ausstehen. Weil Herr von Büffon auf einem Bieber im ersten Jahre Zeichend er Brunst bemerkte, so schloß er, daß die Dauer seines Lebens nicht sehr lange seye, und daß es vielleicht zu viel seye, wenn man ihm vierzehn bis zwanzig Jahre gebe.

Die Bieberjagd ist nicht mit allzuvielen Schwierigkeiten verknüpft, weil dieses Thier nicht eben die Stärke besizt, seinen Verfolgern zu widerstehen, und die Wachsamkeit, den Fallstricken zu entgehen, als es geschikt ist, sich mit allen Nothwendigkeiten des Lebens zu versehen. Nach der Geschichte der französischen Pflanzstätte in Nordamerika, bedienen sich insgemein die Wilden gewisser Fallen, welche beynahe wie die Ziffer 4. aussehen, und worauf sie frisch abgehauene Reiser legen. So bald der Bieber solche anfasset, fällt ihm sogleich ein grosses Stük Holz auf den Leib, welches ihm den Rükgrad zerschläget. Einer andern Art, haben wir schon oben erwähnet. Man lässet auch wenn man das Eis nahe an der Hütte aufgehauen hat, ein Nez durch das Loch hinab, und zerstöret die Hütte der Bieber, die sich alsdann durch den Fluß zu retten suchen, aber in das Nez gerathen. Durch den Schuß aber tödtet man sie selten, weil sie, wenn sie verwundet werden gar leichte in das Wasser eilen, und wenn sie darinn an ihren Wunden sterben, nicht wieder zum Vorscheine kommen.

Der Fischotter.

Der Fischotter ist ein gefräßiges, mehr aber nach Fisch, als Fleisch begieriges Thier; er verläßt selten die Ufer der Flüsse oder der stehenden Seen, und machet öfters die Teiche von Fischen leer. Er schwimmt sehr leicht und noch leichter als der Bieber, da er an allen Füssen mit Schwimmhäutchen versehen ist. Er schwimmt beynahe so fertig, als er gehet; er kommt nicht ans Meer, sondern durchwandert die Flußwasser; und fährt auf den Flüssen in einer beträchtlichen Weite auf und abwärts; oft begibt er sich in die Tiefe und verweilet daselbst zimlich lang, hernach kommt er wieder auf die Oberfläche um Luft zu schöpfen. Im genauen Verstand kan man ihn kein Amphibion oder Thier das in der Luft und in dem Wasser leben kan, nennen; denn er ist gezwungen, fast eben so wie alle Thiere die auf der Erde leben, Luft zu schöpfen, und wenn er bey Verfolgung eines Fisches in eine Fischerreusse geräth, so findet man ihn ertränkt, und sieht, daß er nicht die Zeit gehabt hat, alle Weiden entzwey zu beissen und heraus zu kommen. Er hat Zähne wie ein Haußmarder, aber sie sind in Verhältniß gegen die Grösse seines Leibes gröſſer und stärker. In Ermanglung der Krebse, Fische, Wasserratzen ꝛc. beißt er die zarten Zweige ab, und frißt die Rinde von den am Wasser stehenden Bäumen, im Frühlinge frißt er auch junges Gras; er scheuet die Kalte eben so wenig, als die Nässe, im Winter wird er läufig und hecket im März gemeiniglich drey oder vier Junge auf einmal. Die jungen Fischotter sind häßlicher als die alten. Der ungestalte Kopf, die niedrig hängenden Ohren, die gar zu kleinen und bedekten Augen, das düstere Ansehen, die seltsamen Bewegungen, eine in allen Stücken unedle und ungestalte Figur, ein Geschrey, das maschinenmäßig scheint, und alle Augenblik wiederholet wird, sollten ein dummes Thier ankündigen; gleichwol bekommt der Fischotter mit dem Alter eine Geschiklichkeit, zum wenigsten so viel, als er brauchet, die Fische mit grossem Vortheil zu bekriegen. Daß aber der Fischotter die Gewohnheit habe, die man ihm zuschreibt, anfänglich stets die Flüsse aufwärts zu fahren, um desto leichter zurück zu kommen, und sich alsdenn bloß von dem Strome treiben zu lassen, wenn er gesättiget, oder mit Raub beladen ist; sich eine Wohnung zuzueignen, und einen Vorrath darinn anzulegen, und sich vor der Nässe zu schützen; einen grossen Vorrath von Fischen hineinzuschaffen;

und endlich so gelehrig und zahm zu werden, daß er für seinen Herrn Fische fangen, und bis in die Küche bringen sollte, kommt dem Herrn von Büffon unglaublich vor. So viel weiß man, daß die Fischotter sich ihre Wohnung nicht selbst ausgraben; daß sie sich in das erste Loch, welches sie antreffen, unter die Wurzeln der Pappeln, der Weiden, in die Felsritzen und sogar in die Balken der Holzflösse verkriechen, und auch daselbst ihre Jungen auf einem Lager von Scheitholz und Grase ausbecken; daß man Fischköpfe und Gräten in ihrem Lager findet; daß sie oft ihren Plaz verändern; daß sie nach sechs oder acht Wochen ihre Jungen mit sich schleppen, oder an verschiedene Orte bringen; daß diejenigen, welche man zahm machen wollte, zu beissen suchten, sogar wenn sie noch saugten, und ehe sie noch stark genug waren, Fische zu kauen, daß dem Herrn von Büffon alle in ihrem ersten Alter starben, daß mit einem Worte der Fischotter von einem wilden und grausamen Naturelle ist; daß, wenn er in Fischbehälter kommen kan, er eben das thut, was der Iltis in einem Hühnerhause verübet; daß er weit mehr Fische tödtet, als er fressen kan, und daß er hernach einen in seinem Rachen mit fortschleppet.

Das Haar des Fischotters ist zimlich beständig. Doch ist sein Fell im Winter brauner, und gilt mehr, als im Sommer. Es gibt einen sehr guten Pelz ab. Man ißt sein Fleisch an Fasttagen, und dasselbe hat einen üblen Fischartigen, oder vielmehr schlammichten Geschmak. Sein Aufenthalt ist mit einem häßlichen Gestanke von daselbst verfaulten Ueberbleibseln der Fische angefüllt, und er selbst riecht zimlich übel. Die Hunde jagen ihn gerne, und erreichen ihn ohne Mühe, wenn er von seinem Lager, oder vom Wasser entfernet ist; aber so bald sie ihn anpacken, wehret er sich und beißt grausam zu, und manchmal so stark, daß er ihnen die Beinknochen zermalmet, und getödtet werden muß, wenn er los lassen soll. Gleichwol verjagt ihn der Bieber, der doch kein starkes Thier ist.

Diese Gattung, ob sie wohl nicht zahlreich ist, hat sich dennoch von Schweden an, bis nach Neapolis, in Europa ausgebreitet, und man trift sie auch in dem nordlichen Amerika an. Sie war den Griechen wohl bekannt; und man findet sie wahrscheinlicher Weise in allen gemäßigten Himmelsgegenden, wo es wasserreich ist, Fische hat, und die Flüsse nicht sehr von Leuten beunruhigt werden.

Der Körper des Fischotters ist fast eben so lang und dicke, als des Dachses seiner; aber die Füsse sind um ein gutes kürzer. Er hat einen platten Kopf, eine sehr breite Schnautze, und der untere Kinnbacken ist schmaler und kürzer, als der obere. Der Hals ist kurz und so dick, daß er einen Theil vom Kopfe auszumachen scheint. Der Leib ist sehr länglicht, und der Schwanz ist beym Ursprung dicke, und geht am Ende spizig zu. Auf jeder Seite der Schnautze stehen dicke Barthaare von weisser und brauner Farbe; so wie unten an den Unterkinnbacken über den Ecken des Mauls und nahe beym Augenwinkel wiederum Haare stehen.

Der Fischotter hat zweyerley Haare, deren einige länger und dichter als die andern sind, welche, gleich der Seide, weich und zart sind, und auf dem grösten Theile ihrer Länge eine graue weißlichte, und an der Spitze eine braune Farbe haben. Die längsten sind grauweißlicht auf der Hälfte ihrer Länge von der Wurzel an, und sehr hellglänzend Braun auf ihrer übrigen Länge bis an die Spitze. Dieser Glanz macht, daß man die braune Farbe nicht sehen kan, wenn man sie gegen das Licht ansiehet, aber sonst sieht man allein das Braune auf dem ganzen obern Theile des Thieres. Das Unterheil aber ist von weißlichter hellglänzender Farbe. Die längsten Haare sind 14 Linien lang. Die Füsse haben alle fünf Zähen, die an den Hinterfüssen am längsten sind. Die Zähen der Vorderfüsse, und die grosse Zähe der Hinterfüsse, haben kleine krumme Krallen. Die an den vier übrigen Zähen der Hinterfüsse sind am breitesten, zwischen den Zähen ist ein starkes Häutchen, welches an den Hinterfüssen länger ist, als an den Vorderfüssen.

Herr von Büffon glaubt nicht, daß man den Fischotter in sehr warmen Ländern finde; indem der Iliva oder Carigueibeiu, den man den Brasilianischen Fischotter nennet, und den man auch zu Cayenne antrift, zwar eine ähnliche, aber unterschiedene Gattung zu seyn scheinet; dahingegen der Fischotter des nördlichen Amerika dem Europäischen in allen Stücken gleicht, ausser, daß das Pelzwerk noch schwärzer und schöner ist, als des schwedischen und rußischen Fischotters. Man hat einen Canadischen in dem königlichen französischen Cabinette, welcher sich blos dadurch von dem inländischen unterscheidet, daß er um einen Schuh länger ist.

Die Saricovienne.

Dieses Thier wird, nach dem Thevet längst dem Strome la Plata angetroffen, und hält sich mehr im Wasser als auf dem Lande auf. Es ist, wie er sagt, so groß, wie eine Katze, und seine Haut, die grau und schwarz untermischt ist, hat die Feinheit des Sammts. Seine Füsse sind auf ähnliche Art gebildet, wie die Füsse der Wasservögel, und sein Fleisch ist ein sehr gutes und wohlschmeckendes Essen.

Dieses Thier ist mit dem Brasilianischen Caigueibeju, welcher auf einer Platte des folgenden Abschnittes vorgestellt ist, einerley, und Herr von Büffon glaubet ferner, daß der Guacki des Gumilla, wohl kein anderes seyn möchte. Es ist nach dem Markgraf und Desmarchais ein Amphibium und so groß als ein Hund von mittlerer Höhe. Es hat einen runden Oberkopf, wie die Katze, eine etwas längere Schnautze, wie der Hund, Zähne und Barthaare wie die Katze, runde, kleine und schwarze Augen, gerundete und niedrig sitzende Ohren, fünf Zähen an allen Füssen, und kürzere Daumen als die übrigen Zähen, die insgesamt mit braunen und spitzigen Klauen bewafnet sind; sein Schwanz ist eben so lang, als die Hinterbeine; sein Haar ist zimlich kurz und überaus weich; am ganzen Leibe ist es schwarz, auf dem Kopfe braun, und hat einen weissen Fleck unten am Schlunde. Sein Geschrey läßt sich beynahe hören, als wenn ein junger Hund anschlägt; es unterbricht aber solches bisweilen durch ein anderes Geschrey, das der Stimme eines Sagoins gleichet. Es lebt von Krabben und Fischen. Sein Balg gibt ein gutes Pelzwerk ab; und sein Fleisch hat keinen morastigen Geschmack, sondern ist sehr gesund und angenehm.

Der Meerotter.

Dieses Thier, dessen Beschreibung wir Stellern zu verdanken haben, heißt auf rußisch Bobr Kamtschatzkoi, und auf Itelmannisch Kalko, und der Verfasser derselben glaubt, daß es der Carigueibem oder Jeya des Marggrafs seye, und daß die Beschreibung, die wir allererst aus ihm angeführt haben, vollkommen darauf passe, nur daß der Schwanz drey ganze und vier zehntheile eines Zolles länger seyn als die Füsse, die Haar länger als bey Marggrafens Thier, woran der Erdstrich schuldig seyn könne, die Farbe der Kopfhaare verschieden, welches auch bey Thieren von ungleichem Alter vorkomme, und endlich der Erdstrich, wo sie sich aufhalten, nicht einerley, wovon man bey noch mehreren Thieren Beyspiele habe.

Der Meerotter übertrift sowohl den gemeinen Otter, als den Bieber um ein gutes an Grösse. Die Gestalt des Körpers gleicht aber dem erstern, und an Dicke übertrift das Thier beynahe den leztern.

Der gröste Unterschied, worinn das Thier sowohl von den übrigen Erd- als Wasser-Amphibien abgehet, ist die Gestalt der Füsse. Die Hinterfüsse liegen näher am Steisse, als bey andern Erdthieren, und hierinn hat es mit dem Fischotter und den Seehähnen etwas gemein.

Das Thier gehet zimlich gut einher, und läuft überaus schnell. Die Vorderfüsse sind kürzer, als die hinteren; der

Rücken

Rücken geht wie ein Buckel in die Höhe, die Brust geht unterwärts, und der Hals ist ausgedehnt und steif. Die Vorderfüsse sehen wie bey Katzen aus; sie haben fünf Zähen unter der Haut, man kan aber ihre Abtheilung wegen der vielen Haare nicht sehen. Sie laufen damit schnelle, streichen sich das Gesicht und den Leib, umarmen gleichsam einander, und reissen die Muscheln mit ihren schwarzen krummen Nägeln von den Felsen ab. Sie sind von des Fischotters seinen unterschieden. Denn die Zähen hängen zwar durch eine Haut aneinander, die aber, wie bey den Katzen, dick und haaricht, und nicht ausgedehnt ist.

Die hintere Füsse stehen ganz heraus. Die Zähen aber, der vordere und mittlere Theil des Fusses sind wie an den Hinterfüssen der Meerkälber; der vordere, mittlere Theil des Fusses und die Zähen sind fünfmal länger und breiter als an den Vorderfüssen. Die fünf Zähen werden durch eine haarichte Zwischenhaut unterschieden, und haben insgesamt einen krummen und schwarzen Nagel. Obgleich diese Füsse Floßfederartig sind, so kan es sich doch derselben auch auf dem Lande recht gut bedienen.

Der Schwanz ist wie bey einem Fischotter, doch kürzer, indem er nur ein Viertheil des Leibes beträgt.

Die Haut ist dick, und von den dicht aneinander stehenden weichen Haaren ganz rauch, wodurch das Thier übermäßig theuer ist. Die Haare sind nach der Länge des Alters, Geschlechtes und der Theile des Thieres unterschieden. Ueberhaupt hat man zwo Arten derselben. Die längere wird von den Russen Os genennet, die kürzere aber oder die weiche und wolligte heissen sie Puch. Die Meerottern, welche viele lange und schwarze Haare haben, sind bey ihnen in besonderem Werthe. Viele haben ein durchgängig schwarzes Fell, andere haben weisse und weiche Haare am Kopfe, dem Kinne und der Kehle untermischt. Es gibt auch welche, die ein weisses, fast silberfarbenes Haar haben. Viele haben ein dunkelbraunes Haar, wie die Flußotter; andere haben durchgängig nur ein kurzes Haar und eine blosse Wolle. So schwarz aber das Haar und diese Wolle ist, so sind doch die Wurzeln der Haare viel weisser als Seide, und machen, daß das Fell sehr schön aussieht.

Man fängt die Meerottern nur an den kamtschakischen Ufern, die zwischen dem fünfzigsten bis sechs und fünfzigsten Grade liegen. Sie wagen sich nicht über die dritte kurilische Insel hinaus. Die Einwohner sowohl als die Russen, haben schon seit langer Zeit geglaubt, daß dieses Thier nicht in Asien zu Hause gehöre, sondern von andern Ländern dahin komme. Wenn im Winter der Ostwind zwey Tage lang wehet, so werden sie mit dem Eise hergetrieben und gefangen. Die aber noch im Winter davon kommen, halten sich im Sommer an den felsichten Ufern in Kamtschatka und den kurilischen Inseln auf. Hier gebähren sie, und bleiben auch da, weil sie weder gut schwimmen, noch auch, wegen dem verschlossenen eyförmigen Loche des Herzens, in der Tiefe einige Nahrung suchen, noch auch den Hunger über drey oder vier Tage ausstehen können.

Dieses Thier lebt sowohl in der See, als auf dem festen Lande. Doch halten sie sich der Ruhe wegen auf den unbewohnten Inseln zu ganzen Heerden auf. Wenn die See stille geworden ist, besuchen sie die niedrigsten Oerter, wo sie allerley Seekrebse, Meerkräuter, Moose, Miesmuscheln, Schnecken, Polypen und Seekatzen antreffen und verschlingen. Sie müssen grossen Hunger haben, wenn sie Meerkräuter fressen sollen, ausser den Fischen können sie auch Fleisch vertragen, und sie scheinen alles zu fressen, weil man schon Meerottern abgezogene Thiere ihres Geschlechts fressen sahe.

Im Winter liegen sie bald auf dem Eise, bald am Ufer. Im Sommer begeben sie sich in die Flüsse, kommen auch wohl in die Seen, und sind gerne im süssen Wasser. Bey heissem Wetter suchen sie die Thäler und schattigten Oerter und spielen nach Art der Affen. An Munterkeit, im Spielen und Laufen übertreffen sie alle übrige Amphibien.

Auf dem Lande liegen sie wie die Hunde, und haben den Leib zusamen gebogen. Ehe sie sich, wenn sie aus dem Meere kommen, schlafen legen, schütteln sie alles Wasser ab, streichen sich mit den Vorderfüssen das Gesicht, putzen sich den Leib, bringen die Haare in Ordnung, bewegen den Kopf von einer Seite zur andern, sehen sich an, gefallen sich über die Massen, und die Männchen spielen auch wohl mit ihren Geschlechtstheilen. Sie sind so eifrig über den Puz

hres Körpers, daß sie leicht dabey todt geschlagen werden.

Sie laufen schnell, schlau und durch viele Umwege. Wenn sie aber gezwungen sind stille zu stehen, so machen sie wie die Katzen einen Buckel, zischen wie eine wilde Katze und thun, als wenn sie auf den Feind zuspringen wollten. Sie haben aber wenig Herzhaftigkeit, und fallen von einem starken Schlage auf den Kopf vor todt auf den Boden Oft aber stellen sie sich nur als wenn sie todt wären; manchmal werfen sie sich in der Noth schmeichelnd nieder, sehen sich allenthalben umher, kriechen, wenn man es zugiebt, langsam durch die Leute hinweg, und springen, wenn sie sich ausser Gefahr sehen, mit starken Sätzen zum Meere. Sie schwimmen bald auf dem Bauche, bald auf der Seite, bald auf dem Rücken; ja auch zuweilen, wenn sie senkrecht im Meere stehen Sie küssen sich, und wenn sie dem Jäger entronnen sind, so machen sie allerhand lächerliche Gebärden; und halten den einen Fuß über den Kopf, gleich als wenn ihnen die Sonnenstralen beschwehrlich fielen.

Sie begatten sich zu allen Zeiten des Jahres, und daher sieht man Mütter, die sich das ganze Jahr über mit Jungen schleppen. Man findet manchmal Mütter die zwey Junge haben; eines von einem Jahre, das andere von drey oder vier Monaten. Sie bringen nur ein Junges zur Welt. Im ersten Jahr nach der Geburt begatten sie sich nicht Sie gehen neun Monate trächtig, und bringen vollkommene Jungen mit offenen Augen und Zähen zur Welt. Sie säugen die Jungen kein volles Jahr. Sie lieben sich einander beständig, und ein Männchen wird niemals mehr als ein Weibchen haben. Sie sind allezeit bey einander. Die einjährigen, die noch keine eigene Familie haben, und Koschlaki heissen, sind immer bey den Aeltern.

Die Weibchen gebären allezeit auf dem festen Lande, tragen ihre Jungen sowohl im Meer als auf dem Lande immer im Maule. Wenn sie in der See schlafen, so halten sie dieselben zwischen den Vorderfüssen. Sie werfen sie auch ins Wasser, damit sie schwimmen lernen, nehmen sie aber, wenn sie müde werden, wieder zu sich, und küssen sie oder nehmen andere Spiele mit ihnen vor Das Junge hält Wache, wenn die Mutter auf dem Lande schläft, und liegt an ihrer Brust oder im Arme. Sie lassen ihre Jungen nicht eher als in der äussersten Lebensgefahr aus dem Maule fallen, und wenn sie ihnen genommen werden, so winseln sie, rufen dem Räuber von weitem nach und rufen die Jungen durch eine Stimme zu sich, die dem Weinen der Kinder gleichet, ja man hat noch nach acht Tagen Weibchen an dem Orte gefunden, welche im geringsten nicht flohen, sondern sich, da sie ohnehin sehr ausgehungert waren, vor grosser Traurigkeit todt schlagen liessen.

Auf dem Lande können sie nicht weit umhersehen, sie haben aber einen desto feinern Geruch, und ein sehr scharfes Gehör. Sie werden ohne Zweifel ziemlich alt und leben sehr einträchtig Vor den Seelöwen und Seebären haben sie grosse Furcht und gehen auch nicht gerne mit den Seekalbern um.

Das Fleisch der alten Meerottern ist weit zärter und schmakhafter, als der Meerkälber ihres, und das Fleisch der Weibchen ist das zärteste und fetteste, und je näher sie der Geburt kommen desto fetter werden sie.

Der Igel.

Der Igel hat einen Vortheil, der andern Thieren fehlt. Wenn diese sich vertheidigen wollen, so müssen sie kämpfen, dieser aber thut es ohne Kampf und verwundet, ohne anzugreifen. Er hat zwar wenig Kräfte und gar keine Hurtigkeit zum Entfliehen, aber die Natur hat ihm eine stachlichte Rüstung gege-

gegeben, und nebst ihr die Fähigkeit, sich geschwinde in eine Kugel zusamen zu ballen, und seinem Feinde auf allen Seiten seine stechenden Waffen entgegen zu kehren. Jemehr dieser auf ihn dringt, desto mehr sträubet er sie, und windet sich zusamen, und ermüdet alle seine Versuche. Selbst eine Würkung seiner Furcht hilft ihm zu seiner Vertheidigung. Er läßt seinen Harn von sich, dessen Geruch und Näße sich über seinen Körper ausbreitet, und vollends die Lust ihn anzugreifen benimmt. Doch gibt es einige Hunde, die weder die Verletzung ihres Maules noch ihrer Füsse achten, und ihn, wie der Fuchs, überwältigen. Das Männchen und Weibchen sind vom Kopfe an bis zum Schwanze, gleich stark mit Stacheln bedekt, und nur die Unterfläche des Leibes ist behaart. Daher können sie sich auch nicht, wie die andern vierfüßigen Thiere, begatten, sondern müssen mit dem ganzen Körper entweder aufrecht oder liegend, gegen einander gekehrt seyn. Sie suchen einander im Frühlinge, und werfen im Anfange des Sommers gemeiniglich drey oder vier, zuweilen auch fünf Junge. Die Jungen sind in ihrer ersten Zeit weiß, und man sieht auf ihrer Haut nur den Anfang der Stacheln. Dieses Thier scheinet die Gefangenschaft nicht gerne zu ertragen, indem es seine Jungen, wenn es gleich Fleisch, Brod, Kleyen und Früchte zu fressen hat, und dieselben auch verzehret, doch seine Jungen eines nach dem andern, statt sie zu säugen, auffrißt. Bey dem Herrn von Büffon schlich sich einer in die Küche, zog das Fleisch, das er in einem kleinen Topfe fand, heraus, und ließ seinen Koth darinn. Das Männchen und Weibchen, die er in einer Kammer beysamen hielt, wollten sich nicht begatten. In den Gärten thun sie wenig Schaden. Sie leben vom abgefallenen Obste, wühlen die Erde bis zu einer kleinen Tiefe mit dem Maule auf, verzehren Maykäfer und andere Käfer, Heuschrecken, Würmer und einige Wurzeln. Das Fleisch lieben sie sehr, und fressen es roh und gekocht. Man findet sie sehr oft in den Wäldern unter den Stämmen alter Bäume, auch in Felsenritzen, und am meisten in den Steinhaufen, die man auf den Feldern und in den Weinbergen zusamen liesel. Es scheinet aber eine Fabel zu seyn, daß sie auf die Bäume steigen, oder ihrer Stacheln sich bedienen sollen, um Obst oder Traubenbeere wegzutragen. Sie greifen alles mit dem Maule an, was sie wegnehmen wollen, und halten sich immer unten etwan in einer Hölung des Baumes, oder unter dem Moose auf. Sie gehen nicht von der Stelle, so lange es Tag ist, wenn aber die Nacht einbricht, so gehen sie umher. Sie nähern sich nicht leicht den Wohnungen der Menschen, und lieben mehr erhabene und trockene Gegenden, wiewohl man sie auch zuweilen auf Wiesen findet. Man kan sie ergreifen ohne daß sie fliehen, aber wenn man haben will, daß sie sich alsdenn ausdehnen sollen, so muß man sie ins Wasser werfen. Sie schlafen den Winter durch. Sie fressen wenig, und können lang ohne Futter seyn. Ihr Blut ist kalt, fast so, wie in andern Thieren, welche im Winter schlafen. Ihr Fleisch ist nicht gut zu essen, und ihre Haut diente ehemals als eine Bürste oder Hechel, den Hanf zu hecheln.

Wenn der Igel nicht in eine Kugel zusamen geballt ist, sondern sich auf seinen Füssen aufrecht hält, so hat er einen sehr unförmigen Körper. Er ist wie ein länglichter oben ausgebogener Haufen anzusehen, der sich vorne in eine Schnautze endiget, und von vier so kurzen Beinen getragen wird, daß man nur die Füsse siehet. Den Hals unterscheidet man gar nicht. Er hat breite runde und kurze Ohren, kleine hervorstehende Augen, und einen sehr dünnen und kurzen Schwanz.

Die Naturbeschreiber und mit ihnen die Landleute, geben vor, daß es zwo Arten von Igeln gäbe, davon die eine einen Schweinsrüssel, die andere aber eine Hundsschnautze habe, und die leztern setzen hinzu, daß der Igel mit der Hundsnase zum Essen gar nicht tauge, weil er einen bösen Geruch von sich gebe. Diese haben auch dem Herrn Daubenton zwey Männchen gebracht, die von diesen verschiedenen Arten seyn sollten. Aber Herr Daubenton fand keinen andern Unterschied, als daß der mit dem vermeinten Schweinsrüssel etwan vier Unzen mehr wog, als der andere, und Stacheln hatte die an der Spitze und auf zwey Drittheil ihrer Länge, von der Wurzel auf, weißlicht, unter der Spitze aber auf etwan zwo Linien herunter schwärzlich, braun oder ganz schwarz waren, doch so, daß die Farbe nicht sehr auf den ganzen Körper hervorstach, und die weißlichte die herrschende war, da an dem andern Igel die schwarzbraune oder schwarze Farbe etwas dunkler und mehr

ausgebreitet war, und über die weißlichte hervorzustechen schien. Auch hatte der mit der angeblichen Hundsnase einen starken und unangenehmen Geruch, wiewohl derselbe ein wenig Bisamartig war, der andere aber hatte gar keinen Geruch, als welcher eine Folge der Unsauberkeit bey Thieren ist.

Die Schnautzen, welche doch die Unterscheidungszeichen seyn sollte, glich sich an beyden vollkommen. Sie war spiz, und endete sich in einem schwarzen abgerundeten Knorpel, die Nase war dicker als der an sie gränzende Theil der Schnautze. Sie hatte ganz und gar nicht die Bildung von einem Schweinsrüssel, und unterschied sich sehr von einer Hundsnase, hauptsächlich darinn, daß die Nase der Igel viel dicker als der Theil der Schnautze war, mit welchem sie zusamen stieß, daß die Oefnungen der Nasenlöcher weiter von einander abstanden, und die Aussenränder derselben hinten übergeschlagen und eingekerbt waren. Ueberdieses reichte die obere Lippe nicht, wie bey den Hunden, bis ganz unter die Nase. Es fehlte mehr als ein halber Zoll daran, daß die Unterlippe nicht so lang als die Nase war, welches dem Unterkinnbacken und der untern Seite der Schnautze gewissermassen eine Aehnlichkeit mit dem Schweinsrüssel gab, und die Dicke der Nase gab eine zweyte Aehnlichkeit zwischen beyden Ein wesentlicher Unterschied aber zwischen beyden, zeigte sich darinn, daß die Nase des Igels, sich nicht, wie der Schweinsrüssel über den Theil der Schnautze erhob, an welchen er reichte, daß sie nicht vorne platt war, und daß die Einschnitte der Nasenlöcher nicht, wie bey den Schweinen nach vorne her giengen. Indessen war es deutlich, daß überhaupt diese Igel mehr dem Schweine als dem Hunde, in der Figur der Schnautze glichen, und mehr dem Hunde als dem Schweine, in Ansehung der Nase, wenn beyde besonders genommen wurden.

Diese Aehnlichkeit ist es auch vermuthlich, welche den Perrault, der Hundsigel will gesehen haben verführte zu sagen, daß der Igel mit der Hundsnase sehr selten seye, und hingegen den Ray, daß er zweifle, ob irgendwo Igel mit Schweinsrüsseln anzutreffen wären, indem der eine an eben dem Thier auf die Aehnlichkeit mit dem Hunde, und der andere auf die, mit dem Schweine, sahe.

In Europa trift man überall Igel an, wenn man Lappland, Norwegen und einige andere kalte Gegenden ausnimmt. Doch sagt Pontoppidan, daß er auch bey ihm anzutreffen seye, und in Norwegen von einigen Bustedyvel genennt werde. Er erzählet von ihm, daß er sich in das Lager des Bären schleiche, und mit seinen kleinen Stacheln dem Wirth so beschwehrlich falle, daß dieser sich um eine andere Wohnung umsehen müsse. Flacourt sagt, es gäbe in Madagaskar Igel, welche man dort Sora nennt, und die den gewöhnlichen ähnlich sind. Der Igel in Siam, dessen der P Tachard erwähnt, scheint ein Thier einer andern Gattung zu seyn, und der amerikanische und sibirische Igel sind Arten, welche dem gemeinen Igel am nächsten kommen. Der Igel von Malacca scheint mehr zu den Stachelschweinen als zu unsern Igeln zu gehören.

Das Stachelschwein.

Das Stachelschwein hat viele Aehnlichkeit mit dem Igel, weil diese beyden Thiere mit Stacheln bekleidet sind; aber sie gehen auch wieder weit von einander ab, sowohl was die Bildung verschiedener Leibestheile, als auch was die Stacheln selbst betrift.

Der Kopf des Stachelschweins ist lang, und an den Seiten platt; die Schnautze ist dick; sie ist dicker als breit, und gleicht darinn dem Haasenmaule, daß die Oberlefze fast bis an die Nasenlöcher gespalten ist, deren Oefnungen länglicht, und der Oefnung des Mauls parallel sind; die Augen sind klein, und die Ohren breit und kurz; sie gleichen vermittelst ihres Umrisses gewissermassen den Affenohren, indem sie gegen den Kopf

gedrükt

gedrükt sind, und Höhlungen und Erhabenheiten haben. Die Schneidezähne gleichen den Zähnen der Ratzen, der Eichhörnchen, der Bieber ꝛc. die untern bohren in die Unterlefze ein, von der sie gleich einer Scheide umgeben werden; der Hals ist dick, der Leib bauchicht, der Schwanz kurz und kegelformig; an den Hinterfüssen sind fünf wohl ausgebildete Zähen, und an den Vorderfüssen viere, nebst einem Knollen, der in der Gegend des Daums mit einem Nagel bekleidet ist; die Nagel oder Klauen sind beynahe walzenförmig und ein wenig krumm.

Die grösten Stacheln des Stachelschweins sind auf dem Hintertheile des Rückens; an dem, welches Herr Daubenton vor sich hatte, waren sie gegen neun Zoll lang, es ist aber nicht zu läugnen, daß es noch grössere giebt. Sie waren nicht alle gleich groß oder gleich dicke; an beyden Enden waren sie spitzig und schwärzlicht, und weißgelblicht gefärbt, in grossen Ringen, die von einem Ende der Stacheln bis zum andern, gegen fünfmal mit einander abwechselten. Diejenigen Stacheln, die auf dem Kreuze, an den Schenkeln, und an den Weichen sassen, unterschieden sich von denen auf dem Rücken blos darinn, daß sie kleiner waren; an jeder Seite des Schwanzes, oben bey seinem Anfange fanden sich weisse, unter den dicken Stacheln des Rückens fanden sich andere, die dünner, und zugleich weit länger waren; allein der Schwanz starrte von Kielen, die aussahen, als wenn sie am Ende queer abgeschnitten wären. Diese sind hohl, am Ende offen, haben nur ungefehr zwo Linien im Durchschnitte, und gegen anderthalb Zoll in der Länge; sie sitzen an einem sehr zarten und dreyviertel Zoll langen Stiele, der in die Haut hineingehet. Diese Kiele liegen den ganzen Schwanz hinunter, und zwar in gewisser Weite von einander entfernt; sie sind braun und weißgelblicht; ihre Wände sind überaus dünne und klingend, indem sie bey ihrem Zusammenstossen, wenn das Thier den Schwanz bewegt, ein klirrendes Geräusche machen.

Der Hintertheil des Kopfes, der Hals, der Vordertheil des Rückens, die Schultern, die Brust, der Bauch und die vier Beine waren mit kleinen Stacheln von braunschwärzlichter Farbe besezt, die von verschiedener Länge und spitzig waren, und in ein sehr biegsames Fädchen ausgiengen. Auf der Scheitel des Kopfes fanden sich dünne Stacheln, die über einen Fuß lang, und zum Theil braun, zum Theil weiß waren; das Ende der Schnautze und die Füsse waren mit kleinen braunen und steifen Borsten bedekt; die Barthaare bestunden aus schwarzen glänzenden Borsten, die über einen halben Schuh lang waren. Zwischen den Stacheln fanden sich lange braune oder gelblichte Borsten; das Thier richtete die langen Borsten des Kopfes wie einen Kamm in die Höhe; es erhob die Stacheln seines Leibes, und ließ sie wieder sinken nach eigener Willkühr, und wann es böse war, so stieß es mit den Hinterfüssen gegen die Erde, und ließ, indem es den Schwanz bewegte, die Stacheln klingen, womit derselbe bekleidet war.

Aus dieser Beschreibung wird man leicht sehen, daß dieses Thier, seines Namens ungeachtet, mit dem Schweine nichts gemein hat, nicht einmal den Magen mit einem Anhängsel, den ihm einige zugeschrieben haben. Seine ganze Aehnlichkeit mit demselben, bestehet in dem Grunzen.

Reisebeschreiber und Naturforscher berichten fast einmüthig, daß dieses Thier vermögend seye, seine Stacheln auf eine ansehnliche Weite und mit solcher Gewalt abzuschiessen, daß sie durchgehen und eine tiefe Wunde machen, und daß diese Stacheln für sich allein, wenn sie auch schon von dem Leib des Thieres abgesondert sind, die ganz ausserordentliche Eigenschaft haben, von selbst und durch eigene Kraft immer tiefer in das Fleisch einzudringen, so bald einmal die Spitze hinein ist. Allein obgleich verschiedene versichern, daß sie selbst auf diese Weise seyen verwundet worden, und andere, wie Bosmann, hinzuthun, daß das Abschiessen derselben mit solcher Gewalt geschehe, daß sie ein Brett durchbohren, so verdienet doch die Nachricht des D. Shaw mehr Glauben, welcher sagt, daß er unter allen Stachelschweinen, die er in Afrika in grosser Menge gesehen habe, kein einziges angetroffen habe, das, wenn man es auch noch so sehr reizte, einen von seinen Stacheln abgeschossen hätte. Ihre gewöhnliche Art sich zu vertheidigen seye diese, daß sie sich nach der einen Seite wenden, und wenn der Feind nahe genug gekommen, sehr schnell auffahren, und ihn von der andern stechen. Der Irrthum der Schriftsteller scheint sich darauf zu gründen, daß das

und fast eben dieselbe Einrichtung, wie bey gewissen Vögeln.

Thier, wann es erboßt oder auch nur in Bewegung ist, seine Stacheln sträubet und schüttelt; und da sich nun unter diesen Stacheln einige finden, die nur vermöge einer Art von Bändchen oder dünnem Stiele an der Haut haften, so entfallen sie leichtlich. Das leztere Vorgeben von dem Eindringen dieser Stacheln verdienet gar keine Widerlegung

Wenn das Stachelschwein, sagt der Pater Vincent Maria, Schlangen antrift, mit denen es niemals Friede hält, so windet es sich in eine Kugel zusamen, verstekt die Füsse und den Kopf, und wälzt sich alsdenn mit seinen Stacheln so lange über dieselben her, bis kein Leben mehr in ihnen ist, ohne dabey Gefahr zu laufen, selbst verwundet zu werden. Eben dieser Pater versichert, daß in dem Magen des Stachelschweins Bezoare von verschiedener Art erzeuget würden. Einige wären ein Klumpen Wurzeln, mit einer Rinde überzogen; einige wären kleiner, und schienen aus kleinen Hälmchen und Steingraus zusamen gebacken zu seyn; und die kleinsten von allen, die nicht gröſſer als eine Nuß wären, hätten das Ansehen einer völligen Versteinerung, und würden am meisten geschäzt.

Das Stachelschwein gehöret zwar in den heissesten Gegenden von Afrika und Indien zu Hause; es kan aber doch auch in minder warmen Ländern als in Persien, Spanien, und Italien leben und sich vermehren, wo man es auch wirklich, doch am häufigsten in Italien, vornehmlich auf dem Apennischen Gebürge und in der Gegend von Rom antrift

Plinius und alle Naturbeschreiber haben es dem Aristoteles nachgesagt, daß das Stachelschwein, gleich dem Bären, den Winter über im Loche liege, und nach Verlauf von dreyßig Tagen seine Junge werfe, es ist aber zu beklagen, daß sich kein neuerer Beobachter durch eigene Erfahrung von der Wahrheit dieses Vorgebens zu überzeugen gesucht, und überhaupt von seinen natürlichen Gewohnheiten mehr mitgetheilet hat. So viel weiß man, daß das Stachelschwein, wenn es eingefangen ist, weder grimmig noch wild, sondern nur auf seine Freyheit eiferſüchtig ist, und daß es vermittelst seiner Vorderzähne, welche wie Bieberzähne von grosser Stärke und Schärfe sind, Holz zerbeisset, und sich ohne viele Mühe ein Loch durch seine Stallthüre macht. Man weiß auch, daß es sich mit Brodkrumen, Käse und Früchten leicht unterhalten läßt; daß es im Stande der Freyheit von Wurzeln und wilden Beeren lebt; daß es grosse Verwüstung anrichtet, wenn es in einen Garten kommen kan, und sehr gefräßig auf Hülsenfrüchte ist; daß es gegen das Ende des Sommers, wie die mehresten andern Thiere feist wird; und daß sein Fleisch, wiewohl es etwas unschmakhaft ist, sich dennoch essen läßt.

Wenn man die Form, die Subſtanz und die Organisation der Stacheln betrachtet, so sieht man leicht, daß es wahre Federkiehle sind, denen blos das Gefieder zu vollkommenen Federn mangelt, und durch diese Aehnlichkeit macht das Stachelschwein die Schattirung zwischen den vierfüßigen Thieren und Vögeln. Es kan diese Stacheln durch Anziehung des Hautmuskels aufſträuben, und fast auf gleiche Art in die Höhe richten, wie der Pfau seine Schwanzfedern aufrichtet, und dieser Hautmuskel hat bey dem Stachelschweine gleiche Kraft

Der Corndu.

Dieses ist eben das Thier, welches Ximenes und nach ihm Hernandes, denen man die Kenntniß desselben schuldig ist, unter dem Mexikaniſchen Namen Hoitzlacuazin, welches so viel heißt als stachlichte Sarige, bekannt gemacht, und Markgraf unter seinem braſiliſchen Namen Cuandu, angezeigt hat. Mit so wenigem Rechte es aber die Mexikaner eine stachlichte Sarige nennen, mit eben so wenigem macht man es zu einem Stachelschwein.

Der

Der Corndu ist weit kleiner als das Stachelschwein; sein Kopf ist dem Verhältnisse nach nicht so lang, und die Schnautze kürzer, er hat keinen Kamm auf dem Kopfe, und keine Spalte in der Oberlefze; seine Stacheln sind drey bis viermal so kurz und weit dünner; er hat einen langen Schwanz; er nähret sich vielmehr vom Fleisch als Früchten, und sucht die kleinen Thiere und das Federvieh zu belauren, dieses versichern wenigstens Markgraf und Piso, Hernandes hingegen meldet, daß der Hoitzlacuatzin von Obste lebe. Er schläft, wie der Igel, den Tag über, und streift zur Nachtzeit umher Er klettert auf die Baume, und hängt sich mit dem Schwanze an die Zweige, welches das Stachelschwein nicht thun kan Sein Fleisch ist ein gutes Essen. Er läßt sich zahm machen; sein Aufenthalt ist gewöhnlich an erhabenen Gegenden, man findet ihn in der ganzen Strecke von Amerika, von Brasilien und Guiana an bis in Louisiane und in den südlichen Theilen von Canada, anstatt daß das Stachelschwein bloß in den heissen Ländern der alten Welt angetroffen wird. Da man ihm den Namen eines Stachelschweins gegeben hat, so hat man ihn auch mit dem Vermögen seine Stacheln zu verschiessen beehret.

Piso hat zwo verschiedene Gattungen unter dem Namen des grossen und des kleinen Cuandu angeführet. Es ist aber nicht zu zweifeln, daß sie zu einer gehören. Uebrigens sind die Stacheln des Corndu mit langen Haaren untermengt.

Der Urson.

Der Urson unterscheidet sich von dem Stachelschweine hauptsächlich dadurch, daß er kleinere Stacheln hat, die grösstentheils unter langen Haaren verborgen sind; seine Schnautze ist auch nicht so dick und so lang; seine Ohren sind sehr klein und völlig vom Haare überdekt.

Die langen Haare sind sehr dick, und beynahe gerade und zwischen ihnen und den Stacheln findet sich ein Wollhaar von brauner Aschfarbe; sie werden an allen Theilen des Leibes gefunden, nur an den Füssen nicht. An den Lenden sind sie gegen sechs Zoll lang, sie sind schwarz und ihre Spitze hat eine gelblicht weisse Farbe. An den Füssen, an den Beinen, am Bauche und am Schwanze verliehren sich die Stacheln; diese Theile haben blos dichte Haare, wie Borsten, die von einer schwärzlicht braunen oder schwarzen Farbe sind.

Da dieses Thier von der Natur in die öden Gegenden von Nord Amerika verwiesen war, und von Menschen entfernt lebte, so hatte es keinen Namen, und die Herrn Büffon und Daubenton haben ihm erst den Namen Urson gegeben, der theils an den ersten Entdecker dieses Landes Hudson erinnern, theils seine stachlichte und igelartige Natur anzeigen sollte.

Der Urson würde der stachlichte Biber heissen können; er ist aus eben derselben Gegend, von gleicher Gröss, und beynahe von eben derselben Leibesbildung; er hat, so wie dieser, vorn im Kinnbacken zween lange, starke und scharfe Schneidezähne, und die Stacheln nicht gerechnet, die ziemlich kurz sind, eine doppelte Pelzdecke, wie der Biber.

Dieses Thier scheuet das Wasser, und hütet sich vor dem Naß werden; es verbirgt sich, und macht sein Lager unter den Wurzeln hohler Bäume; es schläft viel, und lebt vornehmlich von Wachholderrinde; im Winter dient ihm der Schnee zum Getränke; im Sommer säuft es Wasser, und lekt solches, wie ein Hund. Die Wilden essen sein Fleisch, und bedienen sich seines Pelzwerks, nachdem sie die Stacheln ausgerissen haben, die sie anstatt der Steck- und Nähenadeln gebrauchen.

Es ist kein Zweifel, daß es eben das Thier seye, dessen Edwards, Ellis und Catesby unter dem Namen des Porcupine from Hudson's Bay, Porc épic de la

la Baie de Hudſon, erwähnen, und es möchte wohl auch das Thier ſeyn, ſo Seba unter dem Titel, ein beſonderes oſtindiſches Stachelſchwein, abgebildet und beſchrieben, und die Herren Klein, Briſſon und Linnäus in ihren Verzeichniſſen mit den vom Seba entlehnten Charakteren angeführt haben, indem es dem Seba mehr als einmal begegnet iſt, daß er amerikaniſche Thiere für oſtindiſche ausgegeben hat.

Der Tanrek, und Tendrak.

Die Tanreks oder Tendraks ſind kleine oſtindiſche Thiere, die ein wenig unſerem Igel gleichen, aber gleichwohl auch weit genug von demſelben entfernt ſind, um beſondere Gattungen vorzuſtellen. Dieſes beweiſet ſich dadurch, wenn man dieſelben auch nicht vor Augen gehabt und verglichen hat, daß ſie ſich nicht, wie die Igel in einen Klumpen zuſamen ziehen, und daß in eben denjenigen Gegenden, wo man die Tanreks antrift, als auf Madagaskar, auch Igel von gleicher Art, wie die unſrigen gefunden werden, die dort nicht den Namen Tanrek führen, ſondern Sora genennet werden.

Es hat das Anſehen, daß es zwo Arten, oder vielleicht zwo verſchiedene Raſſen von Tanreks gebe. Die erſte, die beynahe ſo groß als unſer Igel iſt, hat nach Proportion eine längere Schnautze, gröſſere und merklichere Ohren, und weit weniger Stacheln, als die andere, der in dem Büffoniſchen Werke, zum Unterſchied von der erſten, der Name Tendrak beygeleget worden iſt. Dieſer Tendrak iſt nicht gröſſer, als eine groſſe Katze; er hat eine kürzere Schnautze und kürzere Ohren, als der Tanrek; dieſer iſt mit kleinern, aber eben ſo dichten Stacheln bedekt, als der Igel; der Tendrak hingegen hat nur Stacheln auf dem Kopfe, dem Halſe und dem Widerriſſe; das übrige ſeines Leibes iſt mit einem ſteifen Haare bedekt, das den Schweinsborſten zimlich nahe kommt.

Dieſe kleine Thiere haben ſehr kurze Beine, und kommen daher nur langſam fort. Sie grunzen wie die Schweine, wälzen ſich im Kothe herum, lieben das Waſſer, und halten ſich länger darinn auf, als auf dem Lande. Man fängt ſie in den kleinen Kanälen des Salzwaſſers, und in Seelachen. Sie ſind überaus hitzig in der Liebe, und vermehren ſich ſehr. Sie graben ſich kleine Höhlen, begeben ſich hinein, und ſchlafen verſchiedene Monate hindurch. In dieſem Zuſtande der Erſtarrung geht ihnen das Haar aus, und wächſt nach ihrem Erwachen wieder. Sie ſind gemeiniglich ſehr feiſt; und obgleich ihr Fleiſch abgeſchmakt, langfaſericht und eckelhaft weichlich iſt, ſo halten es doch die Indianer für etwas herrliches.

Wenn des Seba Erinaceus americanus albus, den er von Surinname will bekommen haben, und der dem Tendrak ſo vollkommen gleichet, daß man nicht zweifſen kan, daß er eben daſſelbe Thier iſt, es auch wirklich iſt, ſo ſtekt ein gedoppelter Fehler in der Aufſchrift. Denn das Thier iſt weder amerikaniſch noch weiß, es iſt nur nicht völlig ſo braun, als unſer Igel.

Das

Das Meerschweinchen.

Dieses kleine Thier, welches aus den warmen Landstrichen von Brasilien und Guinea zu uns gekommen ist, lebt dennoch und pflanzt sich in den gemäßigteren und so gar den kalten Himmelsstrichen fort, wenn man es verpfleget und vor der strengen Witterung in Sicherheit sezt. Sie vermehren sich erstaunlich, aber man hegt sie nicht in grosser Anzahl bey uns, weil der Nutze davon der Sorge, die man auf sie wenden muß, nicht entspricht. Denn ihre Haut ist fast gar nichts werth, und ihr Fleisch zwar eßbar, doch nicht sehr geschätzt.

Diese Thiere haben eine so hitzige und frühjährige Natur, daß sie sich schon in den ersten fünf oder sechs Wochen nach ihrer Geburt begatten. Doch wachsen sie nicht völlig aus, als nach acht oder neun Monaten. Inzwischen ist die Entwickelung ihrer festen Theile schon in den ersten fünf oder sechs Monaten vollendet, und sie nehmen nach dieser Zeit nur an scheinbarer Dicke und an Fette zu. Die Weibchen sind nur drey Monathe trächtig, und man hat einige schon in einem Alter von zween Monaten Junge werfen gesehen. Das erstemal werfen sie etwan vier oder fünfe; das zweytemal fünf oder sechs, und folgends sieben oder acht, ja bis zehn oder eilfe. Die Mutter säuget ihre Jungen nur zwölf, höchstens vierzehn Tage, und treibt sie von sich, sobald sie das Männchen wieder zuläßt, welches aufs späteste drey Wochen, nachdem sie geworfen hat, geschiehet, und wenn sie sich nicht absondern wollen, so mißhandelt sie der Vater und tödtet sie wohl gar. Ihre Vermehrung ist also erstaunlich geschwind und zahlreich, aber sie kommen eben so geschwinde wieder um. Kälte und Nässe tödten sie. Sie lassen sich ohne Gegenwehr von den Katzen auffressen. Die Alten widersetzen sich nicht für ihre Jungen, ja nicht einmal für sich selbst. Sie äussern keinen Trieb der Empfindung merklich, als nur die Liebe, welche sie allein in einen solchen Zorn bringen kan, daß sie um eine Gattin kämpfen und wohl gar einander tödten. Ihr Schlaf ist kurz, aber öfters wiederholt. Sie fressen zu allen Zeiten des Tages und der Nacht, und der Trieb sich zu begatten ist so oft da, als sie gefressen haben. Sie trinken nimmer, doch lassen sie alle Augenblicke ihr Wasser. Sie nähren sich von aller Art Kräutern, doch am liebsten von Petersilien, welche sie der Kleyen, dem Mehl und dem Brodte selbst vorziehen. Doch lieben sie die Aepfel und anderes Obst auch sehr. Sie fressen hastig, wenig auf einmal, aber sehr ofte Ihr Grunzen ist dem von einem Spanferkel sehr ähnlich Sie haben auch eine Art von sanftem Murmeln, wodurch sie ihr Vergnügen ausdrücken, wenn sie bey dem Weibchen sind, und ein sehr scharfes Geschrey, wenn sie Schmerz empfinden. Wenn sie Frost empfinden, welches leicht geschiehet, so rennen sie zusamen und drängen sich aneinander, und man findet sie oft in einem Haufen erstarrt und todt. Sie sind von Natur fromm und zahm. Sie thun nichts Böses, aber sie sind eben so wenig fähig Gutes zu schaffen. Fromm durch ihr Temperament, folgsam durch ihre Wehrlosigkeit, gegen alles unempfindlich, scheinen sie nur eine Maschine zu seyn, die bloß zur Fortpflanzung eingerichtet, und nur da ist, um eine besondere Gattung von Thieren zu unterhalten.

Dieses Thier ist unförmlich. Kaum siehet man seine Beine. Der Hals verschwindet zwischen dem Kopf und Rumpfe. Die Schnautze ist stumpf, und der Hintertheil des Leibs endigt sich ohne Schwanz. Wenn es fortgeht, so wird der Leib länger, und wenn es in Ruhe ist, kürzer und breiter an den Seiten. Die Ohren würden ziemlich groß in die Augen fallen, da sie zudem steil aufstehen, wenn nicht das Haar am Hinterkopfe fast eben so lang wäre, und sie grossentheils verdekte. Sie sind rund und mehr breit als lang.

Unter allen Thieren haben der Haase und das Kaninchen die meiste Aehnlichkeit mit dem Meerschweinchen, insonder-

heit in der Gestalt des Kopfes. Doch ist der Kopf des Meerschweinchens viel grösser im Verhältniß, die Ohren viel kürzer, die Stirne nicht ausgebogen rund, und das Ende der Schnauze viel dicker und breiter, und die Oberlefze viel höher. Die Lefze ist nur auf die Hälfte ihrer Höhe gespalten, die Oefnungen der Nasenlöcher sind rund, eins von dem andern entfernt. Die Augen sind rund, groß und vorstehend.

Sie haben nur vier Zähen an den Vorderfüssen, und drey an den Hinterfüssen.

Das Haar ist glatt, und fast einen Zoll lang. Es ist ganz von einer Farbe von der Wurzel an bis zur Spitze, aber die verschiedenen Theile des Körpers sind mit rothbraunen, weissen oder schwarzen Flecken bedekt, welche in der Grösse, Figur und Lage, wie überhaupt bey allen Hausthieren voneinander abweichen. Es gibt auch ganz weisse, andere haben nur rothbraune und weisse Flecken, auch findet man eine Verschiedenheit in der Stärke des Rothbraunen.

Ende des vierten Abschnittes.

Naturgeschichte

aus

den besten Schriftstellern

mit Merianischen und neuen Kupfern.

Aelian. de Nat. Anim.

Ἐιδεναι γε μη ῥαθυμως τα προσοντα αὐτων ἰδια ἑκαστῳ, και ὁπως ἐσπουδακεν ὐ μειον των ἀνθρωπων ἑκαστον των αλογων ζωων, ἐιη ἀν τινος πεπαιδευμενης φρενος, και μαθησης πολλα.

Fünfter Abschnitt der vierfüßigen Thiere.

Heilbronn

in der Eckebrechtischen Handlung.

1774.

Innhalt.

	Seite
Der Haase.	1
Der Zwerghaase, Tschokuschka oder Sulgau.	4
Das Kaninchen.	5
Der Tolai.	7
Der Tapeti.	ebd.
Aperea	ebd.
Der Agouti.	8
Der Akouchi.	9
Der Paca.	ebd,
Das Halbkaninchen vom Cap.	10
Der Sarige oder Opossum.	11
Die Marmose.	13
Der Cayopollin	14
Der Philander von Surinam.	ebd.
Die Ameisenfresser.	15
Der Pangolin und Phatagin.	17
Die Tatus.	19
Der Apar, oder Tatu mit 3 Reifen.	ebd.
Der Eucubert oder Tatu mit 6 R.	20
Der Tatuete oder Tatu mit 8 R.	21
Der Cachicame mit 9 R.	ebd.
Der Kabassu mit 12 R.	23
Der Cirquinçon oder Tatu mit 18 R.	ebd.
Die Fledermäuse.	25
Die eigentliche Fledermaus.	26
Die großohrichte.	ebd.
Die nächtliche.	27
Der Spätling.	ebd.
Die Pipistrelle.	ebd.
Die Barbastelle.	28
Das Hufeisen.	ebd.
Die Roussette, Rougette und der Vampier.	29
Das Lanzenblatt.	32
Die Fledermaus mit dem Hunds-Kopf.	33
Die Spitzmaus-ähnliche Fledermaus.	34
Die Phoken, Morsen und Lamantinen oder Manatis.	ebd.
Der Meerbär.	38
Der Meerlöwe.	43
Der Morse oder das Walroß.	45
Der Dugon.	48
Der Lamantin.	ebd.
Der Unau und Ai, oder die Faulthiere.	54
Bosmanns Luyaerd.	57
Der Loris.	58
Die Makis.	59
Der Mokoko.	ebd.
Der Mongus.	60
Der Vari.	ebd.
Die Affen.	61
Namens-Verzeichniß der Affen.	62
Die Orang-Utangs oder der Pongo und Joko.	64
Der Pitheke.	50
NB. nach 64 sind aus Versehen die Seitenzahlen wieder mit wieder angefangen worden, die wir deswegen mit * bezeichnen.	47
Der Gibbon.	50
Der Magot.	* 51
Der Pavian oder sobenannte Bav.	* 52
Der Mandrill.	* 54
Der Wanderu und Lowando.	* 55
Der Maimon	ebd.
Der Makak und die Aigrette.	* 56
Der Patas.	* 57
Der Malbruk und die Chinesermütz.	* 58
Der Mangabey.	* 59
Der Mone.	ebd.
Der Callitrix.	* 60
Der Mustak.	* 61
Der Talapoin.	ebd.
Der Duk.	* 62
Die Sapajous und Sagoins.	* 63
Der Warine und Alluate.	* 64
Der Coaita und Exquima.	66
Der Saju.	67
Der Sai.	68
Der Saimiri.	ebd.
Der Saki.	69
Der Tamarin.	ebd.
Der Wistiti.	70
Der Marikina.	71
Der Pinche.	ebd.
Der Miko.	72

Ordnung der Kupfertafeln.

Tab.	Seite.	Tab.	Seite.
LXVII.	1	LXXIII.	64
LXVIII.	13	LXXIV.	*51
LXIX.	15	LXXV.	*52
LXX.	23	LXXVI.	*59
LXXI.	40	LXXVII.	*65
LXXII.	54	LXXVIII.	96

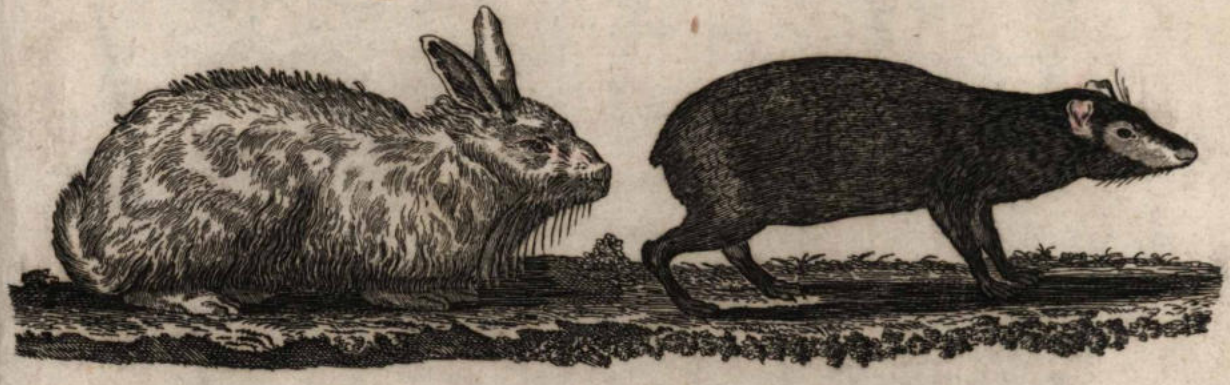
Anzeige der beträchtlichsten Druckfehler.

Seite.	Col.	Linie	
4	1	28	und 53 Tschokuschka
ebd.	--	49	Kinel
12	1	3	an
ebd.	2	36	Früchte
14	1	12	Schwanze
17	2	22	seiner
18	2	14	da
19	2	7	Tatus
ebd.	--	14	Encuberto und in der Folge Encubert, welches ein für allemal zu merken
ebd.	--	16	Tatu uninchum
25	2	7	Ximenes
27	in der Aufschrift 4] Spätling		
28	1	18	stüzen
30	1	4	diese
32	1	24	stüzen, welcher Fehler mehrmals vorkommt
36	2	18	Phoca
37	1	2	uns
ebd.	2	11	um
40	1	5	comisch, für welches einigemal comisch gesezt ist.
41	1	22	oder
41	2	24	zu sehen
45	2	13	nun
47	1	18	vorl. Polarländern
49	1	24	Biervillas
51	2	16	bändern
52	1	25	da
53	1	7	Haken
ebd.	--	9	vorl. Manatis
55	1	14	brechen
56	2	15	vorl jenes
58	1	15	vorl stiessen
60	1	21	lanuginosus
ebd	2	22	vorl Er
64	1	5	Enjoko
Von 64 fängt es an falsch paginirt zu seyn und die Seiten-Zahlen lauffen noch einmal von 47 fort			
52	1	30	scheinen
ebd.	--	6	vorl. acuminatis
55	2	18	Macacaresen
57	1	22	vorl Marmol
ebd	--	12	vorl. stiegen
59	2	2	Kopf und Leib
61	2	8	rinnenförmig
63	1	31	Cayouassou
ebd.	--	43	diese
64	2	18	brachte
65	1	6	Weibchen
ebd.	2	17	vorl, dem das Blut

Lepus . Haſe .



Das Angoriſche Kaninchen Der Agouti



Das Halbkaninchen vom Cap Kaninchen.





Der Haase.

Die Haasen gehören zu denjenigen Thieren, deren Vermehrung ausserordentlich stark ist. Sie sind im Stande zu allen Zeiten zu rammeln, und gleich im ersten Jahre ihres Lebens. Die Satzhäsinnen tragen gemeiniglich nur dreyßig oder ein und dreyßig Tage. Sie setzen drey oder vier Junge, und so bald sie solche gesetzt haben, lassen sie die Rammler wieder zu. Sie lassen sie auch zu, wenn sie trächtig sind, und durch die besondere Bildung ihrer Zeugungstheile erfolget oftmals eine Ueberfruchtung. Denn die Mutterscheide und der Körper der Mutter gehen in eines fort; und es findet sich weder Muttermund noch Mutterhals, sondern die Mutterhörner haben jedes ein Mundloch, welches in der Mutterscheide ausgeht, und sich bey dem Satze erweitert. Diese beyden Hörner sind also zwo unterschiedene von einander abgesonderte Bärmütter, deren jede für sich, ohne die andere, wirken kann, so daß die Häsinnen zu verschiedenen Zeiten, durch eine jede von diesen Bärmüttern empfangen und setzen können.

Diese Häsinnen können also zu allen Zeiten trächtig und in der Brunst seyn: und daß sie eben so geil als fruchtbar sind, solches beweißt noch ein anderer sonderbarer Umstand bey ihrer Bildung. Sie haben die Eichel der weiblichen Ruthe hervorragen und fast eben so stark, als die Eichel an der männlichen Ruthe; und weil das Feigblatt fast nicht sichtbar ist, und die Rammler überdieses in ihrer Jugend weder Beutel noch Geilen aussen haben: so fällt es oftmals ziemlich schwer, den Haasen von der Häsin zu unterscheiden. Daher hat man auch gesagt, es gäbe bey den Haasen viele Zwitter; die Rammler setzten zuweilen Junge, wie die Satzhasen; es fänden sich einige darunter, welche eins ums andere Rammler und Satzhaasen wären, und wechselsweise deren Verrichtungen thäten, weil wirklich die Häsinnen, die oftmals brünstiger sind, als die Haasen, sie vorher eher bespringen, als sie von ihnen besprungen werden; und weil sie ausserdem ihnen dem Aeusserlichen nach so sehr ähnlich sind, daß, wofern man sie nicht recht in der Nähe betrachtet, man den Rammler für die Häsin, oder diese für jenen nehmen wird.

Die kleinen haben, wenn sie gesetzt werden, die Augen offen. Die Mutter säuget sie zwanzig Tage, worauf sie sich von ihr trennen, und selbst ihr Geäß suchen. Sie entfernen sich nicht weit von einander, noch von dem Orte, wo sie gesetzt worden. Indessen leben sie doch einsam, und machen sich ein jeder sein Lager in einer kleinen Entfernung, als von sechzig oder achzig Schritten, von einander. Sie äsen sich viel lieber bey der Nacht, als bey Tage; und zwar von Kräutern, Wurzeln, Blättern, Früchten, Korne und ziehen die Pflanzen vor, deren Saft milchicht ist. Sie nagen auch im Winter die Baumrinden ab, die Erle und Linde allein ausgenommen.

Sie schlafen oder ruhen den Tag über im Lager, des Nachts aber laufen sie herum, äsen und begatten sich. Man sieht sie beym Mondscheine mit einander spielen, hüpfen und hintereinander herlaufen. Die geringste Bewe-

gung aber ist genug sie zu stöhren. Sie fliehen, und zwar jeder nach einer andern Seite.

Der einige Magen des Haasen und der Blinddarm desselben sind überaus weit, daher ist es nicht wahrscheinlich, daß er wiederkauen sollte, wie einige Schriftsteller versichert haben.

Die Haasen schlafen viel und zwar mit offenen Augen. Sie haben keine Wimpern an den Augenliedern, und scheinen schlechte Augen zu haben. Hingegen haben sie ein sehr feines Gehör, und nach Verhältniß ihres Leibes ein unmäßig grosses Ohr. Sie rühren diese Löffel mit grosser Leichtigkeit. Sie bedienen sich derselben wie eines Steuerruders, um sich in ihrem Laufe zu richten, welcher so schnell ist, daß sie leichtlich allen andern Thieren zuvorkommen. Weil sie viel kürzere Vorder- als Hinterpfoten haben; so ist es ihnen viel bequemer Bergan, als Bergab zu laufen. Ihre Bewegung in ihrem Laufe ist eine Art von Galoppe. Sie laufen ohne ein Geräusch zu machen; weil ihre Pfoten sogar unten mit Haare bedeckt sind. Sie sind auch vielleicht die einzigen Thiere, welche inwendig im Maule Haare haben.

Die Haasen leben nur sieben oder höchstens acht Jahre. Sie erhalten fast ihren ganzen Wachsthum in einem Jahre. Man behauptet, die Rammler lebten länger, als die Häsinnen, diese Beobachtung aber ist nicht gewiß. Man höret nie eine Stimme von ihnen, als wenn man sie verwundet oder greift. Es ist kein scharfes Geschrey, sondern eine ziemlich starke Stimme, deren Klang dem Klang der Menschenstimme fast gleich ist. Sie sind sanftmüthig und einer Art von Erziehung fähig Man macht sie leicht zahm; sie werden so gar liebkosend; sie ergeben sich aber niemals so sehr, daß sie könnten Hausthiere werden. Denn wenn sie auch im Hause erzogen sind, so fliehen sie aufs Feld, so bald sie die Gelegenheit dazu finden. Weil sie ein gutes Gehör haben, weil sie gerne auf ihre Hinterpfoten sitzen, und sich der Vorderpfoten als Arme bedienen, so hat man einige gesehen, die man abgerichtet hat, die Trommel zu schlagen, nach dem Takte Bewegungen zu machen u. d. gl.

Ueberhaupt fehlet es dem Haasen nicht an natürlichem Triebe zu seiner eigenen Erhaltung, noch an Schlauigkeit, seinen Feinden zu entwischen. Er macht sich ein Lager; er wählet sich im Winter die gegen Mittag liegenden Oerter, und im Sommer leget er sich gegen Norden. Ich habe, sagt du Fouilloux einen Haasen so boshaft gesehen, daß, sobald er das Waldhorn hörte, er von seinem Lager aufstund, und wenn er auch eine Viertelmeile davon gewesen wäre, nach einem Teiche lief, darinnen fortschwam, und sich in der Mitte desselben wiederum auf Binsen setzte, ohne im geringsten von den Hunden gejagt zu werden. Ich habe einen Haasen wohl zwo Stunden vor den Hunden laufen gesehen, welcher, nachdem er lange genug gelaufen hatte, einen andern auftrieb, und sich in sein Lager setzte. Ich habe andere gesehen, die zween oder drey Teiche durchschwammen, wovon der kleinste achzig Schritte breit war. Ich habe andere gesehen, die, nachdem sie wohl zwo Stunden gelaufen, unter der Thüre einer Schafhürde wegkrochen, und sich unter dem Viehe setzten und Männchen machten. Ich habe welche gesehen, die, wenn die Hunde sie jagten, sich unter eine Heerde Schafe begaben, welche durch die Felder gieng, und sie nicht verlassen wolten. Ich habe andere gesehen die sich in die Erde verbargen, wenn sie die Windspiele hörten. Ich habe andere gesehen, die auf der einen Seite der Hecke hinliefen, und auf der andern wieder zurückkehrten, so daß nur die Dicke der Hecke zwischen ihnen und den Hunden war. Ich habe andere gesehen, die, wenn sie eine halbe Stunde gelaufen, auf eine alte Maure von sechs Fuß stiegen, und sich in eine mit Epheu bedeckte Lücke von Holzwerke setzten. Ich habe andere gesehen, welche durch einen Fluß schwammen, der acht Schritte breit seyn konnte, und in einer Länge von zweyhundert Schritten wohl mehr als zwanzigmal vor mir hinüber und herüber giengen. Ihre gewöhnlichsten Listen sind nicht so fein, und nicht so weit gesucht; sondern sie begnügen sich nur schnell zu laufen, sich darauf zu wenden und einen Wiedergang zu thun. Ihren Lauf richten sie nicht wider den Wind Die Häsinnen entfernen sich nicht so weit als die Rammler, und wenden sich nicht so sehr. Ueberhaupt entfernen sich alle Haasen, die an dem Orte selbst gesetzt worden, wo man sie jaget, nicht gerne davon; und wenn man sie zween Tage nacheinander jaget, so nehmen sie den andern Tag eben die Wege und Abwege, die

sie

ſie den erſten genommen. Wenn ein Haaſe gerade fortgehet, ſo iſt es ein Beweis, daß er fremd iſt. Es kommen auch wirklich in der merklichſten Zeit ihres Rammelns, dem Jenner, Hornung und Marz, Rammler, denen es in ihrem Lande an Häſinnen fehlt, von vielen Meilen her ſolche aufzuſuchen, und halten ſich bey ihnen auf. So bald ſie aber von den Hunden aufgetrieben werden, laufen ſie nach ihrem Geburtsorte zurük, und kommen nicht wieder. Die Satzhaaſen gehen niemals aus ihrer Gegend; ſie ſind gröſſer als die Rammler, haben aber nicht ſo viele Stärke und Hurtigkeit, und ſind viel furchtſamer; denn ſie erwarten die Hunde nicht im Lager ſo nahe bey, als die Rammler, und vervielfältigen ihre Liſten und Abwege vielmehr. Sie ſind auch viel zärtlicher und haben die Witterung viel leichter. Sie ſcheuen ſich vor dem Waſſer und Thaue. Da man hingegen unter den Rammlern viele findet, die man Sumpf- oder Bruchhaaſen nennet, welche das Waſſer ſuchen und ſich in den Teichen, Moräſten, Brüchen und andern ſumpfichten Oertern jagen laſſen. Dieſe aber haben einen ſehr übeln Geſchmak, ſo wie alle die, welche die niedrigen Ebenen oder die Thäler bewohnen, ein unſchmakhaftes und weißlichtes Wildpret haben.

Die Berghaaſen ſind viel gröſſer und dicker als die Feldhaaſen, ſie haben auch eine ganz andere Farbe, denn ſie ſind weit brauner am Leibe und haben mehr weiß unter dem Halſe, als die Feldhaaſen, die faſt roth ſind. In den hohen Gebirgen und in den nordlichen Ländern, werden ſie den Winter über weiß, und nehmen im Sommer ihre ordentliche Farbe wiederum an, ob ſie aber im Winter auch die Mäuſe fangen und unter dem Schnee verfolgen, wie Pontoppidan von den Norwegiſchen verſichert, weiß ich nicht, wenigſtens ſind ihre Zähne und Klauen nicht dazu gemacht. Daß ſie aber unter den Schnee graben, und ſich unter demſelben fortäſſen, haben Jäger erfahren. Es finden ſich nur einige, und das ſind vielleicht die älteſten, welche beſtändig weiß bleiben. Denn ſie werden alle zuſammen mit dem Alter mehr oder weniger weiß. Inzwiſchen iſt es nicht zu läugnen, daß man auch dann und wann in gemäßigten Gegenden, z. E. wie dieſe iſt, in welcher gegenwärtiges Werk erſcheinet, noch vor dem Winter weiſſe Haaſen antrift, bey denen weder die Kälte, noch das Alter die Haare weiß gemacht hat. Vielleicht rechnet man aber dieſe weiſſe Haaſen zu den auſſerordentlichen Erſcheinungen, wie die gehörnten Haaſen des Gesners, von welchen er ſagt, daß ſie in Sachſen ſeyen gejagt worden, und theils gröſſere, theils kleinere Gehörne gehabt haben. Man kan Gesnern deſto eher glauben, da man von dieſen gehörnten Haaſen noch hie und da in deutſchen Cabinetten Köpfe zu ſehen bekommen kan, und da ſie auch neueren, z. E. Klein nicht fremd ſind.

Die Haaſen aus den heiſſen Ländern, aus Wälſchland, Spanien und der Barbarey ſind viel kleiner, als die in Deutſchland und andern nordlichen Ländern. In Californien ſollen ſie, nach den Nachrichten eines Mitglieds von der Geſellſchaft Jeſu, die erſt neuerlich in Mannheim herausgekommen ſind, nur halb ſo groß ſeyn, als in Deutſchland. Nach des Ariſtoteles Bericht waren ſie auch in Egypten kleiner, als in Griechenland. Sie ſind in allen dieſen Himmelsgegenden auf gleiche Art ausgebreitet. Es gibt ihrer viele in Schweden, in Dännemark, in Polen, in Moskau; viele in Deutſchland, England, Frankreich; in der Barbarey, in Egypten, in den Inſeln des Archipelagus; in Lappland, wo ſie zehn Monate des Jahres über weiß ſind: Es ſcheint daher, daß ihnen die Himmelsgegenden beynahe einerley ſind. Indeſſen bemerkt man doch, daß es in dem Morgenlande weniger Haaſen gibt, als in Europa, und in dem mittäglichen Amerika wenige oder gar keine, obgleich ihrer in Virginien, in Canada, und ſo gar in den benachbarten Ländern an der Hudſonsbay und der magellaniſchen Straſſe ſind. Allein die Haaſen aus Nordamerika ſind vielleicht von einer andern Art, als unſere Haaſen. Denn die Reiſenden ſagen, ſie wären nicht allein viel gröſſer, ſondern ihr Fleiſch wäre auch weiß, und von einem ganz andern Geſchmacke, als unſerer Haaſen ihres. Sie ſetzen hinzu, dieſe nordamerikaniſchen Haaſen haareten ſich niemals und aus ihren Fellen machte man ein vortrefliches Pelzwerk. In den überaus heiſſen Ländern, als Senegal, Gambia, Guinea und vornemlich in den Gebieten Fida, Apam, Acra und einigen andern unter dem heiſſen Erdgürtel in Afrika und Amerika gelegenen Ländern, als in Neuholland und in denen auf der Landenge Panama findet man ebenfalls Thiere, welche die Reiſenden für Haaſen genom-

men haben, die aber vielmehr Arten von Kaninchen sind.

Weil die Haasenjagd ohne Zurüstung und ohne Unkosten geschiehet: so schickt sie sich für jedermann. Man geht des Morgens und des Abends an die Ecke des Waldes und wartet auf den Haasen, wenn er wieder in sein Lager kommt, oder daraus gehet. Man sucht ihn des Tages über an den Orten, wo er sein Lager hat. Wenn die Luft bey heiterem Sonnenscheine frisch ist, und der Haase wiederum in sein Lager kommt, nachdem er herumgelaufen ist: so machet der Dunst von seinem Körper einen kleinen Rauch, welchen die Jäger sehr weit wahrnehmen. Er läßt gemeiniglich sehr nahe an sich kommen; vornemlich wenn man sich stellet, als ob man ihn nicht sähe. Er fürchtet sich vor den Hunden mehr, als vor den Menschen; und wenn er einen Hund wittert, oder höret, so zieht er ganz von weitem aus. Ob er gleich viel geschwinder läuft, als die Hunde: so nimmt er doch keinen geraden Weg, sondern wendet sich und thut manchen Wiedergang um den Ort herum, wo er aufgetrieben worden ist. Dadurch rahmen ihn die Windspiele, die mehr nach dem Gesichte, als nach dem Geruch jagen, greifen und tödten ihn. Im Sommer hält er sich gern in den Feldern auf, im Herbste in den Weinbergen, und im Winter in den Gebüschen oder in den Gehölzen. Man kan ihn auch durch Raubvögel fangen lassen. Er wird von einer Art Eulen, les Ducs genannt, von Geyern, Adlern, Füchsen, Wölfen und Menschen bekriegt. Sein Wildpret ist vortreflich, zumal wenn er sich in Ländern die mit erhabenen Hügeln besetzt sind, oder auf bergichten Ebenen, wo der Feldkümmel und andere feine Kräuter im Ueberflusse wachsen, aufgehalten hat, und sein Blut ist unter allem Blut das süsseste. So lange der Haase auf dem Feld in Freyheit ist, wird er niemals sehr fett, hingegen stirbt er oftmals von gar zu grossem Fette, wenn man ihn zu Hause erziehet. Ob die Haasen gleich sonst je gröſſer sind, je kälter die Gegend ist, in welcher sie leben, so versichert doch Pontoppidan, daß sie in Norwegen weit kleiner seyen, als in Dänemark.

Der Zwerghaase Tschotuschka oder Sulgan.

An der Wolga gibt es, nach dem Berichte des Herrn Pallas, eine Art Zwerghaasen, die unter allen dortigen kleinen Steppenthieren die artigsten und besondersten sind. Sie sind nicht gröſſer als eine Ratze, und haben doch alle Kennzeichen, auch beynahe die Farbe gemeiner Haasen, aber kürzere runde Ohren. Sie wohnen einzeln in buschigen und kräuterreichen Gründen, wo sie sich ziemlich tiefe Löcher mit einem oder mehreren Zugängen graben, und sich den ganzen Tag über darinnen verborgen halten. In der Dämmerung gehen sie ihrer Nahrung nach, und locken des Abends und bey Aufgange der Sonne mit einer lauten, dem Wachteltone fast ähnlichen Stimme, die man etliche Werste weit höret. Sie sind an beyden Seiten der Wolga, an der ganzen Samara herauf, am Kniel und am Jaik überall, bis da, wo die salzige Steppe angeht, zu finden. Einige legen diesem Thierchen von seiner Stimme den Namen Tschotuschka bey, die Tatarn aber nennen es Sulgan.

Es wirft zu Ausgange des Mayen vier bis sechs Junge, die in den ersten Tagen blind und kahl, aber schon ziemlich groß sind, und geschwind zunehmen. Im Winter macht es unter dem Schnee kleine Laufgraben auf dem Rasen, um seine Nahrung zu suchen. Im Sommer aber ist sein liebstes Futter das Laub vom Strauchklee, und saftigen Pflanzen. Seine Loosung, welche seine Höle leicht verräth, weil es dieselbe an gewissen Stellen, nicht weit von seiner Wohnung, beysammen abzulegen pflegt, ist sehr troken, und siehet wie Schroot oder Pfefferkörner aus. In den Abhandlungen der kayserlichen Akademie der Wissenschaften kommt dieses Thier unter dem Namen Lepus minutus vor.

Bey den Haasen ist noch anzumerken, daß sie wie die Kaninchen, Vögel, Fische, die Eigenschaft haben, ein Aug ohne das andere zu bewegen und also vor und hinter sich, in die Höhe und Tiefe zugleich sehen können. Hr Unzer führet aus dem Porterfield an, daß die Haasen, Kaninchen ꝛc. vielleicht darum so weit vorstehende, bewegliche Augen und zwar so weit an beyden Seiten heraus stehen haben, weil sie nothwendig mehr hin-

hinter sich mußten sehen können, um ihren Feind zu bemerken, indem ihre ganze Sicherheit in der Flucht bestehe, da hingegen ihre Verfolger die Hunde, die Augen vorn haben, und sie alle beyde allezeit auf einen Gegenstand richten müssen, um die Beute desto gewisser zu sehen.

Das Kaninchen.

Der Haase und das Kaninchen gleichen sich sowol nach dem Aeusserlichen, als Innerlichen sehr, aber sie vermehren sich nicht miteinander. Herr von Büffon hat Männchen von Kaninchen mit Häsinnen, und Haasen mit Weibchen von Kaninchen erziehen lassen. Allein diese Versuche haben nichts hervorgebracht. So bald sie ein wenig stark waren, wurden sie Feinde, und der beständige Krieg endigte sich mit dem Tode des jungen Haasen. Von zweenen ältern Haasen, die er jeden mit einem Kaninchen-Weibchen zusammen gesezt hatte, hatte der eine ein gleiches Schicksal, und der andere, der sehr hitzig und sehr stark war, und nicht aufhörte, das Kaninchen zu plagen, indem er es zu bespringen suchte, machte endlich, daß es von vielen Wunden oder gar zu harten Liebkosungen starb. Drey oder vier Kaninchen von verschiedenem Alter, die er auf gleiche Art mit Häsinnen zusammen setzen ließ, brachten sie in mehr oder weniger Zeit um; und weder die einen noch die andern haben etwas gezeugt. Indessen glaubt doch Herr von Büffon versichern zu können, daß sie sich zuweilen wirklich gepaaret haben; wenigstens hatte man oftmals Gewißheit, daß, ungeachtet des Widerstands des Weibchens, das Männchen seiner Begierde genug gethan; und man hatte mehr Ursache zu erwarten, daß von diesen Begattungen etwas hervorkommen würde, als von der Verliebung des Kaninchens und der Henne, wovon in der art d'élever les poulets geredet wird, und wovon nach des Verfassers Meynung, die Frucht mit Haaren bedeckte Küchlein, oder mit Federn bedeckte Kaninchen seyn müßten; da doch dieses nur ein fehlerhaftes oder gar zu hitziges Kaninchen war, welches sich, aus Mangel eines Weibchens, der Henne im Hause bediente, wie es sich einer jeden andern Sache würde bedienet haben.

Die Fruchtbarkeit des Kaninchens ist noch grösser, als der Haasen ihre; und diese Thiere vermehren sich in den Ländern, die ihnen anstehen, so sehr, daß das Erdreich zu ihrem Unterhalte nicht genug schaffen kan. Sie zerstöhren die Kräuter, die Wurzeln, das Korn, die Früchte, die Gewächse, und so gar die Stauden und Bäume; und wenn man wider sie nicht den Beystand der Iltisse und Hunde hätte, so würden sie die Menschen aus diesen Gefilden vertreiben. Das Kaninchen paart sich nicht allein öfter und bringt häufiger und in grösserer Anzahl Junge, als der Haase; sondern es hat auch mehr Hülfsmittel, seinen Feinden zu entgehen. Die Löcher, die es sich in die Erde gräbt, wohin es sich bey Tage flüchtet, und worinnen es junget, beschirmen es vor dem Wolfe, dem Fuchse und den Raubvögeln. Es wohnet darinnen mit seiner Familie in völliger Sicherheit; es erziehet und ernähret darinnen seine Jungen, bis sie ungefähr zween Monate alt sind, und läßt sie nicht eher herausgehen, als bis sie ganz erwachsen sind, und man sieht aus diesem bereits, daß das Kaninchen den Haasen an Schlauigkeit übertrift. Das Hauskaninchen aber überhebet sich einen solchen Zufluchtsort zu bauen, weil es nicht ähnlichen Unbequemlichkeiten, wie das Feldkaninchen, ausgesetzt ist.

Diese Hauskaninchen sind, wie alle andere Hausthiere, von mancherley Farbe. Das Weiß, das Schwarz und das Grau sind indessen doch die Hauptfarben, womit hier die Natur spielet. Alle wilde Kaninchen sind grau; und unter den zahmen Kaninchen ist dieses auch die herrschende Farbe.

Diese Thiere können in einem Alter von fünf oder sechs Monaten zeugen und werfen. Man versichert, daß sie in ihrer Liebe beständig sind, und daß sie sich gemeiniglich nur zu einem einzigen Weibchen halten. Es ist das Weibchen fast beständig in der Brunst, oder wenigstens im Stande, das Männchen zuzulassen. Es trägt dreyßig oder ein und dreyßig Tage, und bringt vier, fünf oder sechs, und zuweilen sieben bis acht Junge. Es hat, wie die Häsin, eine doppelte Bärmutter, und kan folglich zu zween Zeiten

Junge setzen. Doch scheint die Ueberfruchtung nicht so häufig zu seyn, als bey den Haasen; vielleicht aus eben der Ursache, weil die Weibchen nicht so oft ändern, weil ihnen weniger Zufälle zustossen, und weil sie sich weniger ausser der Zeit begatten.

Einige Tage vorher ehe sie jungen, graben sie ein neues Loch, nicht in gerader Linie, sondern Zikzak, an dessen Ende sie eine Ausholung machen. Darauf raufen sie sich auf dem Bauche eine ziemliche Menge Haare aus, womit sie für die Jungen, die sie werfen wollen, ein Bette machen. In den beyden ersten Tagen verlassen sie dieselben nicht; sie gehen nicht eher weg, als wenn sie die Noth dazu treibt, und kommen gleich wieder, so bald sie ihre Nahrung zu sich genommen haben. Sie fressen in dieser Zeit viel und sehr geschwind. Sie warten und säugen ihre Jungen über sechs Wochen lang. Bis dahin kennet sie der Vater nicht; er geht nicht in das Loch, welches die Mutter gemacht hat. Oftmals stopfet sie auch selbst, wenn sie ausgeht und ihre Jungen darinnen läßt, den Eingang zu solchem mit Erde zu, welchen sie mit ihrem Harne angefeuchtet hat. Wenn sie aber anfangen, an den Rand des Loches zu kommen, und von der Kreuzwurz und andern Kräutern zu fressen, die ihnen die Mutter reichet; so scheinet der Vater sie zu erkennen; er nimmt sie zwischen seine Pfoten; er streicht ihnen das Haar glatt; er lecket ihnen die Augen; und sie haben alle, eines nach dem andern, gleichen Antheil an seiner Sorgfalt. In eben dieser Zeit erweißt ihm die Mutter viele Liebkosungen, und wird oftmals wenig Tage darnach wieder trächtig.

Der Herr de la Chapt du Moutier hat dem Herrn von Büffon folgende Bemerkungen mitgetheilt. Ich habe damit angefangen, daß ich nur ein Männchen und Weibchen allein gehabt habe. Das Männchen war ganz weiß, und das Weibchen ganz grau, und in ihrer Nachkommenschaft hat es vielmehr graue als andere, eine ziemliche Anzahl weisse und gemischte und einige schwarze gegeben. Wenn das Weibchen brünstig ist: so verläßt das Männchen solches fast nie. Sein Temperament ist so hitzig, daß ich ihn fünf oder sechsmal in weniger als einer Stunde sich mit ihr habe paaren sehen. Das Weibchen leget sich zur Zeit der Begattung mit dem Bauche auf die platte Erde, hat die vier Pfoten lang ausgestreckt und thut kleine Schreye, welche eher Vergnügen als Schmerz anzeigen. Ihre Art sich zu begatten ist der Katzen ihrer ziemlich ähnlich; jedoch mit dem Unterschiede, daß das Männchen sein Weibchen nur ganz wenig ins Genicke beißt. Die Vaterschaft wird bey diesen Thieren sehr in Ehren gehalten. Die Familie mochte sich noch so sehr vermehren; diejenigen auch, die ihrerseits wieder Väter wurden, waren stets unter dem Stammvater. So bald sie sich bissen, es mochte nun um ein Weibchen seyn, oder weil sie einander das Fressen streitig machten, so eilte der Großvater, wenn er Lärmen hörte aus aller seiner Macht hinzu; und sobald man ihn warnahm war alles wieder in Ordnung. Ertappte er einige im Kampfe: so brachte er sie wieder auseinander, und gab auf der Stelle gleich ein Beyspiel der Bestrafung. Ich hatte sie gewöhnt, daß sie alle zusamen auf einen Pfeifenschall einkommen mußten. Wenn ich nun die Losung gab, und sie auch noch so entfernet waren; so sah ich, daß der Großvater sich an ihre Spitze stellte, und ob er gleich zuerst ankam, sie doch insgesamt erst einzeln vor sich vorbey ziehen ließ, und zuletzt hinein gieng.

Diese Thiere leben acht oder neun Jahre. Weil sie den gröſten Theil ihres Lebens in ihren Löchern in Ruhe und Friede zu bringen: so nehmen sie etwas mehr zu, als die Haasen. Das Fleisch der jungen Kaninchen ist sehr zart und leckerhaft; der Alten aber allezeit trocken und hart. Sie sind ursprünglich aus warmen Ländern. Die Griechen kannten sie; und es scheint, daß die einzigen Oerter in Europa, wo sie vor Alters gewesen, Griechenland und Spanien waren. Von da sind sie in gemäßigtere Gegenden versezt worden. In den kältern Ländern aber kann man sie nicht anders, als in Häusern aufziehen. Sie haben die übermäßige Wärme gern, denn man findet sie in den mittäglichsten Ländern von Asien und Afrika, und auch in den französischen Inseln von Amerika, die aus Europa dahin gebracht worden, und sehr wohl fortgekommen sind.

Die Hauskaninchen sind gemeiniglich viel gröſſer, als die wilden, und haben alle unter der Fußsohle ein rothes Haar. Es gibt Kaninche die man reiche nennt. Diese haben zum Theil weisses, zum Theil mehr oder weniger dunkles, schie-

fer-

ferfarbichtes oder braunes und schwärzlichtes Haar. Die kurzen und sanften Haare sind mäusegrau oder von blasser Schieferfarbe, das ist bläulicht. Die langen und dichten Haare haben zweyerley Farbe; die einen sind schwärzlicht oder von sehr dunkler Schieferfarbe; die andern weiß, so daß die Mischung des Weissen und Blauen oder Schwarzen auf verschiedenen Theilen des Leibes nicht einerley ist. Die Kaninchen von Angora sind von den andern Kaninchen nur durch die Beschaffenheit ihrer Haare unterschieden, die viel länger sind Dieses Haar ist wellenförmig und so gar kraus wie Wolle Von der äusserlichen Gestalt dieses Thieres wollen wir nichts sagen, da sie so bekannt, als der Haasen ihre, ist.

Der Tolai.

Dieses Thier ist um die See Baikal in der Tartarey sehr gemein, es ist ein wenig grösser als das Kaninchen, welchem es übrigens nach der Leibesgestalt, dem Haar, dem Gang, der Beschaffenheit, Geschmack und Farbe des Fleisches, wie auch der Gewohnheit sich Löcher in die Erde zu graben, gleichet. Es unterscheidet sich von demselben bloß durch den Schwanz, welcher um ein beträchtliches länger ist, als des Kaninchens seiner Es ist dem Kaninchen auch in Absicht auf das Innerliche vollkommen gleich Es scheint also, daß Rubruquis recht thut, daß er es ein Kaninchen mit langem Schwanze nennet.

Der Tapeti.

Der Tapeti scheinet eine sehr nahe angränzende Gattung, und vielleicht nur eine Varietät von der Gattung des Haasen oder des Kaninchens zu seyn Man findet ihn in Brasilien und in vielen andern Gegenden von Amerika; dem europäischen Kaninchen gleichet er in Absicht auf die Gestalt; und dem Haasen in Absicht auf die Grösse und das Haar, welches bloß ein wenig bräuner ist; er hat sehr lange Ohren von eben der Gestalt wie die Haasen; sein Haar ist über der Stirne roth, und unter der Kehle weißlicht. Einige haben einen Ring von weissem Haar um den Hals, alle sind unter der Kehle, der Brust und dem Bauche weiß; sie haben schwarze Augen, und Knebelbärte, wie unsere Kaninchen, aber keinen Schwanz. Auch in Absicht auf die Lebensart, die Fruchtbarkeit und die Beschaffenheit des Fleisches, welches sehr gut ist, gleichet der Tapeti dem Haasen. Er wohnt in den Feldern oder Wäldern, wie der Haase, und gräbt sich keine Höhle wie das Kaninchen. Es scheinet, daß das Thier in Neuspanien, welches Fernandes unter dem Namen Citli angezeiget hat, mit dem brasilianischen Tapeti einerley Thier ist, und daß diese Thiere nur Varietäten von unsern europäischen Haasen sind, die durch Norden von einem festen Lande zu dem andern haben übergehen können.

Aperea.

Dieses Thier, welches sich in Brasilien befindet, ist weder Kaninchen, noch Raze, und es scheinet von beiden etwas zu haben; es hat ungefähr einen Schuh in der Länge und sieben Zolle im Umfange; sein Haar hat die Farbe, die die Haare unserer Haasen haben, und ist weiß unter dem Bauche; es hat auch eine gespaltene Lefze; grosse Schneidezähne und Barthaare um das Maul und auf der Seite der Augen; aber seine Ohren sind gerundet wie der Ratzen ihre, und so kurz, daß sie keinen Queerfinger hoch sind; die Vorderbeine sind nur drey Zoll hoch, die hinteren sind ein wenig länger; die Vorderfüsse haben vier Zähen, die mit einer schwarzen Haut bedekt und mit sehr kurzen Nägeln versehen sind; die Hinterfüsse haben nur drey Zähen, davon der mittlere länger ist, als die beyden andern; der Aperea hat keinen Schwanz; sein Kopf ist ein

wenig länger, als des Haasen seiner, und sein Fleisch wie das Fleisch des Kaninchens, dem es in Absicht auf die Lebensart gleichet. Er verbirgt sich auch in Löcher, aber er gräbt nicht in die Erde wie das Kaninchen; er begibt sich lieber in die Ritzen von Felsen und Steine, als in Sand: auch kann man ihn leichter in seinem Schlupfwinkel fangen Das Thier dessen Oviedo und Charlevoix unter dem Namen Cori erwähnen, könnte wohl einerley Thier mit dem Aperea seyn, und man könnte wohl in einigen Gegenden von Westindien diese Thiere im Hause erziehen; und dieses könnte die Ursache seyn, daß man rothe, weisse u. s. w. fände; Garcilasso sagt wenigstens, daß es in Peru Feld- und Hauskaninchen gäbe, welche denen in Spanien nicht gleichen.

Der Agouti.

Dieses Thier hat die Grösse eines Haasen, und ist von den meisten als eine Gattung von Kaninchen, oder von einer grossen Ratze angesehen worden. Es kommt aber mit diesen Thieren nur in sehr kleinen Merkmalen überein. Es hat ein steifes Haar, und grunzet eben wie das Schwein. Es zeiget eben dieselbe Gefräßigkeit, und frißt alles mit grosser Begierde. Wenn es gesättiget und voll ist, so vergräbt es hier und da die Ueberbleibsel seines Frasses, um sie im Falle der Noth wieder zu finden. Es richtet gerne Unfug an, und beißt und nagt an allem. Wenn man es böse macht, so sträubt sich das Haar auf seinem Kreutze, und es stampfet mit den Hinterfüssen hart auf die Erde. Sein Biß ist sehr schmerzend. Es gräbt sich kein Loch, und hält sich auch nicht auf der blossen Erde auf. Gemeiniglich wohnet es in hohlen Bäumen und in verfaulten Stämmen. Diejenigen, so sich in angebauten Gegenden aufhalten, nähren sich gemeiniglich von Obst, Patates und Mamoc; die andern aber von Blättern und Wurzeln der Pflanzen und Stauden. Sie bedienen sich der Vorderpfoten um etwas anzugreifen und zum Munde zu bringen. Sie laufen mit einer grossen Schnelligkeit auf der Ebene und in die Höhe. Da aber die Vorderfüsse kürzer, als die hinteren sind, so würden sie überstürzen, wenn sie von Anhöhen herab ihren Lauf nicht aufhielten. Sie haben ein gutes Gesicht und sehr scharfes Gehör. Wenn man dem Agouti pfeift, so steht er stille, um zu horchen. Von denen die fett und gut gefuttert sind, ist das Fleisch kein übles Gerüchte, doch ein wenig hart. Zu seiner Jagd gebraucht man Hunde Wenn man ihn unter abgeschnittene Zuckerrohre bringen kann, so ist er bald verloren, weil er nicht leicht zwischen dem Schilf und Rohr fortkommen kann. Ordentlicherweise fliehet er den Augenblick, wenn er Hunde ansichtig wird, mit der grösten Geschwindigkeit davon, und flüchtet sich in seinen Schlupfwinkel, wo er sich verwacht, und hartnäckig verborgen bleibt. Man erfüllt aber den Ort mit Rauch, und wenn das Thier halb erstikt ist: so erhebt es ein schmerzhaftes und winselndes Geschrey, und kommt nicht eher zum Vorschein, als bis es nicht länger aushalten kann. Sein Geschrey, das es oftmals wiederholt, wenn man es beunruhigt oder böse macht, kommt mit dem Quiecken eines Ferkels überein Wenn es jung gefangen wird, so wird es leicht zahm, bleibt bey dem Hause, geht allein aus und kommt von selbst wieder. Diese Thiere halten sich gemeiniglich in den Gehölzen und in den Heckengesträuchen auf. Die Weibchen suchen daselbst eine Stelle aus, um ein Lager für ihre Jungen zu bereiten. Sie werfen jährlich zwey oder dreymal, und, wie man sagt, nur zwey Junge auf einmal Sie tragen ihre Jungen zween oder drey Tage nach ihrer Geburt von diesem Orte weg, und in Baumlöcher, wo sie nur wenige Zeit säugen Die Jungen sind bald im Stande, ihrer Mutter zu folgen, und ihre Nahrung zu suchen.

Dieses Thier ist dem Ansehen nach für Amerika eigenthümlich. Es hat ein warmes Klima nöthig und hält sich auch bloß in den südlichen Districten von Amerika auf; doch kann es auch in gemäßigten Ländern z. E. Frankreich leben, wenn es vor der Kälte, und besonders im Winter an einem trockenen und warmen Orte verwahret wird.

Der Agouti ist von der Grösse eines Kaninchens. Sein Haar ist spröde und von brauner mit Roth, ein wenig untermengter Farbe. Er hat in der Oberlefze eine Spalte, einen noch kürzern Schwanz als das Kaninchen, eben so kurze, als

bret-

breite Ohren, den obern Kinnbacken mehr hervorstehend, als den untern, eine Schnautze, wie der Siebenschläfer, Zähne, wie das Murmelthier, einen langen Hals, dünne Beine, und an den Vorderpfoten vier und an den hintern drey Zähen.

Der Akouchi.

Dieser ist in Guiane und den andern Gegenden des mittäglichen Amerika sehr gemein; er unterscheidet sich von dem Agouti, daß er einen Schwanz hat, er ist auch ordentlicherweise kleiner als der Agouti, und sein Haar ist nicht roth, sondern olivenfärbig; und dieses scheinen auch die einzigen Merkmäler zu seyn, wordurch sich diese beyde Thiere voneinander unterscheiden.

Der Paca.

Der Paca ist ein Thier der neuen Welt, das sich ein Loch in die Erde macht, wie das Kaninchen, mit welchem man es oft verglichen und mit dem es gleichwohl sehr wenig Aehnlichkeit hat. Es ist weit gröſſer, als das Kaninchen, und sogar, als der Haase, es hat einen dickeren und gedrungeneren Leib, einen runden Kopf, und eine kurze Schnauze; es ist feist und wohl gemästet, und gleichet vielmehr nach der körperlichen Bildung einem jungen Schweine, mit welchem es auch das Grunzen, den Gang, und die Art zu fressen gemein hat. Es bedienet sich der Vorderpfoten nicht, wie das Kaninchen um etwas zum Maule zu bringen, und wühlet, wie das Schwein, die Erde auf, um Nahrung zu finden. Es hält sich an dem Ufer der Flüsse auf, und wird nur in den feuchten und heissen Gegenden des südlichen Amerika angetroffen. Sein Fleisch ist sehr gut zu essen, und man ißt sogar die Schwarte davon. Die Jagd auf dasselbe dauert daher beständig, man hat aber Mühe, es lebendig zu fangen. Wenn man es in seinem Loche überraschet, das man von vorn und von hinten entdeckt, so vertheidigt es sich, und beißt so wüthend als hurtig um sich. Seine Haut, ohngeachtet das Haar kurz und steif ist, gibt ein zimmlich schönes Pelzwerk ab, indem sie an den Seiten regelmäßig schwarz, grau und weiß gefleckt ist.

Der Kopf des Paca hat gewissermassen die Gestalt eines Eyes, dessen kleines Ende da ligt, wo die Spitze der Schnautze ist. Die Unterlefze geht unter der Nase hervor und bekommt eine ansehnliche Länge; sie hat eine schräge Neigung nach hinten und nach unten und ist in der Mitte, in Form einer Haasenscharte gespalten. Die Nase ist breit, die Nasenlöcher liegen an den Seiten; die Oefnungen derselben sind länglicht nach oben ein wenig eingebogen, und von vorn nach hinten gerichtet. Die Ohren sind gerundet und kurz, die Barthaare aber sehr lang. Unter und ein wenig über dem hintern Winkel des Auges findet sich ein Haarzopf, der fast eben so dick und so lang als der Knebelbart ist. Der Hals ist mit dem Kopfe beynahe von gleicher Dicke; der Leib kurz und dick, das Haar bildet eine Aehre in der Gegend des Schwanzes, der bey diesem Thiere gänzlich mangelt. Die Beine sind kurz; jeder Fuß hat fünf Zähen, der Daum aber ist sehr klein, und man sieht nur die Klaue davon; die Zähen und Klauen an den Hinterfüssen sind gröſſer, als an den Vorderfüssen. Die Klauen sind gerade und von geringer Breite. Die weissen oder gelblichten Flecken sind rund und liegen an den Seiten des Thieres in verschiedenen länglichten Reihen, und einige davon berühren sich und machen einen an einander hangenden langen Streif aus, die Flecken sind auf einem schwarzen oder kastanienbraunen Grunde; unten aber ist das Thier matt gelblicht oder weißlicht.

Das Halbkaninchen vom Cap.

Wir haben die Kenntniß dieses Thieres dem D. Pallas zu danken, welcher es zuerst beschrieben hat. Denn das wenige, was man bey Kolben davon findet, der es ein Murmelthier nennet, weil ihm die Namen, die ihm die Holländer auf dem Vorgebirge geben, die es den Hundsdachs vom Vorgebirge, oder den Felsdachs, Kaapschdaßie, Klip-Daßie nennen, ungeschickt vorkamen, würde uns nicht viel belehren. Er hat es das Halbkaninchen vom Cap oder Cavia Capensis genennet, welcher leztere Name amerikanischen Ursprungs ist, und der Cavia Cobaya aus Brasilien oder dem Meerschweinchen, dem Agouti, Aperea, Paca und Capybara oder Cabiai beygelegt zu werden pflegen.

Dieses Thier hat die Grösse des gemeinen Murmelthiers, dem es auch an der Gestalt einigermassen ähnlich ist. Der Kopf ist stumpf, die Schnautze fast kegelförmig, zusammengedrukt, kurz und stumpf. Die Backen und der Hinterkopf sind wegen der starken Backenmuskeln dick, und das Fell ist am Kopfe dicht Die Barthaare zu beyden Seiten an der Oberlefze, bestehen aus schwarzen Borsten, deren drey grössere, und eben so viel kleinere sind, so vor jenen stehen, ausser den einzeln stehenden Haaren gegen der Nase. Die untere Lefze ist auf beyden Seiten mit weißlichten, parallelstehenden Haaren, die unterwärts gekehrt sind, versehen. An der Kehle ist ein Büschel von dicken Borsten. Die Backenwarze ist mit zwey Borsten versehen; die an den Augbraunen sind unter allen am grösten, ungleich und schwarz. Die Nase ist nackend, und steigt mit ihrem Winkel durch die zweymal gespaltene Oberlippe herab. Die beyde obere Vorderzähne sind breit, und endigen sich in eine rundliche Spitze, sie sind etwas convex und von einander abstehend, zwischen welchen sich ein zwiefacher Lappen des Zahnfleisches befindet, der nach der Nase zu fortläuft. Die untern vier Schneidezähne stehen aneinander, sind breit und platt, abgestumpft und jeder zweymal gekerbt. Die Backenzähne sind von den Vorderzähnen ziemlich entfernt.

Die untere Lefze ist mit einem dreyfachen Zaumbande befestigt, wovon auf beyden Seiten von der äusseren Grenze der Vorderzähne ein grösseres, und das dritte kleiner, in der Mitte befindlich ist. Die Augen sind von mittlerer Grösse, aber das mittlere Augenlied ist ansehnlich. Die äussere Ohren sind oval, offenstehend, werden von dem Fell halb versteckt, und sind, den Rand ausgenommen, der ganz breit nackend ist, haaricht und von bräunlicher Farbe.

Die Gliedmassen sind sehr kurz, denn die Schultern und Schenkel sind ganz im Fell verborgen. Die Fußsohlen sind nackend, und mit einer dunkelbraunen Schwiele überzogen. Der platte Theil des Fusses ist am Rande in vier Lappen getheilt, abgestumpft, und die Schwiele der Fußsohle steigt bis an die Lappen in die Höhe, oder beugt sich zurük, und beschüzt sie, und über dem Ende eines jeden Lappens ist ein Eindruck in die Queere, oder eine merckliche Spur des Nagels.

Die beyden äusseren Zähen des Vorderfusses sind in zwey stumpfe Lappen vereinigt; der innere Zähe aber ist getrennt, und mit einem Nagel, welcher sich um die Spitze derselben herumlegt, bewafnet. Der Körper ist kurz, und der Stamm mehr zusammengezogen als bey den übrigen Halbkaninchen (Caviis), der Wanst ist sehr bauchig. Das Thier hat gar keinen Schwanz, auch nicht das geringste Merkmal desselben Das Fell ist sehr dünne, zart, wollicht, am grösten Theil des Körpers inwendig weißlich, auswärts aschgrau, dichter gegen den Hinterkopf, am Hals und an den Schultern, aber gegen die Seiten und am Bauch weicher, dünner, und schmuzfärbig aus dem Aschgrauen ins Weisse fallend, auf dem Rücken nach der Länge dunkelfärbiger aus Haaren gemischt, die länger, rauher und schwarz, und an der Spitze graufalb, oder Haasenartig sind. Der Kopf ist auch fast ganz mit Haasenhaaren besetzt. Die äussere Füsse haben kurze und dichte Haare. Aus dem Felle ragen einige längere und ansehnlichere Haare hervor

Diese Thiere graben sich Gänge unter der Erde. Sie leben in grosser Menge an felsichten Orten des Vorgebirges, und werden leicht gefangen. Denn Kolbe erzälet, daß ein Hirtenjunge mit einem zu dieser Jagd abgerichteten Hunde täglich eine grosse Anzahl derselben gefan-

fangen. Das Fleisch dieser Thiere ist sehr schmackhaft, nicht ungesund, und wird gewöhnlich gebraten oder eingepöckelt gegessen. Ihr Gang ist kriechend, und ihre Stimme ein heller oftwiederholter Schall. Sie leben vornehmlich von Pflanzen und Wurzeln. Die einzelne Zähe der Hinterfüsse welche allein mit einem Nagel versehen ist, scheinet dazu vorhanden zu seyn, daß sie den Körper bewegen hilft, und die losgescharrte Erde hinter sich wirft.

Diese Thiere werden von sehr kleinen Läusen geplagt, denen die Länge des Kopfes, die Füsse, welche wie Scheeren aussehen, und die Haare von welchen auf jeder Seite zwey paare am Bauch vorhanden sind, unter dem Vergrösserungsglase eine besondere Gestalt geben.

Der Sarige oder Opossum.

Der Sarige oder Opossum ist ein amerikanisches Thier, welches vermittelst zweyer sehr sonderbarer Merkmäler von allen andern leicht zu unterscheiden ist. Das erste Merkmal ist dieses, daß das Weibchen unter dem Bauche eine weite Höhlung hat, in welche es seine Junge aufnimmt und säuget. Das andere ist, daß bey beyden, dem Männchen und Weibchen, die erste Zähe an den Hinterfüssen keinen Nagel und einen merklichen Abstand von den übrigen Zähen, auf die Art, wie der Daum an der Hand des Menschen hat, da gleichwol die vier andern Zähen an eben diesen Füssen eine gegen den andern anliegen, und mit krummen Nägeln, wie an den Füssen anderer vierfüßiger Thiere, bewehrt sind. Das erste Kennzeichen ist den mehresten Reisebeschreibern und Naturforschern in die Augen gefallen, allein das andere haben sie ganz und gar übersehen. Ein englischer Arzt, Edward Tyson, scheint es zuerst beobachtet zu haben. Er ist der einzige, der eine gute Beschreibung von dem Weibchen dieses Thieres geliefert hat, die unter dem Titel Carigueya, oder Marsupiale Americanum, or the Anatomy of an Opossum zu London 1689. gedruckt worden ist.

Bey dem Thiere, so Tyson vorhatte, war der Kopf sechs, der Leib dreyzehn, und der Schwanz zwölf Zolle lang. Die Vorderbeine waren sechs Zoll und die hinteren fünfthalb hoch. Der Leib hatte fünfzehn Zoll im Umfange. Die Breite des Kopfes zwischen den beyden Ohren war drey Zoll, und nahm immerfort bis an die Nase ab. Der Kopf hat mehr Aehnlichkeit mit dem Kopf eines Spanferkels, als eines Fuchses. Die Augenhöhlen sind in der Richtung der Ohren, nach der Nase zu, sehr eingebogen; die Ohren laufen rund zu, und sind ungefähr anderthalb Zoll lang; die Oefnung des Maules beträgt von einem der Lefzenwinkel bis an die Spitze der Schnautze dritthalb Zoll. An den Vorderfüssen sind fünf Zähen, und alle fünfe mit krummen Klauen bewafnet. Eben so viel sind an den Hinterfüssen, mit dem Unterschied, den wir oben angeführt haben. Alle diese Zähen sind unbehaart, haben einen Ueberzug von einer röthlichen Haut, und sind beynahe einen Zoll lang. Der Hand und Fußballen ist breit, und unter allen Zahen finden sich Knöllchen von hartem Fleische. Der Schwanz ist nur bey seinem Anfange in der Länge von zween bis drey Zollen mit Haaren bedeckt. Hierauf kommt eine schuppichte und glatte Haut, mit der er bis an die Spitze aus bekleidet ist. Diese Schuppen sind weißlicht, beynahe sechseckicht, und haben eine regelmäßige Lage. Sie sind insgesamt abgesondert, und mit einem kleinen Ringe von Haut, die bräuner als die Schuppe ist, eingefaßt. Die Ohren und Füsse sind ohne Haare. Jene sind so dünne, daß man von ihnen nicht sagen kann, sie seyen knorpelicht, sondern sie sind bloß häuticht, wie die Flügel der Fledermäuse. Ihre Oefnung ist sehr groß, und der Gehörgang scheint sehr weit zu seyn. Der Oberkinnbacken ist ein wenig mehr als der untere verlängert, die Nasenlöcher sind weit, die Augen klein, schwarz, leb-

haft und hervorstehend, der Hals ist kurz, die Brust breit, der Knebelbart, so wie auch der Katze. Das Haar vorn vor dem Kopfe ist weisser und kürzer, als auf dem Leibe, wo es eine aschgraue Farbe hat, die auf dem Rücken und an den Seiten mit einigen kleinen Zöpfchen schwarzer und weißlichter Haare abstticht; auf dem Bauche wird es bräuner, und an den Beinen noch dunkler. Unter dem Bauche des Weibchens ist eine Spalte, die zween bis drey Zolle lang ist. Diese Spalte wird von zwoen Häuten gemacht, die einen Beutel bilden, der von aussen mit einem Wollhaare, inwendig aber nur sparsam mit Haaren besetzt ist. Dieser Beutel schließt die Saugwarzen ein. Um an diesen zu saugen, schlupfen die Jungen, so bald sie gebohren sind, hinein, und nehmen die Gewohnheit, sich daselbst zu verbergen, so gut an, daß sie sogar, wenn sie gleich schon groß sind, ihre Zuflucht dahin nehmen, wenn sie gescheucht werden. Dieser Beutel macht allerhand auch spielende Bewegungen. Er thut sich auf und zu, wie es das Thier haben will. Die Mechanik in diesen Bewegungen wird vermittelst verschiedener Muskeln und zweener Knochen ausgeführt. Diese Knochen liegen vor den Schambeinen, mit welchen sie durch ihr unteres Ende zusammen haften. Sie sind ungefähr zween Zolle lang, und nehmen von ihrem Untertheile bis an das Ende immer ein wenig in der Dicke ab. Sie halten die Muskeln, von denen die Oefnung des Beutels bewirket wird, und dienen ihnen zur Unterlage. Die gegenwirkenden Muskeln sind da, um den Beutel zuzuschnüren und so fest zu verschliessen, daß man die Oefnung nicht anders sehen kann, als wenn man dieselbe mit Gewalt mit dem Finger erweitert. Dieser Beutel ist inwendig mit Drüsen übersäet, die eine gelblichte so übelriechende Substanz von sich geben, daß der ganze Körper darnach riecht, die aber getrocknet einen Wohlgeruch erlangt, der dem Geruche des Bisams zu vergleichen ist. Dieser Beutel ist inzwischen nicht derjenige Ort, wo die Jungen empfangen werden. Das Weibchen hat inwendig eine Gebährmutter, die in der That nicht von eben der Bildung, wie bey anderen Thieren ist, in der aber die Jungen empfangen, und bis auf den Augenblick ihrer Geburt getragen werden. Es sind verschiedene Theile in den Werkzeugen der Sarigen doppelt anzutreffen, die bey andern Thieren nur einfach sind. Tyson sagt, daß das Weibchen zwo Bährmutter, zwo Scheiden, zwey Mutterhörner, zwey fallopianische Trompeten und zwey Eyerstöcke habe. Die Eichel, sowohl an der Ruthe des Männchens, als des Weibchens, ist gespalten, und erscheint doppelt. Die Mutterscheide, die bey dem Eingange einfach ist, theilet sich nachher in zween Gänge u. s. w.

Der Sarige gehöret einzig und allein in den mittäglichen Gegenden der neuen Welt zu Hause. Nur scheinet es, daß er nicht so beständig, als der Tatu, an die heissen Erdstriche gebunden seye. Man findet ihn nicht nur in Brasilien, in Guiana, in Mexiko, sondern auch in Florida, in Virginien und in andern Gegenden dieses Landes, die eine gemäßigte Witterung haben. Er vermehret sich oft und in grosser Anzahl. Markgraf hat sechs lebendige Jungen in dem Beutel eines Weibchens gesehen, die ungefähr zween Zoll in der Länge hatten, viele Bewegungen machten, und des Tages verschiedenemale aus dem Beutel hervorkamen, und wieder hinein krochen. Bey ihrer Geburt sind sie noch weit kleiner. Viele Reisebeschreiber versichern, daß sie, wenn sie aus der Bährmutter hervorkommen, um in den Beutel einzugehen, und an den Zitzen sich fest zu saugen, sie nicht grösser als Fliegen sind. Es scheinet also, daß die Bährmutter, so zu reden, nur der Ort zur Empfängniß, zur Bildung und zu der ersten Entwickelung der Feuchte ist, die ihr Wachsthum in dem Beutel vollenden, wo sie gleich nach ihrer unzeitigen Geburt sich hinbegeben. Es gibt Schriftsteller, welche behaupten, daß sie viele Wochen nacheinander an der Saugwarze kleben bleiben; andere sagen, ihr Aufenthalt in dem Beutel währe nicht länger als den ersten Monath ihres Lebens. Man kann mit leichter Mühe diesen Beutel an der Mutter öfnen, und die Jungen besehen, ja sie ohne ihnen dadurch Leid zu thun, berühren. Sie lassen von dem Saugwärzchen, das sie in der Schnautze haben, nicht loß, als bis sie stark genug sind, zu gehen. Alsdenn fallen sie freywillig in den Beutel hinab, und kommen darauf heraus, um herumzulaufen und ihren Unterhalt zu suchen. Sie gehen zum öftern wieder hinein, um zu schlafen, zu saugen, oder sich vor Gefahr zu verbergen. Die Mutter fliehet alsdenn, und trägt sie mit sich weg. An ihrem Bauche siehet man niemals eine Zunahme in der Dicke, ausser wenn

sie

sie bereits seit geraumer Zeit geworfen hat und ihre Jungen schon groß sind. In der Zeit ihres wirklichen Trächtigseyns merket man kaum, daß sie voll ist.

Dieses Thier hat einen schlechten Gang und langsamen Lauf Man sagt sogar, daß ein Mensch es einholen kann, ohne sich im Laufen anzugreifen. Aber es klettert mit einer ungemeinen Leichtigkeit auf die Bäume. Es verstekt sich in dem Laubwerke, um Vögel zu erhaschen, oder es hängt sich auch wohl bey dem Schwantze auf, dessen Ende voller Muskeln und biegsam ist, so daß es die Körper, die es ergreift, damit kneipen und sogar mehr als einmal umschlingen kan Bisweilen bleibt es eine geraume Zeit in dieser Stellung, unbeweglich, mit hangendem Körper, den Kopf nach unten gekehrt, und richtet seine Augen und seine Erwartung auf das kleine Wildwerk, so etwan vorüber gehen möchte. Ein andermal schwinget es sich hin und her, um von einem Baum auf den andern zu springen Es ist zwar fleischfressend, und begierig nach Blute, welches es gerne aussaugt, es frißt aber auch beynahe alles, was ihm vorkommt, kriechende Thiere, Insekten, Zuckerröhre ꝛc. ja wohl gar Blätter und Rinden. Man kan es wie ein Hausthier unterhalten; es ist weder beißig noch wild, und wird ohne viel Mühe zahm gemacht. Es macht sich aber durch seinen Gestank eckelhaft, an welcher Eigenschaft es den Fuchs übertrift und seiner Eulenohren, seines Schlangenschwanzes und seines bis an die Augen aufgerissenen Mauls nicht zu gedenken, so hat sein Körper beständig ein schmutziges Ansehen, weil das Haar weder glatt noch kraus ist, eine fahle Erdfarbe trägt, und mit Koth bedeckt zu seyn scheinet. Sein übler Geruch hat in der Haut den Sitz, das Fleisch selber aber ist kein unrechtes Essen, und die Wilden jagen dieses Thier deßwegen sehr gerne.

Sarige, oder Carigueya ist der Name dieses Thiers auf den brasilianischen Küsten. Es ist das nemliche Thier, welches Seba einen orientalischen Philander nennet, ob es gleich bloß in dem westlichen Indien angetroffen wird In Paraguay nannte man diese Thiere männliches und weibliches Geschlechts Taiibi, in Brasilien gab man den Namen Taubi bloß dem Männchen, und den Namen Carigueya welches Sarigueja ausgesprochen wird, dem Weibchen. Bey dem Hernandes heißt es Tlaquatzin. In den inneren Landstrichen von Brasilien wird es Japatunia, beym Maffei, Cerigon, Chiurca und Chucia nach dem Oviedo und Opossum oder Opassum hin und wieder genennet. Herr von Linnee hat es unter dem Namen Marsupialis n. I. Didelphis u. s. f. beschrieben.

Die Marmose.

Die Marmosenart scheint eine Nachbarinn von der Gattung des Sarige zu seyn. Sie sind aus einerley Gegend in eben demselben Welttheile, und diese beyden Thiere gleichen sich in der Gestalt des Körpers, in der Bildung der Füsse, in dem Schwantze, der sich um andere Körper schlingt, in dem grösten Theile seiner Länge mit Schuppen bedeckt und nur bey seinem Anfange behaart ist, und endlich in der Ordnung der Zähne, die bey ihnen in grösserer Anzahl, als bey andern vierfüßigen Thieren sind Die Marmose aber ist weit kleiner als der Sarige, sie hat eine noch spizere Schnautze; das Weibchen hat keinen Beutel unter dem Bauche, sondern es finden sich nur bey demselben zwo länglichte Falten in der Nachbarschaft der Schenkel, zwischen welchen die Jungen ihre Stelle einnehmen, um sich an die Saugdrüsen anzuschmügen. Die Zeugungsglieder sowohl der weiblichen als männlichen Marmose, kommen mit diesen Theilen der Sarige der Bildung und Lage nach überein: die Eichel von der Ruthe des Männchens ist, wie bey dem Sarige, gespalten, und ligt in dem After; eben diese Oefnung scheint auch bey dem Weibchen die Oefnung des Wurfs zu seyn.

Die Geburt der Jungen scheint noch frühzeitiger bey den Marmosen, als bey den Sarigen zu seyn; sie sind kaum so groß, als kleine Bohnen, wenn sie gebohren werden, und sich darauf an die Saugwarzen hängen; die Würfe selbst sind auch zahlreicher, und Herr von Büffon hat zehen kleine Marmosen, jede an einer Saugdrüse hangen gesehen, und doch waren noch vier unbesetzt.

Die Marmose besitzt eben dieselben natürlichen Triebe und Sitten, welche dem Sarige eigen sind. Beyde graben sich Löcher in der Erde aus, um einen Ort der Zuflucht zu haben, beyde hängen sich mit ihrem Schwantze an Zweige der Bäume und schiessen von da auf Vögel und kleine Thiere herab. Sie fressen auch Obst, Beeren und Wurzeln, jedoch sind sie noch begieriger nach Fischen und Krebsen, die sie, wie man sagt, mit dem Schnautze fischen Dieser Umstand aber ist sehr zweifelhaft, und stimmt sehr schlecht mit der natürlichen Dummheit zusammen, die man diesen Thieren vorwirft, die nach dem Zeugnisse der meisten Reisebeschreiber, weder zu rechter Zeit sich zu bewegen, noch zu fliehen oder sich zu wehren wissen.

Die Augen der Marmose sind mit einem schwärzlichten Streife eingefaßt; die Gegend des Knebelbarts ist von brauner Farbe. Die Scheitel, der Hinterkopf, der Obertheil und die Seiten des Halses, die Schulter, der Rücken, der obere Theil von den Seiten des Leibes, das Kreuz, der Anfang des Schwanzes und die auswendige Fläche des Arms, des Vorderarms, des Schenkels und des Beins, haben eine vermischte aschgraue und falbe Farbe, die übrigen Theile sind von weißlichter Farbe, die an den Seiten des Leibes und des Halses, zwischen dem Aschgrauen, auf dem Obertheile des Leibes, und der weißlichten Farbe des Untertheils mit leichten falben Sprenkeln durchschattiret ist; die Gegend zwischen den Augen und das Stirnblatt haben ebenfalls eine falbe Farbe Der Schwanz ist nur in der Länge von ungefähr dreyen Linien mit Haare bewachsen; der ganze übrige Theil ist mit sechs kleinen Schuppen besetzt, das Haar an den Füssen ist ungemein kurz und von weißlichter Farbe, die sehr leichte falbe Schatirungen hat. Die Zähen und Klauen kommen mit des Sarige seinen überein.

Der Cayopollin.

Der Cayopollin ist grösser und hat keine so spitze Schnautze und einen längern Schwanz als die Marmose, und scheint näher mit ihr, als mit der Sarigenart verwandt zu seyn. Seine Ohren, sagt Fernandes, sind dünn und durchsichtig, sein Bauch, seine Beine und Füsse weiß; die Jungen schliessen sich an die Mutter fest, wenn sie schüchtern sind, und diese läuft mit ihnen die Bäume hinan. Diese Thiere sind sich einander in vielen Stücken gleich, in der Bildungsart der innern und äussern Theile, in den überzähligen Knochen des Backens, in der Gestalt der Füsse, in der vorzeitigen Geburt, in dem langen und beständigen Anhangen der Kleinen an den Zitzen, und endlich in den andern natürlichen Eigenschaften; sie sind alle drey aus der neuen Welt, und aus eben demselben Erdstriche; und ist eines so häßlich, so übelriechend, so langsam und so dünn, als das andere.

Der Obertheil dieses Thieres ist von einer Aschfarbe, die falb und grau untermischt ist; einen schmalen Streif von schwärzlichter Farbe der mitten über die Stirne gehet, einen ähnlichen Rand um die Augen, und das Stirnblatt, welches von aschfärbig-grauer Farbe ist, ausgenommen. Der Untertheil hat eine sehr blasse gelblichte oder gar weisse Farbe. Die längsten Haare halten etwan fünf Linien. Der Schwanz ist auf einen Zoll und zehen Linien mit Haaren bewachsen, und übrigens mit Schuppen, die verhältnißmäßig grösser, als an der Marmose sind, bedeckt, zwischen welchen man einige kleine Haare wahrnimmt.

Der Philander von Surinam.

Dieses Thier ist aus eben der Himmelsgegend als der Sarige die Marmose und der Cayopollin, und ihre Art grenzt an jener und des Phalangers ihre. Sibylle Merianin hat zuerst eine Figur und kurze Anzeige desselben mitgetheilt. Hernach hat Seba die Figur der Merianin für das Weibchen, und für das Männchen eine neue Figur mit einer Beschreibung herausgegeben: Dieses Thier, sagt er, hat sehr glänzende Augen, die mit einem Ring von dunkelbrau-

Die Maimuse haben Aehnlichkeit mit den ächten Affen und Meerkatzen, sind aber kleiner gebaut. Ihre Füße haben Nägel, keine Daumen, und sind mit langen Schwänzen versehen. Sie fressen auch Obst, Nüsse und Früchte, sind aber noch gefräßiger als jene, und fressen auch Insekten und Würmer, wie man sie mit dem Schwanze halten. Ihre Gemüthsart ist sehr possierlich, und kommt sehr mit der natürlichen Denkungsart überein, die man diesen Thieren beylegt, die nach der Beschreibung der alten Naturforscher, wenn sie recht Lust sich zu ergötzen, oder sich zu wehren wissen.

Die Augen der Maimuse sind mit einem schwärzlichen Streife eingefaßt. Die Gegend der Kinnbacken ist von grauer Farbe. Die Schnauze, die Ohren und die Seiten des Halses, die Schultern, der Rücken, der Bauch, das Kreuz, der Anfang des Schwanzes und die innerliche Seite des Beins, die Hand, die Fußwurzel und der Schenkel sind von einer gelblichen, aber grauen und sehr dunkeln Farbe, die an den Seiten des Leibes und des Halses, gegen den Rücken zu, mit dem Grau, das auf dem Obertheile der Füße, und an mehrern Theilen des Leibes mit dem Gelben vermischt ist, die Gegend um die Augen und die Stirnhaut herum, ziemlich eine helle Farbe. Der Schwanz, ist nur in der Länge von einander unterschieden, denn sonst ist er sehr stark behaart, und an den Seiten ist er zusammen gedrückt, und von rothgrauer Farbe, die sich gegen das Ende in Schwarz verliert. Die Haare und Klauen kommen mit den Enten überein.

Der Capuzin.

Der Capuzin ist größer als der Fuchs, hat einen langen Schwanz, und einen kürzern Schweif, als die Maimuse, und scheint näher mit der Meerkatzenart verwandt zu seyn. Seine Ohren, sagt Jemand, sind dünn und durchsichtig, sein Bauch, seine Beine und Füße weiß; die Jungen schlingen sich an die Mutter fest, wenn sie Hunger haben, und diese läuft mit ihnen die Bäume an. Diese Thiere sind sich einander in vielen Stücken gleich. In der Bildungsart haben sie mit den übrigen Affen, in den überflüssigen Runzeln des Gesichts, in der Gestalt der Hände, in der vollkommenen Uebung, in dem langen und beständigen Anhangen der Kinder an den Brüsten, und endlich in den andern natürlichen Eigenschaften, sie sind alle drey aus der neuen Welt, und

Der Philander von Surinam.

Dieses Thier ist nur eben so groß, als eine mittelmäßige Katze, die Länge des Maimuse und des Capuzin, und hat einen gerade an seine Hinterfüße gesetzten Schwanz. Aristoteles beschreibt auch eine Art Affen, die keinen Schwanz haben, und Plinius gedenket einiger Affen, die

Herr Buffon hat Gelegenheit gehabt, die Natur des Philanders in Ansehung seiner Jungen zu beobachten, und hat gefunden, daß sie sich in dem Beutel, worinn sie sich befinden, an die Zitzen der Mutter anhängen, und daß sie sich nicht eher davon trennen, als bis sie ihre Nahrung selbst suchen können. Sie sind alsdann ungefähr so groß, als eine Ratte, und haben die Gestalt ihrer Eltern, nur daß ihre Köpfe im Verhältniß mit dem Leibe größer sind, und ihre Augen mehr hervorragen. Sie sind auch nicht so behaart, als ihre Eltern, und ihre Farbe ist viel blasser. Ihre Füße sind noch zu schwach, als daß sie sich damit halten könnten, und ihr Schwanz ist noch nicht stark genug, sich damit zu halten. Sie fressen alles, was ihnen vorgelegt wird, Obst, Brod, Milch, Fleisch, Fische, Eyer, Insekten, Würmer, und alles, was sie nur finden können. Sie trinken auch Wasser, wenn sie Durst haben, und wenn sie sich damit waschen, so reiben sie sich mit den Vorderfüßen, wie die Katzen, um das Gesicht. Sie sind sehr gefräßig, und wenn sie sich nicht sättigen können, so werden sie sehr unruhig, und machen ein Geschrey, das dem Geschrey der Ferkel ähnlich ist. Wenn sie aber gesättigt sind, so sind sie sehr ruhig, und schlafen, wie die Katzen, mit zusammengerollten Füßen. Sie sind sehr reinlich, und lecken sich oft, wie die Katzen, mit der Zunge. Sie sind sehr furchtsam, und wenn sie sich nicht vertheidigen können, so fliehen sie, und suchen sich zu verbergen. Sie sind sehr gelehrig, und lernen leicht, was man sie lehren will. Sie sind sehr zärtlich gegen ihre Jungen, und wenn sie sich in Gefahr befinden, so nehmen sie sie in ihren Beutel, und fliehen damit. Sie sind sehr geschwind, und klettern sehr gut auf Bäumen. Sie sind sehr furchtsam, und wenn sie sich nicht vertheidigen können, so fliehen sie, und suchen sich zu verbergen. Sie sind sehr gelehrig, und lernen leicht, was man sie lehren will. Sie sind sehr zärtlich gegen ihre Jungen, und wenn sie sich in Gefahr befinden, so nehmen sie sie in ihren Beutel, und fliehen damit.

braunen Haaren umgeben sind; der Leib ist mit einem weichen Haar, oder vielmehr mit einer Art von gelbrother oder rother Wolle bedeckt, die auf dem Rucken helle ist; die Stirne, die Schnauze, der Bauch und die Füsse sind von einem weißlichten Gelb; die Ohren sind nakend und ziemlich steif; auf der Oberlippe und über den Augen sind lange Haare; in Gestalt eines Knebelbartes; seine Zähne sind wie des Siebenschläfers; auf dem Schwanz, welcher nackend und von blasser Farbe ist, sind bey dem Männchen dunkelrothe Flecken, die man bey dem Weibchen nicht bemerkt; die Füsse gleichen den Affenhänden, die vordern haben vier Zähen und einen Daum, die mit kurzen und stumpfen Nägeln versehen sind; anstatt daß an den Hinterfüssen nur der Daum einen platten und stumpfen Nagel hat, die vier andern aber mit kleinen scharfen Nägeln bewafnet sind. Das Grunzen der Jungen von diesen Thieren ist der Ferkel ihrem ziemlich ähnlich. Die Zitzen der Mutter gleichen denen von der Marmose Diese Philander bringen fünf oder sechs Junge zur Welt, sie haben einen sehr langen Schwanz, mit dem sie andere Körper fassen können. Die Jungen steigen auf den Rücken ihrer Mutter und halten sich darauf, indem sie ihren Schwanz um den Schwanz der Mutter schlingen, in dieser Lage, welche ihnen gemein ist, trägt sie dieselbe und bringt sie mit eben so vieler Sicherheit als Leichtigkeit von einem Ort zu dem andern. Daher nennet sie auch Herr P Müller Schwanzratzen, so wie man die Sarigen ꝛc. Beutelratzen nennet.

Die Ameisenfresser.

Es sind in dem südlichen Amerika drey Gattungen von Thieren vorhanden, die eine lange Schnauze, einen von Zähnen entblößten Rachen und eine runde lange Zunge haben, welche sie in die Ameisenhaufen hinein stecken und wieder hervorziehen, um die Ameisen einzuschlingen, von denen sie sich vornehmlich nähren.

Der erste von diesen Ameisenfressern wird von den Brasilianern **Tamandua guacu**, das ist, grosser Tamandua, und von den Franzosen, die sich in Amerika niedergelassen haben, **Tamanoir** genennet. Er hat von dem Ende der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes ungefähr vier Fuß in der Länge, einen Kopf von vierzehn bis fünfzehn Zoll, eine sehr verlängerte Schnauze, einen dritthalb Fuß langen Schwanz, der mit spröden und über einen Schuh langen Haaren verhüllet ist, einen kurzen Hals, einen schmalen Kopf, kleine schwarze Augen, gerundete Ohren und eine dünne Zunge von mehr als zwey Schuhen, die er in den Rachen zurück schlängelt, wenn er sie völlig einzieht. Seine Beine sind nur einen Fuß hoch; die Vorderbeine sind ein wenig höher und dünner als die hintern. Er hat runde Füsse; die vorderen sind mit vier Klauen bewaffnet, von denen die mittleren die größten sind; die Hinterfüsse haben fünf Klauen. Sowol am Schwanze, als auf dem Leibe sind die Haare schwarz und weißlicht untermengt Auf dem Schwanze liegen sie in Gestalt eines Busches; das Thier drehet denselben nach dem Rücken zu überwärts, und bedecket sich den ganzen Leib damit, wenn es schlafen oder sich vor Regen oder Sonne beschützen will. Die langen Haare am Schwanze und auf dem Leibe sind in ihrer ganzen Länge nicht rund, sondern an der Spitze platt und spröde, wie verdorrtes Gras, anzufühlen. Das Thier schüttelt den Schwanz öfters und mit einer heftigen Bewegung, wenn es böse ist. Ist es hingegen ruhig, so läßt es ihn im Gehen nachschleppen. Die Haare an den vordern Theilen seines Leibes sind nicht so lang, als an den hinteren; diese lezteren sind nach hinten, und die andern nach vorne gerichtet An den vordern Theilen findet sich mehr weisses, und an den hintern mehr schwarzes; man trift auch einen schwarzen Streif auf der Brust an, der sich zu beyden Seiten des Leibes verlängert, und auf

dem Rücken bey den Lenden endiget. Die Hinterfüsse sind beynahe schwarz, und die vordern beynahe weiß, nebst einem grossen schwarzen Flecken nahe bey ihrer Mitte. Der Tamanoir geht langsam, und ein Mensch kan ihn leicht im Laufen einholen Seine Füsse scheinen nicht sowol zum Gehen, als zum Ersteigen der Bäume und zum Anpacken r in der Körper, gemacht zu seyn. Er umklemmt auch einen Ast oder einen Stock mit solcher Kraft, daß es unmöglich ist, ihm denselben wegzureissen.

Das andere nennen die Amerikaner schlechtweg Tamandua Es ist viel kleiner als der Tamanoir, und von der Spitze der Schnautze bis an den Anfang des Schwanzes nur ungefehr achtzehn Zolle lang, der Kopf hat eine Länge von fünf Zollen, seine Schnautze ist länglicht und nach unten gebogen; es hat einen Schwanz von zehen Zollen, der am Ende kahl ist, gerade aufstehende und einen Zoll lange Ohren und eine runde Zunge die acht Zoll lang ist, und inwendig in dem Unterkinnbacken in einer Art von Rinne liegt; seine Beine sind nicht viel höher als vier Zoll, seine Füsse sind wie des Tamanoirs gebildet, und die Vorderfüsse haben wie bey jenem vier und die hinteren drey Klauen. Er klettert und kneipt eben sowol, als der Tamanoir, und geht eben so schlecht; er bedekt sich nicht mit dem Schwanze, er verbirgt aber, wenn er schläft, seinen Kopf unter dem Halse und den Vorderbeinen.

Das dritte von diesen Thieren wird von den Eingebohrnen in Guiana Uatiriuau und in dem Büffonischen Werke zum Unterscheid Fourmiller (der kleine Ameisenfresser) genennt Es ist von der Schnautze bis an den Ursprung des Schwanzes nur sechs oder sieben Zoll lang Der Kopf ist zween Zoll lang, und die Schnautze nach diesem Verhältnisse weit weniger, als am Tamanoir oder Tamandua, verlängert; sein Schwanz beträgt sieben Zolle, und die Spitze desselben, worauf keine Haare sind, ist niederwärts gekrümmt; seine Zunge ist schmal, ein wenig platt und ziemlich lang; der Hals geht beynahe ganz ein; der Kopf hat gegen den Körper gehalten, eine ansehnliche Grösse, die Augen liegen niedrig und in einer geringen Entfernung von den Winkeln des Maules, die Ohren sind klein und in dem Haare verstekt, die Beine sind nur drey Zoll hoch, die Vorderfüsse haben nicht mehr, als zwo Klauen, von denen die äussere weit dicker und länger, als die inwendige ist, und die Hinterfüsse haben viere Das Haar auf dem Leibe ist ungefehr neun Linien lang, es ist weich anzufühlen, und von einer glänzenden Farbe, nemlich roth und mit einem lebhaften Gelb vermengt; die Füsse sind nicht zum Gehen, sondern zum Klettern und Anpacken gemacht. Dieses Thier steigt auch auf die Bäume, und hängt sich mit dem Ende seines Schwanzes an die Zweige an.

Diese drey Thiere (denn obgleich Seba von sechs Gattungen spricht, so liefert er nur von fünfen eine Beschreibung, und unter diesen hat er auch den Yſquiepatl oder das Stinkthier, woraus man sehen kan, wie wenig ihm zu trauen ist) bey denen die Grösse und die Verhältnisse des Körpers so ungemeine Verschiedenheiten machen, haben nichts destoweniger in der Bildung und den natürlichen Gewohnheiten vieles miteinander gemein. Sie nähren sich alle drey von Ameisen, und stecken auch ihre Zunge in Honig und in andere flüssige und klebrichte Sachen hinein; sie sammeln ziemlich hurtig Brodkrumen und kleine Stücke von gehaktem Fleisch auf, und man kan sie mit leichter Mühe zähmen und aufziehen, sie können eine geraume Zeit ohne Nahrung leben; sie schlucken nicht alle Feuchtigkeit hinunter, die sie im Trinken zu sich nehmen, sondern ein Theil davon fällt zurük und rinnet durch die Nasenlöcher; den Tag über schlafen sie gemeiniglich, und des Nachts verändern sie ihren Aufenthalt; sie gehen sehr schlecht, und ein Mensch kan sie an einem freyen Orte im Laufe leicht überholen Die Wilden essen ihr Fleisch, ob es gleich übel schmäkt.

Man sollte den Tamanoir von ferne für einen grossen Fuchs ansehen, und darum haben ihn auch einige Reisebeschreiber den amerikanischen Fuchs genannt. Er ist stark genug, sich gegen einen grossen Hund, und so gar wider den Jaguar zu wehren. Wenn er von ihm angegriffen wird, so tritt er den Kampf in aufgerichteter Stellung an, und vertheidigt sich, wie der Bär, mit seinen Vordertatzen, die mit ihren Klauen gefährliche Wunden machen; hierauf wirft er sich auf den Rücken, um die Füsse, wie die Tatzen zu gebrauchen, und in dieser Stellung ist er beynahe unüberwindlich; er kämpfet hartnäckig bis aufs äusserste, und läßt von seinem Feind, so gar wenn er ihn umgebracht hat, sehr

lange

lange hernach erst los; er thut mehr Widerstand im Kampfe, als ein anderes Thier, weil er ein grosses dichtes Haar und ein ungemein dickes Leder zur Bedekung, im Fleische wenig Gefühl und ein sehr hartes Leben hat.

Diese drey Thiere sind in den heissesten Erdstrichen von Amerika, nemlich in Brasilien, in Guiana, im Amazonenlande u. s. f. zu Hause. Man findet sie nicht in Canada, noch in andern kalten Ländern der neuen Welt, und man muß sie also nicht in der alten wieder finden wollen. Kolbe und Desmarchais haben zwar berichtet, daß es deren in Afrika gäbe, allein sie haben vermuthlich den Pangolin, oder die schuppichte Eidexe mit den Ameisenfressern vertauscht.

Der Pangolin und der Phatagin.

Man kennet diese Thiere insgemein unter dem Namen der schuppichten Eidexen. Allein diese Thiere gehören zu nichts weniger als den Eidexen, welche kriechende Eyerlegende Thiere sind, anstatt daß der Pangolin und Phatagin, wie man sie in dem Lande ihrer Heimath nennet, vierfüssige Thiere sind, und lebendige Junge gebähren.

Alle Eydexen sind über und über mit einer glatten und gefleckten Haut bedekt, auf welcher die Sprenkel Schuppen vorstellen. Der Pangolin aber und Phatagin haben keine Schuppen unter dem Halse, unter der Brust, noch unter dem Bauche. Der Phatagin ist, wie alle andere vierfüssige Thiere, an diesen untern Theilen des Leibes behaart, der Pangolin hat nur eine glatte Haut ohne Haare. Die Schuppen, die alle übrige Theile von dem Leibe dieser beyden Thiere überkleiden, kleben nicht ganz an der Haut, sie sind blos mit ihrem Untertheile in dieselbe eingeheftet, und hängen daran ungemein fest; sie sind beweglich, wie die Stacheln des Stachelschweins, und erheben sich oder legen sich nieder, wie es dem Thiere beliebt; sie fahren in die Höhe wenn es böse ist, und sträuben sich noch mehr, wenn es sich, wie der Igel in eine Kugel zusammen rollet. Diese Schuppen sind so dick, so hart und so spitzig, daß sie allen Raubthieren die Lust zum Angriffe benehmen, sie sind ein Panzer, der zugleich verlezt, und nach dem Maasse seines Widerstandes Wunden macht; selbst der Tiger, der Panther u. s. f. geben sich vergebliche Mühe, diese Thiere zu verschlingen, sie treten darauf, sie rollen sie fort, aber zu gleicher Zeit machen sie sich schmerzhafte Wunden, so bald sie dieselben ergreifen wollen, sie können ihnen weder mit Gewalt etwas anhaben noch sie zerquetschen, noch durch die Beschwehrung mit ihrem ganzen Gewichte ersticken. Der Fuchs, der sich fürchtet, den zusammen gerollten Igel mit dem Gebisse anzufassen, zwinget ihn doch, sich auszustrecken, indem er mit den Füssen auf ihn tritt, und ihn mit einer ganzen Schwehre drücket; so bald sich der Kopf sehen läßt, erhascht er denselben bey der Spitze der Schnauze, und bringt den Igel um; allein der Pangolin und Phatagin können allen Feinden Troz bieten.

Uebrigens nehmen diese Thiere, wenn sie sich zusammen schliessen, keine einförmige Kugelform an, ihr Leib wird ein runder Klumpen, aber ihr dicker und langer Schwanz bleibt auswendig, und dient dem Leibe zu einem Reif oder Bande. Dieser auswendige Theil, bey dem diese Thiere dem Anscheine nach gefaßt werden könnten, schüzt sich selber; er ist oben und unten mit scharfen Schuppen besezt, und da er nach oben rund erhaben, unten platt, und beynahe, wie eine halbe Pyramide gestaltet ist, so sind die winklichten Seiten mit Schuppen bedekt, die in Form eines Winkelmessers nach einem rechten Winkel umgebogen sind.

Der Pangolin ist gröſſer als der Phatagin, und gleichwol ist sein Schwanz weit kürzer; seine Vorderfüsse sind bis zu Ende aus mit Schuppen besezt, anstatt

ſtatt daß die Füſſe des Phatagins und ſo gar ein Theil ſeiner Vorderbeine ohne Schuppen und behaart ſind. Der Pangolin hat auch gröſſere, dickere, erhabenere und weniger eingekerbte Schuppen, als der Phatagin, deſſen Schuppen mit drey ſehr ſcharfen Spitzen bewehrt ſind, anſtatt daß des Pangolins ſeine keine Spitze und eine einförmige Schärfe haben. Der Phatagin hat an den untern Theilen Haare, und der Pangolin hat gar keine unter dem Leibe, allein zwiſchen den Schuppen, die ſeinen Rücken bedecken, ſchieſſen einige dicke und lange Haare, wie Schweinsborſten, hervor, die dem Phatagin fehlen, und dieſe Verſchiedenheiten ſind beſtändig.

Der Pangolin iſt, wenn er ſeinen völligen Wuchs erreicht hat, ſechs, ſieben bis acht Schuh lang, worunter die Länge des Schwantzes mit begriffen iſt. Der Schwantz welcher mit dem Körper beynahe gleich lang iſt, ſcheint, wenn das Thier jung iſt, eine geringere Länge zu haben; die Schuppen ſind gleichfalls nicht ſo groß, dünner und bläſſer von Farbe, werden dunkler, wenn das Thier erwachſen iſt, und ſo hart, daß ſie eine Muſketenkugel abhalten. Der Phatagin iſt weit kleiner; alle beyde haben einige Aehnlichkeiten mit dem Tamanoir und Tamandua, oder Tamandua-i wie er auch genennet wird. Sie leben, wie dieſe, bloß von Ameiſen; ſie haben eine ſehr lange Zunge, einen engen Rachen ohne ſichtbare Zähne, einen ungemein langen Leib, einen ebenfalls ſehr langen Schwantz und an den Füſſen Klauen, faſt von eben der Gröſſe und Bildung, aber von ungleicher Anzahl. Der Pangolin und Phatagin haben an jedem Fuſſe fünf Klauen. Der Pangolin und Phatagin finden ſich in Oſtindien und Afrika, wo ſie bey den Negern den Namen Quogelo haben. Dieſe eſſen ihr Fleiſch, welches ſie leckerhaft und geſund finden; die Schuppen gebrauchen ſie zu verſchiedenen kleinen Geräthſchaften. Uebrigens haben der Pangolin und Phatagin nichts Widriges an ſich, als ihre Bildung; ſie ſind ſanftmüthig, thun niemand Leid und verurſachen keinen Schaden; ihr Unterhalt beſtehet blos in Inſekten; ſie laufen langſam und können dem Menſchen nicht anders entwiſchen, als wenn ſie ſich in Felslöcher oder Gebäude verkriechen; die ſie unter der Erde graben und wo ſie ihre Jungen ablegen. Es ſind nicht ſehr zahlreiche Gattungen, und ſcheinen vorhanden zu ſeyn um den erſten Abfall von der Bildung der vierfüßigen Thiere zu der von den Kriechenden zu machen.

Es iſt übrigens kein Wunder daß man dieſen Thieren den Namen der ſchuppichten Eidexen beygeleget hat, daß ſie in ihrer Geſtalt ſo viele Aehnlichkeit mit der Eidexe, einen kleinen Kopf, einen kurzen und dicken Hals, einen langen Leib, kurze Beine, und einen ſehr langen Schwanz haben.

Die Schnautze bey dem Pangolin iſt länglicht, und hat eine dünne Spitze, die Naſe hat Aehnlichkeit mit einer Hundsnaſe, die Augen ſind ſehr klein, und die Gehörgänge befinden ſich in der Nachbarſchaft der Augen und haben keine Schnecke. Die Klauen an den Vorderfüſſen ſind gröſſer, als die an den Hinterfüſſen; die mittelſte iſt die längſte, die letzte an jeder Seite iſt kleiner, als die vor der letzten, und an den Vorderfüſſen iſt die Klaue, die ſich an der auswendigen Seite der Mittelzähe findet, gröſſer, als die Klaue an der inneren Seite. Bey dem Phatagin iſt die Klaue des Daums an den Hinterfüſſen und vornehmlich die an den Vorderfüſſen kleiner, und von der Klaue der erſten Zähe weiter, als bey dem Pangolin, entfernt.

Die Zunge iſt, nach dem Desmarchais, mit einer ſalbenartigen und zähen Feuchtigkeit benetzt, durch deren Geruch die Inſekten, wenn das Thier dieſelbe in ein Loch eines Ameiſenhaufens ſtecket, oder ſie platt auf die kleine Heerſtraſſe dieſer Thiere leget, angelocket werden, und alſobald herzu laufen ſollen. Auf dieſer Feuchtigkeit bleiben ſie alsdenn kleben, und wenn das Thier merkt, daß es eine gute Ladung hat, ſo ziehet es ſeine lange Zunge ein und thut ſich gütlich.

Die Tatus.

Die Tatus sind ein gantzes Geschlecht von Thieren, zu welchen man verschiedene Arten zählen kann, die verschieden, und eine von der andern abgesondert sind. Bey allen ist das Thier mit einer harten Schale belegt, die in ihren Bestandtheilen knochenartig ist. Diese harte Schale bedekt den Kopf, den Hals, den Rücken, die Weichen, das Kreuz und den Schwanz bis ans Ende hinaus, und hat selbst wieder eine dünne, glatte und durchsichtige Haut von aussen zur Ueberdecke, die einzigen Theile, über welche sich diese Schale nicht erstrekt, sind die Kehle, die Brust und der Bauch, die eine weisse und körnichte Haut, von Ansehen, wie die Haut einer gepflükten Henne, dem Auge darbieten. Betrachtet man diese Theile mit Aufmerksamkeit, so siehet man von Stelle zu Stelle Anfänge zu Schuppen, die eben solche Bestandtheile, wie die harte Schale des Rückens, enthalten. Die Haut dieser Thiere beginnet also so gar an den Stellen, wo sie am geschmeidigsten ist, knochenhaftig zu werden, allein die Verhärtung zum Knochen kommt nur da völlig zu Stande, wo die Haut am dicksten ist. Die Schale, womit alle obere Theile überlegt sind, besteht nicht aus einem Stücke, wie bey der Schildkröte. Sie ist auf dem Leibe in verschiedene Gürtel abgetheilt, die einer mit dem andern durch eben so viel Häute zusammen hängen, welche bey dieser Rüstung ein wenig Bewegung und Spielkraft zulassen. Die Anzahl dieser Gürtelstreifen hängt nicht von dem Alter des Thieres ab, sondern ist nach den verschiedenen Gattungen oder wenigstens Abarten, verschieden.

Der Pater von Abbeville hat die Status durch Beywörter unterschieden, und gibt eine zimmliche Anzeige von sechs Arten. Zu der ersten gehöret der **Tatu-uassu**, welcher der zu seyn scheinet, der in dem Büffonischen Werke **Kabassu** heißt; zur andern der **Tatuete**; zur dritten der **Tatu-peb**, welcher der **Tatupeba**, oder Cucuberbto des Markgrafs ist; zur vierten der **Tatu-apar**; zur fünften der **Tatu-ninchum**, der unten **Cirquinçon** genennet wird; zur sechsten der **Tatu-mini**, der kleinste von allen und eben derselbe vielleicht, der bey Herrn von Büffon den Namen **Cachikame** hat.

Bey allen diesen Arten, den Cirquinçon ausgenommen, hat das Thier zween beinerne Schilder, einen auf den Schultern, und den andern auf dem Kreutze. Diese beyden Schilder bestehen jeder aus einem einzigen Stücke, da hingegen der Pantzer, der den Leib bedekt, und gleichfalls von Knochen ist, der Queere nach eingeschnitten, und in mehr oder weniger Reyfe abgetheilt ist, die sich schieben lassen, und durch eine bewegliche Haut von einander abgesondert sind.

Der Apar, oder Tatu mit dreyen Reifen.

Dieser hat einen länglichen und beynahe pyramidenförmigen Kopf, eine spitze Schnautze, kleine Augen, kurze und runde Ohren, und der Oberkopf ist mit einer Schildhaube von einem einzigen Stücke bedeckt. An jedem Fusse sind fünf Zähen. An den Zähen der Vorderfüsse sind die beyden Klauen in der Mitte ungemein groß, die beyden zur Seite sind kleiner, die fünfte, welche die äusserste, und wie ein Hahnensporn gestaltet ist, ist noch kleiner als die andern. An den Hinterfüssen sind die fünf Klauen kürzer und von gleicher Länge. Der Schwanz ist sehr kurz, seine Länge beträgt nur zween Zoll, und er hat rund herum eine hornharte Schale. Der Leib ist einen Schuh lang, und acht Zoll ist seine gröste Breite. Der Panzer, der ihn bedeckt, hat vier Fugen oder Abtheilungen, und besteht aus drey beweglichen und queerliegenden Reifen, die

es dem Thiere verstatten, sich zu krümmen und in die Ründe zusammenzuziehen. Die Haut, welche die Fugen bildet, ist sehr geschmeidig Die Schilder, so die Schultern und das Kreutz bedecken, sind aus fünfeckichten Stücken zusammengesetzt, die sehr artig geordnet sind. Die drey beweglichen Reife zwischen diesen beyden Schildern bestehen aus viereckichten oder zugleich länglichten Stücken, und jedes Stück ist mit kleinen linsenförmigen Schuppen von gelblichtweisser Farbe besetzt. Wenn sich der Apar schlafen legt, oder wenn ihn jemand anrührt, so bringt er, nach dem Markgraf, seine vier Füsse gleichsam in einen einzigen Punkt zusammen, biegt seinen Kopf unten an Bauch, und nimmt eine so vollkommene Kugelgestalt an, daß man ihn alsdann vielmehr für eine Seemuschel, als für ein Landthier halten sollte. Dieses so feste Zusammenklemmen geschicht vermittelst zweener grossen Muskeln, die er an den Seiten des Leibes hat, und der stärkste Mensch hat Mühe, ihn voneinander zu zwingen und gerade zu machen. Man trift ihn in Amerika häufig an.

Der Eucubert, oder der Tatu mit sechs Reifen.

Dieser übertrift den Apar an Grösse. Der Obertheil seines Kopfes, seines Halses und des gantzen Leibes, die Beine und der Schwanz in ihrem gantzen Umfange, sind mit einer ungemein harten knöchernen Schale überleat, die aus verschiedenen zimlich grossen Stücken nach einer sehr artigen Ordnung zusammengesetzt ist. Er hat zween Schilder, das eine auf den Schultern und das andere auf dem Kreutz, beyde aus einem Stücke. Bloß über dem Schulterschilde hinaus findet sich in der Nachbarschaft des Kopfes ein beweglicher Reif zwischen zwoen Fugen, welcher macht, daß das Thier den Hals zu biegen im Stande ist. Der Schulterschild erhält seine Bildung von fünf parallelen Reyhen, die aus Stücken bestehen, welche eine fünf- oder sechseckigte Figur haben, und sich in eine Art von Ovale einschliessen. Der Panzer des Rückens wird in sechs nicht gar weit voneinander abliegende Reife abgetheilt, welche unter sich, und mit den Schilden durch sieben aus einer geschmeidigen und dicken Haut bestehende Fugen zusammen hangen Diese Reife sind aus zimmlich grossen viereckigten und länglich viereckigten Stücken zusammen gesetzt. Auf der Fugenhaut schiessen einige weißlichte Haare von eben der Art hervor, als unter der Kehle, der Brust und dem Bauche gleichfalls nur sparsam zu sehen sind. Alle diese unteren Theile haben nur eine Haut mit kleinen Tüpfelchen und keine Schaale von Knochen wie die obern Theile des Leibes, zur Bedeckung. Der Schild auf dem Kreutze hat einen Rand, von dem die Einlegung (Mosaique) eben wie an den beweglichen Reifen beschaffen ist, und besteht, was sein übriges betrift, aus Stücken, die sich von denen auf dem Schulterschilde wenig oder nichts unterscheiden Der hornharte Deckel des Kopfes ist lang, breit und bis an den beweglichen Reif des Halses von einem einzigen Stücke. Der Eucubert hat eine spitze Schnautze, kleine eingesunkene Augen, eine schmale und spitzige Zunge, kahle kurze Ohren ohne Haar und ohne eine schalichte Einfassung, und von eben der braunen Farbe, dergleichen die Gelenkhäute des Rückens haben. Er hat in jedem Kinnbacken achtzehn Zähne von mittlerer Grösse, an jedem Fusse fünf Zähen, mit zimmlich grossen am Ende gerundeten und mehr schmalen als breiten Nägeln, einen Kopf und Rüssel, ungefähr wie das Spanferkel, und einen Schwanz, der bey seinem Anfange dicke ist, aber immer bis an sein Ende abnimmt, wo er sehr dünne ist und rund zuläuft Die Farbe des Leibes ist ein röthlichtes Gelb Gemeiniglich ist das Thier dick und fett, und das Zeugungsglied ragt bey dem Männchen sehr hervor Es wühlet mit einer ungemeinen Leichtigkeit, sowohl mit seinem Rüssel, als seinen Klauen, die Erde auf, und macht sich einen Bau, worinnen es sich den Tag über aufhält, und woraus es nur des Abends hervorkommt, um seine Nahrung zu suchen. Es sauft oft, und lebt von Früchten, Wurzeln, Insekten und Vögeln, wenn es derselben habhaft werden kann.

Der

Der Tatuete oder der Tatu mit acht Reifen.

Der Tatuete, den Hernandes Aiotochtli und Clusius Tatu oder Armadillo heißt, ist bey weitem nicht so groß, als der Cucubert. Er hat einen kleinen Kopf, gerade und ein wenig länglichte Ohren, und dem Verhältnisse nach einen noch längern Schwanz und nicht so niedrige Beine, als der Cucubert. Er hat kleine schwarze Augen, vier Zähen an den Vorderfüssen, und fünfe an den hinteren. Der Kopf ist mit einer Schildhaube, die Schultern sind mit einem Schilde, das Kreuz ist mit einem andern Schilde, und der Leib mit einem Panzer von acht beweglichen Reifen bedekt, welche unter sich selber und mit den Schildern durch neun Fugen von geschmeidiger Haut zusamen hangen. Der Schwanz ist gleichfalls mit einer harten Schale bekleidet, welche aus acht beweglichen Reifen besteht, die durch neun Fugen von geschmeidiger Haut geschieden sind. Die Farbe des Panzers auf dem Rücken ist eisengrau; auf den Seiten und dem Schwanze ist sie weißgrau mit eisenfarbenen Flecken. Der Bauch ist mit einer weißlichten Haut bedekt, worauf sich kleine körnerartige Erhebungen und hier und da Haare finden. Das Thier dieser Art, welches Marggraf beschrieben hat, hatte einen Kopf von dreyen Zollen in der Länge; seine Ohren waren beynahe zween Zolle lang, seine Beine ungefehr drey Zolle hoch, seine beyden mittleren Zähen an den Vorderfüssen waren einen, und die Klauen einen halben Zoll lang. Der Leib von dem Halse bis an den Anfang des Schwanzes hatte sieben, und der Schwanz neun Zoll in der Länge. Die harte Schale der Schilder schien mit kleinen weissen erhabenen und breiten Tüpfelchen, als mit Linsen, überäet zu seyn. Die beweglichen Reife, welche den Panzer des Leibes bilden, sind mit dreyeckigten Figuren bezeichnet. Diese Hornhaut ist nicht hart. Die kleinste Kugel ist hinreichend, um sie durchzuschiessen, und das Thier zu tödten, dessen Fleisch ungemein weiß und sehr gut zu essen ist.

Der Cachicame oder der Tatu mit neun Reifen.

Der Cachicame hat einen kleinen langen und schmalen Kopf, eine ungemein verlängerte, sehr dünne und in eine Art von Rüssel ausgehende Schnautze, ein grosses Maul, kleine und an den Seiten des Kopfes liegende Augen, lange und wenig von einander abstehende Ohren, einen Schwanz in Form eines sehr langen und spitzigen Kegels, kurze Beine und kleine Füsse. An den Hinterfüssen finden sich fünf Zähen, und an den vordern viere; die mittleren Zähen sind an den lezten weit länger, als die andern; die nach aussen liegende mittlere Zähe ist länger, als die nach der inwendigen Seite; die dritte Zähe an den Hinterfüssen ist die längste, die vierte ist etwas kürzer, als die zweite; die erste und die fünfte sind die allerkürzesten, und liegen eine gegen der andern über. Die Klauen sind lang, gelblicht, schmal, beynahe platt, und ein wenig gekrümmt.

Die grösten Stücke der knöchernen Decke liegen auf der Schulter und dem Kreutze. Der Schild auf den Schultern erstrekt sich vorwärts bis an den Kopf, hinterwärts bis an den Rücken, und zu beyden Seiten bis an den Ellenbogen herunter. Er ist aus kleinen aneinander haftenden und in siebenzehn Reihen liegenden Stücken zusamen gesezt. Diese Reihen sind in einigem Abstande oberhalb den untern Rändern des Schildes deutlich abgetheilet, auf den untern Rändern aber und mitten auf dem Schilde laufen einige zusamen, so daß man ihrer daselbst nur ungefehr vierzehn zählet. Alle Reihen laufen krumm, wie ein Zirkelbogen, und haben einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Ihre hohle Seite ist nach vorn gekehrt, so daß die erste Reihe, die die kürzeste ist den Hals umschliesset. Der Schild des Kreutzes geht von dem Rücken bis an den Anfang des Schwanzes, und an jeder Seite bis an das Knie herunter. Er besteht aus ungefehr vier und zwanzig Gliedern von kleinen Stücken, welche sich wie jene krümmen, und deren das lezte den Schwanz bey seinem Ursprung umschließt. In jedem Gliede sowohl des Schulter- als des Kreuzschildes, haben die kleinen Stücke eine sehr regelmäßige Figur eines Sechseckes, und schliessen genau eine an die andere. Man unterscheidet sie bloß

an den Fugen, die zwischen ihnen sind, und diese nimmt man nicht einmal wahr, als auf der inwendigen Fläche der Schale; denn auswärts scheint sie aus Knorren von verschiedener Grösse zu bestehen, von denen die grössesten in Reihen geordnet sind, die die Glieder der kleinen Stücke, wovon die Schale zusamen gesezt ist, dem Auge kenntlich machen. Diese grossen Knorren liegen einer von dem andern ein wenig entfernt. Der Zwischenraum, welcher übrig bleibt, ist mit andern kleinen Erhebungen ausgefüllt, deren Figur irregulär ist.

Die lezte Gliederreihe von den Stücken des Schulterschildes, und die erste von dem Kreuzschilde bestehen aus länglicht viereckigen und zwar grösseren Stücken, als in den andern Gliedern gefunden werden. Auf jedem dieser Stücke ist an der äusseren Seite ein länglichter Triangel eingedrükt. Zwischen der lezten Reihe des Schulterschildes und der ersten von dem Kreuzschilde finden sich neun andere Reihen von eben solchen Stücken mit dreyeckigten Eindrücken und mit zehn queerlaufenden Fugen, die durch eine geschmeidige Haut gemacht werden. Jede dieser neun Reihen gehöret einem von den übrigen abgesonderten Theile an dem beinernen Panzer des Thieres, so daß die Schale auf dem Rücken in neun Queerstreife abgetheilet ist, die bis unten an den Seiten des Leibes niedergehen. Allein die Reihe von dreyeckigten Eindrücken, welche von aussen an dem Leibe des Thieres auf jedem knöchernen Reife sichtbar sind, und mit ihren Spitzen und Grundlinien an die Fugenhäute stossen, macht nicht die ganze Breite des Reifes aus. Dieser geht nach vorn unter der Fugenhaut fort, und bis unter den Reif hinunter, der vor ihm liegt. Diese Einrichtung macht es dem Thiere leicht, seine Schale auszudehnen und einzuziehen, den Rükgrad zu krümmen und wieder gerade zu machen.

Die Schildhaube des Kopfes gehet von den Ohren bis an die Spitze der Schnautze, und senkt sich zu beyden Seiten bis an die Augenwinkel herunter Sie hat in der Gegend des obern Augenliedes einen Ausschnitt, und bestehet aus Stücken von einer irregulären Figur. Einige beinerne Stükchen, die denen auf der Schale ähnlich sehen, finden sich zwischen den Winkeln des Mundes und den Augen, unter den Augen und an den Seiten des Halses. Die auswendige Seite der Ohren, der Untertheil der Beine, und die Füsse sind gleichfalls mit dergleichen beinernen Stükchen belegt; jedoch sind die auf den Ohren sehr klein.

Der Schwanz ist von Anfang bis zu Ende mit einer knöchernen Schale umkleidet, welche aus kleinen Stücken bestehet, die in Ringe abgetheilt, oder so geordnet sind, daß sie mit ihren Reihen, man mag sie ansehen, von welcher Seite man will, römische Fünfen vorstellen. Von dem Anfange des Schwanzes bis ungefehr zu der Mitte seiner Länge finden sich zwölf Ringe, die deutlich ins Auge fallen, die ein wenig einer über dem andern liegen. Das übrige vom Schwanze ist mit kleinen Stücken, wie Schuppen, besezt, die bey den verschiedenen Bewegungen des Schwanzes ein wenig über einander fortglitschen. Seine harte Schale bildet drey Kanälchen, die längst der untern Seite fortlaufen, und nur gegen den Anfang des Schwanzes verschwinden.

Die auswendige Seite aller kleinen Stücke von dem beinernen Panzer des Cachicame ist mit einem harten, glänzenden und gelblichten Häutchen überzogen. Dieses Häutchen ist durchsichtig und scheinet mit der Schale der Schildkröte von gleicher Beschaffenheit zu seyn.

Die Theile des Cachicame, die auf die bey andern vierfüßigen Thieren gewöhnliche Art bekleidet sind, haben auch Haare oder gelblichte Borsten, die nur hin und wieder, und zwar in kleinen Zöpfchen stehen. Eben dergleichen Borsten finden sich in den Näthen der kleineren Stücke des knöchernen Panzers, und vornehmlich in den Fugen zwischen den Reifen des Rückens. Ausser dem Reif, den der Cachicame mehr als der Tatuete hat, gleichen sich diese Thiere so vollkommen, daß Herr von Büffon vermuthet, der Tatuete möchte vielleicht gar das Männchen von dem Cachicame seyn, dem die grössere Anzahl Reife nur das Trächtiggehen und Gebähren zu erleichtern gegeben wäre.

Der Kabassu oder der Tatu mit zwölf Reifen.

Der Kabasu scheinet der gröste von allen Tatus zu seyn. Er hat einen dickeren und breiteren Kopf und keine länglicht dünne Schnautze, wie die andern; er hat dickere Beine, plumpere Füsse, einen Schwanz ohne eine schalichte Bedeckung, welches ihn von allen Tatus unterscheidet, er hat endlich fünf Zähen an jedem Fusse, und zwölf bewegliche Reife, die nur wenig, einer auf dem andern, überliegen. Der Schulterschild bestehet nur aus vier oder fünf Gliederreihen, deren jede aus zimlich grossen viereckigten Stücken zusamen gesezt ist. Die beweglichen Reife werden gleichfalls aus grossen, aber fast völlig quadratförmigen Stücken gebildet. Diejenigen Stücke, welche die Reihen auf dem Kreuzschilde machen, sind denen auf dem Schulterschilde beynahe gleich. Die Schildhaube des Kopfes ist aus zimlich grossen, aber irregulären Stücken zusamen gesezt. Zwischen den Fugen der beweglichen Reife und der andern Theile der Rüstung sprieſſen einige Haare hervor, die wie Schweinsborsten anzusehen sind. Auch finden sich auf der Brust, auf dem Bauche, auf den Beinen und dem Schwanze Anfänge von Schuppen, die rund, hart und wie das Uebrige des Harnisches, glatt sind, und um diese kleine Schuppen her nimmt man kleine Zöpfe von Haaren wahr.

Der Cirquincon oder der Tatu mit 18 Reifen.

Dieser Tatu hat nur einen und zwar den Schulterschild. Man hat ihm den Namen Tatuwiesel gegeben, weil sein Kopf fast eben wie der Kopf einer Wiesel gestaltet ist. Die Länge des Leibes von dem Thier, das Grew beschrieben hat betrug zehn Zoll, des Kopfes drey, des Schwanzes fünfe und die Höhe der Beine zween bis drey Zoll. Der Vorkopf war breit und platt, die Augen waren klein, die Ohren einen Zoll lang; an allen Füssen waren fünf Zähen, und grosse Klauen eines Zolles lang an den drey mittleren, und kürzere an den beyden übrigen. Die Verpanzerung des Kopfes und der Beine bestand aus runden Schuppen, deren Durchschnitt ungefehr einen Viertels-Zoll betrug; die Rüstung des Halses aus einem einzigen Stücke, und das aus kleinen quadratförmigen Schuppen zusamen gesezt war; der Schulterschild gleichfalls aus einem einzigen Stücke, und dieses wieder aus verschiedenen Gliederreihen von eben solchen quadratähnlichen Schüppchen. Diese Glieder des Schildes liegen in einer undurchbrochenen Fläche, und werden durch keine Faltenhaut von einander abgesondert, sondern sind mit einander zusamen gewachsen. Der übrige ganze Leib, von dem Schulterschilde bis an den Schwanz, ist mit beweglichen und durch eine geschmeidige Haut von einander getrennten Reifen überlegt. Dieser Reife sind achtzehn; die ersten, den Schultern zur Seite, sind die breitesten, und bestehen aus kleinen quadratförmigen und länglicht viereckigen Stücken. Die hinteren Reifen entstehen aus runden und viereckigen Stücken, und das Ende des Harnisches bey dem Schwanze hat die Gestalt einer Parabel. Die vordere Hälfte des Schwanzes wird von sechs Ringen eingefaßt, wovon die Stücke aus kleinen Quadraten bestehen; die andere Hälfte bis ans Ende ist mit irregulären Schuppen bedekt. Der Bauch, die Brust und die Ohren sind, wie bey den andern Gattungen ohne Haare. Diesem Tatu scheinet es am leichtesten zu seyn, sich zusamen zu ziehen und in eine Kugelform zu schliessen, wegen der grossen Menge seiner beweglichen Ringe, die sich bis an den Schwanz erstrecken.

Mit diesem Cirquinçon ist vermuthlich des Herrn de la Condamine Quinquinchon einerley, von welchem er folgendes berichtet. Man versichert, er lege sich, wenn es regnet auf den Rücken, um den Regen aufzufangen, und bringe wohl einen ganzen Tag in dieser Stellung zu, indem er warte bis ein erhizter Damhirsch komme, um das Wasser zu saufen, damit seine Schale angefüllet ist. So bald ein solcher Hirsch die Schnautze hinein gestekt, so findet er sich dermassen gefangen, daß er nicht weiter athmen könne, und folglich ohne Rettung ersticken müsse, worauf er dem listigen Quinquinchon zur Beute und Nahrung diene.

Alle Tatus gehören in Amerika zu Hause. Sie waren vor Entdeckung der

Welt unbekannt, und die neueren Reisebeschreiber reden von ihnen, als von Thieren, die in Mexiko, in Brasilien, in Guiane und in andern Ländern daselbst, ihr Vaterland haben, und denselben eigen sind. Einige haben zwar die schuppichten Eidexen in Ostindien mit den Amerikanischen Armadillen verwechselt, und andere sind auf die Gedanken verfallen, diese Thiere fänden sich auf den westlichen Küsten von Afrika, weil man bisweilen einige aus Brasilien nach Guinea übergeführt hat. Man darf sich aber durch den Irrthum derer nicht irre machen lassen, die denen nachschreiben, welche sich selbst betrogen haben.

Schwehrer hält es, von jeder Gattung in Rucksicht auf die anderen, das Verhältniß der Grösse, als den Himmelsstrich, unter welchem diese Thiere leben, zu bestimmen. So viel scheinet übrigens gewiß zu seyn, daß der Kabassu und der Eucubert die beyden größten Arten, der Apar hingegen, der Tatuete, der Cachicame und der Cirquinçon kleine Gattungen sind. Bey den grossen Arten ist die harte Schale weit fester und härter, als bey den kleinen. Die Stücke, aus denen sie zusamen gesezt ist, sind grösser und ihre Anzahl ist geringer; die beweglichen Reife liegen nicht so weit, einer vor dem andern voraus, und das Fleisch ist härter, welches auch von der Haut gilt, und von geringerer Güte. Piso sagt, daß das Fleisch des Eucuberts nicht eßbar seye; Nieremberg versichert, daß der Genuß desselben der Gesundheit Gefahr bringe, und Barrere meldet, daß der Kabassu einen strengen Biesamgeruch an sich habe. Das Fleisch von dem Apar und besonders von dem Tatuete ist nach dem Berichte aller Verfasser eben so weiß und so gut zu essen, als das Fleisch des Spanferkels. Sie berichten gleichfalls, daß die Tatus von der kleinen Art sich an feuchten Erdstellen aufhalten, und in den Ebenen wohnen, dagegen die grösseren blos in erhabenern und trockenern Gegenden angetroffen werden.

Diese Thiere besitzen insgesamt mehr oder weniger Leichtigkeit sich zusamen zu schliessen, und ihrem Leibe eine runde Gestalt zu geben. Wenn sie auf solche Art gekrümmt sind, so kommen die von dem Panzer unbedekten Stellen bey denen weit mehr zum Vorschein, deren Harnisch nur aus wenigen Reifen besteht. Kein Tatu vermag eine so völlige Kugelgestalt anzunehmen, als der Igel, sondern bekommt vielmehr die Gestalt einer Kugel mit sehr platten Polen.

Ueberhaupt sind die Tatus unschuldige Thiere, die keinen Schaden anrichten, wo man sie anders nicht in die Gärten kommen läßt, wo sie die Melonen, die Pataten und andere Hülsen- und Wurzelfrüchte verzehren. Ohngeachtet sie aus den heissen Gegenden von Amerika abstammen, so können sie doch in Erdstrichen von gemäßigter Witterung leben. Ihr Gang ist munter, allein sie können, so zu reden, weder springen noch laufen, noch auf die Bäume klettern, und daher durch die Flucht selten entkommen. Ihre einzigen Rettungsmittel sind diese, daß sie sich in ihrem Gebäude verbergen, oder wenn sie zu weit davon entfernet sind eines zu machen suchen. Sie brauchen hiezu nur einige Augenblicke; denn kein Maulwurf durchwühlet die Erde geschwinder, als ein Tatu. Bisweilen erhascht man sie bey dem Schwanze, ehe sie sich völlig eingegraben haben, und alsdenn sträuben sie sich so sehr, daß man ihnen den Schwanz abreißt, ohne den Körper heraus zu bringen. Um sie nicht zu verstümmeln, muß man das Gebäude von vorne her aufgraben. So bald man sie hat, schliessen sie sich zusamen, und um sie zu nöthigen, daß sie sich ausstrecken, legt man sie ans Feuer. Ihre Schale, ohngeachtet sie hart und unbiegsam ist, ist gleichwohl so empfindlich, daß, wenn man dieselbe etwas unsanfte mit dem Finger berühret, das Thier den Druck davon so lebhaft empfindet, daß es sich gänzlich zusamen zieht. Wenn sie in tiefen Gebäuden sind, so zwingt man sie dadurch hervorzukommen, daß man entweder Rauch hinein bringen, oder Wasser darein laufen läßt. Man will behaupten, sie blieben länger als den dritten Theil des Jahres in ihren Gebäuden, ohne sich heraus zu begeben. Es ist wohl gewisser, daß sie sich den Tag über dahin verkriechen, und nur des Nachts hervorkommen, um ihre Nahrung zu suchen. Man jaget den Tatu mit kleinen Hunden, die ihn in kurzer Zeit einholen; er wartet aber nicht so lange, bis sie ganz nahe bey ihm sind, um stille zu stehen und sich zusamen zu rollen. In diesem Zustande nimmt man ihn auf und trägt ihn fort. Wenn er sich am Rande einer steilen Höhe befindet, so schließt er sich zusamen, bringt sich zum Fallen, und rollt wie eine Kugel, ohne weder seine Schuppen zu zerbrechen, noch das geringste Ungemach davon zu erleiden, hinab.

Die,

Diese Thiere sind feist, wohlgemästet und sehr fruchtbar. Das Männchen gibt durch die auswendigen Geschlechtstheile ein grosses Vermögen sich fortzupflanzen, zu erkennen; das Weibchen wirft, wie man sagt, alle Monate vier Junge, und ihre Gattung ist sehr zahlreich. Man fängt sie ohne viel Mühe in Schlingen, die man, wo Wasser sind, an dem Ufer, wie auch an andern feuchten und warmen Oertern aufstellet, wo sie sich am liebsten aufhalten. Sie entfernen sich niemals weit von ihren Löchern, welche sehr tief sind Man will sagen, daß sie sich für dem Bisse der Klapperschlange nicht fürchten, ungeachtet derselbe eben so gefährlich, als der Biß der Natter ist; sie sollen mit ihnen im Friede leben, und man soll oft dergleichen Schlangen in ihren Löchern finden. Die Wilden bemahlen die Schalen von den Tatus mit verschiedenen Farben, und machen Körbchen, Schachteln und andere kleine feste und leichte Gefässe daraus Monard, Ximenes u. a. haben verschiedenen Theilen dieser Thiere bewundrungswürdige Heilkräfte zugeschrieben. Die Schale zu Pulver gestossen und in geringer Maasse genommen, soll Schweiß treiben; der Hüftknoche, ebenfalls gepulvert, die Venusseuche heilen; das erste Knöchelchen des Schwanzes, auf das Ohr gelegt, den Tauben das Gehör verschaffen u. s. w Allein alle diese ausserordentliche Kräfte haben vermuthlich blos die Einbildung zur Mutter.

Die Fledermäuse.

Da wir den Leser bereits mit einigen vierfüßigen Thieren unterhalten haben, die sich so sehr von allen übrigen unterscheiden, daß sie geschaffen zu seyn scheinen, die Schattirungen zwischen diesem und andern Thiergeschlechten auszumachen, und einen Raum auszufüllen, damit ja in der ganzen Schöpfung alles an einander gränze, und nirgends ein Sprung zu finden seye, so wird es jetzo nicht zu frühe geschehen, wenn wir auf die Fledermäuse kommen

Die Fledermäuse sind wahre vierfüßige Thiere, und haben mit den Vögeln, ausser dem Fluge, nichts gemein. Da aber die Handlung des Fliegens eine grosse Kraft in dem obern Theile des Körpers, und den vordern Gliedern voraus sezt, so haben sie viel stärkere und mehr fleischichte Brustmuskeln, als irgend ein vierfüßiges Thier, und man kann sagen, daß sie darinn noch den Vögeln gleichen. Die Lungen, das Herz, die Geschlechttheile und die übrigen Eingeweide sind denen in den vierfüßigen Thieren ähnlich, die Ruthe ausgenommen, welche hängend und abgesondert ist, welches sich sonst nur bey dem Menschen findet. Sie bringen ihre Jungen lebend zur Welt, und haben auch Zähen und Zitzen, wie die vierfüßigen Thiere. Man versichert, daß sie nur zwey Junge werfen, welche sie säugen und im Fliegen mit sich forttragen. Sie begatten sich und hecken im Sommer, den Winter bringen sie in einer Erstarrung zu. Einige bedecken sich alsdenn mit ihren Flügeln, als mit einem Mantel, hängen sich mit den Hinterfüssen an den Boden ihrer unterirdischen Höhle, und bleiben so hängend; andere heften sich an die Wände, oder verbergen sich in Löchern. Sie sind allemal in zimlich grosser Anzahl beysamen, um sich gegen die Kälte zu bergen. Im Frühlinge erwachen sie, und verbergen sich wieder gegen das Ende des Herbstes. Sie halten besser gegen den Hunger, als gegen die Kälte aus, und können viele Tage ohne Nahrung zubringen, ob sie gleich noch zu den fleischfressenden Thieren gehören. Denn wenn sie in eine Küche kommen können, hängen sie sich an die Speckseiten, und fressen auch rohes oder gekochtes, frisches oder faulendes Fleisch.

Alle Fledermäuse suchen sich zu verstecken, fliehen das Licht, und wohnen nur in finstern Orten, aus denen sie blos des Nachts hervor kommen, und bey Anbruche des Tages sich wieder da hinein verstecken, und sich an den Mauern anhängen. Ihre Bewegung in der Luft ist

nicht sowohl ein Flug, als eine Art von ungewisser Schwingung, welche sie nur mit Mühe, und als verstünden sie es nicht recht, verrichten. Sie erheben sich mit Mühe von der Erde, und fliegen niemals sehr hoch. Sie stürzen nieder, halten an im Fluge, und richten ihren Flug, als wenn sie nicht dazu gebauet wären. Ihr Flug ist weder schnell noch gerade, und wird nur mit plötzlichen Schwingungen in schräger und verdrehter Richtung vollführt. Doch können sie im Vorbeyfliegen Mücken, Fliegen, und besonders Schmetterlinge die bey Nacht fliegen, erhaschen, und sie verschlingen dieselben fast in einem Stücke.

Die Vorderfüsse an der Fledermaus sind weder Füsse noch Flügel, wiewohl sie sich ihrer zum Fliegen bedient, und sich auch damit zum Fortkriechen helfen kann. Es sind in der That nur ungestalte Extremitäten, deren Knochen ungeheuer lang gedehnt, und durch eine Haut vereinigt sind, die weder mit Federn, noch mit Haaren, wie der übrige Leib, bedecket ist. Sie sind eine Art von Floßfedern, oder geflügelte Pfoten, an denen man nichts mehr als eine Klaue eines kurzen Daumes siehet, von welchen die übrigen Zähen nicht anders, als zugleich wirken können, und keine eigene Bewegung, keine absonderliche Verrichtung haben. Sie sind eine Art Hände, die zehnmal länger als die Füsse, und überhaupt viermal länger als der Körper des Thieres sind. Diese Haut bedekt die Arme, bildet die Flügel oder Hände des Thieres, vereint sich mit der Haut des Körpers, und umwickelt auch dessen Beine und selbst den Schwanz, welcher durch diese sonderbare Verbindung zu einem seiner Zähen wird.

Herr Daubenton hat zu den zween Arten, die man gekannt hat, noch fünfe gefunden, die unter seinem Himmelsstriche gewöhnlich sind, und wir wollen sie nun der Reihe nach hersetzen, ehe wir zu den ausländischen Fledermäusen kommen. Die erste ist

Die eigentliche Fledermaus.

Diese hat eine dicke und länglichte Schnautze, eine breite Nase, und kleine Augen. Der untere Theil des innern und äusseren Randes von der Ohrmuschel bildet sich auf jeder Seite in ein Läppchen, und zwischen diesen beyden ist ein anderes Ohrläppchen, welches vor der Oefnung des äussern Gehörganges seinen Ort hat. Es hat wenig Breite, aber seine Länge ist fast der Hälfte des Ohrgehäuses gleich. Die fünf Zähen der Hinterfüsse sind fast alle gleich lang.

Die obere Seite des Kopfes, des Halses, die Schultern, der Rücken, das Kreuz und die Lenden sind von blasser aschgrauer und in ein leichtes Gelb gehender Farbe. Wenn man die Haare aus einander treibt, so siehet man eine schwärzlichte Farbe, welche von der Wurzel derselben aufwärts geht. Die Kehle, der Hals unten, die Achseln, die Brust, der Bauch und die ganze untere Seite des Leibes ist weiß mit leichten gelblichten Strichen untermischt. Die Lippen und der untere Kinnbacken sind tiefroth. Die Farbe der Nase und der Ohren ist von einer grauen Farbe, die in ein sehr helles Braunes fällt. Die Haut der Flügel und des Schwanzes, die Beine und die Füsse scheinen zum Theile auch ähnlicher Farbe, zum Theile schwärzlicht durch. Die Haare sind ungefehr drey Linien lang. Der Schwanz stekt bis zum Ende in der Haut.

2) Die großohrichte Fledermaus.

Die Ohren dieses Thiers sind übermässig groß. Ihre Länge ist der von dem ganzen Körper, von dem Untertheile bis zum Hintern gleich. Sie sind auch sehr breit, denn ihre Breite macht zwey Drittheile ihrer Länge aus. Diese Ohren sind dünne, fast durchsichtig und fast eyrund. Sie bilden in einigem Abstande von ihrem vordern Rande eine der Länge nach gehende Falte, die vorne ausspringt. Längst dieser Falte sind einige Haare. Am innern Rande ist ein Fleischläppchen, in einigem Abstande vom Kopfe. Die beyden Ohren stossen an dem untern Theile

ihres

ihres Randes zusamen, und vereingen sich mit einander durch eine Haut, welche eine Linie hoch über den Kopf hervorsteht. Sie hat auch einen Ohrlappen vor dem Gehörgange, der wie ein zweytes Ohr seiner Grösse wegen, anzusehen ist Er ist lang, schmal und am Ende zugespizt. Das Ohr hat eine sehr merkliche Bewegung Es schlägt sich nach aussen zurück, und zieht sich herunter, so, daß sein Ende sich der Schulter nähert, und in dieser Lage beyde Ohren beynahe die Figur von zweyen Widder-Hörnern annehmen. Man sieht in ihrem Gewebe queergehende Fasern, welche von einander einigen Abstand haben. Die Augen sind klein, rund und liegen vor den Ohren Die Schnautze ist lang spitzig und zwischen den Augen behaart.

Die Flügel sind wenig lang und von brauner oder schwärzlichter Farbe. Die Haut des Schwanzes scheint im Verhältnisse grösser als die Flügel, und hat eben dieselbe Farbe. Oben auf dem Leibe ist ein jedes Haar an dem grösten Theil seiner Länge von der Wurzel auf schwärzlicht, denn röthlicht und an der Spitze braun, unten aber ist die Farbe schwärzlicht und grau gemischt.

3) Die nächtliche Fledermaus (Noctule.)

Diese ist wenigstens eben so groß, als die eigentliche Fledermaus, aber sie hat kürzere Beine, eine nicht so zugespizte Nase, und eine weniger erhabene Stirne. Die Ohren sind ungleich weniger lang, wiewohl beynahe eben so breit, und ihre Enden sind abgerundet. Sie haben auf dem untern Theile des inneren Randes nahe bey dem Auge ein abgerundetes Läppchen, und auf dem untern Theile des äusseren Randes nahe an dem Winkel des Maules ein anderes Läppchen von sehr unordentlicher Figur. Vor der Oefnung des Gehörganges ist noch aussen ein sehr kurzer und abgerundeter Ohrlappe. Die Augen sind sehr klein, und liegen unter den vordern Winkeln der Ohren. Das Haar ist von einer tiefrothen ins Braune fallenden Farbe. Die Spitze der Schnautze, die Flügel, die Haut des Schwanzes und die Füsse sind schwärzlicht.

4) Der Sputling (Serotine.)

Diese ist beynahe von eben der Farbe, die das Hufeisen hat. Sie hat eine ablange Schnautze, kurze und breite Ohren, deren äusserer Rand einen Einschnitt unter dem Ende hat, welches abgerundet ist. Vor dem Gehörgange befindet sich ein sehr kurzer Ohrlappen. Das Haar der obern Fläche des Körpers ist braun und tiefroth gemischt. Die untere Fläche hat noch blassere Farben, welche nichts mehr als gelblicht und sehr helle aschfarb sind. Die Haut der Flügel und des Schwanzes ist schwärzlicht.

5) Die Pipistrelle.

Diese ist sehr klein, der Kopf hat gegen den übrigen Leib ein geschiktes Verhältniß, und die Ohren sind zwar groß, doch nicht übermäßig. Die Nase ist klein, aber die Oberlippe bildet sich in einer Erhebung auf beyden Seiten des Kinnbackens Die Augen sind rund, sehr klein und zwischen der Erhebung der Lippe und dem Ohre versenkt Die Stirne ist mit zimlich langen Haaren, die den Kopf sehr groß machen, bedekt. Die Ohren sind breit, am Ende rund und an der äussern Seite eingekerbt, die innere bilden sich in einen vorspringenden Winkel. In der Vorderhöhle der Ohren ist ein sehr sichtlicher Ohrlappen, welcher vor der Oefnung des äussern Gehörganges ligt

Das Haar oben auf dem Kopfe und dem Leibe ist braun, etwas ins Gelbe fallend; das unten am Leibe hat mehr Gelblichtes, und weniger Braun. Die Nase, die Lippen, die Ohren, die Beine, der Schwanz, und die Haut der Beine und des Schwanzes sind schwärzlicht.

6) Die Barbastelle.

Diese hat lange und breite Ohren, die an dem untern Theile ihres innern Randes zusamen stossen, so, daß man bey dem Anblicke des Thieres von vorne weder Stirne noch Kopf sieht. Die Schnautze ist sehr klein und wird unter den inwendigen Rändern der Ohren wahrgenommen. Die Nase bildet einen platten Höker und ligt unmittelbar über dem Munde; die Oefnungen der Nasenlöcher zeigen sich hinter dem obern Rande dieses Hökers. Das Stirnblatt ist eingedrükt und von den Nasenlöchern bis an die Ohren vom Haare entblößt, die Farbe an dieser Stelle ist braunschwärzlicht. An beyden Seiten finden sich zwo kleine Furchen, die bis an jede Oefnung der Nasenlöcher fortgehen. Die Backen sind dick und hervorgeworfen, und scheinen bey dem ersten Anblicke Knebelbärten ähnlich, die über die Lefzen herausgehen. Die Augen sind sehr klein und rund, und haben ihre Lage vor den Ohrgehäusen. Jedes Gehäuse ist doppelt, in dem sich in der Mitte von der Muschel, zwischen dem Auge und der Oefnung des äusseren Gehörganges ein Ohrläppchen befindet, welches ungefehr halb so hoch, als die Muschel selbst ist.

Das Haar der Barbastelle hat über den ganzen Leib eine braunschwärzlichte Farbe, ausgenommen an dem Unterhalse, auf der Brust und auf dem Bauche, wo es grau und braun gemischt ist. Auf dem Rücken sind die längsten Haare, deren Maas bis auf fünf Linien beträgt. Der Schwanz ragt nur sehr wenig über der Haut hervor, die ihn einhüllet.

7) Das Hufeisen (Le Fer - à - cheval.)

Dieses Thier scheinet auf der Schnautze den Eindruck eines Hufeisens zu tragen. Man findet deren grössere und kleinere. Der aufgeworfene Rand der Hufeisenförmigen Haut liegt über der Oberlefze. Jeder Seitentheil verlängert sich längst den Nasenlöchern, die sich hinter dem hohlen Rande befinden Das Nasenschloß geht an jeder Seite über die Oefnungen derselbigen hinaus, so, daß es von oben eine runde und hohle Fläche hat Auf dem hinteren Ende dieser Fläche erhebt sich ein schmales und am Ende spitziges Blättchen, und hinter diesem findet sich ein anderes beynahe viereckigtes, das mit dem schmalen Blättchen zusamen schließt, und längst dem Stirnblatte senkrecht liegt Aus dem Untertheile dieses zweyten Blättchens geht eine andere dreyeckigte Haut hervor, die sich schräg nach hinten erstrekt.

Die Augen sind sehr klein und tief im Kopfe vergraben Jedes hat seine Stelle zwischen dem Ohre und dem dreyeckigten Blättchen Die Ohren sind groß, am Untertheile breit, und laufen in eine Spitze aus, die ein wenig nach aussen gekrümmet ist. Der inwendige Rand des Ohres ist ausgebogen, der äussere unter der Spitze hohl und an dem Untertheile des Ohres aufgeworfen. Nach vorne bildet derselbe einen grossen Lappen, allein ein Ohrläppchen ist nicht verhanden.

Das Haar ist sehr weich. Die Unterfläche des Leibes schmutzigweiß, und die Oberfläche hat eben dieselbe Farbe mit aschfärbigt braunen Sprenkeln. Die Ohren und die Haut der Flügel und des Schwanzes hat eine schwärzlichte Farbe.

Diese Thiere bleiben den Tag über mit den Hinterfüssen angehängt und in ihre Flügel eingehüllt.

Die grösseren haben beynahe dieselbige Grösse, wie die eigentliche und nächtliche Fledermaus, und sind übrigens von den kleinern nur in einigen Farbenschattirungen und durch eine vollkommenere Entwickelung einiger Theile an den Häuten auf der Nase, auf dem Stirnblatte und vor der Stirne unterschieden, welches vielleicht daher rühret, daß dieses die älteren Thiere dieser Art sind.

Die Beine der Fledermäuse scheinen von den Beinen anderer vierfüßigen Thiere sehr verschieden. Der Ellenbogen findet sich nahe am Knie Der Vorderarm ist sehr lang und geht schräge von oben nach unten, und von hinten nach vornen, bis zur Nase des Thieres.

Was

Was bey andern Thieren die Handwurzel ist, lehnt sich auf den Boden, und man sieht in den Vorderfüssen nicht mehr als einen Zähen, welcher der Daum ist, und nach hinten geht. Das Knie ist eben so hoch, als das Kreutz des Rückens. Das Bein hat eine von oben nach unten gerade herab gehende Lage, und die fünf Zähen des Hinterfusses liegen nach hinten hinaus, und sind alle von gleicher Grösse. Der Arm ligt hinter dem Vorderarme verborgen, und die Lenden hinter dem Schienbeine. Beyde liegen überdem mit dem Vorderarm und dem Schienbein in einer faltichten Haut, welche den Schwanz und fast den ganzen Hintertheil des Körpers verbirgt.

Wenn es sich rührt, so stutzen sich die Brust und der Bauch auf den Boden, ohne daß die vier Füsse das Gewicht des Körpers halten dürften, und diese thun nichts mehr, als daß sie denselben hindern zu schwanken oder auf die Seite zu fallen.

Um Vorwärts zu gehen hebt die Fledermaus beyde Vorderfüsse auf einmal auf, und bringt sie auf eine kleine Weite vor sich hin. Zugleich legt sie die Daumen beyder Füsse auswärts, und greift mit ihrer Klaue ein; strekt darauf die Hinterfüsse so aus, daß auch die fünf Zähen von beyden nach hintenaus liegen, stüzt sich auf die Fußsohle und hält sich mit den Klauen an. Nun hebt sie den Leib auf die Vorderfüsse und rükt vorwärts, indem sie den Arm auf den Vorderarm anbiegt. Um einen zweyten Schritt zu machen, legt sie die Hinterfüsse zu einer Zeit mit den Vorderfüssen vor, doch so, daß die Zähen der Hinterfüsse noch immer hinten aus liegen. Allein sie darf nichts unter Weegs antreffen, das sie in ihrem mühsamen Gange hindert. Man siehet auch Fledermäuse, welche die Vorder- und Hinterfüsse, so wie andere vierfüßige Thiere einen nach dem andern vorwärts setzen.

Wenn die Fledermaus auffliegen will, breitet sie ihre vier Zähen aus einander, die Haut, die sie einschließt, spannt sich aus und wird ein Flügel. Eben diese Haut verlängert sich über den vierten Zähen hinaus, bis an den Leib des Thieres, umschließt den Arm und die Lende, und dehnt sich weiter bis an den Schwanz aus. Diese Haut ist geschmeidig und so wenig dick, daß sie beynahe durchsichtig wird. Sie ist so stark, daß man Mühe hat, sie zu zerreissen. Wenn man durch sie hinsieht, bemerkt man Blutgefässe und Muskulöse Fasern, welche sich zusamen ziehen, wenn die Flügel eingeschlagen sind, und in diesem Zustande kleine Vertiefungen, wie die Maschen eines Netzes bilden. Wenn man diese Haut zerreißt, so zerret man weißlichte Fasern auseinander, die das Gewebe, aus welchem sie besteht, zu Gesichte bringen.

Der Arm, der Vorderarm, die vier Zähen der Vorderfüsse, die Lende und das Bein, haben nur wenig Fleisch, und gleichen den Theilen eines Gerippes, wenn sie in einen Flor gewickelt wären. Der erste Zähe ligt nahe an dem zweyten, der Abstand zwischen dem zweyten und dritten ist viel grösser, und noch grösser zwischen diesem und dem vierten. Der hintere Rand der Haut bildet auf jeder Seite des Thieres vier Einschnitte, den ersten zwischen dem zweyten und dritten, den zweyten zwischen dem dritten und vierten, den dritten zwischen dem vierten Zähen und dem Beine, und den vierten zwischen dem Beine und dem Schwanze, von welchem das lezte falsche Wirbelbein zum Theil von der Haut frey ist.

Der Kopf dieses Thieres scheint sich in dem Leibe zu verliehren. Man sieht nichts davon als die Schnautze. Kaum sieht man die Augen, die fast ganz in dem Haare verstekt liegen, welches bey allen Gattungen der Fledermäuse lang ist.

Die Rousette, die Rougette und der Vampir.

Obgleich diese beyde ersten Thiere zwo verschiedene Arten ausmachen, so sind dieselben doch mit einander benachbart, und sich in vielen Stücken gleich. Die Rougette unterscheidet sich von der Rousette blos durch die Grösse des Körpers und durch die Farben des Haares.

Die Rousette, deren Haar röthlichtbraun ist, hat neun Zoll in der Länge, von der Spitze der Schnautze bis dahin, wo der Körper aufhöret, und drey Fuß in dem ausgebreiteten Umfange, wenn die Häute, die ihr statt der Flügel dienen, ausgespannt sind. Die Rougette, deren

Haar aschfärbigbraun ist, hat nicht mehr, als fünf und einen halben Zoll in der Länge und zween Fuß in ihrem ausgespannten Umfange. Dieses hat ein halbes Halsband von einem lebhaften mit Pomeranzen Farbe vermischten Roth an dem Halse, wovon man auf dem Halse der Rousſette keine Spur wahrnimmt Alle beyde gehören beynahe unter einerley heissen Himmelsstrich der alten Welt zu Hause. Man findet sie auf Madagascar, auf der Insel Bourbon, auf Ternate, in den Philippinen und in den andern Inseln des indischen Archipelagus, wo sie gemeiner, als auf den benachbarten festen Ländern, zu seyn scheinen.

Man trift auch in den heissesten Ländern der neuen Welt ein anderes fliegendes vierfüßiges Thier an, das man Vampir genennet hat, weil man seinen amerikanischen Namen nicht weiß. Der Name schikt sich auf dasselbe, weil es Menschen und Thieren, wenn sie schlafen, das Blut aussaugt, ohne ihnen dabey so wehe zu thun, daß sie davon erwachen. Der Vampir ist kleiner als die Rougette, welche wiederum kleiner, als die Rousſette ist. Der erste scheint, wenn er fliegt, so groß, als eine Taube, die andere, als ein Rabe, und die dritte, als eine grosse Henne zu seyn. Die Rougette und Rousſette haben alle beyde einen ziemlich wohlgemachten Kopf, kurze Ohren und eine sehr runde, fast wie am Hunde, gespaltete Schnautze. Der Vampir hingegen hat eine mehr verlängerte Schnautze, einen scheußlichen Anblick, wie die häßlichsten Fledermäuse, einen ungestalten Kopf, über den noch dazu ein paar grosse, sehr weite und ganz gerade stehende Ohren herragen, eine Misgeburt von Nase und Nasenlöcher, wie ein Trichter, mit einer Haut oben darauf, die sich in Gestalt eines Hornes, oder eines spitzigen Kammes, erhebet, und die ungestalte Bildung seines Gesichtes noch abscheulicher macht. Er ist eben so schädlich als ungestalt, er beunruhigt den Menschen und martert die Thiere zu tode. Herr de la Condamine sagt, die Fledermäuse, die den Pferden, Maulthieren, und so gar den Menschen das Blut aussaugen, wenn diese sich nicht vor ihnen dadurch in Sicherheit setzen, daß sie hinter einem Vorhange schlafen, sind eine allgemeine Landplage der heissen Länder in Amerika. Es gibt deren ungeheure grosse. Sie haben zu Borja und in andern Gegenden das Rindvieh aufgerieben, welches die Mißionarien daselbst eingeführet hatten, und welches schon anfieng, sich zu vermehren. Diese Begebenheiten werden von verschiedenen andern Geschichtschreibern und Reisenden bestätiget, und Benzon versichert, daß es ihm mehr als einmal begegnet seye, besonders in Nombre de Dios, daß aber die Wunde, wenn er sie nur verbunden, in etlichen Tagen ohne ein anderes Mittel geheilet seye.

Die Rousſette und Rougette finden sich blos in der alten Welt, und sind an keinem Orte in Asien und Afrika so zahlreich, als die Gattung des Vampirs in Amerika ist. Diese Thiere sind gröſser, stärker, und vielleicht bösartiger, als der Vampir, allein das Unheil was sie thun, geschieht mit offenbarer Gewalt, und so gut bey hellem Tage, als bey Nacht. Sie tödten das Federvieh und die kleinen Thiere, sie fahren so gar auf die Menschen zu, fallen dieselbe ohne Scheu im Gesichte an, und verwunden sie mit grausamen Bissen, allein kein einiger Reisebeschreiber meldet, daß sie Menschen und Thieren im Schlafe das Blut aussaugen.

Diese Fledermäuse sind es vielleicht, die Herodot meinet, da er sagt, es gäbe grosse Fledermäuse, die den Leuten viel zu schaffen machten, welche in Asien, um die Sümpfe herum, Cassien zu sammeln, ausgiengen Und wer weiß, ob sie es nicht gar sind, von denen die Alten das Muster zu ihren Harpyen genommen haben.

Die Rousſetten sind fleischfressende und gefräßige Thiere, die nichts verschmähen. Wenn sie kein Fleisch und keine Fische haben so nähren sie sich von Pflanzen und allerhand Früchten; sie trinken Palmensaft, und es ist leicht sie zu berauschen und zu fangen, wenn man Gefässe voll Palmenwasser, oder mit einem andern gegohrenen Safte ihnen vor ihren Schlupfwinkeln in den Weg setzet. Sie häckeln sich mit ihren Klauen an den Bäumen feste, und hängen sich an denselben auf; sie fliegen gemeiniglich schaarweise, und mehr bey Nacht, als bey Tage. Sie begatten sich mit einer heftigen Brunst; das Geschlecht fällt bey dem Männchen ungemein in die Augen; die Ruthe ist nicht wie bey den vierfüßigen Thieren, gleichsam eingescheidet, sondern ausserhalb dem Leibe auf gleiche Art beynahe, wie bey dem Menschen und Affen. An dem

Weib-

Weibchen ist das Geschlecht gleichfalls sehr sichtbar. Diese haben nur zwo Saugwarzen, die auf der Brust liegen, und hecken nur Junge in geringer Zahl, aber mehr als einmal im Jahre. Das Fleisch dieser Thiere, besonders wenn sie jung sind, ist nicht übel zu essen, die Indianer loben den Geschmack desselben, und vergleichen ihn mit dem Geschmacke von einer Rebhuhne oder Kaninchen.

Der Vampir kann die Wunde, durch die er das Blut aussauget, wohl nicht mit seinen Zähnen oder Klauen machen, sonst würde man sie gewiß im Schlafe fühlen, es muß also vermuthlich mit der Zunge geschehen, und wenn man von der Zunge der Roussette auf die Zunge des Vampirs schliessen darf, so scheinet dieses sehr möglich. Diese ist spitz und mit harten, sehr scharfen und nach hinten gerichteten Wärzchen besetzt. Diese Spitzen, welche ungemein fein sind, können sich in die Schweißlöcher der Haut einschmiegen, und weit genug hineindringen, da mit sich das Blut auf das beständige Saugen der Zunge nach derselben hinzuziehe.

Die Roussette hat mit den Fledermäusen viel Aehnliches, besonders in der äussern Bildung. Sie unterscheidet sich aber sehr durch die Grösse, die Gestalt des Kopfes, der Ohren u. s. f. Sie hat eine dicke und länglichte Schnautze und einen langen Kopf, gewissermassen als ein Hund, daher sie auch den Namen fliegender Hund bey verschiedenen Verfassern erhalten hat.

Die Nase ist wohl gebildet, die Augen sind groß, und haben eine schräge Lage, wie bey dem Wolfe; die Ohren sind kurz und ohne Läppchen. Hingegen hat sie eben so viel Aehnlichkeit mit den Fledermäusen in der Bildung des Körpers und der Beine. Der gantze Unterschied betrift die Verhältnisse der Grösse und einen Nagel, der sich am Ende der dritten Gliederreihe der ersten Zähe zeiget. Sie hat keinen Schwanz, indeß dehnet sich die Flügelhaut bis über die Hinterfüsse aus, und stößt mit beyden Enden daselbst zusammen, wo bey den Fledermäusen der Schwantz hervorgeht.

Die Spitze von der Schnautze der Roussette, der gröste Theil der Ohren und die Zähen sind von Haaren entblößt, und haben eine blaue Farbe. Das Haar von dem Vorkopfe hat verschiedene Schattirungen von gelbrother Farbe, die von der hellsten bis zur dunkelsten hmuntergehen. Die Winkel des Mauls, die Backen, die Gegend um die Augen und die Stirne haben eine Schattirung von einem so hellen Gelbroth, daß sie beynahe gelblicht oder blond ist. Die Kufen des untern Kinnbackens, die Schläfe, der Umkreis unten um die Ohren und die Scheitel des Kopfes haben eine dunkle und dem wahren Roth sich nähernde gelbrothe Farbe. Diese macht einen Streif, der sich zu beyden Seiten des Rückens und der Lenden von der Schulter bis an das Kreutz erstreckt. Es finden sich gelbrothe Haare auf dem Arme, gelblichte auf dem Vorarme und dem Beine, gelbrothe und gelbröthlichte auf der auswendigen Seite von dem Theile der Haut, der über beyde Beine hinausgeht. Eben dergleichen gelbrothe Schattirungen werden um den Hintern und die Gegend herum, wo die Ruthe aus dem Leibe hervorgeht, wie auch auf der inwendigen Fläche der Flügel an dem Vorarme, dem Arme und den Seiten des Leibes angetroffen. Das Haar an dem Halse, auf dem Rücken, auf dem mittleren Theile der Lenden, auf der Brust und am Bauche ist schwartz; die gröstem Haare haben einen halben Zoll. Die Haut der Flügel und der Hinterbeine und die Klauen haben verschiedene braune und schwärtzlichte Schattirungen. Sie hat zwey und dreyßig Zähne, nämlich vier Schneide- und zween Hundszähne in jedem Kinnbacken, acht Backenzähne in dem obern Kinnbacken, und zwölf in dem untern. Die beyden obern Schneidezähne sind nicht, wie bey den Fledermäusen, von einander entfernt. Sie sind insgesamt breit und dicker, als die untern. An den dicksten Backenzähnen in dem Oberkinnbacken sind nur zwo Spitzen; der erste dieser Zähne ist der grösseste, und der letzte, der kleinste. Der erste und letzte in dem Unterkinnbacken sind die kleinsten, und der andere ist der grösseste.

Die Rougette hat an dem Kopfe, dem Rücken, den Seiten des Leibes bis an die Flügel, dem Kreutz und der äusseren Seite der Schenkel und der Beine eine mit Grau und Braun vermischte Aschfarbe. An dem Halse findet sich eine lebhafte Farbe, worinnen Pomeranzengelb und Roth abwechseln, und von eben der Farbe wie die Oberfläche ist die inwendige Seite, den Hals ausgenommen. Sonst kommt sie in der Bildung mit der Roussette vollkommen überein.

Die Fledermaus Lanzenblatt. (Fer-de-Lance.)

Diese kommt derjenigen sehr nahe, die oben Hufeisen genannt worden ist. Die Nase dieses Thieres gleicht einem Lantzeneisen, das an seinem Untertheile zwo Ausschweifungen hat; man könnte auch die seltsame Figur dieser Nase mit einem Kleeblatte vergleichen, das keinen Stiel hätte, und dessen Mittelstück gröſſer als die beyden andern, und wie ein Lantzeneisen gestaltet wäre. Diese drey Stücke sind nicht würklich von einander abgesondert; die Haut ist nicht gespalten, sondern scheint es nur zu seyn, sie ist blos gefaltet, und bildet eine kleine Rinne, an deren Anfange sich die Oefnung von jedem Nasenloche findet; derjenige Theil der Haut, der unter dem ist, welcher einem Lantzeneisen gleicht, gehet oberhalb der Lefze und unten an den Seiten der Schnautze hervor, wo sich eine Erhabenheit zeiget, die durch die Haut entsteht und zur Unterlage zu dienen scheint, um die Läppchen des Kleeblattes zu stutzen. Die Schnautze ist breit; vorn an der Unterlefze findet sich eine dreyeckigte Figur, die sich durch eine körnichte Haut auszeichnet. Die Ohren sind groß und haben an ihrer Aussenseite einen langen Ausschnitt, der bey der Spitze anfängt; es findet sich ein kleines spitziges Ohrläppchen. Die Haut der Flügel erstreckt sich neun Linien weiter, als der Schwantz, welcher ungemein kurz ist. Das Haar des gantzen Körpers und die Haut der Flügel und des Schwantzes haben eine dunkelbraune oder schwärtzlichte Farbe. Diese Fledermaus ist von der Spitze der Schnautze bis an den Anfang des Schwantzes drey Zoll und sieben Linien lang, und hält einen Schuh und sieben Zoll im Maasse, wenn die Flügel ausgespannt sind. Sie hat 32 Zähne wie die Noctüle, die Serotine, Barbastelle, Rouſſette und Rougette.

Sie hat, wie gesagt worden, viel Aehnliches mit dem Hufeisen und mit einer die Herr Daubenton unter dem Namen des Blattes beschrieben hatte. Die Haut auf der Nase der **Blattfledermaus** hat die Form einer ovalen senkrechtgestellten Platte, und siehet wie ein Baumblatt aus. Diese Haut hat nach Proportion der Gröſſe des Thiers einen ungemeinen Umfang; sie ist acht Linien lang und sechse breit, und die Fledermaus selbst ist nicht länger als zween und einen Viertelzoll, die Ohren sind beynahe zweymal so lang, als die Haut auf der Nase, und berühren einander mit ihrem inwendigen Rande, von ihrem Anfange an, bis auf die Hälfte ihrer Länge; sie haben ein Ohrläppchen das sehr schmal, am Ende zugespitzt, und nur halb so lang als das Ohr selbst ist. Diese Fledermaus hat keinen Schwantz; ihr Haar ist schön aschgrau und hier und da gelblicht gesprenkelt. Sie kommt mit dem Hufeisen in der Zahl und Lage der Zähen überein, und vornehmlich darinn, daß sie keine obere Schneidezähne hat.

Herr Daubenton hat noch eine senegalische Fledermaus gesehen, die ebenfalls keine Schneidezähne hat; aber sie hat dagegen im Oberkiefer zween Backenzähne mehr, und überall acht und zwantzig. Sie ist beynahe eben so groß, als das Hufeisen; sie hat eine breite und länglichte Schnautze, Ohren von mittelmässiger Gröſſe, und ein ungemein kurzes, sehr breites und gerundetes Ohrläppchen. Der obere Theil des Leibes hat eine braune Farbe, und der Untertheil enthält eine Mischung von einem etwas helleren Braun und von Aschgrau. Das Ende des Schwantzes wird von der Haut nicht eingeschlossen.

Einer andern Fledermaus hat eben dieser Verfasser in den Memoirs der königl. Akademie den Namen einer fliegenden Ratze beygelegt. Diese ist beynahe eben so groß als die Noctule, sie hat eine kurze und dicke Schnautze, breite Ohren und ein sehr kleines Ohrläppchen; der Obertheil des Leibes ist braun, der Untertheil schmutzig weiß und falbe; die Haut der Flügel und des Schwantzes hat braune und graue Sprenkeln; das Ende des Schwantzes ist von der Haut entblößt; die Anzahl der Zähne ist sechs und zwantzig; in jedem Kiefer sind zween Schneide-, und zween Hundszähne, und in dem obern sind acht, und in dem untern, zehn Backenzähne.

Diese Fledermäuse, die in Amerika häufig sind, finden sich in Europa nicht.

Die Fledermaus mit dem Hundskopf.

Herr Pallas hat eine Fledermaus bekommen, deren Vaterland die Molukkischen Inseln seyn sollen, welcher er wegen der ungewöhnlichen Gestalt des Kopfes den oben stehenden Namen gegeben hat. Dieser Kopf ist groß, paußbackicht, die Schnautze dick, abgestumpft und unten eben. Die Lefzen sind dick, weit, inwendig rauch von stachelichten fleischichten Zoten, daher, wenn die Schnautze offen, so scheinet vornehmlich die untere Lefze wie mit Wimpern besezt. Die obere Lefze ist breit, und von einer Furche, welche zart gezakt ist, und sich bis an die Nase hinauf erstrekt, in zwey Hälften getheilet. Die Nasenlöcher sind entfernt, röhricht und von einander abstehend. Die Röhren sind knorplich, ein wenig eingedrükt, auf der hinteren Seite eingeschnitten, und die Einschnitte vor dem untern Rande eingewickelt, daher sie gleichsam schneckenförmig erscheinen. Der Einschnitt an der obern Lefze hört an der Nase erweitert auf. Hinter den Nasenlöchern ist ein etwas convexer Fleck, der mit merklichen Punkten, welche Haare tragen, besezt ist, die vorzüglich gegen die Winkel der Schnautze ansehnlich sind. Das Kinn ist hin und wieder mit längern weißlichten Haaren besezt. Unter den Augen befindet sich eine länglichte Warze mit ansehnlichen Punkten die Haare tragen. Unter jedem Auge ist eine andere kleinere haarigte Warze, und ein Punkt mit einem Haar hinter den Winkeln der Schnautze. Die Haare sind vor allen zart und grav.

Die Augen sind etwas groß und hervorstehend. Die Spalte der Augenlieder ist groß, länglicht, schief und die Ränder sind glatt. Das mittlere Augenlied bedekt den dritten Theil des Augapfels. Der Regenbogen ist röthlicht; die Sehe ist linienförmig länglicht, und der Richtung der Spalte der Augenlieder parallel.

Die Oehrchen sind klein, ovalförmig, am hintern Rande erhaben gewölbt winklicht, gegen den Gehörgang einförmig ausgeschnitten, ohne Krümmung oder Ohrläppchen; auswendig am Grunde etwas haarig, inwendig in die Queere gestreift.

Die Brust und das Zwerchfell sind breit und fleischicht. Der Bauch und das Becken sind schmal, schlapp und welk. Die grosse Zähe ist länger als gewöhnlich. Die erste Zähe an den Flügeln ist blos zwiefach länger, als die grosse Zähe, hat zwey Gelenke, und endigt sich gleichfalls mit einem Nagel. Die übrigen Speichen haben drey Gelenke, mit borstigen Enden.

Die Hinterfüsse sind klein und haben fünf Gelenke. Die grosse Zähe ist etwas kürzer als die übrigen. Die kleinen Nägel sind sich gleich und gelblicht.

Die Membrane, welche von den Flügeln herabsteigt, lauft an den Hinterfüssen bis zu Ende der Fußwurzelknochen, und endigt sich an der mittleren Zähe. Die Membrane zwischen den Schenkeln aber fängt blos von den Fußwurzelknochen an, und ist in der Mitte ausgeschnitten, ob gleich ein Schwanz vorhanden ist. Dieser ist kurz, pfriemenförmig, oberwärs sichelförmig und an der untern Seite der Membrane zwischen den Schenkeln nach der Länge angewachsen. Die Farbe fällt oben auf dem Grauen ins Aschgraue, ist auch gegen den Kopf und die Flügel blasser; unten ist sie weißfalb, am Bauche ganz weiß. Die Membrane zum Fliegen, welche gewöhnlich gekräuselt ist, fällt aus dem Dunkeln ins röthlichte, und ist unten weißlichter.

In dem obern Kiefer sind zwey Vorderzähne, dicht an einander stehend, sehr klein stumpf, auswärts durch eine ansehnliche Reife in drey Theile getheilt. Diesen zunächst stehet auf beyden Seiten ein grosser Hundszahn; sodenn folgt ein kleiner abgestumpfter Zahn, und zulezt an der Seite die Backenzähne, drey auf jeder Seite.

In dem untern Kiefer sind keine Vorderzähne, sondern die Hundszähne, welche dicht neben einander stehen, parallel ausgehöhlt auf der hinterwärts gebogenen Fläche, passen zwischen die obern.

Der kleine Zahn, welcher diesen zunächst stehet, ist auf beyden Seiten gröser als der obere, und endlich sind auf beyden Seiten vier abstehende Bakzähne.

Die Spizmaus = ähnliche Fledermaus.

Diese Fledermaus, welche sehr klein ist scheint in den wärmern Gegenden von Amerika nicht ungewöhnlich zu seyn, und wird oft von Surinam und aus den Caribischen Inseln gebracht. Sie ist von der Grösse und Farbe der Spizmaus. Die Schnautze ist verlängert, vorzüglich bey dem Weibchen, fast cylindrisch, stumpf, und an der Spitze strahlenformig mit haarigen Punkten bestreut. Der untere Kiefer ist ein wenig länger, an der Spitze in zween Lappen getheilt, welche am Rande körnicht gezakt sind. Die Oefnung des Mauls ist nach der Länge der Schnautze, und länger, nemlich bis unter die Augen aufgeschlizt. Die Lefzen sind inwendig glatt.

Die Nase ist an der Spitze der Schnautze nierenförmig, aufwarts gefügelt, mit einem Blättchen, welches herzförmig, eben, etwas gerändert, bey dem Männchen am Grunde breiter, gegen die Spitze etwas zugespizt ist; statt des Stiels läuft die Scheidewand, mit einer hervorragenden Streife zwischen den länglichten offen stehenden etwas geränderten Nasenlöchern herab. Die obere Lefze ist unter der Nase mit einigen ungleichen Körnern besezt.

Die Augen sind von mittlerer Grösse, und liegen in der Mitte zwischen der Nase und den Oehrchen. Die Augenlieder sind haaricht, und mit dünnhaarichten Wimpern besezt. Das mittlere Augenlied ist weiß. Vor und unter den Augen ist eine nakte Grube, oder eine merkliche häutige blinde Höhle.

Die Oehrchen sind auswendig nakt, inwendig mit dünnen Haaren besezt, etwas oval, an den Kopf angedrükt, und inwendig mit einem fast halbherzförmigen Knorpel, der am geradlinigten Rande am dikten ist, gestempelt.

Die Flügel sind sehr weit, graulicht und die Membrane endigt sich gegen die Fußwurzel der Hinterfüsse. Die grosse Zähe allein hat einen Nagel. Blos die erste Speiche hat ein Gelenke, und ist an die zweyte fast angewachsen. Vom Schwanz ist kein Merkmaal vorhanden.

Die Phoken, die Morsen und die Lamantinen oder Manatis.

So, wie uns die Naturgeschichte der Thiere, die wir erst verlassen haben, gezeiget hat, daß die Natur zwischen den Thieren die auf der Erde leben, und denen, welchen die Luft angewiesen ist, keine Lucke habe lassen wollen, so wird uns die gegenwärtige belehren, daß sie von den Bewohnern des Wassers durch keinen Sprung, den Uebergang zu denen, die das Land nähret, gemacht habe, und wenn auch die Eigenschaft der Thiere die wir jezo beschreiben werden, weniger Unterhaltendes hätten, als wirklich einige derselben haben, so würde uns schon dieses schadlos halten, daß wir durch sie veranlasset werden, der Schöpfung auf ihren Spuren nachzugehen.

Die Phoken überhaupt oder wie sie in verschiedenen europäischen Sprachen genennet werden die Seekälber, Seehunde, Meerkälber, Meerwölfe ꝛc. haben einen runden Kopf, wie der Mensch, eine breite Schnautze, wie der Fischotter, grosse und hochliegende Augen, wenig oder gar nichts von äussern Ohren, sondern blos zween Gehörgänge an den Seiten des Kopfes, einen Knebelbart um das Maul herum, Zähne wie Wolfszähne, und eine gespaltene oder vielmehr vorn an der Spitze ausgehöhlte Zunge.

Ihr

Ihr Hals ist wohlgebildet; ihr Leib, ihre Hände und Füsse sind mit einem kurzen und zimlich starren Haare bedekt Sie haben weder Arme noch sichtbare Vorarme, sondern nur zwo Hände oder vielmehr zwo Membranen, zwo Häute, die fünf Zähen einschliessen und in fünf Nägel ausgehen. Ihre Füsse sind ohne Beine und den Händen völlig gleich, nur sind sie breiter und nach hinten gedreht, als wenn sie sich mit dem sehr kurzen Schwanze vereinbaren sollten, den sie auch von beyden Seiten in der Mitte haben Ihr Leib ist lang, wie bey den Fischen, aber nach der Brust zu aufgetrieben, in der Gegend des Bauchs eingezogen, ohne Hüften, ohne Kreuz und ohne äussere Schenkel. Der Phoke herrschet in seinem Elemente durch seine Stimme, durch seine Gestalt, durch seine Einsicht, kurz durch alle diejenige Fähigkeiten, die er mit den Thieren auf dem Lande gemein hat, und durch deren Mangel die Fische so viel verliehren Er ist sogar einer Erziehung fähig. Man kan dieses Amphibium erhalten, wenn man es öfters in Wasser hält; man richtet es zu gewissen Begrüssungen mit dem Kopf und mit der Stimme ab; es gewöhnet sich an die Stimme seines Herrn, es kommt auf seinen Ruf und gibt verschiedene Zeichen von Einsicht und Gelehrigkeit.

Sein grosses und kleines Gehirn ist verhältnißmäßig gröſſer, als bey dem Menschen. Seine Sinne sind eben so gut, als die von sonst irgend einem vierfüßigen Thiere, und folglich hat es ein eben so lebhaftes Empfindniß und eine eben so schnelle Einsicht. Beydes zeigt sich in seinem sanftmüthigen Wesen, in seinen Gewohnheiten, in seinen geselligen Eigenschaften, in seinem Instinkte, der sehr lebhaft gegen das Weibchen, und sehr sorgsam für seine Jungen ist, in seiner Stimme, die mehr Ausdruck und Artikulation hat, als die von anderen Thieren; es hat auch Stärke und Waffen, sein Körper ist feste und groß; seine Zähne scharf, und seine Nägel spitzig; Ausserdem hat es besondere und ganz eigenthümliche Vortheile, vor allen denen mit welchen man es vergleichen wollte; es scheuet weder Frost noch Hitze; es lebt ohne Unterscheid so wohl von Gras, als von Fleisch und Fischen; es wohnet eben so gut im Wasser, als auf der Erde und dem Eise; und ist nebst dem Morse das einzige vierfüßige Thier, das den Namen Amphibium verdient; das einzige, bey dem das ovale Loch des Herzens, welches bey dem Menschen und den Thieren, die auf dem Lande leben und lebendige Junge gebähren, macht, daß die ungebohrne Leibesfrucht ohne Athemholen leben kan, sich aber im Augenblick der Geburt zuschließt und die ganze Lebenszeit hindurch verschlossen bleibt, beständig offen ist; das einzige folglich, das des Luftholens überhoben seyn kan, das sich so gut ins Wasser schikt, als in die Luft, und für beyde Elemente gemacht ist.

Bey allen diesen Vortheilen ist das Meerkalb ein Krüpel Seine Arme, seine Schenkel und Beine werden fast gänzlich vom Leibe eingeschlossen; blos die Hände und Füsse ragen auswärts hervor, und sind zwar in fünf Zähen abgetheilet, deren aber keiner für sich besonders beweglich ist, sondern sie werden durch eine starke Haut mit einander verbunden, und sind vielmehr Floßfedern als Hände und Füsse, vielmehr gewisse Werkzeuge, die zum Schwimmen und nicht zum Gehen gemacht sind Da überdieses die Füsse, so wie der Schwanz hinterwärts gerichtet sind, so können sie den Körper des Thieres nicht tragen, daher es sich auf dem Lande wie ein kriechendes Thier, und mit einer noch gröſſeren Mühe fortschleppen muß, weil es nur sein Maul und seine Hände gebrauchen kan; mit welchen es sich an Gegenstände, die es fassen kan, anklemmt. Es weiß sich aber dieser Werkzeuge so geschikt zu bedienen, daß es sogar ein erhabenes Ufer, einen Felsen, und selbst ein Eisstück, mit nicht geringer Hurtigkeit hinanklimmt, und deswegen auch verwundet nicht selten seinen Verfolgern entkommt.

Die Phoken leben in Gesellschaft, oder sind wenigstens in einerley Gegenden schaarenweise bey einander. Ihr natürliches Klima ist Norden, wiewohl sie auch in den gemäßigten Zonen und selbst in den heissen leben können; denn man findet sie dann und wann an den Gestaden fast aller Europäischen Meere, sogar des mittelländischen; man trift sie nicht weniger in den südlichen Meeren von Afrika und Amerika an; allein sie sind unendlich häufiger und zahlreicher in den nördlichen Meeren von Asien, Europa und Amerika; und in denen am Südpole, in der Magellanischen Meerenge, bey der Insel Juan Fernandes ꝛc. findet man sie in gleich grosser Menge wieder.

wieder. Wolte man fragen, sagt Steller warum dieses Thier allenthalben in Meeren und Seen gefunden werde; so antworte ich: weil es überall Fleisch und Fische, davon es sich nähret, antreffen kan. Dagegen die sogenannte Seekuh (Manati) nur gewisses Meergras geniesset, das nicht überall wächset. Es zeiget sich augenscheinlich, daß die Gattung nicht ohne Abfälle seye, sondern nach Verschiedenheit der Himmelsstriche in der Grösse, in der Farbe und sogar in der Bildung, Veränderungen leide. Steller sagt in seiner Abhandlung von Meerthieren, er finde der Grösse nach, dreyerley Arten. Die gröste, welche den Stier übertreffe, seye allein im morgenländischen Meere vom sechs und fünfzigsten bis neun und fünfzigsten Grad Breite, und heisse bey den Kamschatjern Lachtack. Die zweyte Art mitler Grösse seyen alle wie Tiger, bunt mit kleinen Flecken. Die kleinste komme entweder aus dem Weltmeer; dergleichen seyen in der Balthischen See, im Hafen vor Archangel, in Schweden, Norwegen, Amerika und Kamschatja; oder sie seyen in süssen Seen, und diese einfärbig, in dem See Baikal aber von Silberfarbe. Büffon, der einige von diesen Thieren lebendig gesehen, und von verschiedenen andern die Häute bekommen hat, nimmt eben so viel an. Das erste sagt er: ist der Phoke unseres Oceans, der in seiner Art verschiedene Abfälle hat. Wir haben nur ein Thier von dieser Gattung gesehen, dessen körperliche Proportionen etwas verschiedenes zu verrathen scheinen; er hatte einen kürzeren Hals, einen längeren Leib und grössere Klauen Der andere ist der Phoke aus der mittelländischen See, der nach unserer Muthmasung der Phoca der Alten ist. Er scheint von einer andern Art zu seyn, denn er unterscheidet sich von den übrigen vermittelst der Beschaffenheit und der Farben des Haares, welches wellenförmig und beynahe schwarz, bey der ersten Gattung hingegen grau und spröde ist; über dieses hat er wirklich etwas von einem sehr kleinen äusseren Ohre, da die andern hingegen nur einen blosen Gehörgang ohne alle Spur von Muschel haben; auch hat er Schneidezähne mit zween Spitzen, da doch bey den andern beyden eben diese Zähne eben sind, und eine gerade Schärfe haben; endlich hat er niedrigere oder mehr hinterwärts am Leibe liegende Arme als die andern.

Die Ursache warum Büffon diesen Phoke für den Phoca der Alten hält, ist folgende. Man hat ihn versichert, das Individuum, welches er gesehen, wäre aus Indien gebracht worden. Es ist ihm aber wahrscheinlich, daß es aus einem der Levantischen Meere gekommen war. Es war erwachsen, und ihm fehlte ein fünftheil an der Grösse der erwachsenen Phoken von der erstern Art, und um zwey Drittel war er kleiner, als die aus dem Eismeere. Ob er gleich mit allen seinen Zähnen versehen war, betrug seine Länge nur zween Schuhe und drey Zoll, da hingegen derjenige, den Parson beschrieben und abgezeichnet hat, ungefehr sieben parisische Schuhe in der Länge hielt, ob er gleich erst einige Zähne hatte, und folglich noch nicht erwachsen war. Da nun die Alten ihren Poca nicht selten dem Biber und Fischotter zur Seite stellen, so glaubet Herr von Büffon, daß er dieser kleine seyn müsse. Er glaubt durch noch einen andern Umstand überzeugt worden zu seyn. Die Alten, sagt er, wenn sie vom Phoka reden, sagen sein Haar seye Wellenförmig, und folge nach einer natürlichen Sympathie den Bewegungen des Meers; es falle zur Zeit der Ebbe hinterwärts nieder, und sträube sich bey der Ankunft der Flut vorwärts; und diese seltsame Wirkung äussere sich an den Fellen so gar lange Zeit nachher, wenn sie schon abgestreift wären. Weder bey den ersten Phoken noch bey denen in Norden hätte man auf so süsse Träume verfallen können, in dem das Haar von beyden kurz und steif ist, hingegen half ihnen das wellenförmige und weit geschmeidigere und längere Haar dieses kleinen Phoke vortreflich auf Ueberhaupt haben die Phoken in der See gegen Süden ein weit feineres und weicheres Haar, als die in den nördlichen Meeren. Dieser Phoke ist wahrscheinlich auch mit dem einerley, den Rondelet den Phoke des mittelländischen Meers nennet, und davon meldet, daß er nach Proportion einen längeren und nicht so dicken Leib als der Phoke des grossen Weltmeers habe.

Der grosse Phoke, von dem Herr Parson die Maasse und Figur geliefert hat, und der vermuthlich aus den mitternächtlichen Meeren kam, scheint von einer Gattung zu seyn die von den andern beyden unterschieden ist, denn er hatte fast noch gar keine Zähne, und dennoch war er noch einmal so groß in allen seinen Maassen, als die andern. Hier ist ein Theil seiner Beschreibung . . . Die Figuren die von Aldrovand u. a.

gehe-

geliefert und von der Seite vorgestellet sind, setzen aus einem doppelten Irrthume aus. Erstlich, daß sie den Arm zum Vorschein kommen lassen, der doch in jeder Stellung des Thiers nach aussen zu nicht sichtbar ist; zweitens, daß sie die Füsse als zwo Flossfedern darstellen, da es doch wahre Füsse sind, mit Membranen und fünf Zähen und fünf Nägeln; und da doch die Zähen ihre drey Glieder haben. Die Nagel an den Vorderfüssen sind groß und breit: Diese Füsse haben viel Aehnliches mit Maulwurfspfoten; sie scheinen sowohl zum Kriechen auf der Erde, als zum Schwimmen gemacht zu seyn; zwischen jedem Paar Zähen findet sich eine schmale Membrane; die Hinterfüsse hingegen haben weit breitere Häute, und dienen dem Thiere blos zum Rudern im Wasser . . Dieses Thier, welches ein Weibchen war, hatte an der Schnautze rings herum grosse Haare von einer durchsichtigen und hornartigen Substanz. Da wir die Anatomie überall übergangen haben, so wollen wir auch hier das was Parson von den Eingeweiden und ihren Maassen sagt, vorbey lassen . . Dieses Thier gebiert lebendige Junge, und säuget sie auch; sein Fleisch ist fest und voller Muskeln, es hatte nur erst vier Löcher in regelmäßiger Lage und nach der Bildung eines Vierecks in der Gegend um den Nabel; diß waren die Spuren der vier Zitzen, die mit der Zeit hervor gehen sollten.

Diese drey Thiere haben bey ihrer verschiedenen Gattung doch viel gemeinschaftliche Eigenschaften, und müssen ihrer Natur nach für einerley Thier angesehen werden. Die Weibchen gebähren im Winter; sie werfen ihre Junge am Lande, auf einer Sandbank, auf einem Felsen oder auf einer kleinen Insel nicht weit vom festen Lande Sie sitzen aufrecht, wenn sie säugen, und nähren sie auf solche Art zwölf bis fünfzehn Monate an dem Orte, wo sie gebohren sind Darauf führet die Mutter ihre Kleinen in die See und lehret sie schwimmen, und ihre Beute suchen, und wenn sie müde werden, nimmt sie dieselben auf den Rücken. Jeder Wurf bestehet nur aus zwey bis drey Jungen. Diese Thiere haben viel Einsicht und Empfindniß Sie verstehen sich, sie leisten einander gegenseitige Dienste, sie kommen sich in der Noth zu Hülfe; die Jungen kennen ihre Mutter mitten unter einem grossen Haufen; sie verstehen ihre Stimme, und kommen zu ihr, so bald sie ruft.

Die Stimme des Phoke läßt sich mit dem Gebelle eines heiseren Hundes vergleichen; wenn er aber noch ganz jung ist, gibt er ein helleres Geschrey von sich, und mautzet beynahe wie eine Katze. Die Kleinen, die man ihrer Mutter raubt, jammern in solchem Tone beständig, und hungern sich bisweilen zu tode. Die alten Phoken bellen gegen diejenigen, die sich schlagen und thun ihr Aeusserstes nur zu beissen und sich zu rächen; und zeigen überhaupt viel Muth und Unerschrockenheit. Man hat bemerkt, daß sie beym Blitz und Donner gar nicht erschrecken, sondern vielmehr lustig zu werden scheinen; sie gehen beym Gewitter aus dem Wasser hervor, sie verlassen sogar ihre Eisschollen um sich den Stössen der Wellen nicht auszusetzen, und fangen am Land den Regen auf, der sie zu erquicken scheinet Sie haben von Natur einen garstigen Geruch, den man sehr weit empfindet, wenn sie in Menge beysamen sind, es geschieht oft, wenn man sie verfolgt, daß sie ihre Excremente fallen lassen, welche gelb und abscheulich stinkend sind. Sie haben eine erstaunliche Menge Blut und ungemein viel Speck, welches sie von Natur träg und schwehrfällig machet. Sie schlafen viel und sehr veste. Am liebsten thun sie es an der Sonne auf Eisschollen oder Felsen, und man kan auf sie zugehen, ohne daß sie erwachen, auf diese Weise fängt man sie auch gemeiniglich. Man schießt sie selten mit Feuergewehren, weil auch eine Kugel durch den Kopf sie nicht hindert, sie noch in das Meer zu stürzen; sondern man richtet sie mit Prügeln und Stangen hin. Sie haben aber ein sehr hartes Leben, und in dem Récueil des Voyages du Nord. T. II p. 117 sagt ein Augenzeuge: wenn sie gleich tödlich verwundet sind, fast alles Blut verlohren haben und sogar geschunden sind, so leben sie doch immer fort —. Einer, den wir tödteten, und dessen Länge acht Schuh betrug, wollte, nachdem ihm schon die Haut abgestreift, und der gröste Theil des Specks abgeschnitten war, ungeachtet aller Schläge, die er auf den Kopf und die Schnautze bekommen, immer noch beissen, und bis auch wirklich in eine halbe Picke mit solcher Gewalt, als wenn er gar nicht verwundet gewesen wäre. Nachher stiessen wir ihm eine Halbpicke durchs Herz und durch die Leber, und es kam noch so viel Blut heraus, als von einem Ochsen. Uebrigens ist die Jagd dieser Thiere nicht schwehr und dabey sehr einträglich; denn ihr

Fleisch ist kein schlechtes Essen, ihr Fell gibt ein gutes Pelzwerk, die Amerikaner machen Schläuche daraus, die sie mit Luft anfüllen und sich ihrer als kleine Schiffe bedienen, vermuthlich wie die kleinen Schiffchen der Grönländer von Robbenfellen, in deren Mitte eine Person sitzt die bis an den Oberleib von allen Seiten gleichsam eingeschnüret ist. Aus ihrem Specke erhält man ein helles Oel, das dem Geschmack nach dem Oel von Wallfischen weit vorzuziehen ist.

Diesen drey Phokenarten, sagt Büffon, dem kleinen schwarzen Phoke aus Indien, und der Levante; dem Seekalb oder Phoken unserer Meere, und dem grossen Phoken des nordlichen Oceans muß man vielleicht noch die vierte beyfügen, die der Verfasser der Geschichte von Ansons Weltreise unter dem Namen Meerlöwe beschrieben hat. Wir wollen aber lieber vor dem Meerlöwen dem Leser den Meerbär bekannt machen, da man sich in der Naturgeschichte des erstern oft auf den leztern wird berufen müssen. In beiden wollen wir Stellern folgen, der nicht genöthigt war, fremden Erzählungen von diesen Thieren zu trauen, sondern der sie in ihrem Vaterlande gesehen hat, und Kenntnisse genug besaß, das was er sahe zu verstehen.

Der Meerbär.

Der Meerbär ist ein Amphibium, das den grössesten Bär an Grösse übertrift, und keinem Erdthier mehr gleichet, als dem Bär, wenn man die Füsse und den Hintertheil des Leibes ausnimmt, welcher geschwinde abfällt, schwach und schlank wird, und sich in eine comische Gestalt endiget.

Der Kopf gleichet zwar dem von einem Bär, aber wegen der dicken Haut und der unterliegenden Fetthaut, die acht Linien dick ist, wird er weit runder und dicker, ob er gleich, wenn die Muskeln, Haut und Fett hinweg sind, länglicht erscheint und von dem Skelete eines Bärenkopfes sich nicht sehr unterscheidet.

Das Maul raget einigermassen hervor, wie am Bär und an Hunden; bey den Augen wird die Stirne schleunig ausgebogen. Das Aeusserste des Kopfes oder die Nase hat hartes Fleisch, ist schwarz, ohne Haare und runzlicht, und hat eine Haut wie am Bär und Hunden. Die Nasenlöcher sind oval, doppelt, offenstehend und mit einer knorplichen Scheidewand abgetheilt.

Die Lippen sind auswärts dicke, der Bart ist etwas lang, aber dünne; bestehet aus weissen starren Borsten, die mehrentheils in ein Dreyeck gehen, von verschiedenen Reihen, verschiedener Länge und Dicke, davon die Längsten sechs Zoll haben. Inwendig sind die Lippen nach dem Rachen zu Rosenfärbig, bunt von braunschwarzen Flecken und sägenförmig, wie bey Hunden.

Der Rachen ist zum Rauben geschikt. Beyde Kinnbacken sind mit einer Reihe der allerspitzigsten Zähne, deren Zahl sechs und dreyßig beträgt, umgeben. Die Spitze jedes Zahns trift in den Raum zwischen den Zähnen der entgegen stehenden Reihe, welches macht, daß das Thier den Rachen desto vester verschliessen kan, und nichts wieder fahren läßt, was es einmal gefangen hat.

Die Augen stehen weit heraus, sind weit und den Rindsaugen an Grösse fast gleich; der Regenbogen ist schwarz, der Stern oder Augapfel glänzet grün wie Smaragd, und ist so groß als eine grosse Bleykugel. Die Augen haben auswendig Augenlieder und Wimpern; sie können mit einer fleischichten Haut, die im grossen Augenwinkel ligt, verdeckt werden.

Die auswendige Ohrknorpel sind klein, spitzig, comisch, starr und aufgerichtet, mit sehr kurzen Haaren bedekt, innerhalb glatt und polirt; nur daß eine länglichte und schmale Ritze offen stehet; welche sie, so lange sie unter dem Wasser stecken, zusamen ziehen und verschliessen können. Hinter den Ohren unter der Haut liegen Ohrendrüsen so groß als ein Taubeney.

Der Hals sowohl als der übrige Köcper ist dicke, und ziemlich gut proportionirt; um die Lenden aber nimmt der Leib geschwinde ab, bis an den Hintern.

Seine Füsse sind das sonderbarste, und verdienen Floßfederförmige Füsse genennet zu werden. Er gehet und stehet dar-

darauf, wie vierfüßige Thiere. Die Vorderfüsse haben Schulterblatt, Ellbogenknochen, Armschiene, Handgelenke, ja auch Finger oder Zähen. Die Hinterfüsse haben Hüfte, Knochen, Röhre, Wadenbeine, Vorder- und Hinterfuß auch Zähen; aber die Finger der Vorder- und Hinterfüsse hangen mit einer Haut an einander, welche sie als ein Lappen oder Zwischenfell verbindet, daß sie als Floßfedern zum Schwimmen taugen.

Die Vorderfüsse stecken nicht so in der Haut, wie am Meerkalbe, sondern gehen ganz hervor und sind völlig zu sehen. Sie werden von Haaren bedekt; die so zu nennende Vorder- und Mittelhand aber nebst den Fingern sind unbehaart; dieses alles überzieht eine schwarze Haut, die oben oder auswendig glatt, unten mit Furchen und Runzeln gekerbet ist. Die Hand und Finger gehen in eins zusamen, und stellen gleichsam einen Spaten oder breite Pflugschar vor. Das vorderste Handgelenke hat sieben Knochen; die Mittelhandgelenke und Fingergelenke sind wie in andern Thieren.

Der Finger sind fünfe, davon der Daume der der längste ist aus dreyen beynichten Gelenken und einer weichen knorplichen Anwachsung, der zweyte ebenfalls aus dreyen, der dritte und vierte aus vier und der fünfte, der der kürzeste ist aus zwey Gelenken besteht, wovon aber von Aussen, wo alles wie ein einziger vester Theil aussiehet, nichts erscheinet. Die innere Struktur aber verräth sich am äussersten kahlen Theile des Fusses, wo die lezten Glieder der Finger liegen, und die knorpeliche Anwächse sich verbinden, durch sehr dünne und kleine Nägelchen, oder vielmehr nur etwas das einem Nagel ähnlich scheinet, und auch dadurch, daß der einer Pflugschar ähnliche hinterste Rand des Vorderfusses von fünf Lappen fast gekräuselt oder wellenförmig aussieht, weil eben so viel Finger darunter liegen.

Diese Bildung der Vorderfüsse hat einen gedoppelten Nutzen. Erstlich kan das Thier damit schwimmen und sich über dem Meer halten, auch, wenn es beyde Füsse ausspannet, sich gerade in die Höhe richten und stehen. Hernach kan es damit im Trockenen gehen und aufrecht stehen. Eben hiezu dienen ihm auch noch die beyden breiten Hinterfüsse; auf den Felsen setzet es sich nieder, und stemmet sich auf die Vorderfüsse, wie ein Hund. In beyden Fällen leisten die Finger und knorplichte Anwüchse der Fußsohlen, wie auch das, was eine Hinter und mittlere Hand seyn soll, eben dasjenige, wozu ein Fersenbein ist.

Die Hinterfüsse mit Floßfedern helfen mehr zum Schwimmen als zum Gehen. Doch kan sie das Thier wie eine Hand brauchen, und sich damit an Kopf und Ohren kratzen. Die Hinterfüsse nehmen erst am äussersten Theile des Leibes und nach dem Hintern zu ihren Anfang. Daher auch der Meerbär, wenn er im Trockenen gehet, auf dem Hintern sitzen oder liegen bleibet, die Hinterfüsse an beyden Seiten ausstrecket und allein mit den Vorderfüssen gehet, und den hintern Theil des Leibes nachschleppet. Weil sie auf diese Weise Furchen in den Sand machen, so ziehen sie, wenn sie fliehen lauter krumme oder schlangenförmige Linien, damit sich der Sand nicht zu sehr häufe und sie aufhalte.

Die Schienbeinröhre und die kleine Röhre sind an diesen Füssen unter der Haut verborgen, und nur allein der hinter und mittlere Fuß liegen vor Augen und sind mit Haaren bedekt. Die fünf Finger haben eine gleichmäßige aber kahle Haut, die unter dem Fusse gestreift wird. Sie sind viel länger als an den Vorderfüssen; der äusserste ist um ein Drittheil breiter als die folgenden, aber gleich lang mit dem nächsten zweyten. Der zweyte, dritte und vierte sind gleich breit, der fünfte wieder so breit als der Daumen, aber einen Zoll kürzer, als die vier andern. Diese Hinterfüsse sind dünner als die vordern, ihre Fingergelenke aber breiter, glatter und dünner oder zärter. Die Gelenke werden zwar mit einer Haut bedeckt; wo sie aber aufhören, und die knorplichten Anwüchse angehen, sind die Füsse aespalten, und wie an den breitfüssigen Vögeln von einander getrennt. Jeder Finger hat drey Gelenke, ausser dem Daumen, der nur zwey hat, das dritte oder äusserste läuft in einen Nagel aus, welcher länglich, spitzig oder scharf, oberwärts gewölbet, einwärts hohl, am Daumen und kleinen Finger überaus klein; an den drey mittleren Fingern gleich lang und breit ist. Sie stehen in einer Reihe der Breite nach aneinander, die knorpliche Fortsätze aber, die sich drey oder vier Zoll lang erstrecken, sind weich; sie hangen, wann das Thier sich kratzet, rückwärts, und sind dem Thiere nicht hin-

derlich. Diese Nägel mitten zwischen den Lappen der Finger haben den Nutzen, daß sie auf schlüpfrigen Steinen feste stehen und darauf gehen können.

Der Schwanz ist kurz, comisch, am Ende spitzig, und zwey Zoll lang, auch wo er über dem Hintern sich weiter erstrekt, niedergedrückt, hanget zwischen den Füssen, und ist mit einer rauchen Haut schlodericg umgeben, daß die Schwanzknochen in ihrer Haut als in einer Scheide stecken, auch nach Gutbefinden herausgelassen, und wieder hinein gezogen werden können.

Die Haut ist dicke wie am Meerkalb, die Haare eben wie an diesem, aber viermal länger; sie stehen straubig und sehr dichte. Die äusserste Haut hat eine überaus weiche Wolle die braunroth, oder doch etwas röthlicht aussiehet An männlichen Thieren sind die Haare schwarz, an sehr alten aber werden ihre Spitzen grau; die Weibchen haben aschfarbene Haare. An vielen sind die Haare zum Theil aschfarben, zum Theil röthlicht. Man braucht die Haut, wie die Haut der Seehunde; hingegen die Felle von Jungen die aus trächtigen Thieren geschnitten worden, und bey den Russen Wiporotki heissen sind sehr theuer.

Diese Bäre werden im Frühjahr und im September, wenn sie vor den Kurilischen Inseln vorbey ziehen, bey dem Auslauf des Flusses Dschupanowa sparsam gefangen, von da aber, bis zum Vorgebürge Kronozki sind sie häufiger. Alle die im Frühjahr gefangen werden, sind Weibchen und die meisten hochträchtig. Vom Anfange des Junius sind sie an keinem Orte mehr zu sehen, bis zu Ende des Augusts, alsdenn kehren sie mit ihren Jungen nach den mittägigen Gegenden zurück Die Heiden, sagt Steller, haben sich lange die Köpfe zerbrochen; von welchem Orte diese Thiere im Frühjahre herkämen? wohin sie zu der Zeit, da sie am fettesten und trächtigsten sind in so unzähligen Heerden zögen? warum sie im Herbste ganz mager, vertrocknet und kraftlos mit ihren Jungen zurükkehren, und wo sie hingiengen? ohne etwas gewisses finden zu können. Seine Meinung darüber ist folgende. Diese Meerbäre sind eine herumschweifende Art die ihre Wohnung verändert, wie die Schwäne, die Isatis, die Forellen u. s. w. Weil nun die Isatis wegen Mangel der Speise fortziehen, die Fische und Vögel aber einen sichern Ort suchen, ihre Jungen auszuhecken, oder auch sich zu begatten, sich zu erholen u. d. gl so erwählen sie dazu einsame Oerter, sich ihren Feinden zu entziehen und Ruhe zu geniessen: auf eine ähnliche Weise wenden sich die Meerbäre an mitternächtige Oerter, und nach den unbewohnten Inseln, die sehr häufig zwischen Amerika und Asien sind, und vom 50, 56 Grade sich erstrecken. Die Ursachen sind folgende:

1) Damit die Mütter im Monate Junius daselbst auf dem trockenen Lande gebähren, und nach der Geburt durch ungestörte Ruhe ihre Kräfte wieder erlangen mögen. Das Junge wird daselbst erzogen, genährt, und wächst innerhalb drey Monate so groß, daß es vermögend wird, den Alten zu folgen, wenn sie im Herbste zurücke kehren. Die Jungen werden zwey Monate gesäuget: Die Mütter haben zwey Brüste, die neben der Schaam liegen. Sie gebähren nur ein Junges, selten zwey: Nach der Geburt beissen sie, wie die Hunde, den Jungen die Nabelschnur los, kauen sie vorne zu, und lecken sie hernach, um das Blut zu stillen, bis sie trocken wird. Die Nachgeburt verschlingen sie sehr begierig. Sie werden mit offenen Augen gebohren, und bringen zwey und dreyßig Zähne mit. Die vier grossen Hundszähne aber, mit welchen sie kämpfen, kommen erst vier Tage nach der Geburt hervor. Ihre Haut glänzet von Schwärze, wenn sie gebohren werden; am vierten oder fünften Tag aber werden die Haare unter den Vorderfüssen allmählig von Farbe, wie die Ziegen des Plinius. Nach einem Monat wird auch der Bauch und die Seiten bunt von dergleichen untermischten Haaren. Die Weibchen sind an Grösse, Dicke und Stärke von den Männchen unterschieden, so daß man sie leicht für eine andere Art ansehen möchte. Sie sind auch furchtsam und nicht so grimmig. Ihre Jungen lieben sie sehr. Diese Weibchen liegen nach der Geburt mit ihnen Heerdenweise am Ufer, und bringen die meiste Zeit mit schlafen zu; die Jungen aber fangen gleich in den ersten Tagen an mit einander zu spielen, und erweisen einander alle geile Bezeugungen, wie die Alten; sie üben sich im Streiten, einer wirft den andern zu Boden; der Vater kommt mit einem Gebrumme herzu, jaget die Zankenden auseinander, küsset den Sieger und lecket ihn mit der Zunge; bemühet sich ihn mit dem Maule auf die Erde niederzustossen; je heftiger

sich

sich dieser widersezt desto lieber hat er ihn; aber aus einem faulen und müßigen Jungen macht er sich wenig. Daher halten sich einige beständig bey dem Vater, andere bey der Mutter auf. Die Männchen begatten sich mit viel Weibchen, mancher hat oft bis auf fünfzig, welche er sorgfältig und argwöhnisch bewahret, und wenn ein anderer nur ein wenig nahe kommt, so geräth er in Wuth. Obgleich viele tausende beysamen liegen, so siehet man sie doch allezeit in Heerden getheilt, davon jede Heerde eine besondere Familie ist, bey der auch noch die Jährlinge sind; denn diese haben noch keine Weiber. Eine solche Familie ist oft hundert und zwanzig stark. Auf eben diese Weise schwimmen sie im Meere in besondern Haufen. Alle die Weiber haben, sind alsdenn munter, die Alten aber, auch die ausgedient haben, und die unvermögend sind, aber auch von ihren Weibern verlassen werden, müssen einsam seyn und ihr Leben mit Schlaf und Hunger zubringen. Sie sind indessen die fettesten und zuerst gleichsam als die Weegweiser, allein ohne Weiber auf die Insel Bering gekommen; sie waren alle Männchen und stanken häßlich. Diese murrischen Alten sind auch am grausamsten. Sie leben einen ganzen Monat lang an einem Orte auf dem Lande ohne Speise und Trank. Was aber vorbeygehet, fallen sie mit äusserster Grausamkeit an; sie stürben lieber hundertmal, als daß sie von ihrem Orte wichen: daher wenn sie einen Menschen sehen, so gehen sie ihm entgegen und halten ihn auf; unterdessen besetzt ein jeder von den übrigen seinen Ort, und ist zum Schlagen fertig. Wenn man Steine auf sie wirft beissen sie darein wie die Hunde, und werden nur heftiger. Wenn auch einem die grossen hervorstehenden Augen ausgeschlagen und die Zähne entzwey geworfen sind, so weicht er doch nicht von seinem Orte, er darf es aber auch nicht thun, weil andere dem Flüchtling nachsetzen und ihn sehr übel behandeln, und ihn wohl zerreissen. Dieses aber macht, daß sie die Kämpfe gegen Menschen gemeiniglich verliehren, indem eines das andere, aus Argwohn, als hätte es weichen wollen, anfällt, und also unzählige Zänkereyen unter ihnen entstehen, wobey man unter erschröcklichem Brummen und Brüllen tausend blutige und lächerliche Aufzüge sehen kan. Wenn zwey wider einen streiten, so kommen andere dem Ueberwältigten zu Hülfe und leiden nicht, daß die Parthie ungleich ist. Indessen erheben andere, die im Meere schwimmen den Kopf, und sehen zu, endlich werden sie auch hitzig, gehen auf das Land, mengen sich in den Streit und vermehren das Blutbad, und die Menschen sind unterdessen sichere Zuschauer, wozu besonders die blindgemachten helfen, die so wohl ihre Freunde, als Feinde anfallen. Wenn zwey mit einander streiten, so dauert es oft eine Stunde lang, darauf machen sie einen Stillstand, liegen neben einander, lechzen und erholen sich: stehen aber auch wieder auf, nehmen jeder seinen gewissen Ort ein, neigen die Köpfe gegeneinander, und hauen aufwärts; Jeder bemühet sich nur die Hiebe des andern abzuhalten; und so lange sie noch an Kräften einander gleich sind, hauen sie nur nach den Vorderfüssen; wenn aber einer dem andern überlegen ist, so ergreift er den schwächern mit den Zähnen und dem Rachen, schüttelt und wirft ihn zu Boden; so bald aber die, welche nur zusahen dieses erblicken, so laufen sie herzu, dem Unterdrükten Hülfe zu leisten.

Mit ihren Zähnen machen sie so grosse und grausame Wunden, als ob sie von Säbelhieben herrührten. Nach dem Streit gehen sie nach dem Wasser, sich abzuspühlen.

Die Ursachen des Streits sind 1) die Weiber, wenn einer dem andern eines entführet, oder dem Vater eine erwachsene Tochter rauben will; die Weibchen sehen dabey zu und folgen dem Sieger 2) der Ort, wenn einer des andern Stelle einnimmt; wenn der Ort allzuenge ist; wenn der eine die Nachbarschaft aus Geilheit sucht, und Verdacht erreget. 3) Weil sie vor recht und billig zu halten scheinen, daß es unter dem Kampf ordentlich zugehe, und damit es nicht zu weit komme.

Sie lieben ihre Kinder und Weiber über die Maassen, und werden von beyden gar sehr gefürchtet. Die Grausamsten wüthen wider die Ihrigen und üben eine unumschrenkte Gewalt wider sie aus. Wenn Steller mit seinen Leuten an einen Ort gerieth da lauter Weibchen waren, und sie ihnen die Jungen wegschleppten, so hörte das Männchen, wenn die Mutter entfliehen können, aus Furcht aber die Jungen zurückgelassen, auf mit den Räubern seiner Kinder zu streiten, ergrif sein Weib, warf es mit seinen Zähnen in die Höhe, auch zwey bis dreymal

mit Brummen an die Felsen, daß es halb tod liegen blieb; wenn das Weibchen wieder zu sich selbst gekommen war, so kroch es demüthig zu den Füssen des Männchens, küßte es, und vergoß in so grosser Menge Thränen, daß die ganze Brust davon naß wurde. das Männchen gieng dabey mit beständigem Brummen hin und her, wandte die Augen fürchterlich herum, und warf den Kopf von einer Seite zu der andern. Endlich, als es sie mit seinen Jungen weggehen sahe, so weinte es so heftig als das Weibchen. Eben so weinen sie über Wunden, oder wenn sie sich nicht rächen können. Dieses aber hat man auch an gefangenen Meerkälbern bemerket.

Die andere Ursache, warum die Meerbäre sich im Frühjahre nach der Morgenseite, und an die wüste Inseln sich begeben, ist ohne Zweifel diese, damit sie sich durch Ruhe, Schlaf und drey Monat langes Fasten von der allzubeschwerlichen Fettigkeit entladen. Denn im Brachmonat, Heumonat und August thun sie nichts auf dem festen Lande als daß sie schlafen. Sie bleiben an einem Orte müßig liegen, brüllen, gähnen und strecken sich aus; und nehmen weder Speise noch Trank zu sich, welches Steller aus eigener Erfahrung hatte.

Sie vermischen sich so, daß das Männchen oben, das Weibchen unten ligt; und reitzen einander hauptsächlich gegen Abend. Eine Stunde vorher begeben sich beyde ins Meer, schwimmen sanfte miteinander, und kehren hernach auf das Land zurück. Das Weibchen legt sich auf den Rücken, das Männchen aber kommt aus dem Meere über sie, stützt sich auf die Füsse, und übet seine Wollust mit der grösten Hitze aus, drücket aber das Weibchen so sehr und senket sie mit der schwehren Last seines Körpers so tief in den Sand, daß nichts als der Kopf hervorragt; Er selbst aber sinket so tief mit den Vorderfüssen nach, daß er endlich das Weibchen mit dem ganzen Leibe drücket. Steller sahe ihnen einmal über eine Viertelstunde zu, ohne daß sie ihn bemerkten, bis er dem Männchen eine Maulschelle gab, worüber es so zornig wurde und ihn mit solchem Brummen anfiel, daß er Mühe hatte zu entkommen; da es ihn aber noch von ferne sahe, sezte es das, was es angefangen hatte, noch eine ganze Viertelstunde fort.

Wenn sie auf dem festen Lande zum Zeitvertreib liegen und schreyen, so gleichet ihre Stimme dem Brüllen der Kuhe, denen die Kälber genommen worden; im Kampfe brummen und brüllen sie, wie die Bäre; nach erhaltenem Siege aber machen sie ein lautes und wiederholtes Geräusche oder Gezische, wie die Heimen, die sich in den Häusern verbergen. Ein verwundeter und überwältigter seufzet sehr stark, und bläset wie eine Katze. Indem sie aus dem Meere gehen, schütteln sie den Leib ab, streichen die Brust mit den Hinterfüssen, und machen ihre Haare zurechte. Das Männchen leget das Aeusserste der Lippen an die Lippen des Weibchens Wenn die Sonne scheinet so liegen sie in der Wärme und kehren die Hinterfüsse in die Höhe, und ziehen sie hin und her, wie die schmeichelnde Hunde mit dem Schwanze wedeln Bald liegen sie auf dem Rücken, bald auf dem Bauche; bald legen sie sich rund zusamen; bald sind sie ausgestrekt auf einer Seite und drücken die Vorderfüsse an den Leib. So feste sie aber schlafen, so merken sie doch die Gegenwart eines Menschen bald, wenn er auch noch so leise gehet, und ermuntern sich.

Von dem Muth der Alten haben wir schon geredet; doch begeben sich auch öfters ganze Heerden in die Flucht. Wann jemand mit dem Munde pfeift, so fliehen die Weibchen. Auch stürzen sich ganze Heerden erwachsener in das Meer, wenn sie unvermuthet mit grossem Geschrey überfallen werden. Doch schwimmen sie gemeiniglich am Ufer hinter den Leuten her und betrachten sie mit einer Art von Verwunderung. Sie schwimmen sehr schnell und können in einer Stunde leicht zwey deutsche Meilen zurück legen. Wenn sie im Meer mit Haken verwundet werden, ziehen sie den Kahn so reissend nach sich, als ob er flöge; sie kehren ihn auch nicht selten um. Sie schwimmen auf dem Rücken, dergestalt, daß die Vorderfüsse niemals zu sehen sind, die hinteren aber bisweilen hervor blicken. Sie dauren lange unter dem Wasser; wenn sie aber sehr von Kräften gekommen sind, gehen sie hervor und schöpfen Luft. Sie schwimmen gerne am Ufer, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken, und gehen nicht leicht tief unter Wasser. Wenn sie von dem festen Lande in das Meer springen, so überwerfen sie sich, daß der Kopf zuerst in das Wasser kommt, eben wie ein Rad, das sich umdrehet.

Wenn

Wenn sie auf Felsen klettern, so besteigen sie solche nach Art der Meerkälber, mit den Vorderfüssen, den übrigen Körper ziehen sie hinter sich her, machen den Rücken krumm, und ziehen ihn nach sich mit herabhängendem Kopfe. Im Laufen übertrift sie kaum ein schneller Laufer, zumal die Weibchen, weswegen es auch nicht rathsam ist, mit ihnen anzubinden, wenn man nicht auf steile Anhöhen seine Zuflucht nehmen kan.

Die Meerottern fürchten sich sehr vor ihnen, und werden selten neben ihnen gesehen; und die Meerkälber eben so wenig; die Meerlöwen aber wohnen in grossen Heerden unter ihnen, und machen sich furchtbar, so daß die Meerbären sich in ihrer Gegenwart nicht leicht in einen Streit einlassen, und nicht einmal ihre Weibchen abhalten, wenn die Meerlöwen mit ihnen scherzen.

Aus dem Meere um die Kamtschatjischen Länder gehen sie selten auf das feste Land, und werden von den Einwohnern mit einem eisernen Hakenspieß, den man Nosok nennet, fast wie man harpunieret, verwundet, und getödtet. An die Alten und Grossen aber wagen sie sich nicht mit ihren Kähnen und bringen nur allein die hochträchtigen Weibchen um.

Steller hat befunden, daß die grösten achthundert Pfund gewogen haben.

Dampier erzählet von einer Amerikanischen Insel Ferdinands bey Chili unter dem 36 südlichen Grad der Breite, er habe auf diesem Lande, wie Steller auf der Berings-Insel, das ganze Ufer voll unzähliger Meerkälber, Meerlöwen und Meerbäre angetroffen, die diese Ufer Heerdenweise bedekt hätten.

Der Meerlöwe.

Dieses Thier, welches bey den Kurilen, Kamschatjern und Russen Siwutscha heisset, ist noch so schwehr als der Meerbär. Die grösten männlichen Thiere betragen sechzehnhundert Pfund im Gewicht, und an der Grösse gedoppelt so viel, als der gröste und älteste Meerbär. Die Weibchen sind kürzer von Leibe als die männlichen Thiere, auch schlanker mit kahlen Hälsen, indem ihnen die starre und krause Haare, welche das männliche Geschlechte als eine Mähne trägt, mangeln. Die junge Meerlöwen sind schon wenn sie gebohren werden, mehr als noch einmal so groß als ein junger Meerbär.

Ein anderer grosser Unterscheid bestehet in der Farbe der Haare. Der Seelöwe hat eine viel dickere Haut, als der Seebär, und ist mit starren dichten Haaren bekleidet; die Haare sind feuerroth, wie an Kühen; an alten Thieren ist sie blässer, an jungen hochrother, an den Weibchen lebhafter, wie Oker oder Bergroth. Die ganz jungen sind kastanienbraun, einige aber kaum anders als braunschwarz.

Der Kopf ist grösser als am Meer- oder Seebär, die Nase ausgestrekter, und ein wenig aufwärts gebogen; die Zähne sind überaus groß, viermal länger und breiter als am Meerbär, mit denen sie sonst an Zahl und Ordnung überein kommen. Die Augen sind sehr weit, das Fleisch im grossen Augenwinkel hervorragend, und von Zinnoberfarbe. Der Augapfel funkelt wie ein Smaragd, das übrige vom Auge glänzet wie polirtes Elfenbein, und siehet von vielen äusserst zarten Aestgen kleiner Adern schön bunt aus. Es hat Augenwimpern, und im grossen Augenwinkel noch eine fleischichte Haut, das Aug zu verdecken.

Die Ohren sind conisch, stehen in die Höhe, und haben anderthalb Zoll Länge, wie am Meerbär.

Sie haben über dieses dichte, aufrechtstehende gekräuselte Haare um den Hals, die desselben Umkreis vergrössern, und seine Gestalt verschönern. Die Weibchen haben keine Mähne, und sind auch schlanker von Leib und Halse, als die Männchen. Alles übrige kommt aufs genaueste mit dem Seebär überein.

Dieses Thier so gräßlich es aussiehet, und so stark es ist, fürchtet doch den Menschen so sehr, daß es, wenn es ihn nur von Ferne erblickt, vom festen Land in das Meer eilet. Wird es auch im tiefen Schlafe von einem Menschen aufgewekt, so entsezt es sich so sehr, daß es unter Seufzen entläuft, und auf der Flucht beständig fällt, weil es vor Zit-

tern und Angst seiner Glieder nicht mächtig ist. Treibet man es aber so sehr in die Enge, daß ihm alle Gelegenheit zu fliehen benommen ist, so gehet es gerade auf den Beleidiger los, wirft vor Zorn den Kopf hin und her, brummet, brüllet und jaget auch den herzhaftesten Mann in die Flucht. Aus dieser Ursache wird es auch von den Kamtschadalen niemals im Meere verfolgt, weil es die Kähne umstösset, und die Jäger aufs grausamste tödtet, sondern man stellt ihm nur auf dem Lande hinterlistig nach. Wenn das Thier schläft, so kriechet einer, der sich auf seine Kräfte verläßt, stillschweigend gegen den Wind an dasselbe, mit einem eisernen oder knöchernen Spiesse, welcher von dem Hefte abgehet und Nosok genennet wird, und stößt ihn durch die Vorderfüsse, die übrigen halten den Riemen, welcher aus dem Felle eines solchen Thieres gemacht wird, und an gedachtem Wurfspiesse feste ist, und wickeln ihn etliche mal um einen festen Stein oder Pfahl. Indem nun das verwundete Thier erwachet, so schiessen andere von Ferne entweder mit Pfeilen, oder sie werfen einen Spieß in ihn, der an einen Riemen gebunden ist; endlich wenn das Thier keine Kräfte mehr hat, so durchbohren sie es mit Spiessen, und schlagen es mit hölzernen Keulen todt. Sie schiessen es auch mit vergifteten Pfeilen, und gehen davon. Das Thier wird durch das Gift gezwungen aus dem salzigen Wasser, welches seinen Schmerz vermehret, an das Land zu gehen, wo es etwan getödtet wird, oder in vier und zwanzig Stunden an seiner Wunde stirbt. Wer ein solches Thier tödtet, läßt sich für einen tapferen Mann halten, und der Ruhm treibet sie so sehr auf seinen Fang, als der Vortheil, den sie von dem guten Fleische u. s. w. ziehen.

Die Meerlöwen begatten sich mit vielen Weibern. Ein Mann hat oft zwey, drey oder vier. Diese gebähren im Anfange des Heumonats auf dem festen Lande, jede nur ein Junges, welches von der Mutter gesäuget wird. Weil sie sich im August und September begehen, so sind sie wahrscheinlich neun Monate trächtig. Sie begatten sich wie die Meerbäre. Die Männchen halten die Weibchen werth und begegnen ihn nicht so hart wie die Meerbäre; sie vergnügen sich sehr an den Schmeicheleyen ihrer Weibchen, und vergelten solche mit häufigen Gegenbezeugungen, ihre Liebe zu verdienen. Für ihre Jungen sorgen weder Väter noch Mütter sehr, und diese drücken sie öfters im Schlaf todt. Sie machen sich auch gar nichts daraus wenn man die Jungen vor den Augen der Alten schlachtet, und ihnen die Eingeweide vorwirft. Die Jungen sind nicht so munter und lebhaft, als die jungen Meerbäre; sie schlafen beständig oder spielen ganz schläfrig mit einander; sie sind auch eben so nachläßig bey ihren Versuchen zur Geilheit. Gegen Abend begeben sich die Mütter mit ihren männlichen Jungen in das Meer, und schwimmen geruhig am Ufer. Wenn die Jungen müde werden, so setzen sie sich den Müttern auf den Rücken und ruhen aus, die Mutter aber wälzet sich wie ein Rad, wirft die trägen Jungen ab, und gewöhnet sie zum schwimmen. Die Jungen, die nur erst gebohren werden können nicht schwimmen, sondern schlagen das Wasser nur unordentlich und eilen zum Ufer, wenn sie in das Meer geworfen werden.

Ob sich gleich diese Thier sehr vor Menschen fürchten, so werden sie ihn doch gewohnt und zahm. Steller hat sich einmal sechs Tage lang mitten unter ihrer Heerde, nur auf einem erhabenen Ort in einer Hütte aufgehalten. Sie lagen rings um ihn her, sahen das Feuer an, und was er machte, entflohen auch nicht mehr, ob er gleich mitten unter ihnen herum gieng, die Jungen ergrif, tödtete und beschrieb. Sie trieben auch ihre Geilheit, stritten unter einander heftig über den Ort und über die Weiber, und kampften auf gleiche Weise, und mit gleicher Hitze, wie die Meerbäre.

Die alten und abgelebten Meerlöwen werden um den Kopf grau, und leben ohne Zweifel überaus lange. Sie brüllen wie die Ochsen, die Jungen blöken wie Schaafe. Die sehr Alten und Abgelebten geben einen Geruch von sich, der aber weit gelinder und nicht so stinkend ist, wie von alten Meerbären. Sie halten sich sowohl im Frühlinge, als auch im Winter und Sommer auf der Berings Insel, aber nur um gewisse Oerter auf, die steinicht und sehr abschössigt sind; nichts destoweniger aber kommen auch andere jährlich bey angehendem Frühlinge mit den Meerbären zugleich dahin. Steller hat sie in grosser Anzahl an den Amerikanischen Ufern gesehen. In den Ländern von Kamschatja werden sie fast zu aller Zeit angetroffen; sie erstrecken sich nicht über den 56 Grad Nordbreite. Man fängt sie häufig um

das

das Vorgebürge von Kronozky, bey der Insel Ostrowna, ja um den Meerbusen von Awatscha, von da bis zum Vorgebürge Lapatka in den Kurilischen Inseln, und wohl auch bis zur Insel Matmey. In dem Penschinischen Meere wird man sie niemals gewahr.

Diese Thiere rauben die Fische und Meerkälber, vielleicht auch Meerottern, und andere Meerthiere. Die Alten fressen im Junio und Julio entweder wenig oder gar nichts, sie sind nur dem Müssiggange und Schlaf ergeben, und werden während dieser Zeit sehr mager.

Sonst gehet die Rede, sagt Steller, von einem andern Meerthiere, das bey den Russen und Heyden ein Meerbär genennet wird. So viel mir aus der Erzählung der lezteren bekannt ist, lebet es im Wasser und auf der Erde, hat Aehnlichkeit mit dem Bär, und ist sowohl auf dem festen Lande als im Meere sehr wild und grausam. Man erzählet, daß dasselbe im Jahr 1736 einen Kahn umgeworfen und zwey Menschen zerrissen habe. Die Fischer entsezten sich gar sehr über sein Brüllen, das wie von einem Bär laute, höreten sodann geschwind auf den Fischottern und Meerkälbern nachzusetzen, und eileten dem festen Lande zu. Es habe weisse Haare, finde sich an den Kurilischen Inseln, und noch häufiger um Japonien. In hiesigen Gegenden bekomme man es selten zu sehen. Was ich davon glauben soll, weiß ich selbst nicht; denn keiner hat doch jemals ein solches umgebrachtes Thier gesehen.

Dieses sind die Thiere von welchen Büffon sagt, daß sie vielleicht zu den Phoken gehören, und bey denen auch das ovale Loch des Herzens beständig offen ist. Wir wollen es dem Leser, der sie nur aus der Beschreibung kennt, überlassen, ob er dem Büffonischen Vielleicht beytreten will. Wir haben aber lieber die Nachrichten von einem Manne entlehnet, der sich mitten unter ihren Heerden mit ihrer Beschreibung beschäftiget hat, als dasjenige wiederholt, was von Büffon aus einigen Reisebeschreibern zusamen gelesen und verglichen worden ist.

Uebrigens erwähnet Egede in seiner Beschreibung und Naturgeschichte von Grönland unter seinen Robben, Phoken oder Seehunden, einer Art, die man Klapmützen nennet, weil sie gleichsam eine Art von Mütze auf dem Kopfe hat, welche sie über ihre Augen niederlassen kan, wenn sie Streiche auf den Kopf befürchtet.

Der Morse oder das Walroß.

Dieses Thier hat verschiedene Namen. Bey Jonston und andern heisset es Rosmarus, rußisch Morss, englisch Seakow, angelsächsisch Hors-Hwal, französisch Vache marine. Holländisch Walros. Die französische Benennung ist gar nicht geschikt, theils weil das Thier mit der Landkuh nicht die geringste Aehnlichkeit hat, theils weil er, wenn man ihn in unsere Sprache übertragen wollte, eine Verwirrung veranlaßte, indem wir bereits ein Thier Manati haben, welchem man den Namen Seekuh giebt. Der Name Meer-Elephant ist nicht so unschiklich, indem der Morse, wie der Elephant, zween grosse elfenbein ähnliche Hauzähne hat, die aus dem Oberkinnbacken hervorgehen. Sein Kopf gleichet ebenfalls dem Kopf des Elephanten, und er würde demselben auch in Ansehung dieses Haupttheils völlig ähnlich seyn, wenn ihm nicht der Rüssel fehlte. Aber so wie dieser, dem Elephanten so nüzliche Theil abgehet, so ist er auch des Gebrauchs der eigentlichen Arme und Beine beraubt. Diese Gliedmassen sind, wie bey den Phoken, von seiner Haut umschlossen, und blos die beyden Hände und Füsse ragen auswärts hervor. Sein Leib ist lang gestrekt, hat einen dick hervorgeworfenen Vordertheil, wird nach hinten zu immer dünner, und ist überall mit einem kurzen Haare bedekt. Die Zähen an den Füssen und Händen sind in eine Haut eingefaßt und am Ende mit kurzen spizigen Nägeln beset. Dicke Borsten umgeben das Maul in Form eines Knebelbartes; Die Zunge ist vorn ausgehölet; die Ohren sind ohne Muscheln. Daher der Morse, wenn man ihm die beyden grossen Hauzähne hinwegnimmt, und die Schneidezähne, die ihm sowohl oben als unten fehlen, ein völliger Phoke, nur weit grösser, dicker, und stärker ist. Die grössesten Phoken sind höchstens sieben bis acht Schuhe lang, die Morsen gemeiniglich zwölfe, und es gibt deren, die sechzehn Schuh

in der Länge, und acht bis neun im Umfange haben. Der Morse bewohnet auch mit dem Phoke einerley Gegenden, und sie werden fast immer beysamen gefunden Sie halten sich nach einerley Instinkte bald im Wasser auf, bald gehen sie zu Lande; sie klettern beyde auf die Eisschollen oder Eisfelder; sie säugen und erziehen ihre Jungen auf einerley Art; ihr Fraß ist einerley; sie ziehen beyderseits Schaarenweise. Allein der Morse ist nicht so sehr dem Abfalle von der Art ausgesezt, als der Phoke; er streicht auch, wie es scheint, nicht so weit, ist mehr an sein Klima gebunden, und wird selten anderswo, als in den nördlichen Meeren angetroffen.

Von diesen Thieren gibt Zorgdrager in seiner Beschreibung des Wallfischfanges und der grönländischen Fischerey folgende Nachricht Man fand vor Zeiten in der Horizont- und Klokbay viele Morsen und Phoken, aber heutiges Tages sind nur wenige da Sowohl diese, als jene begeben sich, wenn der Sommer am wärmsten ist, auf die Erdebenen, womit diese Bayen umgränzt sind, und man sieht bisweilen achtzig bis zweyhundert in einer Schaar beysamen, vornehmlich Morsen, die einige Tage so wegliegen können, bis der Hunger sie wieder in die See treibt. Diese Thiere kommen nach dem äusserlichen Ansehen den Phoken sehr nahe, sie sind aber stärker und grösser. Ihre Pfoten sind, wie bey den Phoken, in fünf Zähen abgetheilt, allein die Nägel daran sind kürzer, und ihr Kopf ist dicker, runder, und stärker Die Haut des Morse, besonders nach dem Halse zu, ist einen Zoll dick, gerunzelt und mit einem Haar von verschiedenen Farben bedekt Sein Oberkinnbacken ist mit zween Zähnen bewaffnet, die eine halbe oder ganze Elle lang sind Diese sind an der Wurzel hohl, und werden immer grösser, je älter das Thier wird. Man sieht zuweilen einige, die nur einen solchen Zahn haben, weil der eine entweder im Kampf oder durch das Alter verlohren gegangen ist. Dieses Elfenbein ist gemeiniglich theurer, als das vom Elephanten, weil es dichter und härter ist. Das Maul des Morsen gleichet einem Ochsenmaule, und ist oben und unten mit hohlen und spitzigen Borsten besezt, die so dick als ein Strohhalm sind. Oberhalb des Mauls finden sich zwey Nasenlöcher, aus denen sie, gleich den Wallfischen, das Wasser in die Höhe blasen, doch ohne ein starkes Geräusch dabey zu machen. Ihre Augen sind blitzend, roth, und während der Sommerwärme ganz feurig; und da sie alsdenn den Druck des Wassers an den Augen nicht leiden können, so halten sie sich auf den Erdflächen zu keiner Zeit lieber auf, als im Sommer. In der Gegend nach Spitzbergen siehet man viele Morsen. Man ersticht sie am Lande mit Lanzen Ihre Zähne und ihr Speck bringen vielen Vortheil. Ein Zahn von mittelmäßiger Grösse wiegt drey Pfund, und ein Morse liefert eine halbe Tonne Thran. Wenn man einem solchen Thiere auf dem Eise oder im Wasser nahe genug gekommen ist, so schießt man mit einer Harpune nach ihm, die aber nicht selten an der harten und dicken Haut abglitschet; wenn sie aber durchgegangen ist so zieht man das Thier mit dem Taue vor die Steven der Schaluppe und tödtet es völlig. (Aus der Haut wird ein sehr gutes Leder bereitet) Ein Morse ist gewöhnlich schwehrer als ein Ochse Es hält eben so schwehr die Morsen mit Rudern einzuhohlen, als die Wallfische. Weil der Stoß auf seiner dicken Haut nicht leicht eingehet, so zielet man, wenn man es mit der Lanze angreift, nach den Augen des Thiers, welches dadurch gezwungen wird, den Kopf umzudrehen und die Haut in der Gegend der Brust straff zu machen, worauf man auf diesen Theil zustößt und so schnell als möglich die Lanze zurück zieht, damit sie das Thier nicht fasse, und den Thäter mit den Zahnen oder der Lanze selbst verletze. Man findet diese Thiere nur in Gegenden, die wenig befahren werden, als auf dem Moffeneylande, hinter dem Vorlande, an den Landstrichen, die die Horizont- und Klokbay umgeben, und anderwärts auf sehr erhabenen Erdflächen und Sandbänken, wo selten Schiffe hinkommen. Und selbst diejenigen, die man da antrift, sind schon durch ausgestandene Verfolgungen gewitzigt worden, und halten sich ganz nahe am Wasser, um desto schneller entwischen zu können. Vor Zeiten, und ehe noch die Verfolgung dieser Thiere recht angegangen war, begaben sie sich sehr weit Land einwärts, so daß sie auch bey der Flut ziemlich weit vom Wasser waren, und daß man ihnen zur Ebbzeit mit leichter Mühe ankam. Wann sie verwundet sind, so werden sie wüthend, und hauen mit ihren Zähnen von einer Seite zur andern; sie brechen oder schlagen die Waffen denen aus den Händen, die sie angreifen, und endlich stecken sie mit rasendem Grimme den Kopf zwischen

ihre Pfoten oder Schwimmhäute, und rollen sich so ins Wasser hinab. Wenn sie in grosser Anzahl beysamen sind, so werden sie so kühn, daß sie einander zu Hülfe kommen, die Schaluppen umzingeln, und sie mit ihren Zähnen zu durchhauen oder wenigstens mit Hieben gegen den Bord umzustürzen suchen. Uebrigens scheuete sich dieser Meerelephant, ehe er die Menschen kannte, vor keinem Feind, dann er hatte sogar die grausamen Bären, die sich in Grönland aufhalten, zu bezwingen gewußt.

Es scheinet, daß seine Gattung ehemals viel weiter ausgebreitet war, als sie jetzo ist. Man traf dieselbe in den Meeren der gemäßigten Zonen, in dem Meerbusen von Canada, und auf den Küsten von Acadruan an. Aber jezt ist sie in die Meere über den nördlichen Polarzirkel eingeschlossen. Man findet nur Morsen in der kalten Zone; sogar in den Gegenden die oft befahren werden, und in dem europäischen Eismeere sind nur wenige, und noch weniger um Grönland, in der Strasse Davis und in andern nördlichen Strichen von Amerika, indem sie durch den Wallfischfang fortgescheucht sind. Noch seltener findet man sie in den Meeren der milden Zonen. Die Gattung aber, die sich unter dem heissen Himmelsstriche und im ostindischen Meere findet, ist von den nordischen Morsen verschieden. Diese scheuen sich aller Vermuthung nach entweder vor der Hitze oder vor der Salzigkeit der südlichen Meere; sie haben dieselben niemals durchstrichen, und sind daher auch nach dem andern Pole zu niemals gefunden worden, da man doch sowohl die grossen als kleinen Phoken unseres Nordens, und zwar in grösserer Menge, als bey unsern Polarlaudern, daselbst siehet.

Inzwischen kan doch der Morse wenigstens eine Zeit unter einem gemäßigten Himmelsstriche leben. Evrard Worst hat einen vierteljährigen in England lebendig gesehen. Man brachte ihn alle Tage nur eine kurze Zeit ins Wasser, und sonst kroch er auf der Erde herum. Er sahe grimmig und auf seine Kräfte trotzig aus, so bald man ihn berührte; und schnob sehr stark mit seinen Nasenlöchern. Dieser junge Morse war so groß als ein Kalb, und einem Phoke sehr ähnlich. Er hatte einen runden Kopf, grosse Augen, platte und schwarze Nasenlöcher, die er nach Willkühr bald öfnete bald verschloß. Er hatte blos Gehörgänge. Die Oefnung seines Rachens war zimlich klein; der Oberkinnbacken war mit einem Knebelbarte von dicken und steifen knorplichten Haaren versehen; der Unterkinnbacken war dreyeckigt, die Zunge dick und kurz, und der innere Rachen an beyden Seiten mit platten Zähnen besezt. Die Vorder- und Hinterfüsse waren breit, und der Hintertheil des Leibes kam mit dem Phoke vollkommen überein. Die Vorderfüsse waren vorwärts, und die hinteren hinterwärts gerichtet; alle viere waren in fünf Zähen abgetheilt, die von einer starken Haut eingeschlossen wurden. Das Fell war dick, hart, und mit einem kurzen und dünnen aschfarbenen Haare bedekt. Er grunzte wie ein Schwein, und bisweilen war seine Stimme noch gröber und stärker. Man unterhielt ihn mit gekochtem Haber- und Hirsetrank, und er sog vielmehr mit langsamen Zügen, als daß er fraß.

Die Morsen begatten sich nach Art der Menschen. In der Ruthe des Männchens befindet sich, wie bey den Wallfischen ein dicker und grosser Knochen. Das Weibchen gebiert im Winter am Lande oder auf dem Eise, und wirft gemeiniglich nur ein Junges, das bey der Geburt schon so groß als ein jähriges Schwein ist. Sie können nicht immer im Wasser seyn. Sie müssen sowohl ihre Junge zu säugen, als auch um anderer Bedürfnisse willen ans Land gehen. Wenn sie auf steile Ufer und auf Eisschollen klettern müssen, so bedienen sie sich ihrer Hauzähne, die nicht ganz rund und auch nicht völlig eben, sondern vielmehr geplättet und leicht eingekerbt sind, und davon der rechte gemeiniglich ein wenig länger und stärker als der linke ist, und ihrer Vorderpfoten, um die unbehülfliche Masse ihres Körpers in die Höhe zu bringen. Einige behaupten, daß sie ihre Nahrung von Muscheln haben, die auf dem Grunde des Meers liegen, und daß sie ihre Hauzähne gebrauchen, um solche loszubrechen. Andere hingegen sagen, daß sie von einem gewissen Kraute mit breiten Blättern leben, das im Meere wächßt, und daß sie weder Fleisch noch Fisch fressen. Herr von Büffon aber glaubt, daß der Morse, wie der Phoke, vom Raube lebe, vornemlich von Häringen und andern kleinen Fischen, weil er nicht frißt, wenn er am Lande ist, und also blos aus Mangel der Nahrung wieder in die See getrieben wird.

Der Dugon.

Herr von Büffon beschreibt einen abgestuzten oder entfleischten Kopf von einem Thier, das er Dugon nennet. Nach dem Kopfe, sagt er, kommt der Dugon mit keinem andern Thiere so sehr überein, als mit dem Morse. Sein Kopf ist beynahe auf gleiche Weise durch die tiefen Fächer verunstaltet, aus welchem im Oberkinbacken die zwey halbschuhlangen Zähne hervorwachsen. Allein diese Zähne sind vielmehr Schneide- als Hauzähne, sie gehen nicht gerade aus dem Rachen hervor, wie die grossen Zähne des Morsen; sie sind weit kürzer, und dünner, und ausserdem sitzen dieselbe vor der Kinnlade und dichte bey einander, wie Schneidezähne, da hingegen die Hauzähne der Morsen einen beträchtlichen Raum zwischen sich haben, und nicht an der Spitze, sondern zur Seite des Oberkinnbackens sitzen Da Herr von Büffon glaubt die Seekuh von le Guat, Spitbergs Meerbär, und der Meerlöwe des Biri villas, seyen alle drey kein anderes Thier, als sein Dugon, sich aber nicht ganz auf seine Vermuthung verlassen will, so wollen wir statt derselben die Stelle aus Christoph Barchewitz Reisebeschreibung hersetzen, aus der Büffon seinem Kopfe die Benennung gegeben hat.

Aus meinem Hause, heißt es, so in der Insel Lethy auf einem Felsen lag, erblikte ich eines Tages zween grosse Dugons, die nahe an den Felsen und an mein Haus kamen Ich ließ sogleich meinen Fischer ruffen, und zeigte ihm diese Thiere, die da herumkrochen, und ein grünes Moos frassen, das am Gestade wächßt. Er holte alsbald seine Kameraden, die zwey Boote nahmen, und sich damit vor dem Ufer legten. Während dieser Zeit kam das Männchen, und schien das Weibchen zu suchen, und wurde auch, weil es nicht weichen wollte, mit demselben zugleich erlegt. Jedes dieser Thiere war über sechs Ellen lang, und das Männchen ein wenig gröſſer, als das Weibchen; ihre Köpfe sahen fast aus wie Ochsenköpfe; sie hatten zween grosse Zähne, die eine Spanne lang, und einen Zoll dicke waren, und wie bey wilden Schweinen über den Kinnbacken hervorragten; diese Zähne waren so weiß, als das schönste Elfenbein. Das Weibchen hatte zwo Brüste, gleich einer Frau; die Zeugungstheile des Männchens kamen mit denen vom Manne überein; die Eingeweide waren wie bey einem Kalbe beschaffen, und das Fleisch hatte auch einen Kalbfleisch-Geschmack.

Dieses Thier wird, wie Büffon sagt in den Meeren von Afrika und Ostindien gefunden.

Der Lamantin.

Der Lamantin, Manati, Seeochse oder Seekuh ist ein Geschöpf, bey welchem, wie Büffon sagt, im Thierreiche die Landbewohner aufhören, und die Völker des Meers ihren Anfang haben Wir wollen seine Naturgeschichte Stellern abborgen, weil wir glauben, daß er dem Mangel abgeholfen habe, über den Klein mit diesen Worten klaget. Wer wollte nicht einsehen, daß man bis auf den heutigen Tag zwar eine wahre und unverfälschte Nachricht dieses grossen Thieres wünschen kan; aber eine solche noch nicht angetroffen wird.

Steller ein gebohrner Windsheimer hat dieses Thier im J. 1742. auf der Insel Bering, die zwischen Amerika und Asien im Canal gelegen ist, beschrieben, und seine Nachrichten folgen hier in einem Auszuge.

Dieses Thier hält sich nur allein im Meere auf, und die, welche vorgaben, es lebe auch auf dem Lande, haben die Nachrichten der Seefahrer, die berichtet haben, es grase an den Meerufern, unrecht verstanden. Denn das Gras, welches hier gemeinet ist, ist Meergras und was noch unter dem Meer in der Gegend des Ufers wächset. Es siehet zwar im Leben seltsam genug aus, ist aber doch wegen seiner Gestalt, Bewegungsart, und um des Gebrauchs willen, der von ihm gemacht werden kan, wunderbar genug. Es hat eine dicke Haut, die mehr

der

der Rinde von alten Eichen ähnlich ist. Sie ist schwarz, rauch, runzlicht, gleichsam wie kleine Steinchen, oder Chagrin, hart und zähe, ohne Haare, und eine Axt oder Haken dringet kaum dadurch. Sie ist bis einen Zoll dicke, und wenn sie queer eingeschnitten wird, dem Ebenholze an Glätte und Farbe am allerähnlichsten. Dieses ist nur die Oberhaut, und diese ist auf dem Rücken glatt oder kahl; vom Genicke hingegen bis zur Floßfeder des Schwanzes läuft sie in lauter zirkelförmige Runzeln, und wird davon etwas ungerade; die Seiten sind sehr scharf, gleichsam wie lauter kleine Steinchen, haben viele hervorragende Theilchen, die wie Schwämme ohne Fuß aussehen (pezizas referentibus) Die Haut siehet graulich (horridus) und am meisten um den Kopf. Diese Oberhaut umgibt den ganzen Körper, gleich als eine Schale, welche öfters einen Zoll dicke ist, und bestehet aus lauter Röhrchen, wie im spanischen Rohr, welche dichte an einander perpendikular in der Haut stehen, also daß sie der Länge nach von einander getrennet werden können Durch diese Röhrchen, die an dem untersten Theile, mit welchem sie in der wahren Haut liegen, etwas rund, erhaben und dicke sind, mit einem knolligen Zwibel, wird ein dünner, wenigstens wässeriger Schleim abgesondert, und zwar an den Seiten, und um den Kopf häufiger, an dem Rücken weniger; und wenn das Thier einige Stunden auf einem trockenen Ufer ligt, so wird der Rücken ganz trocken, der Kopf aber und die Seiten bleiben beständig feucht. Diese Haut schützet die wahre Haut für dem Aufreiben an Eisschollen und Felsen, und verhindert, daß die Lebenswärme durch allzustarke Ausdünstung im Sommer nicht vergehe, oder im Winter durch allzustarke Kälte ausgelöscht werde. Man findet manchmal Meerkühe an den Ufern todt, denen die Oberhaut von den Felsen abgestossen ist, und die vermuthlich darum gestorben sind.

Auf dieser Haut haben einige Meerkühe weisse etwas grosse Flecken und Streifen Um den Kopf, Augen, Ohren, Brüste und unter den Armen sizt diese Haut voll Ungeziefer, die oft bis auf die wahre Haut durchnagen. Diese wahre Haut ligt unter ihr um den ganzen Körper; sie ist zwey Linien dicke, weich, weiß, überaus dichte oder feste, von Gewebe und Stärke, wie am Wallfische, und kan zu gleichem Gebrauch als diese angewendet werden.

Der Kopf ist gegen die Grösse des ungeheuren Körpers klein, kurz, und man sieht nicht, wo er sich endiget; an Gestalt ist er länglich und viereckigt; vom Wirbel aber gegen den Unterkinnbacken breiter; der Wirbel selbst ist platt; seine schwarze Oberhaut dem Chagrin ähnlich, fast wie zerrissen und um den dritten Theil dünner als die übrige Oberhaut, und gehet auch leichtlich ab. Der Kopf wird vom Hinterhaupte an gegen die Nase abhängiger, und abermal von der Nase nach den Lippen Der äusserste Rüssel ist acht Zoll hoch, und nimmt von der Nase an bis zum Hinterkopfe stark an Dicke zu.

Das aufgesperrte Maul ziehet sich nicht hinterwärts, sondern bleibt an der Seiten; die äusserste Oberlippe aber ist groß, platt und nach den Maulecken schief; verlängert sich über den Unterkinbacken so weit, daß, wer nur den Kopf ansiehet, vermuthen sollte, dieses Aufsperren geschehe gleichsam hinterwärts, oder doch an niedrigerer Stelle. Es ist gegen die Grösse des Thieres klein, aber doch groß genug, weil es nur allein Meergrasarten frisset. Sowohl die obere als untere Lippen sind doppelt, inn- und auswendig unterschieden.

Die auswendige Oberlippe läuft schief aus mit dem äussersten Rüssel, und stellet einen halben Zirkel vor, ist platt, aufgeschwollen, dicke, vierzehn Zoll breit, zehen Zoll hoch, weiß von Farbe, glatt mit sehr vielen Hügelchen besetzet, aus deren Mittelpunkt weisse durchscheinende Borsten vier bis fünf Zoll lang hervorgehen.

Die innwendige Oberlippe ist fünf Zoll lang, dritthalb breit, von der äussern überall abgeschieden, und nur mit ihrem Grunde daran angewachsen; sie hängt über dem Gaumen, eben wie eine Kälberzunge, ist völlig zottig, und scharf wie Besenreiß Die Oberlippe schliesset das Maul von obenher feste zu, ist beweglich, und dienet die Meerkräuter abzureissen und einzunehmen.

Die Unterlippe ist gleichfalls gedoppelt; auswendig schwarz, glatt, ohne Borsten siehet wie ein ungestaltes Herz, oder wie ein Kinn; ist sieben Zoll breit, sechs Zoll und etwas drüber lang. Die innwendige ist nur in etwas von der äusseren abgesondert, rauch und bey geschlossenem Maule gar nicht zu sehen; sie füget sich

zu der innwendigen Oberlippe, und verschließt das Maul feste.

Wo der Unterkinnbacken an den obern schliesset, da füllet den zwischen beyden noch ledigen Raum eine Menge sehr dichter und dicker Borsten, die anderthalb Zoll lang sind, und verhindern, daß im Kauen nichts aus dem Maule fallen, noch mit dem Meerwasser zugleich wieder heraus gespühlet werden kan; welches dem Thier mit dem Fraß allezeit ins Maul kommt, und wenn das Maul verschlossen ist, durch diesen Weeg wieder ausgestossen wird. Diese Borsten sind so dicke als Taubenkiele, weiß, inwendig hohl und unten mit zwiebelartigen Knöpfchen.

Wenn das Thier gerade auf dem Bauche ligt, so ist der äusserste Rüssel oder Schnautze von den Nasenlöchern bis zu den Lippen perpendikular acht Zoll hoch; läuft sowohl von der Nase zu den äussersten Lippen, als gegen die Seitenränder des Oberkinnbackens, wie eine Kräusel, vorne rund, wird hernach dicker, und sein Umfang nimmt stark zu. Die äussere Lippen sind sehr aufgelaufen, dicke und wie aufgeblasen; daran sind wie bey Katzen, viele und weite Dunstlöcher, aus deren jedem starke weisse Borsten hervortretten, die nach und nach dicker sind, je näher sie der Oefnung des Mauls kommen. Die dicksten sind die, welche zwischen den Lippen beyder Kinnbacken hervor wachsen. Sie können das Meergras damit abbeissen. Der Unterkinnbacken ist kürzer als der obere und allein beweglich, die Lippen aber bewegen sich oben und unten an beyden Kinnbacken. Wenn das Thier die unter dem Meere wachsende Pflanzen mit seinen Armen oder Vorderfüssen abgerissen hat, so putzet es dieselben mit seinen scharfen Borsten von den harten Stengeln und Wurzeln so reine ab, als ob sie weggeschnitten wären. Weil die Stengel der Meerpflanzen bey weitem zäher und dicker sind, als an Erdpflanzen, so sind auch die Lippen dieser Thiere viel fester und härter als an Erdthieren, und können weder durch Kochen noch sonst auf eine Weise weich gemacht werden.

Das Kauen geschiehet bey diesen Thieren nicht mit Zähnen, denn sie haben keine, sondern mit zwey langen Knochen, die stark und von Farbe weiß sind, und gleichsam ganze Reihen oder eine Zahnmasse vorstellen. Einer von diesen Knochen ist an dem Gaumen, der andere an dem Unterkinnbacken feste. Diese zermalmende Knochen haben unterwärts viele Löcherchen, durch welche Arterien und kleine Nerven gehen; oben sind sie so ferne glatt, daß sie mit vielen gekrümmten wellenähnlichen Furchen ausgehöhlet werden, zwischen denen Erhabenheiten hervorgehen, welche wieder in Vertiefungen des angedrückten gegensetigen Zahnbeins im Kauen eingreifen.

Die Nase stehet am Kopfe zu oberst und äusserst, wie an Pferden; der Nasenlöcher sind zwey, und durch eine dicke knorplichte Scheidewand von anderthalb Zollen abgetheilet. Die Nasenlöcher selbst sind zwey Zoll lang, und eben so weit; stehen offen, haben aber innwendig viele Krümmen oder Irrgänge. Sie sind innwendig überaus stark, runzlicht und mit einer nervichten Haut voller schwarzer Schweißlöcher ausgekleidet, aus deren jedem Borsten so dicke als ein Faden und einen halben Zoll lang gehen, und sich leichtlich ausreissen lassen.

Die Augen stehen genau mitten zwischen dem äussersten Rüssel und den Ohren, in gleicher Höhe mit dem obern Theile der Nasen, oder nur noch ein klein wenig höher; sie sind im Verhältnisse gegen den Körper sehr klein, und nicht grösser als Schaafaugen. Sie gehen aus der Haut durch ein Loch ohne Wimpern. Der Regenbogen ist schwarz, die Augenkugel gelbblau. Augenwinkel sind nicht zu erkennen.

Die Ohrenwinkel sind auswendig nur als ein kleines offenstehendes Loch; und auch dieses muß man aufs sorgfältigste suchen, wenn man es erkennen will. Es gehet kaum der Kiel einer Hünerfeder hinein.

Die Zunge ist zwölf Zoll lang, drittehalb Zoll breit, eben wie die Ochsenzunge, und läuft spitzig aus; ihre Oberfläche ist rauh wie eine Feile. Sie ligt so tief im Maule, daß viele geglaubt haben, das Thier habe gar keine Zunge.

Zwischen dem Kopfe und dem Halse ist kein Zeichen, dadurch sie sich von einander unterscheiden. Was einen Hals dunkel anzeiget, ist daß dieser Ort halb so kurz als der Kopf, auch länglichrund, und geschlanker, als der Umfang des Hinterkopfes ausziehet. Doch sind im Halse bewegliche Wirbelknochen. Der

Hals

Hals selbst beweget sich auch wirklich, welche Bewegung aber nur bey dem Fressen wahrgenommen werden kan; da das Thier den Kopf neiget, wie Ochsen auf der Weide thun.

Von den Schulterblättern bis zum Nabel wird der Körper auf einmal weiter ausgedehnt; von da aber nach dem Hintern, wird er geschwinde wieder schlank, und nimmt ab. Die Seiten sind rundartig, und so bauchig als der Bauch selbst; welcher von der übergrossen Last der Därme ganz aufgetrieben, elastisch und wie ein Schlauch aufgeblasen ist. Vom Nabel bis zum Hintern nimmt der Leib eben so wieder ab, wie von den Brüsten nach dem Halse zu.

An fetten Meerochsen, wie sie im Frühlinge und Sommer sind, ist der Rücken etwas gewölbet; im Winter aber, da sie mager werden, wird er platt, und an beyden Seiten des Rückgrades als tiefe Hohlkählen, daß man alle Gewerbe mit dem Rückgrade siehet.

Die Rippen erheben sich an beyden Seiten gegen den Rücken zu als gewölbet, und wo sie an den Geweerbeinen durch ein Umwachsen wie bey dem Menschen articulirt werden, beugen sie sich wieder Bogenweise niederwärts, und machen an demselben Orte auf beyden Seiten, wo sie sich mit den Wirbeln vereinigen, am Rücken eine doppelte Vertiefung der ganzen Länge nach.

Der Schwanz, welcher von dem sechs und zwanzigsten Wirbelknochen anfänget, und mit 35. solchen Gelenken fortgehet, ist dicke und überaus stark und läuft mit einer schwarzen Floßfeder aus, die äusserst hart und starr ist. Sie zertheilt sich nicht in Strahlen, sondern gehet in einem fort. Ihre Substanz ist wie Fischbein und bestehet aus lauter auf einander liegenden Blättern. Einen vierten Theil vom Ende ist sie geschlizt, und siehet den groben Spitzen der Kornähren etwas ähnlich.

Die Floßfeder des Schwanzes ist einer Zange etwas ähnlich, und ihre beyde Griffe oder Hörner gleich groß; auch stehen die Floßfedern des Schwanzes an den Seiten. Wenn das Thier seinen Schwanz gelinde seitwärts beweget, so schwimmet es sachte vorwärts; schläget es aber mit dem Schwanze gegen den Rücken und Bauch, so schiesset es schnell mit dem Leibe fort.

Durch seine Arme oder Vorderfüsse unterscheidet sich der Manati von allen Thieren. Denn gleich von den Schulterbeinen am Halse gehen zwey Arme an, sechs und zwanzig und einen halben Zoll lang, aus zwey Gelenken bestehend. Das oberste Schulterbein hänget mit den Schulterblättern durch flache Einlenkung zusamen.

Der Ellbogen und die Armschiene sind vorhanden wie beym Menschen; beyde grenzen mit Fußknochen, von Fingern aber ist so wenig als von Nägeln und Klauen etwas zu finden. Dieser Vorder- und Mittelfuß haben festes Fett, und sind mit vielen Flächsen-Baudern, Haut und Oberhäutchen umgeben, wie nach einem abgeschnittenen Gliede vom Menschen die Haut wieder überwächset. Allein die Haut, und besonders die Oberhaut ist allda viel dicker, auch härter und trockener, so daß die äusserste Arme eine Art von Krebsscheeren oder Roßhuf undeutlich vorstellen, wiewohl ein Pferdshuf schmäler ausläuft und schärfer, und daher zum Graben oder Abscharren noch dienlicher ist. Hinten sind diese Enden des Fusses glatt und ausgebogen, unterwärts einigermassen hohl, und voll dichter Borsten, die eines halben Zolles Länge haben, und wie scharfe Besen kratzen.

Dieser Platonische Mensch, wie ihn Rajus im Scherz nennet und sagt, Diogenes hätte keinem Hahn die Federn ausrupfen dürfen, wenn er dieses Thier gekannt hätte, richtet mit seinen Armen allerley aus. Er schwimmt damit als mit Floßfedern, gehet darauf an seichten Ufern als auf Füssen, hält sich damit feste und aufrecht zwischen schlüpfrigen Steinklippen, und gräbet und reisset Meerkräuter und Meergras vom felsichten Grunde ab. Er kan sich darauf stützen, und kräftigen Widerstand damit thun wenn er mit dem Haken getroffen ist, und an das Land gezogen wird. Er hält sich so feste, daß die Oberhaut, so weit sie um die Arme gehet, spaltet, und stückweise abspringt.

Vorne an der Brust sitzen zwo Zitzen. Jede ligt unter dem Arme, wie bey dem Menschen, und in eben solcher Gestalt, und jede ist im Durchschnitte anderthalb Fuß lang, gewölbet, und hat viele einwärts laufende Runzeln, oder schneckenförmige Wendungen. Sie haben fette und süsse Milch, so dicke und von Geschmack wie Schaafmilch.

Der Mist dieses Thieres gleichet dem vom Pferde so sehr, daß auch öfters die besten Augen davon betrogen worden sind.

Diese Thiere lieben feuchte und sandige Oerter am Ufer des Meeres; sie bleiben aber sehr gerne an den Ausflüssen der Ströhme und Flüßchen, und an deren Ufern, weil sie von den süssen Wassern, die in das Meer fällen; angelocket werden; deswegen halten sie sich daselbst Heerdenweise auf Wenn sie ihre Nahrung suchen, so treiben sie ihre noch nicht Erwachsene, und ihre ganz Junge vor sich her, umgeben sie aber hinten und an den Seiten, schliessen sie sorgfältig ein, und halten sie in der Mitte. Wenn das Meer steiget, so kommen sie so nahe an das Ufer, daß man nicht nur nach ihnen schlagen und stechen, sondern sie auch bisweilen mit der Hand auf den Rücken streichen kan. Aber daß sie sich auf Felsen legen und auf das feste Land gehen sollten, ist wider alle Wahrscheinlichkeit, daß sie wenn sie von ungefehr im Trockenen bleiben, sich weder wehren noch fliehen können, sondern sich mit Knütteln und Aexten todt schlagen lassen Ist ihnen grosses Leid geschehen, so thun sie nichts anders, als daß sie sich vom Ufer weiter als gewöhnlich entfernen, aber gar bald wieder kommen. Gemeiniglich sind ganze Familien von ihnen nicht weit von einander; ein Männchen mit dem Weibchen, einem erwachsenen und noch andern kleinen Jungen Jeder Mann scheinet nicht mehr als ein Weib zu haben; sie gebähren zu jeder Jahreszeit, am meisten aber im Herbst; aber sie scheinen länger als ein Jahr trächtig zu bleiben, und nur ein Kalb zu werfen.

Sie sind unersättlich und fressen ohne Unterlaß und haben vor allzuvieler Freßbegierde den Kopf beständig unter dem Wasser; also, daß sie sich wenig um ihr Leben und Sicherheit bekümmern, und man auch mit einem Kahne oder gar nackend mitten unter ihnen schwimmen, und welches man nur aus dem Meer zu hohlen verlanget, aussuchen kan. Sie machen sich bey dem Fressen nichts anders zu thun, als daß sie allemal nach etlichen Minuten die Nase aus dem Wasser erheben, und die Luft samt ein wenig Wasser mit einem Geräusche, welches dem Wiehern, Brausen oder Schnauben der Pferde gleich kommt, von sich blasen. Sie gehen, indem sie fressen, mit einem Male nach dem andern langsam vorwärts, also daß sie zum Theil sachte fortschwimmen, zum Theil gleichsam wie Ochsen auf der Weide gehen. Der Rücken und die Seiten ragen allezeit aus dem Wasser hervor Wenn sie fressen, so sitzen ihnen die Möwen (Lari) auf dem Rücken und suchen ihnen die Läuse aus der Oberhaut. Die Meergräser, welche sie insonderheit fressen, sind die krause dem Savoyerkohl ähnliche mit gegitterten Blättern; Die Meergewächse, welche oben keulenförmig aussehen; die, welche wie eine Peitsche der alten Römer wachsen; sehr lange Schwämme oder Meergras mit wellenförmigen Rändern an ihren Adern. Nachdeme sie sich dicke gefressen haben, so legen sich etliche auf den Rücken; und damit sie, wenn das Meer zurücktritt nicht auf dem trockenen Lande liegen bleiben, so gehen sie vom Ufer weiter in das Meer. Zur Winters-Zeit werden sie oft von dem Eise, das am Ufer schwimmet, erstücket, und oft an den Felsen zerschlagen. Sie sind im Winter so mager, daß man nebst dem Rückgrad auch alle Rippen zählen kan.

Im Frühjahre begatten sie sich nach Art der Menschen, und vornehmlich gegen Abend, bey stillem Meere. Sie machen einander viele Liebkosungen Das Weibchen schwimmt ganz sachte hin und her am Meere, das Männchen aber folgt allezeit nach, diesem macht das Weibchen viele Umzüge in lauter krummen Kreisen, bis es sich endlich als müde auf den Rücken leget Wenn dieses geschieht, so kommt das Männchen fast als rasend auf sie und begattet sich mit ihr, wobey sie sich wechselsweise umarmen. Der Geschlechtstheil vom Mannthiere ist 32 Zoll lang mit seiner Scheide vorne am Unterleibe überaus befestigt, reichet bis an den Nabel, und kommt dem vom Pferde am nächsten.

Die erwachsene und grosse werden weit leichter gefangen, als ihre Kälber, weil diese viel geschwinder und heftiger schwimmen Wenn auch ein Haken, der nach ihnen geworfen wird, trift, so bleibt er ganz hasten, die Kälber aber reissen die Haut durch, und entgehen hernach.

Wenn ein Manati, der mit dem Haken getroffen ist, sich davon anfängt heftig zu bewegen, so kommen aus der herumschwimmenden Heerde nur allein die nächsten herzu, und versuchen, ob sie ihm helfen können. Deswegen versuchen einige

mit

Tab LXXV

Der Patas
mit dem schwarzen
Streife



Der Patas
mit dem weisen
Streife.



Papio
Der große
Bavian.



Papio
Der kleine
Bavian

Cercopithecus
Meer Katze.



mit ihrem Rücken den Kahn umzustossen, andere legen sich auf den Strick, und trachten denselben zu zerreissen, oder sie schlagen mit den Schwänzen, den Haken herauszureissen. Steller sahe, daß ein Männchen dem Weibchen, als dieses mit einem krummen Baken gefangen und an das Land gezogen wurde, nachdem es ihm vergeblich helfen wollen, und viele Schläge darüber bekommen hatte, nichts desto weniger bis an das Ufer nachsezte, und etliche mal ihr schneller als ein Pfeil nacheilte, da sie schon todt war. Ja, da man den andern Morgen hinzukam, das Thier zu zerschneiden, und den dritten, die Eingeweide zu untersuchen, war es noch gegenwärtig.

Stimme hat das Thier gar keine, sondern es holet nur stark Othem, aber wenn es verwundet wird, so seufzet es gleichsam.

Man ist wegen dieses Thieres in verschiedene Irrthümer gerathen Einige haben ihm Haare gegeben, da es doch durchaus keine hat, und das was man etwan Haare nennen wollte, sind Borsten oder hohle Kiele, die nur allein um das Maul und unter den Füssen hervor kommen. Eben so wenig haben Clusius und Hernandes recht, deren der erste den Kopf mit dem Kopfe eines Kalbes, der andere eines Ochsens vergleichet. Auch ist es der Meerochse des Aristoteles nicht, weil es niemals auf trockenem Lande weidet. Uebrigens muß man sich doch merken, daß es zwey Arten von diesen Monatis gibt, davon die einen mehr sehen und weniger hören, die andern aber mehr hören und weniger sehen. Die Länge des Thieres beträgt über 24 englische Schuhe.

Hier wollen wir die Abhandlung von Seethieren beschliessen. Es gibt vielleicht, deren die noch hieher gehörten, aber man kennet sie noch nicht genug. Sollte es würklich wahr seyn. Was Pontoppidan sagt, daß die Fischer in Norwegen manches seltene Thier aus dem Meere bekannt machen könnten, wenn sie der Aberglaube, als ob es Hexen oder Teufelsfische wären, nicht verhinderte, solche gefangene Wunder zu behalten, so sind wir, unserer Menschenliebe unbeschadet, dem Erfinder der Hexen Histörchen, ob wir gleich nicht die Ehre haben ihn zu kennen, noch einmal so feind, und wünschen den nordischen Leuten baldige Aufklärung. Vielleicht aber hätten wir den Manati auch schon aus der Reihe der vierfüßigen Thiere ausschliessen können, weil er, ob er schon lebendige Junge gebieret, doch nicht vierbeinig ist, und ihn nebst den Meeraffen u. d. gl auf die Naturgeschichte der Fische aufbehalten sollen. Allein wir haben lieber dem Büffon folgen und ihn die Art beschliessen lassen wollen, da ihn mancher doch hier suchen wird, weil ihm viele, die von ihm gemeldet haben vier Füsse und die Eigenschaft im Wasser und Lande zu leben gegeben haben.

Beynahe hätten wir den Stein des Manati vergessen. Es kommt aber daher, daß Steller ihn in vier Köpfen mit dem gröstten Fleiß gesucht, aber nicht gefunden hat Woraus er schließt daß entweder dieses Bein nicht in allen diesen Thieren ohne Unterscheid vorhanden wäre, oder daß es sie nur in gewissen Klimaten habe. Wir besitzen einige sogenannte Manati Steine, die uns aus einem berühmten Kabinete geschenkt worden Sie sind gar nicht groß, weiß und hart wie Elfenbein, meist platt und dünne, mehr länglicht als rund und rings um eingekerbt. Allein, da wir wissen, daß auch in den besten Kabineten oft falsche Aufschriften sind, so kan er auch wohl irgend etwas anderes als ein Stein oder Bein aus dem Kopfe des Manati seyn.

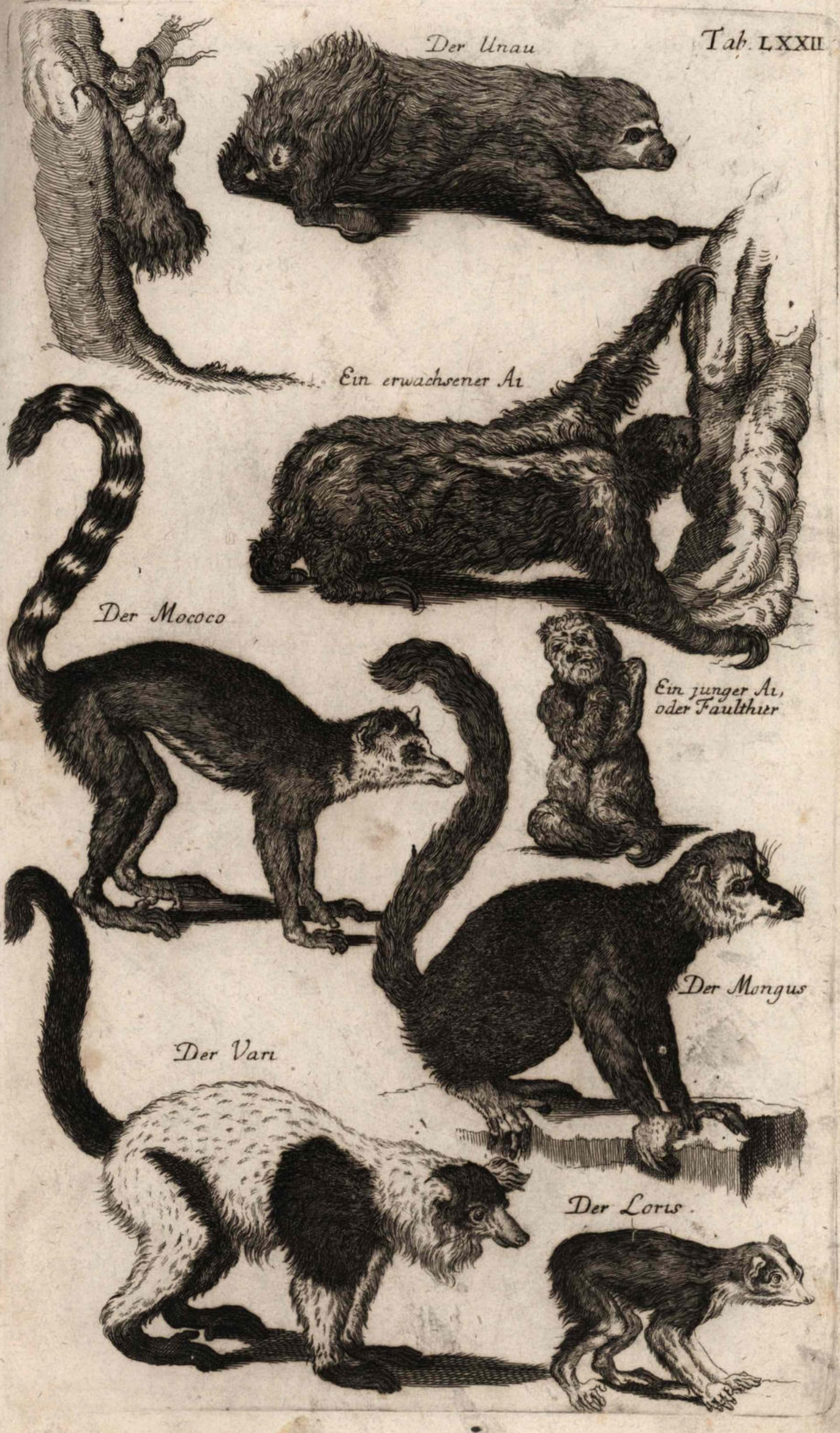
Der Unau und Ai
oder
die Faulthiere.

Der Ai und Unau sind Thiere, welchen man wegen ihrer sehr langsamen und mühseligen Bewegung den Namen der Faulthiere gegeben hat. Sie sehen sich zwar in verschiedenen Stücken gleich, aber sie weichen doch durch so merkliche Charaktere von einander ab, daß man sie nothwendig für Thiere von zween ganz entfernten Gattungen erklären muß. Der Unau hat keinen Schwanz und nur zwo Klauen an den Vorderfüssen; der Ai hat einen kurzen Schwanz, und drey Klauen an allen Füssen. Der Unau hat eine längere Schnautze, eine erhabenere Stirne, und mehr hervorragende Ohren, als der Ai; er hat auch ein ganz anderes Haar; und überdieses noch sechs und vierzig Ribben, da der Ai nur acht und zwanzig hat.

So munter, so voller Leben, so geistvoll uns die Natur bey den Affen erscheinet, so träge, so gebunden und gleichsam eingeklemmt muß sie uns an den Faulthieren vorkommen. Hier ist nicht sowohl Faulheit, als Elend, Mangel, Entblösung und fehlerhafte Bildung. Keine Schneide-, keine Hundszähne; dunkle und verdeckte Augen, Kinnbacken, die eben so unförmlich als dick sind; ein plattes Haar, gleich dem verdorrten Grase; schlecht eingesezte Schenkel, die beynahe ausser den Hüften stehen, Beine, die ihre rechte Länge nicht haben, verdreht sind, und noch fehlerhafter sich endigen; kein Auftritt unter dem Fusse, keine Daumen, keine Zähen, die jeder für sich beweglich wären, sondern nur zwo oder drey übermäßig lange, niederwärts gebogene Krallen, die sich nicht anders als zugleich bewegen können, und mehr im Gehen hindern, als sie zum Klettern dienlich sind; die Langsamkeit, die Dummheit, die Achtlosigkeit für sich selbst, und der sogar zur Gewohnheit gewordene Schmerz, die aus dieser vernachläßigten Bildung entspringen; keine Waffen, weder zum Angriff, noch zur Vertheidigung, keine Mittel zur Sicherheit nicht einmal das, sich in die Erde einzugraben, kein Ausweeg zur Rettung durch die Flucht; der enge Bezirk ihres Aufenthalts, da sie nicht auf einen gewissen Landstrich, sondern an einen Rasen, an den Baum gebunden sind, unter welchem sie gebohren wurden; ihre Gefangenschaft mitten in dem weitesten Raume; ihr Unvermögen, mehr als eine Ruthe in einer Stunde zurück zu legen; ihr mühseliges Klettern; ihr schmerzliches Nachziehen der Glieder; ihre klägliche Stimme mit abgebrochenen Tönen, die sie blos des Nachts von sich zu geben wagen; alles dieses verkündigt uns ihr Elend, und stellet uns diese Thiere nur als rohe Entwürfe der Natur vor. Diese Arten würden auch vermuthlich schon lang vertilget seyn, wenn die Länder, die sie beyde bewohnen, keine Wüsten wären, wo die Menschen und die grossen Thiere sich von Alters her eben nicht gemehret haben.

Diese armen Thiere können aus Mangel der Zähne keine Beute fassen, kein Fleisch fressen, ja nicht einmal grasen, sondern sie sind genöthigt, blos von Blättern und wilden Früchten zu leben. Sie brauchen viel Zeit, um bis an den Fuß eines Baumes zu kriechen, und noch mehr, bis zu seinen Zweigen zu klettern; und während dieser langsamen und traurigen Mühe, die bisweilen verschiedene Tage dauret, müssen sie darben und Hunger ausstehen. Haben sie endlich die Krone ihres Baumes erreicht, so bleiben sie da sitzen, hängen sich an die Aeste, fressen sie Strich vor Strich kahl, verzehren nach und nach die Blätter eines jeglichen Nebenzweiges, und so halten sie verschiedene Wochen an, ohne daß sie diese Nahrung durch das geringste

Ge-


Der Unau
Ein erwachsener Ai
Der Mococo
Ein junger Ai,
oder Faulthier
Der Mongus
Der Vari
Der Loris

Getränk niederspülen und ihren Magen erweichen können; und wann sie den Vorrath ganz aufgezehret haben, so bleiben sie doch noch auf dem Baume sitzen, weil sie nicht wissen, wie sie herab kommen sollen. Endlich wenn die Noth des Hungers von neuem antritt, und zulezt stärker wird, als die Furcht vor der Gefahr des Todes, so stürzen sie herab; wenn sie nicht steigen können, und fallen so schwer als ein Klotz herab, indem ihre steife und träge Beine keine Zeit haben sich auszudehnen, um die Gewalt des Falles zu berechnen. In den Reisen des Woodes Rogers heißt es, daß sie alsdann anfangen Erde zu fressen, bis sie wieder einen andern Baum ersteigen. Bosmann redet in seiner Beschreibung von Guinea von einem Thiere, welches die Mohren Potto, die Holländer aber wegen seiner Trägheit Luyaerd nennten, und sagt, es werde von ihm erzählt, daß es auf einem Baum ganz glatt und fett werde, aber ehe es herab und wieder auf einen andern Baum komme, nicht nur alle seine Fettigkeit verliehre, sondern oft unter halbem Weeg sterbe, wenn diese zwey Bäume etwas weit von einander stünden. Dieses Thier ist vermuthlich mit den unsern einerley, obgleich die schlechte Abbildung der deutschen Ausgaben, deren wir uns bedienen mußten, sehr von unsern Lutzaardes oder Faulthieren abgehet, und dem Loris ähnlicher siehet.

Auf der Erde sind diese Thiere ein Raub aller ihrer Feinde. Da ihr Fleisch nicht sogar schlecht ist, so werden sie sowohl von Menschen als Raubthieren aufgesucht und umgebracht. Sie vermehren sich dem Ansehen nach nicht stark; oder bringen sie auch öfters Junge, so ist die Anzahl des Wurfes doch wenigstens geringe, indem sie nur zwo Zitzen haben. Indessen haben sie einen steinfesten Körper und ein zähes Leben; sie können lange Zeit ohne Nahrung seyn; sie dünsten wenig aus, weil sie mit einem dichten dürren Haare bedeckt sind, und da sie sich keine Bewegung machen, so werden sie feist durch die Ruhe. Sie gehören unter die wiederkäuenden Thiere, und haben wie diese vier Mägen, ob sie gleich weder Hörner noch Hufklauen, noch Schneidezähne in dem Unterkinnbacken, und sehr kleine und noch kürzere Gedärme, als die fleischfressenden Thiere haben, die sonst bey dem wiederkäuenden Viehe ungemein lang sind.

Uebrigens scheinen sie eine sehr grobe oder sehr geringe Empfindung zu haben. Ihr Ansehen ist finster, ihr Blick schroermüthig; sie halten die Schläge ohne ein Zeichen der Empfindlichkeit aus. Man kan sie zerschneiden und ihnen Herz und Eingeweide ausreissen, und sie sterben dennoch nicht gleich. Piso, der diese grausame Probe gemacht hat, meldet, daß das Herz, da es ausser dem Leibe war, noch eine halbe Stunde stark geschlagen, und daß das Thier noch immer die Beine gezückt habe, als wenn es im Schlummer gewesen wäre.

Diese beyden Thiere, sagt Herr von Büffon sind, eines wie das andere, den südlichen Ländern der neuen Welt eigen, und werden in der alten nirgends gefunden. Der Herausgeber des Sebaischen Kabinets hat sich geirret, da er dem Unau den Namen des ceylonischen Faulthiers gegeben, und die Herren, Klein, Brisson und Linne haben diesen Irrthum angenommen. Ich bin versichert, daß man den Unau sowohl als den Ai in der ganzen Strecke der amerikanischen Wüsten, von Brasilien an bis nach Mexiko, antreffe; und hat man ja einige solche Thiere entweder in Ostindien oder auf der Küste von Afrika gesehen, so sind sie sicherlich dahin gebracht worden, da sie sich niemals in den nördlichen Ländern aufgehalten haben, und also nicht von einer Erdhälfte in die andere übergehen können. Sie können die Kälte nicht ertragen, und scheuen sich auch vor der Nässe; die Abwechselungen der Nässe und Dürre verderben ihnen das Fell, so daß es aussieht, nicht als wenn sie mit Wolle oder Haaren, sondern mit schlecht gehecheltem Hanf bekleidet wären.

Der Unau, den Daubenton beschreibt, war beynahe so groß, als ein Dachs, aber nicht so hoch von Beinen; denn seine Beine schienen weder zum Stehen noch zum Gehen gemacht zu seyn, sondern nur zum Anhalten, und sich etwa hie und da anzuklammern. Er hat einen runden Kopf, eine hervorliegende Schnautze, eine dicke rund zugehende Nase, ovale Nasenlöcher, runde Augen, aufgetriebene und wulstige Augenlieder, eine erhabene Stirne und Scheitel, und überaus kurze, rundlichte, sehr dicke und beynahe ganz kahle Ohren, die sehr nach hinten überliegen und gänzlich im Haare versteckt sind. Der Hals scheinet eben so dick als der Kopf zu seyn, weil er mit einem langen Haare bedeckt ist, das

gleich dem Haare des Leibes, nach hinten gerichtet ist; das Haar auf dem Kreutze hat eine entgegen gesetzte Richtung, und macht oberhalb des Kreutzes eine Art von Queermähne, indem es dem Rückenhaare begegnet; die Füsse vom Faustgelenke und von der Ferse bis ans Ende der Nägel, sind nach Proportion länger, als die Beine. An den Vorderfüssen sind nur zwo Zähen, und an den Hinterfüssen drey; die Klauen sind lang und krumm.

Wann der Unau auf seinen Beinen ruhet, so liegen das Handgelenk und die Ferse auf der Erden, der Vorderarm ist schräge nach vorn gerichtet, und der Ellbogen ist nicht viel über der Erde erhoben; das eigentlich sogenannte Bein ist gebogen und macht nach dem Schenkel einen geraden Winkel, so daß der Untertheil des Kreutzes allezeit niedriger, als das Knie ligt. Wenn er einen Schritt thun will, so sezt er das Vorderbein nicht vorwärts; sondern läßt blos den Fuß fortgleiten, ohne die Zähen auszustrecken; die Klauen bleiben hinterwärts gebogen, und der Fuß stuzt sich blos auf ihre Convexität und auf das Faustgelenke, ohne daß die Sohle die Erde berühret diese Bewegung geschiehet nicht gerade nach forn, sondern ein wenig nach aussen. Das Hinterbein und der hintere Fuß sind nach aussen zu noch weiter ausgespreitet, so daß der Fuß einen Zirkelbogen beschreibt, wenn das Thier ihn vorwärts setzen will, und während dieser Bewegung bleiben die Klauen, so wie an den Vorderfüssen, hinterwärts gekehrt Es scheint auch gleichsam nur wider Willen, und aus bloser Noth, zu gehen. Inzwischen schien es doch dem Herrn Daubenton geschwinder als die Schildkröte vorzurücken, und sein Gang kam mit dem Gehen der Fledermäuse überein.

Auf Bäume zu klimmen und sich in der Höhe irgendwo anzuhängen, fällt dem Unau weit leichter. Alsdann strekt er die Klauen von sich, und bedient sich ihrer als Haken. Da sie lang, krumm, spitzig und überaus stark sind, so macht es ihm so wenig Mühe, sich damit anzuhalten, daß er solche Stellungen vorzüglich zu lieben scheint, wo er mit dem Leibe hängt, und sich mit den Füssen in der Höhe angehaket hat Sogar um zu ruhen hängt er sich zur Hälfte auf, indem er sich auf den Hinteren sezt, und sich mit den Vorder- und Hinterfüssen in einer kleinen Höhe anklammert, um dadurch seinen Leib in einer senkrechten Stellung zu erhalten, in welcher er die Nacht zubringt. Wenn er keine Vorlage hätte, wo er sich mit seinen Vorderfüssen anhängen könnte, so würde es ihm nicht möglich seyn, den Leib aufrecht zu erhalten. Zwingt man ihn sich nieder zu setzen, so gleiten seine Hinterbeine zu beyden Seiten so sehr auswärts, daß sie alle beyde in einer Linie zu liegen kommen.

Der Unau bedient sich des Vorderfusses, um seine Nahrung ins Maul zu bringen Seine zwey Finger und Klauen an demselben aber thun nur den Dienst eines einzigen Fingers; denn sie thun sich nicht von einander, sondern strecken und biegen sich zugleich; das Thier nähert die Spitze seiner Klauen gegen das Faustgelenke, beklammert die Sachen die es fassen will, und hebt sie in die Höhe. Es henkt sich die meiste Zeit an drey seiner Füsse auf, und frißt mit dem vierten, so, daß der Kopf niederwärts hängt In dem Thiergarten des Marquis von Montmirail wurde eines unterhalten. Es fraß wenig, man unterhielt es mit Brod, das im Backofen gedörret war, und gab ihm Milch mit Wasser vermischt zu saufen. Wenn man ihm zusezte, daß es gar zu lange gehen mußte, so schrie es ganz schwach und kläglich Es liebte die Hitze; und je weniger es warm war, desto mehr schlief es; bisweilen dauerte sein Schlaf achtzehn Stunden. Es hatte wenig Geruch, und schien kein gutes Gesicht zu haben, und der Marquis sagt, daß es scheine als ob es ihm blos im Dunkeln zu statten kommen müsse. Er sezt hinzu daß der Ton dieses Thiers, der wehklagend, einzeln und kurz seye, und niemals zu einer Zeit zweymal nacheinander ausgestossen werde, nicht mit dem Geschreye des Ai überein komme, wofern es anders wahr seye, daß die Stimme jedes Thiers in dem Tone Ai bestehe. Zugleich äussert er die Vermuthung, daß alles, was die Reisebeschreiber von der äussersten Langsamkeit des Faulthieres gesagt hätten, sich auf den Ai beziehen müsse, indem der Unau bey aller seiner Langsamkeit und Ungeschicklichkeit in einem Tage mehr als einmal auf den höchsten Baum würde hinauf und wieder herab klettern können.

Der Ai gleicht dem Unau in der Bildung des Leibes und der Beine; aber durch die Haare, durch die Figur der Schnautze, durch die Zahl der Zähen an den Vorderfüssen, und durch den Schwanz

Schwanz ist er von ihm unterschieden, wie bereits gesagt worden. Er hat einen länglichteren Kopf, als der Unau, und eine weit kürzere Schnautze, so daß Schnautze und Kopf zusamen eine ründere Gruppe vorstellen. Der Unterbacken, an dem Ai, welchen Daubenton vor sich hatte, und der sehr klein war, war so dick, daß die Oefnung des Mundes sich mitten in der Vorderfläche der Schnautze befand; diese war eben so kurz, als der Mund, ohne übermäßig groß zu seyn, und erstreckte sich zu beyden Seiten fast unter den Hinterwinkel des Auges. Die Nase stand ein wenig hervor, die Stirn war nicht so erhaben, als am Unau, und die Ohren waren noch kürzer, sie waren auswärts blos durch einen behaarten Rand merklich. An jedem von den vier Füssen fanden sich drey Klauen, die des Unau seinen gleich waren; an den Vorderfüssen waren sie ein wenig grösser, als an den Hinterfüssen, und die Mittelklaue an jedem Fusse war ein wenig länger, als die beyden andern.

Die Haare sahen wie trockenes Gras aus; jedes war geplättet und weit breiter als dick. Die Haare des Kopfes und des Halses waren vorwärts gerichtet, und liessen nichts blos, als die Augen und die Schnautze. Die Farbe dieser Haare war braun und weißlicht untermischt; das Braune stach vornemlich auf dem Kopfe, auf der Brust, am Bauche und an den Seiten des Leibes hervor; und auf dem Rücken fand sich mehr weißlichtes, als braunes.

Man hat einem Ai den Namen Brandrücken gegeben, weil er auf dem Widerriß einen länglichten Streif, der durch ein kurzes Haar von schöner schwarzer Farbe gebildet wird, und an jeder Seite zween röthlichte Flecken neben sich hat, welche röthlichte und schwarze Flecken machen, daß es das Ansehen hat, als wenn sein Haar auf dem Rücken verbrannt wäre. Der ganze Obertheil von dem Leibe dieses Thiers und die Beine sind von gemengter Farbe, braun röthlicht und weißlicht; der Untertheil des Leibes ist braun und grau untermischt. Das Angesicht ist mit einem kurzen, steifen und gesträubten Haare umgeben, so an seinem Ursprung weißlicht, und an der Spitze röthlicht ist. Der übrige Theil des Kopfes und der Hals haben längeres, weicheres braun und schwärzliches Haar.

An einer andern Haut eines Ai ist das Haar um das Angesicht gelblicht; das Haar des Halses und des Kopfes ist nicht schwärzlicht, und hat mehr graue als braune Schattirungen. Die Flecken, die an den Seiten des schwarzen Streifes auf dem Widerrisse sind, haben sehr schöne röthlichte Sprenkel und unterhalb des Leibes und an den Beinen ist nichts von dieser Farbe; die Hauptfarben daselbst sind das Graue und Weißlichte, und herrschen über das Braune. Der Untertheil des Leibes ist eben so wenig braun als grau. Unten an der Wurzel der Haare findet sich bey beyden ein kurzes und feines Wollhaar, das von gleicher Farbe mit denjenigen Haaren ist, zwischen welchen es sich befindet.

Die Klauen sind gelblicht, und sehr fest an einander geschlossen. An den Vorderfüssen sind sie nach ihrer Krümmung gemessen, zween Zoll neun Linien lang, und an den Hinterfüssen nur einen Zoll und drey Linien. Sowohl diese als jene sind an der Unterfläche nicht über drey Zoll breit.

Die Zähne des Ai und Unau sind einerley. Nur die beyden ersten Zähne des Oberkinnbackens sitzen beym Ai dem Verhältnisse nach näher beysamen, und scheinen eher Schneide- als Hundszähne zu seyn. Der erste von den oberen Backenzähnen sitzt weiter vorwärts, als bey dem Unau, und die Backenzähne des Ai endigen sich, anstatt spitzig zu seyn, wie bey dem Unau, in eine concave Fläche.

Man siehet wohl, daß das Thier dessen wir oben aus Bosmann erwähnet haben, die Eigenschaften des Unau und Ai hat, wenn sie ihm anders nicht angedichtet sind, wie Bosmann selbst zu glauben scheinet. Aber seine Figur, wie wir schon erinnert haben, und die Beschreibung die Bosmann von seinem Potto oder Luyaerd macht, stimmet so wenig mit der von unseren Thieren überein, als sein Vaterland. Wir wollen inzwischen das wenige, was er davon sagt hieher zwischen die Naturgeschichte der Faulthiere und des Loris setzen, und dem Leser den Ausspruch wohin es gehöre, überlassen. Wenn alles richtig ist, so ist freylich das Thier keines von beyden.

Seine Vorderfüsse, sagt er, gleichen den Menschen-Händen; der Kopf ist nach Proportion ungemein groß. Dieses welches ich abgerissen, war mausfarb

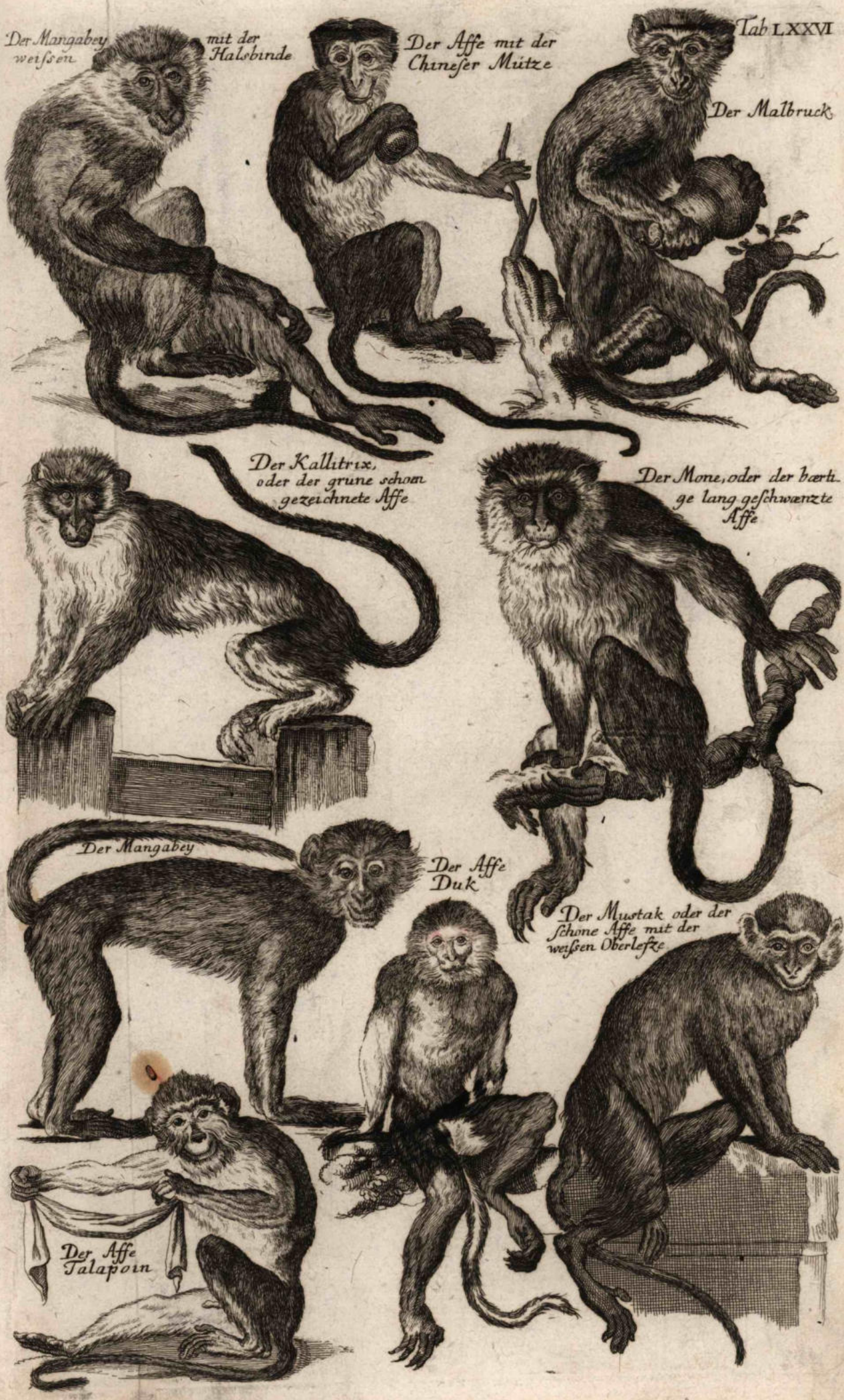
und noch ganz jung, daher das Fell ganz glatt und gleich scheinet; anstatt daß, wenn sie etwas alt werden, wie ich derselben eines zu Elmina gesehen habe, sie ganz roth sind, und ihre Haare nicht anders als Wollelocken werden. Sonst kan ich nichts mehreres davon sagen, als daß es ohne Entsetzen nicht anzusehen, und ausser seiner scheußlichen Gestalt nichts besonderes habe. Die Figur die er davon gibt, hat einen hinten runden Kopf der mit der Nase beynahe in eine abgestumpfte Spitze ausläuft Die Ohren sind beynahe wie Menschen-Ohren. Die Augen sind groß und scheinen hervorzuliegen, die Vorderfüsse gleichen den Menschen-Armen vollkommen, und die hinteren ebenfalls mit Schenkel, Knie und Waden Menschen-Beinen, nur daß sie statt des Fusses eine Hand wie die Vorderfüsse haben. Das Thier hat einen Schwanz, der dem Schwanz eines Schweines dem Verhältnisse nach an Länge gleichet und am Ende behaart zu seyn scheinet Die Stellung in der er es vorstellet, ist liegend und scheint einen mühsamen Gang zu verrathen.

Der Loris.

Der Loris ist ein kleines Thiere, das auf Ceylan gefunden wird. Er hat einen runden Kopf, eine hervorstehende Nase, grosse Augen, gerundete Ohren, einen sehr langen und ungemein schmächtigen Leib, dünne und lange Arme, Vorarme und Schenkel, dicke und lange Beine, und Füsse wie die Affen.

Die Nase eines Loris, den Herr Daubenton vor sich hatte, lag ihrer ganzen Länge nach hervor, war aufgebogen und am Ende gerundet; die Nasenlöcher fanden sich zu beyden Seiten von dem Ende der Nase; die Oberlefze war ungemein lang und in der Mitte ein wenig ausgehöhlt; es fand sich eine Furche, die von dieser Aushöhlung bis an die Nase gieng; die Augen waren rund und wenig von einander entfernt; die Ohren waren breit und stossen tief hinunter, sie hatten inwendig in ihrer Muschel drey Läppchen in Gestalt kleiner Muscheln; zwey von diesen Läppchen waren in der Mitte des Ohres, eines über dem andern, und das dritte nahe an seinem Hinterrande befindlich. Es hatte gar keinen Schwanz, ob gleich Linnäus sagt fast keinen. Die Füsse waren groß, vornehmlich die hinteren Alle hatten fünf Zähen. Die Nägel waren platt, klein und gerundet, ausser dem Nagel an dem zweyten Zähen der Hinterfüsse. Dieser Zähe war sehr kurz, und sein Nagel sehr lang, krumm und ein wenig ringförmig zusamen gebogen; der vierte Zähe war der längste, der dritte und fünfte waren gleich lang. Es hatte 4 Saugwarzen die groß waren, und am Oberbauche zwo an jeder Seite lagen.

Sein Haar war fein und weich; der Umkreis um die Augen war röthlicht oder roth, oder bey dem Männchen vielmehr roth kastanienbraun. Die Seiten der Stirne, die Scheitel des Kopfes, die Ohren, der Obertheil und die Seiten des Halses, der Widerriß, die Schultern, die Aussenseite des Arms und des Ellbogens, der Rücken, das Kreutz, die Seiten des Leibes, die äussere Fläche des Schenkels und des Beins waren von röthlichter Farbe, allein jedes Haar hatte diese Farbe nur nach der Spitze zu; seine Wurzel war Isabellenfarb oder aschgrau. Mitten auf der Stirne fand sich ein weißlichter Fleck, der sich von dem Stirnblatte bis zwischen die Augen hin erstreckte Die Spitze der Schnautze, die Seiten des Kopfes, der Unterkinnbacken und der Unterhals hatten eine weißlichte Farbe; die Brust und der Bauch waren weißlicht und aschgrau untermengt; die inwendige Seite des Arms, des Vorarms, des Schenkels, des Beins und der Füsse hatten eine graue Farbe, mit einer weißlichten oder gelblichten Schattirung. Die Länge des ganzen Körpers von der Spitze der Schnautze bis an den After betrug sieben Zoll sechs Linien. Das Weibchen harnet


Der Mangabey weiſsen mit der Halsbinde
Der Affe mit der Chineſer Mütze
Der Malbruck
Der Kallitrix, oder der grüne schoen gezeichnete Affe
Der Mone, oder der bærtige lang geſchwænzte Affe
Der Mangabey
Der Affe Duk
Der Mustak oder der schone Affe mit der weiſsen Oberlefze
Der Affe Talapoin

net durch die Clitoris, die gleich der Ruthe des Männchens durchbohret ist, und diese beyde Theile kommen sogar in der Grösse und Dicke vollkommen miteinander überein. Thevenot sagt von diesen Thieren: Ich sahe in dem Lande des Moguls Affen, von welchen man viel Wesens machte, die ein gewisser Mensch aus Ceylon mitgebracht hatte. Man schätzte sie sehr, weil sie nicht grösser als eine Faust waren, und von anderer Art, als die gewöhnlichen Affen sind. Sie haben eine platte Stirne, runde, grosse, gelbe und helle Augen, wie gewisse Katzen; ihre Schnautze ist spitz, und das Innwendige der Ohren gelb; sie haben keinen Schwanz. Wann ich sie betrachtete so setzten sie sich auf die Hinterbeine und nahmen sich öfters in die Arme, wobey sie den Leuten gerade in die Augen sahen, ohne die geringste Scheu zu bezeugen.

Im Seba hat dieses Thier, welches auch ausser seinem Holländischen Namen Loris, der kleine Ceylonische Affe heißt, den Namen Tardigradus bekommen, vermuthlich, weil er sich eingebildet hat, zwischen diesem und dem Faulthiere einige Aehnlichkeit zu finden. Allein die Proportionen seines Körpers und seiner Glieder lassen nicht vermuthen, daß es träge im Gehen oder Springen seye.

Die Makis.

Der Name Maki, welcher von Mokok oder Maukauk, wie man die Thiere, von denen wir reden, in Mosombik und auf denen um Madagaskar liegenden Inseln nennet, abgeleitet zu seyn scheinet, begreifet hier drey Thiere unter sich, die sich einander nahe genug kommen, um zu einem Geschlechte zu gehören, die aber auch in so vielen Charakteren von einander abgehen, daß man sie füglich für verschiedene Arten ansehen kan. Sie haben alle drey einen langen Schwanz, und Füsse von gleicher Bildung als die Affen; aber ihre Schnautze ist länglicht, wie die vom Buchmarder, und im Unterkinnbacken haben sie sechs Schneidezähne, und alle Affen haben nur viere.

Das erste dieser Thiere ist der Mokok, oder Mokoko den man unter dem gemeinen Namen des Maki mit dem beringten Schwanze kennet. Das zweyte ist der Mongus, der insgemein der braune Maki heißt; ob es gleich unter dieser Gattung ausser den ganz braunen, auch andere gibt, die weisse Backen und Füsse; oder schwarze Backen und gelbe Füsse haben. Das dritte ist der Vari, den einige den scheckigten Maki genannt haben. Allein obgleich bey dieser Gattung die gemein sind, welche schwarz und weiß aussehen, so findet man doch auch ganz weisse, und ganz schwarze. Die Heimath dieser Thiere insgesamt ist in den Gegenden des östlichen Afrika, und besonders sind sie in Madagaskar sehr häufig.

Der Mokoko ist ein artiges Thier, von einer feinen Physiognomie, von zierlicher und niedlicher Bildung und einem schönen Haar, das allezeit reinlich und glänzend ist. Seine Augen sind groß, seine Hinterbeine hoch und weit länger als die vorderen; und sein schöner langer Schwanz stehet beständig in die Höhe, ist immer in Bewegung, und man zählet bey dreyßig Ringe auf ihm, die schwarz und weiß abwechseln. Er hat ein sanftes Wesen, und ob er gleich dem Affen in vielen Stücken ähnlich ist, so hat er doch nichts weder von ihrer Bosheit, noch von ihrem Naturelle an sich. Im Stande der Freyheit lebt er gesellschaftlich, und man findet auf Madagaskar oft dreyßig bis vierzig beysamen. Im Stande der Gefangenschaft verursachet er weder Unruhe noch Beschwehrlichkeit, ausser durch die erstaunlich vielen Bewegungen, die er macht; daher man ihn gemeiniglich an Ketten hält. Er ist bey aller seiner Munterkeit und Lebhaftigkeit weder boshaft noch wild, und wird so zahm, daß man nicht befürchten darf, daß er davon läuft. Sein Gang ist, wie bey allen

Thieren, die vier Hände haben, schräge. Er hüpft und springt mit weniger Mühe als er geht. Er ist zimlich stille, und gibt seine Stimme blos durch einen kurzen und scharfen Laut von sich, den er gleichsam nur entwischen läßt, wenn man ihn überrascht oder böse macht. Er schläft im Sitzen, so daß die Schnautze gesenkt und auf die Brust gestützt ist: er ist von Leibe nicht dicker, als eine Katze, aber länger; und er scheint gröſſer zu seyn, weil er höhere Beine hat Sein Haar ist zwar sehr sanft anzufühlen, doch ligt es nicht nieder, sondern hält sich zimlich steif und gerade. Er hat kleine und versteckte Zeugungsglieder. In Ansehung seiner Leibesgestalt überhaupt läßt er sich sehr wohl mit den Affen veralei-chen; nur daß sein Kopf ganz anders ist, und etwas ähnliches mit dem Kopfe des Buchmarders hat; jedoch sind die Schnautze und die Ohren länger und die Augen gröſſer; und zwischen den Spitzen der Ohren ist ein eben so weiter Abstand, als vom Ende eines jeden Ohres bis an die Spitze der Schnautze; das Ende des Daums an den Hinterfüssen ist weit dicker als das Ende der Zähen; die Nägel sind rinnenförmig zusamengebogen und spitzig; sie haben eine dreyeckigte Figur, die bald mehr bald minder länglicht ist. Man findet dieses Thier unter dem Namen Prosimia cinerea, cauda cincta annulis alternatim albis & nigris, Le Maki a queve annelée, und Lemur cauda annulata, und bey Klein der sie zu den Meerkatzen zählet, heißt es Fuchselmännchen.

Der **Mongus** der auch Simia sciurus tanuginosus fuscus, Prosimia fusca, naso, gutture & pedibus albis, Prosimia fusca, rufo admixto, facie nigra, pedibus fulvis heißt, je nachdem er von einer Farbe ist, ist kleiner als der Mokoko; und kommt ihm in der Bildung des Leibes, der Beine, der Füsse und Zähne sehr nahe; die Ohren aber sind kürzer, die Augen liegen nicht so weit hervor, und die Schnautze ist länger und dicker. Das Haar stellet gewissermassen beynahe Wollenflocken vor, und ist wie bey dem Mokoko seidenweich und zimlich kurz, auf dem Kopfe aber länger als bey dem Mokoko, und bedecket die Ohren fast gänzlich. Herr von Büffon hatte verschiedene Jahre einen Mongus im Hause, welcher ganz braun war; er hatte gelbe Augen, eine schwarze Nase, und kurze Ohren; er nagte sehr gerne an seinem Schwanze und kauete die vier oder fünf lezten Wirbel ab. Er war sehr unreinlich, und wenn er entwischen konnte, so stahl er aus den Buden in der Nachbarschaft Früchte, Zucker und Confituren, die er aus zugemachten Büchsen heraus holte. Wenn man ihn wieder fangen wollte, so biß er ganz wütend, auch die, die er am besten kannte. Er grunzte fast immer leise; wenn er aber allein war und lange Weile hatte, so wurde er laut und quäkte wie ein Frosch. Seine Geilen waren für seine Taille ausnehmend groß; er lief den Katzen nach, und büßte seine Lust mit ihnen, doch ohne Befruchtung Er scheuete die Kälte und Nässe; er entfernte sich nie vom Feuer, und saß aufrecht, um sich zu wärmen Man futterte ihn mit Brod und Obste; seine Zunge war scharf, wie bey der Katze; er lekte die Hand bis zum Rothwerden und biß endlich hinein. In seinen Bewegungen war er auffahrend, und wenn es ihn bisweilen ankam, ungemein muthwillig. Er schlief oft bey Tage, aber sein Schlaf konnte durch das geringste Geräusch unterbrochen werden.

Es gibt unter der Mongusart verschiedene Abfälle, sowohl in Ansehung des Haars, als der Gröſſe. Büffons war wie eine Katze von mittlerer Gröſſe. Es gibt aber gröſſere und kleinere, davon einige nicht gröſſer sind, als der grosse Siebenschläfer (Loir).

Der **Vari** hat mehr Aehnlichkeit mit dem Mongus, als mit dem Mokoko, vermöge der Länge und Dicke seiner Schnautze, aber seine Ohren sind kürzer, als die Ohren des Mongus. Es ist gröſſer, stärker und wilder, als der Mokoko, und im Stande der Freyheit tückisch und böse Wenn er aber jung gefangen wird, so verliehret er wahrscheinlicher Weise seine Grimmigkeit, und scheint von eben so sanftem Wesen, als der Mokoko zu seyn Die Reisebeschreiber melden, daß diese Thiere grimmig sind wie Tiger, und in den Wäldern ein solches Gebrülle machen, daß wenn nur zwey beysamen sind, man hundert vermuthen sollte, und daß es viele Mühe kostet, sie zu zähmen Die Stimme des Vari hat in der That etwas vom Brüllen des Löwen in sich, und erregt Entsetzen, wenn man sie zum erstenmal höret Diese Gewalt der Stimme bey einem Thiere von mittlerer Gröſſe rühret daher, daß die beyden Aeste der Luftröhre sich aufweiten, und eine geraumige Höhlung machen, bevor sie an die Lungenröhren stossen.

Der

Der Vari hat ein weit längeres Haar als der Mokoko, und eine Art von Umhängsel um den Hals, von noch längeren Haaren, welche zween Zoll in der Länge betragen. Uebrigens sind diese Thiere bald schwarz, bald weiß, bald scheckigt, und ihre Haare, ob sie gleich lang und sehr weich sind, liegen dennoch nicht nach hinten zu nieder, sondern stehen fast in perpendiculärer Richtung über der Haut empor. Die Augen sind von einem so vollen Orangengelb, daß sie roth zu seyn scheinen.

Diese drey Thiere, welche auf Madagaskar, Mosambik und die mit diesen Inseln benachbarte Länder eingeschränkt zu seyn scheinen, machen dem Ansehen nach, was die Bildung betrift, die Schattirung zwischen den Affen mit langen Schwänzen und den Thieren mit gespaltenen Klauen, denn sie haben vier Hände und einen langen Schwanz, wie diese Affen, und zugleich eine lange Schnautze, wie die Füchse und Buchmarder. Indessen haben sie doch vermöge ihrer wesentlichen Gewohnheiten mehr von den Affen an sich, denn ob sie gleich zuweilen Fleisch genieſſen und auch gerne den Vögeln auflauren, so fressen sie gleichwol lieber Früchte, als Fleisch, und ziehen sogar, wenn sie in Häusern leben, Obst, Wurzeln und Brodt dem gekochten und rohen Fleische vor. Wir glauben also nicht übel gethan zu haben, daß wir sie bis hieher aufbehalten haben, um uns durch sie den Uebergang zu der Naturgeschichte der Affen zu bahnen.

Die Affen.

Bonnet sagt, da er sich mit der Stuffenleiter in der Natur beschäftiget, und endlich auf den Uebergang von den vierfüßigen Thieren zu dem Menschen kommt. Durch welche Stufe wird die Natur zum Menschen gelangen? wie wird sie diesen der Erde zugekehrten Kopf anders richten? Wie wird sie diese Tatzen in biegsame Aerme verwandlen? Wie wird sie diese steifgebogene Füsse in Gelenke und geschickte Hände umbilden? Wie diese schmale Brust breiter machen? und wie an dieselbe die Brüste hinbringen, und ihnen eine Rundung geben? — Der Affe ist dieser Entwurf vom Menschen; ein grober, ein ungeschickter Entwurf; ein unvollkommenes, jedoch ähnliches Bild, und welches gleichsam den Beschluß machet, die bewundernswürdige Stufenfolge der Werke GOttes in ihr Licht zu setzen. Leider hat Bonnet so sehr recht, daß wir geschwind beyde Hände über der Nachbarschaft in die wir kommen vor das Gesichte halten müssen; so Recht, daß die Griechen die Affen Waldmenschen, kleine Männchen, Menschen mit einem Hundsgesichte nannten, und daß Linnäus sich nicht widerstehen konnte, die Menschen in Tag- und Nachtmenschen einzutheilen, und uns zu den ersten und den Orang-Outang zu den andern zu rechnen.

Demüthigender Gedanke für den Stolz des Menschen, der sich so viel auf den Bau seiner Glieder einbildet, der Art von Thieren am ähnlichsten zu seyn, die gerade das wenigste moralische Gute unter allen Geschöpfen an sich hat, die das widerspenstigste Naturell, die wenigste Empfindlichkeit, gar keine Erkänntlichkeit für gute Begegnungen, kein Andenken an Wohlthaten hat; und bey der man nichts, als eine heftige Neigung, alles zu thun was schaden oder mißfallen kan, und einen innern Zug zu allen Arten von Bösem wahrnimmt. Wäre ein Thier unser Nachbar, das den edlen Muth des Löwen, oder die feine Seele, wenn ich so sagen dürfte, des Elephanten besässe, so möchte immer die Bildung Affenmäßig seyn. Aber ein Affe mit allen seinen Untugenden, mit allen möglichen sittlichen Fehlern! Doch! vielleicht würde der Affe eben so mißvergnügt über einen grossen Theil Tag-Menschen seyn, wenn er so viel Vernunft hätte als wir über seine Nachbarschaft nachzudenken. Man wird vielleicht diesen Eingang für hypochondrisch halten. Gut! ich breche ab, und rede nun blos von Affen.

Namens-Verzeichniß der Affen.

Der Affe ist ein Thier ohne Schwanz, dessen Gesicht platt ist, dessen Zähne, Hände, Finger und Nägel des Menschen seinen gleichen, und welcher wie dieser, aufrecht auf zweenen Füssen geht. Dieses ist die Definition, welche Büffon von dem Affen gibt, und nach dieser werden freylich viele Thiere, denen man den Affen-Namen zukommen läßt, davon ausgeschlossen, da man sonst alle Thiere dieser Art ohne Schwänze Affen, und die mit Schwänzen Meerkatzen zu nennen pfleget. Die Alten kannten eine einzige Gattung derselben; der Pithecos der Griechen, die Simia der Lateiner, ist ein Affe, ein wirklicher Affe, und eben derselbe über welchen Plinius und Galen ihre physikalische Vergleichungen angestellet und alle Verhältnisse des Affen zu dem Menschen gegründet haben. Inzwischen blieb ihr Pitheke immer nur ein Zwerg gegen den Menschen, wenn er ihm auch noch ähnlicher gewesen wäre, als er ist; indem der gröste nicht viel über ein Viertheil von der Höhe eines Menschen von ordentlicher Grösse erreichte.

Nach der Entdeckung der mittägigen Theile von Afrika und von Indien, fand man einen andern Affen, dem diese Grösse nicht fehlt; der so hoch und so stark als der Mensch, eben so begierig nach Weibspersonen als nach den Weibchen seiner Gattung ist; einen Affen, der Waffen zu tragen weiß, der mit Steinen den Angriff thut und sich mit Stöcken wehret, und welcher überdiß dem Menschen noch ähnlicher als der Pitheke ist: denn ausserdem, daß er keinen Schwanz hat, daß sein Gesicht platt ist, daß seine Arme, Hände, Finger und Nägel den unsrigen gleich sind, und daß er stets aufrecht gehet, hat er auch eine Art von Gesicht, Züge die des Menschen seinen beykommen, eben solche Ohren, Haare auf dem Kopfe, einen Bart am Kinne, und am Leibe nicht mehrere und nicht wenigere Haare, als der Mensch ihrer in seinem natürlichen Zustande hat. Dieses Thier, welches weiter nichts als ein Thier, aber ein sehr sonderbares Thier ist, welches der Mensch nicht sehen kan, ohne in sich selbst zu gehen, ohne sich daran zu erkennen, ohne überzeugt zu werden, daß sein Leib nicht der wesentlichste Theil des Menschen ist, haben die gesitteten Indianer Orang-Utang, oder einen Waldmenschen; die Negern aber Pongo oder ein Vieh genennet.

Das dritte Thier, dem man den Namen eines Affen nicht absprechen kan, ist aus Ostindien unter dem Namen Gibbon gebracht worden; es gehet wie die andern zwo Gattungen aufrecht, und hat ein plattes Gesicht. es hat ebenfalls keinen Schwanz; aber seine Arme sind von einer so ausserordentlichen Länge, daß er mit seinen Händen die Erde berührt, ob er gleich den Leib nicht krümmet noch die Beine biegt.

Nach den Affen kommt eine andere Familie von Thieren, welche Büffon unter dem generischen Namen Bavian anzeiget. Dieses ist ein Thier mit einem kurzen Schwanze, mit einem länglichten Gesichte, mit einer breiten und erhabenen Schnautze, mit Hundszähnen, welche nach Proportion dicker als bey dem Menschen sind, und mit Schwielen am Hinteren Die Alten haben für diese Thiere niemals einen eigenen Namen gehabt: Aristoteles allein scheinet einen Bavian durch den Namen Simia porcaria bezeichnet zu haben. Die Italiäner haben ihn zuerst Babuino genannt, bey den Deutschen heißt er Bavian, bey den Franzosen Babouin; bey den Schriftstellern der letzten Jahrhunderte die lateinisch geschrieben haben Papio, und hier soll er Pavian genennet werden, und dieses zum Unterscheid wegen der andern Baviane, welche man nach der Zeit in den mittägigen Landern von Afrika und von Indien gefunden hat. Man kennet drey Gattungen von diesen Thieren, 1) den Pavian oder eigentlich sogenannten Bavian, welcher in Libyen, Arabien ꝛc. gefunden wird, und wahrscheinlicher Weise die Simia porcaria des Aristoteles ist. 2) Den Mandrill, welcher ein noch grösserer Bavian ist, als der Pavian mit dem veilblauen Gesichte und mit runzlichter Nase und eben dergleichen Backen, welcher sich in Guinea und in den heissesten Ländern von Afrika findet. 3) Den Wanderu, welcher nicht so dick als der Pavian, auch nicht so groß als der Mandrill; dessen Leib weniger schwehrfällig ist, und dessen

Kopf

Kopf und ganzes Geſicht mit einer Art von dicker und langer Mähne umgeben ſind: man findet ihn in Ceylon, in Malabar und in den übrigen mittägigen Landſchaften von Indien.

Zwiſchen der Art der Affen und der Bavianen iſt eine Mittelgattung, welche von beyden etwas hat, der **Maggot**. Dieſer unterſcheidet ſich von den Affen darinne, daß er eine längliche Schnautze und dicke Hundszähne hat; von den Bavianen aber, daß er eigentlich keinen Schwanz hat, ſondern nur einen kleinen Anhang von Haut, der wie der Stutz eines Schwanzes ausſiehet. Dieſes Thier, welches in Ober-Egypten und in der Barbarey ſehr häufig iſt, wurde von den Alten Cynocephalus genannt, weil ſeine Schnautze der Schnautze eines Hundes ähnlich iſt.

Nach den Affen und den Bavianen kommen die Thiere, die nach alt franzöſiſcher Art Guenons, welches Wort an die Stelle des griechiſchen Κηβος getretten iſt, und gemeiniglich durch Meerkatze überſetzet wird, genennet werden. Dieſe Kebos oder Guenons ſind kleiner und ſchwächer als die Baviane, und unterſcheiden ſich ſonderlich durch ihren langen Schwanz; von den **Makis** aber kan man ſie daran erkennen, weil ſie keine ſpitzige Schnautze, und anſtatt der ſechs Schneidezähne der Makis, nur wie die Affen und Baviane, vier ſolche Zähne haben. Es ſind neun Gattungen von Guenons bekannt. 1) Die **Makaks**; 2) Die **Patas**; 3) Die **Malbruks**; 4) Die **Mangabys**. 5) Der **Mone**; 6) Der **Callithrix**, welche beyde allein den alten Griechen bekannt waren, weil ſich die andern alle nur in den mittägigen Provinzen von Afrika und Oſtindien aufhalten. 7) Der **Muſtak**; 8) Der **Talapoin**; 9) Der **Duk**.

Zwiſchen den Bavianen und den Guenons iſt abermals eine Mittelgattung, die Büffon in Ermanglung des wahren Namens **Maimon** genennet hat. Dieſer **Maimon** findet ſich in Sumatra, und iſt der einzige unter allen dieſen Thieren ſowohl Bavianen als Guenons, deſſen Schwanz nicht behaart iſt; weswegen er auch unter dem Namen des Affen mit dem Schwein- oder Rattenſchwanze vorkommt.

In Amerika hat man Thiere mit Händen und Fingern angetroffen, die man wegen dieſer einigen Aehnlichkeit Affen genennet hat, ob ſie gleich von allen Affen in Aſien und Afrika ſehr unterſchieden ſind. Herr von Büffon hat aus ihnen unter den Namen Sapajous und Sagoins zwo Claſſen gemacht. Mit den drey oder vier Thieren die oben Affen heiſſen und die ſich gewißlich nicht in Amerika finden, können ſie nicht verglichen werden, und dieſes eben ſo wenig mit den drey oder vier Bavianen, welche viel dicker und auch viel anders geſtaltet ſind. Es bleiben alſo nur noch die Guenons übrig mit welchen man ſie vergleichen kan. Aber alle Guenons, ſowohl als die Affen und Baviane haben allgemeine und beſondere Kennzeichen, welche ſie gänzlich von den Sapajous und Sagoins abſondern: Das erſte iſt, daß ſie einen kahlen Hinteren, und natürliche Schwielen daran haben; das zweyte, daß ſie unten an den Backen im Maule Beutel haben, in welchen ſie ihre Speiſe aufbewahren können; und das dritte, daß die Wand zwiſchen den Naſenlöchern ſchmal iſt, die Naſenlöcher ſelbſt aber, wie bey dem Menſchen unter der Naſe offen ſind. Die Sapajous und Sagoins haben keines von dieſen Kennzeichen; bey ihnen iſt die Wand zwiſchen den Naſenlöchern ſehr dick; die Naſenlöcher ſind an den Seiten der Naſe, nicht unten geöfnet; ſie haben am Hinteren Haare, und keine Schwielen; und haben auch keine Beutel im Maule. Man kennet ſechs oder ſieben Gattungen von Sapajous und ſechs von Sagoins, von welchen die meiſten wieder ihre Abänderungen haben, wie man in der Naturgeſchichte dieſer Thiere ſelbſt ſehen wird.

Die Orang-Utangs
oder
der Pongo und der Joko.

Diese beyde Thiere, welche vielleicht nur eine einzige Gattung ausmachen, kommen unter allen Affen dem Menschen am nächsten. Der Joko oder Eujoko wie er in Congo heißt ist der kleine Orang-Utang; der Pongo aber der grosse. Die Reisebeschreiber haben so viel Ausserordentliches von diesem Thiere gesagt, daß man es nothwendig für übertrieben halten, und gar glauben muß, daß der vom Linnäus aus ihnen beschriebene Nachtmensch ein weisser Neger oder Schakrelas seye Denn diese Schakrelasse haben, wie dieser weisse, wollichte und krause Haare, rothe Augen, ein schwaches Gesicht, u. s. w. Und wenn dieses ist, so ist es kein Wunder, daß Kjoeps und anderer Reisenachrichten dem Orang Utang die Fähigkeit zu denken, zu reden, und eine pfeifende oder zischende Art von Sprache zuschreiben.

Battel sagt von dem Pongo: Er gleiche in allen seinen Proportionen dem Menschen, ausgenommen daß er gröſſer, und so groß als ein Riese seye. Er habe ein Gesicht, wie ein Mensch, tief liegende Augen und an den Seiten des Kopfes lang herabhangende Haare. Sein Gesicht seye glatt und ohne Haar, welches auch von den Ohren und Händen gelte. Der Leib seye dünn behaart, und überhaupt unterscheide er sich vom Menschen, was das Auswendige betreffe, blos durch die Beine, indem er wenig oder nichts von Waden habe. Er gehe aufrecht; er schlafe auf den Bäumen und baue sich eine Hütte oder Schirm-Dach gegen Sonne und Regen. Er lebe von Früchten und esse kein Fleisch; die Sprache mangle ihm, wiewohl er mehr Einsicht als andere Thiere, habe. Wann die Negern in den Wäldern Feuer machten, so kommen hernach diese Pongos, setzen sich umher und wärmen sich, aber so viel Verstand haben sie nicht, daß sie das Feuer durch Nachlegen zu unterhalten wüßten. Sie gehen in Gesellschaft aus, und bringen zuweilen an einsamen Oertern Negern ums Leben; sie greifen sogar den Elephanten an, schlagen ihn mit Prügeln, und verjagen ihn aus ihren Wäldern. Man könne diese Pongos nicht lebendig fangen, weil sie so stark seyen, daß zehen Menschen nicht einen bändigen können; man könne sich also blos der Jungen bemächtigen; ihre Mutter trage sie, indem sie aufrecht gehe, und die Jungen halten sich mit ihren Händen und Knien an ihren Leib: Es gebe von diesen Affen zweyerley Gattung; der Pongo der so groß und dicke als ein Mensch ist, und der Eujoko, welcher viel kleiner ist; wann eines von diesen Thieren sterbe, so bedecken die übrigen seinen Körper mit Reisern und Blättern. Purchaß, bey welchem man diese Nachricht findet, setzet in einer Anmerkung hinzu, er habe in einer Unterredung mit Battel von ihm gehöret, daß ihm ein junger Neger entführet worden, welcher ein ganzes Jahr unter diesen Thieren gelebt habe. Nach seiner Wiederkunft habe der Neger erzehlet, daß sie ihm kein Leid zugefüget hätten. Die meisten wären so lang als ein Mensch, aber dicker, und beynahe im Umfange doppelt so dick, als ein Mensch insgemein ist. Jobson versichert, an Oertern, wo sie sich am öftesten aufhielten, eine Art von Wohnung gefunden zu haben, die aus zusamen geflochtenen Aesten bestand, und ihnen wenigstens wider Sonne und Regen dienen konnte. Die Affen aus Guinea, sagt Bosmann, welche man auf Niederländisch Smitten nennet, sehen falb aus, und werden sehr groß. Ich selbst habe einen gesehen, der fünf Fuß hoch war. Diese Affen sehen gar häßlich aus,

so-

sowohl als die von einer zweyten Gattung, welche der ersten in allem ähnlich sind, ausser daß ihrer viere kaum so dick als einer von jenen seyn würden Sie lernen fast alles, was man will. Gauth Schouten spricht, es seyen die Affen, welche von den Indianern Orang-Utangs genannt werden, fast von eben der Gestalt und Grösse, wie die Menschen, sie haben aber am Rücken und im Dünnen dickes Haar, obgleich keines am Leibe; die Weibchen haben zwey grosse Brüste; alle haben ein störriges Gesicht, eine platte und sogar eingedrückte Nase, Ohren wie die Menschen; sie seyen stark, behende, kühn, sie setzen sich oft zur Wehre gegen gewafnete Leute, sie seyen sehr begierig auf Weibspersonen, welche nicht sicher in die Wälder gehen dürfen, weil sie plötzlich von diesen Affen angegriffen und mißbraucht werden. Der Herr de la Brosse versichert, daß die Orangs-Utangs, welche er Quimpezes nennet, Negerinnen zu überraschen suchen; daß sie dieselben bey sich behalten, um sie zu mißbrauchen; und daß sie dieselben recht gut ernähren Ich habe, sagt er, zu Lowango eine Negerinn gekannt, die drey Jahre bey diesen Thieren gewesen ist; sie wachsen sechs bis sieben Fuß hoch; sie sind von einer Stärke, die ihres gleichen nicht hat; sie bauen Hütten, und vertheidigen sich mit Stöcken. Sie haben ein plattes Gesicht, eine platte und breite Nase, und am Kopf liegende Ohren ohne wolliges Haar; ihre Haut ist ein wenig heller als die von einem Mulater, sie haben ein langes und auf verschiedenen Theilen des Leibes dünne gesäetes Haar, einen sehr ausgespannten Bauch, platte und hinten ungefehr um einen halben Zoll erhabene Ferse; sie gehen auf zwey Füssen, und wenn es ihnen einkommt auf vieren.

Der Joko, oder der kleine Orang-Utang, welchen Herr von Büffon gesehen hat, und der vielleicht einerley Thier mit dem grossen ist, nur daß er in seinem Vaterlande seinen völligen Wuchs nicht hatte erreichen können, war ungefehr zwey und einen halben Fuß hoch und zwey Jahre alt. Er gieng beständig aufrecht auf seinen beyden Füssen, auch wann er schwehre Sachen trug; er hatte eine zimlich traurige Mine; sein Gang war ernsthaft, seine Bewegungen abgemessen, sein Naturell sanft, und von der übrigen Affen ihrem sehr verschieden: Er hatte weder die Ungeduld des Magot, noch die Bosheit des Bavian, oder das ausschweifende Weesen der Guenons; für den Orang-Utang war ein Zeichen oder ein Wort genug, wenn er etwas thun sollte, für den Bavianen mußte man einen Stock haben, und eine Peitsche für alle andere, die durch nichts als Schläge zum Gehorsam zu bringen sind. Dieses Thier bot den Leuten, die es zu sehen kamen, die Hand um sie zurücke zu führen, es gieng ernsthaft mit ihnen auf und ab, als ob es ihnen Gesellschaft leisten wollte; es sezte sich zu Tische, schlug seine Serviette auseinander, wischte sich den Mund damit ab, bediente sich des Löffels und der Gabel, schenkte sich ein Glas ein, stieß es an, wenn man es dazu einlud, holte selbst Tassen, trug sie auf die Tafel, warf Zucker darein, schenkte Thee ein, und ließ ihn kalt werden um ihn zu trinken; und dieses alles that es auf ein Zeichen oder Wort von seinem Herrn, und manchmal aus eigenem Antrieb. Es that niemand etwas zu Leide, sondern näherte sich vielmehr mit einer gewissen Vorsicht, und als wenn es um Gunstbezeugungen bäte; es liebte die süssen Sachen ausserordentlich, und da es deren von jedermann bekam, und überdieses einen häufigen Husten und eine angegriffene Brust hatte, so waren sie vermuthlich eine Mitursache seines baldigen Todes. Es fraß fast alles, nur zog es die reifen und trockenen Früchte aller andern Nahrung vor, es trank Wein, aber sehr wenig, und gab ihn gerne für Milch, Thee, oder andere süsse Getränke auf.

Der Herr de la Brosse hatte zween Orangs-Utangs von einem Neger gekauft, die nur ein Jahr alt waren. Er sagt von ihnen „diese Thiere setzen sich zu Tische, wie der Mensch; sie essen von allem ohne Unterscheid; sie bedienen sich des Messers, der Gabel und des Löffels um das zu schneiden und zu nehmen, was man ihnen auf dem Teller vorlegt; sie trinken Wein und andere Getränke; wann sie bey Tische waren und etwas nöthig hatten, so liessen sie sich den Schiffungen hören, und wenn ihnen diese etwas abschlugen, so wurden sie bisweilen böse, nahmen sie bey den Armen, bissen sie, und brachten sie unter sich. Das Männchen wurde auf der Reise krank; und übergab sich der Kur wie ein Mensch; man schlug ihm sogar zweymal die Ader auf dem Arme: und so oft er sich herrach nicht recht wohl befand, so zeigte er den Arm, daß man ihm eine Ader öfnen sollte, eben als wenn er gewußt hätte, daß ihm dieses gedient hatte.

Heinrich Grosse sagt, daß man von diesen Thieren gegen die nördliche Seite von Koromandel, in den Wäldern des Gebiets des Raja von Carnate finde; daß man ein Männchen und Weibchen dem Herrn Horn, Gouverneur von Bombay verehret habe; daß sie kaum zwey Fuß hoch, aber von einer völlig menschlichen Gestalt gewesen seyen; daß sie auf zweyen Füssen giengen, eine matte weisse Farbe und an keinem Orte Haare hätten, als da wo wir deren gemeiniglich auch haben; daß ihre Handlungen meistentheils menschlichen Handlungen sehr ähnlich wären, und daß ihre Melancholie zeigte, daß sie ihre Gefangenschaft sehr wohl fühlten; daß sie ihr Bette in dem Käficht, in welchen man sie auf dem Schiffe gebracht, mit grosser Sorgfalt machten; daß sie, wenn man sie ansähe, mit ihren Händen die Theile, die man ohne die Ehrbarkeit zu verletzen nicht zeigen kan, verdekten. Das Weibchen, setzt er hinzu, wurde auf dem Schiffe krank und starb, und das Männchen, welches alle Arten von Zeichen der Traurigkeit gab, nahm den Tod seiner Gefärtin so sehr zu Herzen, daß es nicht mehr essen wollte, und sie nur zwey Tage überlebte.

Franz Pyrard erzählt „es finde sich in der Provinz Sierra-Liona eine Gattung von Thieren, Baris, genannt, die dick und stark von Gliedmassen, und so gelehrig sind, daß sie, wenn man sie von Jugend auf füttert und unterrichtet, wie ein Mensch dienen; sie gehen gemeiniglich nur auf ihren Hinterfüssen; sie stossen in Mörsern; sie hohlen in Krügen, die sie auf dem Kopfe tragen, Wasser aus den Flüssen; aber wenn sie an die Hausthiere kommen, und man ihnen die Krüge nicht geschwind abnimmt; so lassen sie dieselben fallen, und heulen und schreyen, wenn sie sehen, daß der Krug ausgelaufen und zerbrochen ist. Man fängt sie mit Schlingen, und lehret sie allerley Hausarbeit zu verrichten z. E. Gläser auszuspühlen, zu trinken zu geben, den Bratspieß zu drehen u. dgl. m. Ich sahe, spricht le Guat, zu Java einen sehr ausserordentlichen Affen, und zwar ein Weibchen, es war groß und gieng gerade auf den Hinterfüssen; in solcher Stellung hielt es die Hand über den Geschlechtstheil; im Gesichte hatte es keine Haare, ausser an den Augenbramen, und überhaupt glich es gar sehr den wunderlichen Gesichtern der Hottentotischen Weibspersonen —. Es machte sich täglich sein Bette sehr ordentlich, legte sich mit dem Kopfe auf ein Küssen und zog die Decke über sich her — — Wenn es Kopfschmerzen hatte, so band es sich ein Schnupftuch feste um den Kopf. Uebrigens glaubt le Guat, daß man diesem Thier das meiste durch die Erziehung beygebracht habe, um mehr Verwunderung zu erregen, wenn man es nach Europa brächte, welches die Absicht war. Gemelli Carreri sagt, er habe eines gesehen, welches sich wie ein Kind beklagte, und seine Matte, wenn es sich schlafen legen wollte, unter dem Arme trug. Diese Affen, setzt er hinzu, scheinen in manchen Stücken mehr Witz als die Menschen zu haben: denn wenn sie auf den Bergen keine Früchte mehr finden, so gehen sie an das Meerufer, und fangen allda Krabben, Austern u. dgl. Es gibt eine Art von Austern, Taclavo genannt, die etliche Pfunde wiegen, und oftmals geöfnet am Ufer liegen. Weil nun dieser Affe befürchtet, es möchte die Auster, so bald er seine Pfote hineinstecket, sich zuthun, so wirft er einen Stein hinein, damit die Schalen nicht zusamen gehen können, und ißt hernach die Auster ohne Furcht.

Auf den Küsten des Flusses Gambia (sagt Froger) sind die Affen grösser und bösartiger, als sonst irgendwo in Afrika: Die Negern scheuen sich vor ihnen, und selten gehen sie im Felde, ohne von diesen Thieren angegriffen zu werden, welche ihnen einen Stock darreichen, und sie nöthigen, sich mit ihnen zu schlagen. Oftmals tragen sie sieben bis achtjährige Kinder auf Bäume, und man hat die gröste Mühe, ehe man sie wieder bekommt. Die meisten Negern glauben, diese Affen seyen ein fremdes Volk, das sich in ihrem Lande niedergelassen habe; und nur darum nicht rede, weil es besorge, es möchte arbeiten müssen.

Aus diesen Zeugnissen der Reisenden wird man nun sich einen zimlichen Begriff von dem Betragen dieses Thieres machen können.

Dieser Affe unterscheidet sich, was das Aeusserliche betrift, von dem Menschen, in der Nase, welche nicht hervorragend ist; in der Stirne, welche allzukurz ist; in dem Kinne, welches nicht über die Grundlinie erhaben ist. Seine Ohren sind nach Proportion zu groß; die Augen stehen zu nahe beysamen; der Zwischenraum der Nase und des Mun-

des

des ist ebenfalls zu groß. Der Leib und die Glieder unterscheiden sich darinne, daß die Oberschenkel gegen des Menschen seine zu kurz, die Arme zu lang, die Daumen zu klein, die hole Hand zu lang und zu enge, die Füsse mehr wie die Hände, als wie menschliche Füsse sind. Die Zeugungstheile des Männchens sind von des Menschen seinen nur darinnen unterschieden, daß das Band an der Vorhaut mangelt; des Weibchens sind äusserlich den menschlichen sehr ähnlich.

Was das Innere betrift, so hat der Mensch nur zwölf Ribben, der Orang-Utang aber dreyzehen; er hat auch kürzere Halswirbel, engere Knochen im Beken, plattere Hüften; tiefere Augenhöhlen; an dem ersten Wirbelknochen des Halses befindet sich kein stachelichter Fortsatz; die Nieren sind runder als des Menschen seine, und die Harngänge haben eine andere Gestalt, gleichwie auch die Blase und die Gallenblase, welche beyde enger und länger als bey dem Menschen sind. Alle übrige, sowohl innerliche als äusserliche Theile des Leibes, des Kopfes, und der Glieder sind wie des Menschen seine. Aber ob gleich die Zunge und alle Werkzeuge der Stimme, wie bey dem Menschen sind, so redet doch der Orang-Utang nicht; und ob gleich das Gehirn eben dieselbe Gestalt und Proportion hat, so denkt er nicht; Büffon sagt, wir wollen den Herren Materialisten überlassen, was sie dazu sagen wollen.

Uebrigens sind der Mensch und der Orang-Utang die einzigen, welche Ars backen und Waden haben, und folglich gemacht sind, um aufrecht zu gehen; sie sind die einzigen, welche eine breite Brust, platte Schultern und gleichförmig gebildete Rückwirbel haben; die einzigen, deren Gehirn, Herz, Lunge, Leber, Milz, Gekrösdrüse, Magen, Gedärme, einander völlig ähnlich sind; die einzigen, welche am Blinddarme einen wurmförmigen Fortsatz haben; kurz zu sagen, der Orang-Utang gleicht dem Menschen mehr als irgend einem Thiere, auch so gar mehr als den Bavianen und langgeschwänzten Affen, und zwar nicht allein in allen jezt bemeldeten Theilen, sondern auch in der Breite des Gesichtes, in der Gestalt des Hirnschedels, der Kinnbacken, der Zähne, der andern Theile des Kopfs und des Gesichts, in der Dicke der Finger und Daumen, in der Gestalt der Nägel, in der Anzahl der Lenden- und Heiligbeinwirbel, wie auch der Schloßbeinknochen, und endlich der Gleichförmigkeit der Vergliederungen, in der Grösse und Gestalt der Knieschibe, des Brustbeins ꝛc so daß, wenn man dieses Thier mit denen, die ihm am ähnlichsten sind, z E mit dem Maggot, dem Baviane und dem langgeschwänzten Affen vergleichet, man eine noch grössere Gleichförmigkeit mit dem Menschen, als selbst mit diesen Thieren wahrnimmt. Daher man sich auch nicht wundern darf, daß ihm die Indianer einen Namen gegeben haben, dessen Bedeutung der Leser bereits weiß, und daß einige auf die Vermuthung gefallen sind, dieses Thier seye aus der Vermischung von Affen und Negerinnen entstanden.

Die unterscheidenden Kennzeichen der Orang-Utangs sind folgende.

Der Orang-Utang hat keinen Beutel innwendig an den Backen, keinen Schwanz, keine Schwielen am Hinteren: es ist dieser Theil seines Körpers voll und fleischig; alle seine Zähne, sogar die Hundszähne sind des Menschen seinen ähnlich; er hat ein plattes, nackendes und schwarzbraunes Gesicht, auch nackende Ohren, Hände, Füsse, Brust und Bauch; er hat auf dem Kopfe lange Haare, welche ihm an den Seiten der Schläfe herab hangen; Haare am Rücken und an den Lenden, welche aber nur dünne stehen; er ist fünf bis sechs Fuß hoch, und gehet allemal aufrecht auf den Hinterfüssen. Büffon getrauet sich nicht als eine Erfahrung anzugeben, ob das Weibchen dieses Thiers ihren periodischen Abfluß habe, aber es ist zu vermuthen, um so mehr, da er sich bey andern Affen, die weniger Aehnlichkeit mit dem Menschen haben, findet; und Hamilton, der zu dem was oben aus den Reisebeschreibern gesagt worden ist, noch dieses hinzu thut, daß das Thier seine Nase schneuze und die Unreinigkeit mit den Fingern hinwegwerfe, Feuer anzünde, und mit dem Munde aufblase, Fische brate ꝛc. versichert es ausdrücklich.

Der Pitheke.

Aristoteles sagt: es gibt Thiere, deren Natur zweydeutig ist, welche etwas von dem Menschen und etwas von dem vierfüßigen Thiere haben: dergleichen sind der Pithecus, der Kebos und der Cynocephalus. Der Kebos ist ein geschwänzter Pitheke; der Cynocephal ist dem Pitheke ganz ähnlich, nur ist er grösser und stärker, und hat eine vorragende Schnautze, fast wie ein Hund, und eben daher hat er seinen Namen bekommen; er ist auch wilder geartet, und hat stärkere Zähne als der Pitheke, welche den Zähnen des Hundes ähnlich sind. Dieser Pitheke oder Affe ohne Schwanz des Aristoteles, davon Gesner und Jonston Figuren geben, ist vermuthlich von denen, von welchen Marmol sagt: Sie haben Füsse, Hände, und ein Gesicht wie der Mensch, auch dabey viel Witz und Bösartigkeit: ihre Nahrung ist Gras, Getreide und allerley Früchte, welche sie Heerdenweise in den Gärten und Feldern rauben, aber ehe sie aus ihrem Lager gehen, läuft einer von ihnen auf eine Höhe, wo die ganze Fluhr zu übersehen ist, und wenn er niemand sieht, so gibt er den andern durch Schreyen das Zeichen zum Aufbruch, geht aber selbst nicht von der Stelle, so lange sie im Felde sind; so bald er jemand siehet, erhebet er ein grosses Geschrey, und die sämtlichen Affen springen von einem Baume zum andern nach den Wäldern. Die Affenweibchen haben oft vier bis fünf Junge auf dem Rücken, und thun dennoch grosse Sprünge von einem Aste zu dem andern. Trotz aller ihrer List hat man doch mancherley Mittel sie zu fangen. Wenn sie böse werden, so beissen sie, wenn man ihnen aber nur ein wenig liebkoset, so werden sie leichtlich wieder gut. Sie thun dem Obste und Getraide grossen Schaden, indem sie nichts thun, als abbrechen, abbeissen und hinwerfen, es seye nun reif oder nicht, so daß sie weit mehr verderben, als sie fressen oder fortschleppen. Die Zahmgemachten thun dem Menschen alles nach, was sie sehen. Sie halten sich in grosser Menge in den Gebürgen von Mauritanien, Bugia und Constantina auf.

Was Rubruquis von den Affen aus Cathey sagt, schickt sich ebenfalls nur auf den Pitheke. Sie haben, spricht er, in allen Stücken die Gestalt und die Arten der Menschen; sie sind nur einen Ellenbogen hoch, und ganz mit Haaren bedeckt; sie wohnen in Höhlen; wenn man sie fangen will, so sezt man ihnen starke und berauschende Getränke hinein; alsdenn kommen sie alle und trinken davon, indem sie dabey Chinchin schreyen, woher sie den Namen Chinchin bekommen, und berauschen sich so sehr, daß sie einschlafen und leichtlich können gefangen werden.

Da die Alten den Orang-Utang und den Gibbon nicht gekannt haben, der Maggot aber der Cynocephal des Aristoteles ist, so kan wohl der Pitheke desselben, der ungeschwänzt ist kein anderes Thier als der erwähnte Affe seyn.

Die unterscheidenden Kennzeichen dieser Gattung.

Der Pitheke hat keinen Schwanz; seine Hundszähne sind nach Proportion nicht länger als des Menschen seine; er hat ein plattes Gesicht, eben dergleichen Nägel, und welche, wie bey dem Menschen, vorne rund sind; er geht auf den Hinterfüssen, seine Länge beträgt aufs höchste anderthalb Fuß, er ist von nicht so wilder Art und wird leichtlich zahm. Die Weibchen haben, wie es schon von den Alten angemerkt worden, ihren periodischen Abfluß.

Der Gibbon.

Der Gibbon ist ein Affe mit einem runden Kopf, grossen und tiefliegenden Augen, einer platten Nase, und zugerundeten Ohren, welche beynahe wie des Menschen seine mit Rändern eingefaßt sind. Er hat Schwielen am Hinteren. Die aus dem Anhangen der Haut an den Knollen der Hüftbeine, auf welchen eine mit einer schwielichten und nackenden Haut überzogene Fläche ist, entstehen. Vom Schwanze hat Herr Daubenton keine Spur bemerket.

Die


Der Coaita
Der braune Sajou
Der grüne Sajou
Der Sai
Der Saimiri.
Der Sai mit der weißen Kehle

Die Vorderbeine sind viel länger, als die Hinterbeine, und über die Maasse lang: so daß wenn der Gibbon aufrecht stehet, die Finger doch noch den Erdboden berühren. Um die Augen, an der Nase und am Ende der beyden Kinnbacken ist er nackend und braun. Ein Streif in Gestalt eines Kreises, der aus grauen Haaren bestehet und unter den Augen, über die Backen und unter dem Unterkinnbacken hinläuft, gibt dem Gesichte dieses Thieres ein sehr ausserordentliches Ansehen. Die Ohren sind nackend und von schwärzlicher Farbe: die Haare auf dem Kopfe, dem Halse, dem Rücken, an den Seiten des Leibes und der Henterbeine sind schwarz; diejenigen aber, womit die obere Seite der Füsse bedecket ist, sind grau. Das Fußbrett ist nackend und von schwarzer Farbe, wie auch die Nägel.

Das Thier welches Büffon sahe war nur drey Fuß hoch, die Gefangenschaft aber hatte es vermuthlich um einen Fuß in seinem Wachsthume zurücke gehalten. Nach dem Orang-Utang und dem Pitheke würde der Gibbon das dem Menschen ähnlichste Thier seyn, wenn ihn nicht seine übermäßig lange Aerme ungestaltet machten. Er schien dem Herrn von Büffon von gelassener Art, und sehr sanftmüthig in seinem Bezeigen zu seyn: seine Bewegungen waren weder zu ungestümm, noch zu hastig; er nahm was man ihm zu essen gab, sachte an: man nährte ihn mit Brodte, mit Obste, mit Mandeln ꝛc Er scheute die Kälte und Feuchtigkeit sehr. Ostindien, und insbesondere Koromandel, Malaga, und die Molukischen Inseln sind sein Vaterland Uebrigens scheinet er sich auch in andern Provinzen, welche nicht so weit gegen Süden liegen zu finden, und der Affe aus dem mit China gränzende Königreiche Ganaura, welchen einige Reisebeschreiber Fefé nennen, ist vermuthlich der Gibbon Uebrigens sind diese Thiere in der Grösse und den Farben der Haare unterschieden, da einige an allen Stellen, wo die andern schwarz sind nur braun aussehen.

Der Gibbon hat nach Proportion grössere Hundszähne als der Mensch, und die Weibchen haben ihren periodischen Abfluß.

Der Maggot.

Der Maggot, welcher beym Jonston Momenet heißt, kan unter allen Affen unsere Himmelsluft am besten ertragen. Im Sommer ist er gern an der Luft, und im Winter kan man ihn in einem ungeheizten Zimmer halten. Ob er wohl nicht zärtlich ist, so ist er doch gemeiniglich traurig und öfters widerwärtig: er verzerrt das Gesicht, sowohl wenn er böse ist, als wenn er nach etwas Appetit hat. Seine Bewegungen sind hastig, seine Arten tölpisch, und seine Gesichtsbildung noch häßlicher als lächerlich. Sobald er eine Regung des Zorns spüret, so weißt er die Zähne knirschend, und wackelt mit dem Kinnbacken. Er stekt alles, was man ihm zu essen gibt, in seine Beutel im Maule, auch manchmal Dinge, die er hinweg nimmt, und die nicht eßbar sind; er ißt allerley, nur nicht rohes Fleisch, Käse und andere fermentirte Sachen. Büffons Maggot kletterte, wenn er schlafen wollte auf einen eisernen Riegel oder zweyzackichten Haaken. Er hielt ihn beständig an der Kette, weil er sehr ungesittet und vermuthlich schlecht erzogen war, denn es gibt andere von eben dieser Gattung, die besser, erkenntlicher, folgsamer, auch sogar lustiger sind, und welche ohne viele Mühe tanzen, Sprünge und Bewegungen nach der Cadenz machen, auch sich ankleiden zu lassen, lernen Wir haben ihrer etliche gekannt, die ausserordentlich vorwitzig waren, und eine grosse Neigung zeigten, die Taschen derer welchen sie unvermerkt beykommen konnten zu untersuchen. Eins war ein Weibchen, und ließ sich von Frauenzimmern sehr ungerne befehlen. Gegen Mannspersonen war es zwar geschmeidig und hatte eine affectirte Höflichkeit, deme ungeachtet vergaß es doch Beleidigungen, die es von ihnen erlitten hatte, nicht eher, als es ihnen einen Streich spielen konnte, und sollte es auch seine Rache auf etliche Wochen haben verschieben müssen. Es verderbte auch alles, was es ungesehen in die Hände bekommen konnte; so bald es aber entdeckt zu seyn glaubte, so that es aufs kläglichste, rang die Hände, schlug sie zusamen, und stellte sich, wie ein Mensch, dem ein grosses Unglück begegnet ist.

Dieser Affe ist ungefehr dritthalb bis drey Fuß hoch, wenn er aufrecht auf den Hinterfüssen steht. Das Weibchen ist kleiner als das Mannchen. Es geht lieber auf vier als auf zweenen Füssen. Wenn er in Ruhe ist, so sizt er fast stets, und sein Körper ruhet auf zween hohen Schwielen, welche sich unten in der Gegend, wo die Arsbacken seyn sollten befinden. Der After stehet höher empor, und also sizt er niedriger, als auf dem Steisse. Der Unterscheid zwischen ihm und dem Pitheke oder dem eigentlich also benannten Affen ist 1) daß er eine dicke und weit hervorstehende Schnautze, wie ein englischer Dogge hat, anstatt daß der Pitheke ein plattes Gesicht hat; 2) daß er lange Hundszähne hat; 3) daß er nicht so platte und zugerundete Nägel hat; und 4) daß er gröſſer und untersezter, auch sein Naturell nicht so folgsam und sanftmüthig ist.

Uebrigens gibt es in der Gattung der Maggot etliche Abänderungen: man siehet ihrer von verschiedener Gröſſe, mit dunklerem und mit lichterem Haare, welches bey einigen dicht, bey anderen dünne stehet. Des Prosper Alpins fünf Thiere die er unter dem Namen Cynocephali anzeigt, scheinet insgesamt Maggots zu seyn. Es scheinet auch, als ob die Gattung dieser Thiere fast in allen heissen Erdgegenden der alten Welt verbreitet seye, und als fände man sie in der Tartarey, in Arabien, in Aethiopien, in Malabar, in der Barbarey, in Mauritanien, und in allen Landschaften des Vorgebürges der guten Hoffnung.

Nach aller Wahrscheinlichkeit ist es diese Gattung Affen von welcher Rob Lade folgendes sagt: Man führte uns über einen grossen Berg in den Landschaften des Vorgebürges der guten Hoffnung, auf welchem wir grosse Affen jagten, welche allda häufig zu finden sind. Ich kan nicht mit Worten ausdrücken, wie behend diese Thiere sind, noch mit welcher Unverschämtheit sie sogleich wiederkamen, nachdem sie entlaufen waren; zuweilen liessen sie uns so nahe kommen, daß ich schon dachte, ich hätte einige gewiß, aber mit einem Sprunge waren sie mehr als zehen Schritte fort, und eben so schnell auf einem Baume; hernach sassen sie ganz ruhig und sahen uns an — Ein sehr grosser Affe, der uns schon längst im Nachlaufen ermüdet hatte, stieg endlich auf einen Baum und unser Hauptmann zielte mit der Flinte nach ihm. Diese Stellung, wovon er die Folgen schon mochte sonst gesehen haben, machte daß er herabfiel und fast ohne Bewegung da lag, so daß wir uns seiner bemächtigen konnten. Nachdem er sich aber wieder erholet hatte, so mußten wir alle unsere Kräfte zusamen nehmen, und es listig anfangen, ehe wir ihm Hände und Füsse banden: denn biß er so sehr um sich herum, daß wir ihm den Kopf verhüllen und mit Schnupftüchern anbinden mußten. Uebrigens sind diese Affen keine gefährliche Thiere.

Der Maggot hat keinen Schwanz, sondern nur ein kleines Ende von Haut, das wie ein Schwanz aussiehet. Er hat Beutel in den Backen, ungefehr wie der Hamster; er hat im Gesichte kleine Härchen, am Leibe grünlich-braunes und unten am Bauche weißgelbliches Haar. Dem Weibchen ergehet es wie den vorerwähnten.

Der Pavian

oder

eigentlich so benannte Bavian.

Der Bavian, welcher beym Linnäus Sphinx Simia semicaudata, ore vibrissato, (welches aber nicht richtig ist, indem es keinen Schnurrbart hat) unguibus acuminatis, heißt, gehet schon weit mehr von dem Menschen ab, und gleichet ihm nur noch mit den Händen, an welchen jedoch spizige Nägel sind. Es ist ein untersezt es Thier, dessen starker Körper und nervige Glieder seine Stärke und Behendigkeit anzeigen; welches weil es mit einem dichten und langen Haare bedeckt ist, das am Hinterhaupte, am Halse, der sehr kurz ist, an dem Vordertheile des Rückens, an den Schultern und vornen an der Brust sechs Zolle beträgt, noch viel dicker, als es wirklich ist, zu seyn scheinet, aber auch in der That so stark ist, daß es mit einem oder mehrern Menschen bald fertig werden würde, wenn

wenn sie nicht bewaffnet wären. Ueberdiß wird er beständig von derjenigen Leidenschaft angereizt, welche die sanftesten Thiere grimmig macht: er ist schändlich geil, und er zeigt sich recht mit Fleiß in diesem Zustande; er berührt und vergnügt sich selbst vor aller Menschen Augen. Die schändlichen Theile des Bavian sind gänzlich nackend, und um deswillen recht sichtbar, weil der Leib anderwärts mit langen Haaren bedeckt ist. Er hat auch kahle Arsbacken, welche feuerroth sind, einen herabhangenden Hodenbeutel, einen unbedeckten After, und er trägt den Schwanz jederzeit in der Höhe. Mit allen diesen Blössen scheuet er sich zu brüsten, denn er zeigt seinen Hintersten viel öfter als den Kopf, vornehmlich wenn er Weibspersonen sieht, gegen welche er sich sehr unverschämt bezeiget.

Das männliche Glied, sagt Klein, ist von Natur beschnitten. Der Schaam des Weibchens hängt gemeiniglich etwas hervor.

So heftig aber auch die Geilheit dieser Thiere ist, so sind sie in den gemäßigten Gegenden dennoch nicht fruchtbar. Das Weibchen gebieret gemeiniglich nur ein Junges, das sie in den Armen, und gleichsam an der Brust hangend trägt; es hat auch seinen periodischen Abfluß; und dieses findet man bey allen übrigen Affen, welche einen nackenden Hintersten haben. Wiewohl nun übrigens diese Baviane bösartig und wild sind, so gehören sie doch nicht unter die fleischfressenden Thiere, und leben sonderlich von Obst, von Wurzeln und Körnern. Ihre Art einen Garten oder Weinberg zu berauben ist so geschickt, daß wir sie aus Kolben anführen müssen. Sie kommen, sagt er in seiner Beschreibung des Vorgebürges der guten Hoffnung, gemeiniglich in grossen Hauffen; eine Anzahl derselben steiget über die Mauern oder Wände; andere bleiben oben darauf, wie auf der Schildwache sitzend, die übrigen stehen aussen vor dem Garten, einer nicht weit von dem andern, und machen solchergestalt eine Reihe, die von da aus bis zu ihrem Versammlungs-Orte reichet. Alsdann fangen die in dem Garten an, denen die auf der Wand sitzen die Melonen, Kürbisse, Aepfel ꝛc. zuzuwerfen; die oben sitzenden werfen alles den unten befindlichen zu, und so gehet es aus einer Hand in die andere, so lang die Reihe ist, welche sich gemeiniglich an einem Berg endiget. Diese Thiere sind so geschickt und sehen so scharf um sich, daß sie den Wurf fast allemal in der Luft auffangen; und alles dieses thun sie sehr hurtig, und ohne einen Laut von sich zu geben. Sobald die Wächter einen Menschen in der Nähe kommen sehen, so schreyen sie, und augenblicklich ergreifen alle die Flucht.

Der Bavian, den ich gesehen habe, war sehr begierig auf Schnupftaback, und ließ es sich nicht verdriessen, ihn wohl aus zehen Papieren, in die er gewickelt war, heraus zu langen, ob er gleich sonst sehr ungeduldig und wild war. Ich habe aber dieses noch bey mehreren Affen gefunden, und das Weibchen, von dem ich oben gesagt habe, stahl nichts lieber als Tabatieren, die es ausfraß, so wie es auch sehr gerne Taback, wiewohl auf eine ungeschickte Art rauchte, weil es mit seiner hervorstehenden Schnautze den Rauch nicht wieder herausblasen konnte.

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Pavian oder eigentlich so benannte Bavian hat Beutel in den Backen und breite Schwielen am Hintersten, wie schon gesagt worden. Er hat einen gekrümmten, sieben bis acht Zoll langen Schwanz. Hundszähne, welche nach Proportion viel länger und dicker als des Menschen seine sind; eine sehr dicke und sehr lange Schnautze, kahle Ohren, welche keine Ränder und Läppchen haben, einen starken und untersetzten Körper, dicke und untersetzte Glieder, nackende und fleischfarbige Geburtsglieder, langes und dichtes röthlichbraunes Haar, das am ganzen Leibe zimlich überein kommt. Er geht öfter auf vier als auf zweenen Füssen. Seine Höhe, wann er aufrecht steht, beträgt drey bis vier Fuß. Es gibt in dieser Gattung, wie es scheint, Rassen, welche noch grösser, und andere, welche kleiner sind. Herr von Büffon aber hat ausser der Grösse keinen Unterscheid gefunden.

Die Hinterbeine sind kurz in Vergleichung der Vorderbeine und der ganzen Länge des Thieres.

Die Daumen an allen vier Füssen sind sehr kurz; die Nägel an den Daumen breit und platt; an den übrigen Fingern aber schmähler, sehr lang, krumm und der Länge nach rinnenförmig.

Dasjenige Thier, welches zu Madagaskar Tré-tré-tré-tré heißt, muß wohl zu dieser Gattung gezählet werden; Es ist nach Flaccourts Bericht so dick als ein zweyjähriges Kalb; hat einen runden Kopf und ein Gesicht wie der Mensch, Vorder- und Hinterfüsse wie ein Affe, etwas krauses Haar, einen kurzen Schwanz, Ohren wie ein Mensch. Es gleichet dem Tanach, welchen Ambr. Pareus beschreibt, und ist ein einsames Thier, vor dem die Einwohner des Landes sich sehr fürchten.

Wir haben bereits in der Naturgeschichte der Hyäne erinnert, daß der Pavian fälschlich für dieselbe genommen worden ist.

Der Mandrill.

Dieses ist ein Bavian, der bis zum Eckel häßlich ist. Ausser seiner platten Nase, oder vielmehr seiner zwey Nasenlöcher, woraus beständig Rotz fliesset, welchen er mit der Zunge auffängt; ausser seiner sehr dicken und langen Schnautze, seinem untersetzten Leib, seinem blutrothen Hintersten und ganz unbedeckten After, welcher beynahe in den Lenden stehet, hat er auch ein veilblaues Gesicht, das von beyden Seiten her, der Länge nach, voll tiefer Runzeln ist. Er ist auch gröſſer und vielleicht stärker als der Pavian; jedoch ist er bey dem allen ruhiger und nicht so wild als jener.

Diese Gattung von Bavianen findet sich an der Goldküste und in andern Afrikanischen Landschaften, wo ihn die Negern Boggo, die Europäer aber Mandrill nennen. Wie es scheint, so ist er nach dem Orang-Utang der gröste. Smith welcher ein Weibchen geschenkt bekommen, das nur sechs Monate alt war, aber die Gröſſe eines erwachsenen Bavians hatte, macht folgende Beschreibung von diesem Thiere. Der Körper des erwachsenen Mandrill ist im Umfange so dick als der Leib eines gewöhnlichen Menschen; die Schienbeine sind viel kürzer, die Füsse aber viel länger: die Arme und die Hände haben eben dasselbe Verhältniß: der Kopf ist ungeheuer dick; das Gesicht ist breit und platt, ohne alles Haar, ausser an den Augenbraunen: die Nase ist sehr klein, das Maul breit, und die Lefzen sind sehr schmal. Das Gesicht, welches mit einer weissen Haut überzogen ist, sieht schröcklich häßlich aus, und ist voll Runzeln: die Zähne sind breit und sehr gelb: die Hände sind unbehaart: der ganze übrige Leib ist wie bey dem Bären, mit langem schwarzen Haare bedeckt.

Die Mandrills gehen niemals auf allen Vieren. Wenn man ihnen Schmerzen verursachet, so schreyen sie wie die Kinder. Wie man sagt, so sind die weissen Weibspersonen in grosser Gefahr von dem Mandrill geschändet zu werden, wenn er sie in Wäldern allein findet. u. s. w.

Unterscheidende Kennzeichen.

Der Mandrill hat Beutel in den Backen, und Schwielen am Hintersten. Er hat einen sehr kurzen Schwanz, der nur zween bis drey Zoll lang ist. Seine Hundszähne sind nach Proportion dicker und länger als des Menschen seine. Seine Schnautze ist sehr dick und lang, und hat an beyden Seiten, der Länge nach, Runzeln, welche tief und stark zu sehen sind. Sein Gesicht ist nackend und von bläulicher Farbe; die Ohren, welche von des Menschen seinen sehr wenig unterschieden sind, ausser daß sie oben ein wenig spitzig zu laufen, sind ebenfalls nackend, gleich wie das Innere der Hände und Füsse. Das Haar ist lang; am Leibe röthlichbraun, an der Brust und dem Bauche hingegen grau. Er geht auf den Hinterfüssen, öfter aber auf allen Vieren. Seine Höhe wenn er aufrecht stehet, beträgt vier bis fünfthalb Fuß, und, wie es scheint, sind einige noch viel gröſſer. Das Weibchen hat seinen periodischen Abfluß.

Von seinen Fingern sagt Daubenton, sie seyen nur längst am zweyten und dritten Gliedknochen abgesondert; die grosse Fußzähe seye sehr dick, und alle Nägel seyen schwarz und platt. Das Weibchen, sezt er hinzu, habe einen sehr starken Bisamgeruch.

Der Wanderu und der Lowando.

Das erste dieser Thiere, welches beym Rajus Cercopithecus niger, barba incana promissa, und beym Linnäus Silenus simia caudata, barbata, corpore nigro, barba nivea, prolixa heisset, und das andere, welches Rajus Simia alba seu incanis pilis, barba nigra promissa nennet, gehören vermuthlich zu ein und ebenderselben Gattung, wiewohl sie wenigstens zwo unterschiedene beständige Rassen sind. Der Wanderu, wie sein vaterländischer Ceylanischer Name heißt, hat am Leibe braunes und schwarzes Haar, ein breites Haupthaar und einen Bart, beyde von weisser Farbe; hingegen hat sein Landsmann der Lowando am Leibe weißliche Haare, und Haupthaar und Bart sind schwarz. Man findet in demselben Lande noch eine dritte Rasse und Abänderung, von welcher vielleicht die beyden erstern abstammen, welche am Leibe Bart und Kopfe ganz weiß ist. Alle drey haben sowohl was ihre Gestalt, als ihr Naturell betrift alle Kennzeichen der Baviane, sie sind wild und sogar ein wenig grimmig; sie haben eine lange Schnautze, einen kurzen Schwanz, und sind beynahe von der Grösse und Stärke wie die Baviane; sie sind nicht so untersezt, und scheinen auch an den Theilen des Hinterleibes schwächer zu werden.

Diese Wanderu Bavianen sind, wenn sie nicht zahm gemacht sind, so bösartig, daß man sie in einem eisernen Käficht halten muß, worinn sie manchmal wüthen und toben; wenn sie aber jung eingefangen sind, so werden sie leichtlich zahm, und nehmen gemeiniglich besser als andere Bavianen Zucht an. Die Indianer unterrichten sie gerne, und geben vor, die Guenons oder langgeschwänzte Affen hätten grosse Ehrerbietung vor dieser Art Baviane, welche gravitätischer und verständiger als jene sind. Im Stande der Freyheit sind sie sehr wild und halten sich in Wäldern auf. Die Weissen sind nach dem Zeugnisse der Reisenden die stärksten und bösartigsten: sie sind sehr hitzig auf die Weibspersonen, auch stark genug sie zu schänden, wenn sie sie allein antreffen; oftmals quälen sie dieselben zu tode. Knox sagt, daß sie in Wäldern von Blättern und Knospen leben; wenn sie aber gefangen sind allerley essen. Ein anderer versichert, daß sie in Macacar oft in die Wohnplätze kommen, aber von den eifersüchtigen Macaresen mit Prügeln fortgejagt werden.

Kennzeichen dieser Gattung.

Der Wanderu hat Beutel in den Backen, und Schwielen am Hintersten; seine Hundszähne sind länger und dicker als bey dem Menschen; die Schnautze ist dick und lang; das Haupthaar breitet sich weit aus; der Bart ist lang und hat steife Haare; der Leib ist ziemlich lang, und unten gar dünne. Sie gehen öfter auf vier, als auf zween Füssen; und ihre Länge, wenn sie aufrecht stehen, beträgt drey bis vierthalb Fuß. Den Weibchen ergehet es wie den vorigen.

Oben auf dem Kopf sahe Herr Daubenton einen Schopf Haare wie eine Aehre, und an der Brust zwo Warzen. Der Bart bedeckte nicht nur das Kinn, sondern auch die Backen. Die Nägel des Wanderu waren platt und schwarz.

Der Maimon.

Maimon, oder Maimonet, ist ein Name den man den kurzgeschwänzten Affen gibt und den Büffon, dem gegenwärtigen der zwischen den Bavianen und Guenons gleichsam die Schattirung ausmacht, zugeeignet hat, weil er nicht wußte, wie man ihn in seinem Lande, in Sumatra und in andern mittägigen Gegenden von Indien nennet. Der Maimon gleichet den Bavianen noch mit seiner langen und breiten Schnautze, mit seinem kurzen und gekrümmten Schwanze; hingegen unterscheidet er sich von ihnen, und gleicht mehr den Guenons mit seiner Leibesgrösse, welche viel kleiner ist, als der Bavianen ihre, und mit seinem sanftmüthigen Naturelle. Er ist unter allen Bavianen und Guenons der einzige, welcher einen kahlen, dünnen und nach Art der Schwein gekrümm-

krümmten Schwanz hat, daher ihn auch Edwards den Affen mit dem Schweinschwanze nennet. Er ist beynahe von der Grösse des Maggot, und gleichet dem Makak so sehr, daß man ihn nur für eine Abänderung dieser Gattung halten sollte, wenn nicht sein Schwanz ganz anders beschaffen wäre. Er hat ein nackendes schwarzbraunes Gesicht, Kastanienbraune Augen, schwarze Augenwimpern, eine platte Nase, schmale Lefzen mit etlichen steifen Haaren, welche aber viel zu kurz sind, als daß man sie einen Knebelbart nennen könnte. Der Hodensack und die Ruthe stehen bey ihm nicht, wie bey den Affen und den Bavianen hervor, sondern beydes steckt unter der Haut: daher er auch, ob er gleich sehr lebhaft und feurig ist, nichts von dem unverschämten Muthwillen der Baviane an sich hat; er ist sanft und umgänglich, auch sogar liebkosend. Unser kaltes Klima kan er kaum ertragen.

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Maimon hat Beutel in den Backen, und Schwielen am Hintersten, einen kahlen Schwanz, welcher zusamen gerollet und fünf bis sechs Zoll lang ist. Seine Hundszähne sind nach Proportion nicht länger, als beym Menschen; die Schnautze ist sehr breit; die Ränder der Augen stehen oben weit hervor; das Gesicht, die Ohren, die Hände und Füsse sind nackend und fleischfarbig; die Haare am Leibe sind dunkelolivenfarbig, und am Bauche röthlichgelb. Er geht bald auf zween Füssen, bald auf vieren. Seine Höhe beträgt zwey bis dritthalb Fuß. Das Weibchen hat seinen periodischen Abfluß.

Der Makak und die Aigrette.

Unter allen Guenons oder langgeschwänzten Affen, die wir Deutsche, wiewohl mit einem nicht allzuschicklichen Namen, Meerkatzen nennen ist der Makak derjenige, welcher den Bavianen am meisten gleich komme: er hat, wie diese, einen kurzen und untersetzten Leib, einen dicken Kopf, eine breite Schnautze, eine platte Nase, runzliche Backen, und dabey ist er dicker und gröser, als die meisten andern Guenons: er ist auch so häßlich gebildet, daß man ihn als eine Gattung kleiner Baviane ansehen könnte, wenn nicht sein Schwanz, den er zwar auch gekrümmt träget, lang und mit dichten Haaren bewachsen wäre. Er stammt aus Congo und andern mittägigen Ländern in Afrika her: seine Gattung ist überaus zahlreich, und hat mancherley Verschiedenheiten in Ansehung der Grösse, der Farben und der Stellung der Haare. Hasselquist hat einen unter dem Namen Simia ægyptiaca cauda elongata, clunibus tuberosis nudis beschrieben; welcher am Leibe zwey Fuß lang war. Aber er hat übel gethan, daß er ihn ægyptiacam nennet, da keine einzige Gattung von Affen in Egypten einheimisch ist. Bey dem Marggrav heißt er Cercopithecus Angolensis maior, und beym Linnäus Cynamolgos: Simia caudata, imberbis, naribus bifidis, elatis clunibus tuberosis.

Die Aigrette, welche vermuthlich des Linnäus Aigula ist, scheinet nichts anders als eine Abänderung von dem Makak zu seyn, und hat ihren Namen von einem Zopf oder gleichsam einer Borste auf dem Kopf empfangen, welches ausser einigen andern kleinen Verschiedenheiten in dem Haare den ganzen Unterschied ausmacht. Beyde sind von sanfter Art, und zimlich gelehrig. Sie geben einen Geruch von Ameisen oder unächtem Muskus um sich her, und sind so häßlich und machen so abscheuliche Gebärden, daß man sich vor ihnen entsetzet. Diese Thiere gehen oft schaarenweise, sonderlich wenn sie Obst und Hülsenfrüchte rauben wollen, aus. Nach Bosmanns Erzehlung nehmen diese Bartmännerchen, wie er sie nennet ihre Pfoten ganz voll Hirsenstängel (Milhio), und eben so auch das Maul: mit dieser Ladung laufen sie fort, und springen dabey auf den Hinterfüssen: wenn sie verfolget werden, so werfen sie die Hirsenstengel, die sie zwischen den Vorder- und Hinterbeinen hatten, weg, und behalten nur, was sie im Maule haben, damit sie auf allen Vieren geschwinder laufen können. Er sezt hinzu, daß sie einen jeden ausgerissenen Hirsenstängel genau besehen; und wenn er ihnen nicht gefällt, so werfen sie ihn weg und reissen andere aus.

Unter-

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Makak hat Beutel in den Backen, und Schwielen am Hintersten; sein Schwanz ist beynahe so lang, als Kopf und Leib zusamen, ohngefehr achtzehn bis zwanzig Zoll. Er hat einen dicken Kopf, eine sehr dicke Schnautze, ein nackendes, bläuliches und runzlichtes Gesicht, rauche Ohren, einen kurzen untersezten Leib, kurze und dicke Beine: Das Haar an den obern Theilen ist aschenfarbig und fällt ins Grünliche, an der Brust und dem Bauche hingegen ist es gelblichgrau. Er hat auf dem Kopfe einen kleinen Kamm von Haaren; er geht meistens auf vier, bisweilen aber auf zweenen Füssen:

Die Aigrette ist nach allen Dimensionen ohngefehr um ein Drittel kleiner: anstatt des kleinen erwähnten Kammes hat sie eine Borste, welche gerade und spitzig in die Höhe steht. Das Haar an der Stirne, welches an dem Makak grünlich ist, ist bey der Aigrette schwarz, und sie hat nach Proportion des Körpers einen längeren Schwanz. Das Weibchen hat seinen periodischen Abfluß. Die Aigrette war unter dem Namen eines gehörnten Makaks geliefert worden, die Büffon zu seinem Gegenstande hatte.

Der Patas.

Der Patas, den man gemeiniglich den rothen Affen aus Senegal nennet, ist ein Landsmann von dem Makak, und hat beynahe einerley Grösse mit ihm; aber sein Leib ist mehr länglicht, sein Gesicht nicht so häßlich und das Haar schöner. Die glänzende Farbe seines Pelzes ist so schön roth, daß man sie für gefärbt ansehen könnte. Die eine Abänderung in dieser Gattung hat einen Streif schwarzer Haare über den Augen, welcher von einem Ohre bis an das andere gehet; bey der zweyten ist dieser Streif weiß: beyde haben unter dem Kinne und rings um die Backen langes Haar, welches einen schönen Bart vorstellet; aber bey dem ersten ist es gelb, und bey dem andern weiß. Ma mol redet von Affen mit wilder Katzen Farbe mit langem Schwanze und weisser oder auch schwarzer Schnautze, welche in Spanien gemeiniglich Galos-Paulés heissen und aus dem Lande der Negern kommen. Es ist nicht unmöglich, daß diese Affen nur Abänderungen in dieser Gattung der Patas sind. Diese Guenons sind nicht so listig als andere. Brüe sagt: sie steigen vom höchsten Gipfel der Bäume und kletterten bis ans Aeusserste der Aeste, aus Verwunderung über unsere vorbeygehende Kähne: sie betrachteten sie einige Zeit, und steckten die Köpfe zusamen, als ob sie sich darüber unterredeten; sie machten den hinter ihnen herkommenden platz: einige thaten mit unseren Franzosen so bekannt, daß sie Zweige nach ihnen herab warfen, welche zur Wiedervergeltung einige mit Flinten herab schossen, oder verwundeten: die übrigen zeigten darüber eine grosse Bestürzung, einige schrien schröcklich, andere hoben Steine auf und warfen nach ihren Feinden, noch andere liessen ihren Unflath auf die Hand, und bemüheten sich, sie damit zu werfen; endlich sprangen sie fort.

Vermuthlich ist es eben diese Gattung von welcher le Maire redet. Es ist kaum zu beschreiben, spricht er, was für Schaden sie auf den Feldern in Senegal thun, wann der Hirse und andere Kräuter, die ihnen zur Nahrung dienen, reif sind: sie kommen zu vierzig bis fünfzigen; einer von ihnen bleibt auf einem Baume zur Wache, indem die andern ihre Erndte halten: so bald er einen Menschen erblicket, schreyt er aus allen Kräften, und so bald die andern es hören, fliehen sie mit ihrem Raube und springen mit unglaublicher Behendigkeit von einem Baume zum andern: die Weibchen, welche ihre Jungen vor sich am Leibe tragen, entlaufen ebenfalls, und springen, als ob sie nichts trügen.

Bey aller Menge der Affen, Baviänen und Guenons die in allen afrikanischen Ländern so groß ist, haben dennoch die Reisenden angemerkt, daß sie sich niemals unter einander mengen, sondern daß immer eine jegliche Gattung ihre besondere Gegend bewohnet.

Der Patas hat Beutel in den Backen und Schwielen am Hintersten; sein Schwanz ist nicht so lang als Leib und Kopf zusamen: das Oberste des Kopfes

ist platt, die Schnautze lang, der Leib fällt länglich aus, die Beine sind lang: er hat über der Nase schwarzes Haar, und über den Augen einen schmalen Streif von gleicher Farbe, welcher von einem Ohr zum andern gehet. das Haar aller dieser Thiere ist fuchsroth, fast roth, und an den untern Theilen gelblich grau. In Ansehung des Streifs ist eine Abänderung Sie beben nicht, wie andere langgeschwänzte Affen, wenn sie zornig sind, mit den Kinnbacken: sie gehen mehr auf vier, als auf zweyen Beinen; und die Länge ihres Leibs beträgt vom Aeussersten der Schnautze an, bis an den Ursprung des Schwanzes, anderthalb bis zwey Fuß. Es soll auch grössere geben. Die Weibchen haben ihren periodischen Abfluß. Die Augen liegen bey diesen Thieren tief im Kopfe. Die Augenränder und der obere Theil der Nase stehen weit hervor. Die Ohren sind klein, haben keinen übergeschlagenen Rand, und sind zum Theil mit ziemlich langen Haaren besetzt. Das Gesicht an dem schwarzgestreiften Patas des Daubenton war fleischfärbig; das Fußbrett hatte eine braune Farbe, und die Nägel waren schwarz; die an den Daumen waren platt, die andern aber rinnenförmig.

Der Malbruk und die Chinesermütze.

Diese beyden Guenons oder langgeschwänzten Affen scheinen von einerley Gattung zu seyn; und sie sind selbst so nahe mit der Gattung des Makaks verwandt, daß sie vielleicht nur Abänderungen und beständige Rassen einer und ebenderselben Gattung sind. Inzwischen können sie auch wohl zweyerley Gattungen seyn, indem sich ein Unterscheid in der äusserlichen Gestalt; in den Farben und der Stellung des Haars; in den Proportionen der Knochen, und endlich in dem Vaterlande findet; da der Makak und die Aigrette in den mittägigen Gegenden von Afrika zu Hause sind, der Malbruk und die Chinesermütze aber aus Bengala abstammen, wo man nach dem Zeugnisse der Reisebeschreiber noch vier Rassen von Affen, nemlich weisse, schwarze, rothe und graue antrift.

Malbruk ist der Name des erstern Affen in seinem Vaterlande, den Namen der Chinesermütze aber hat der andere erhalten, weil ihm das Haar oben auf dem Kopfe in Gestalt einer Plattmütze, wie sie die Chineser tragen, gewachsen ist. Diese Thiere rauben die Früchte und sonderlich die Zuckerrohrstängel: einer von ihnen hält auf einem Baume Wache, da unterdessen die andern aufpacken: wenn er einen Menschen siehet, so schreyet er: Hup, hup, hup! den Augenblick werfen alle das Zuckerrohr, welches sie in der linken Hand hielten, weg, und entlaufen auf dreyen Füssen; wenn sie aber heftig verfolgt werden, so werfen sie das andere Rohr aus der rechten Hand auch weg, und retten sich auf die Bäume, wo sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt haben; sie springen von einem Baume zum andern; auch die Weibchen, welche ihre Junge bey sich tragen, indem sie sie fest umarmen, springen wie die anderen, fallen aber zuweilen. Diese Thiere werden nur halb zahm; man muß sie beständig an der Kette halten: wenn sie ihrer Freyheit beraubt sind, so zeugen sie nicht, auch sogar nicht in ihrem Lande, sondern erst, wann sie in den Wäldern frey sind. Wenn es ihnen an Früchten und saftigen Pflanzen mangelt, so essen sie Insekten, zuweilen gehen sie auch an die Ufer, um Fische und Krabben zu fangen: sie stecken ihren Schwanz zwischen die Scheeren der Krabbe, und so bald diese einknepft, ziehen sie ihn schnell zurück, und verzehren sie. Sie reissen die Coccosnüsse ab, und wissen sowohl den Saft künstlich auszutrinken, als auch den Kern herauszuholen. Sie trinken auch das Zari, welches durch Bambusrohr tropfet, indem man diese mit Fleiß auf die Gipfel der Bäume legt, damit sich der Saft herabziehe. Man fängt sie mit Coccosnüssen, in welche man eine kleine Oefnung macht: sie stecken die Pfote mit Mühe hinein; dann kommen die Leute, welche auf sie lauren, und fangen sie. In den Landschaften von Indien, wo Bramanen wohnen, welche kein Thier tödten, kommen sie hauffenweise in die Städte, gehen bey Tage und Nacht frey in die Häuser, und die Feldfrüchte ꝛc. sind schwehr vor ihnen darinnen zu erhalten. Zu Amadabad der Hauptstadt von Guzurate, gibt es zwey oder drey Thierhospitäler, wo man lahme und schwächliche Affen, auch sogar gesunde, wenn

sie

ſie bleiben wollen, ernähret. Alles was ſie eſſen wollen, beriechen ſie vorher genau, und wann ſie ſatt ſind ſo ſtopfen ſie ſich die Beutel in den Backen auf den folgenden Tag voll. Auf Bäumen, wo viele Affen herbergen, niſten ſelten Vögel, denn ſie zerſtöhren die Neſter, und werfen die Eyer auf die Erde.

Ihre heftigſte Feinde ſind Schlangen, weil ſie andern Thieren leicht durch ihre Flüchtigkeit entgehen. Dieſe Schlangen, welche von einer erſtaunlichen Gröſſe ſind, ſtellen ihnen Nacht und Tag nach und verſchlingen einen Affen auf einmal; andere die zwar nicht ſo groß, aber behender ſind, gehen ihnen ſogar auf die Bäume nach; und paſſen die Zeit ab, wenn ſie ſchlafen.

Unterſcheidende Kennzeichen dieſer Gattung.

Der Malbruk hat Beutel in den Backen und Schwielen am Hinterſten, einen Schwanz, der ohngefehr ſo lang als Kopf und Schwanz zuſamen iſt; fleiſchfarbige Augenwimmern, ein aſchenfarbiggraues Geſicht, groſſe Augen, eine breite und erhabene Schnautze; groſſe, dünne, fleiſchfarbige Ohren: er hat einen Streif von grauen Haaren, wie die Mone; übrigens iſt ſein Haar von gleicher Farbe, nemlich an den obern Theilen des Leibes bräunlichgelb und an den untern Theilen gelblichgrau: er geht auf allen vieren, und ſeine Länge, von dem Aeuſſerſten der Schnautze an, bis wo der Schwanz angeht, beträgt ohngefehr anderthalb Fuß. Er iſt der Cercopithecus primus Cluſii.

Die Chineſermütze unterſcheidet ſich nur durch das Haar auf dem Kopfe, welches ihr den Namen gegeben hat, und daß ihr Leib nach Proportion länger iſt, von dem Malbruk. Der periodiſche Abfluß iſt bey beyden.

Der Mangabey.

Büffon hat einer Gattung langgeſchwänzter Affen, die Linnäus folgender Maſſen anzeiget: Aethiops, ſimia caudata imberbis, vertice pilis arrectis lunulaque frontis albis, — corpus fuſcum, ſubtus album, cauda recta ſubtus alba, ſupercilia ſeu lunula alba transverſa, palpebra ſuperior nuda, alba, aures acutiuſculæ, den Namen Mangabey gegeben, weil er ſich in Madagaskar, in den mit Mangabey benachbarten Ländern findet.

Die unterſcheidende Kennzeichen deſſelben ſind folgende.

Der Mangabey hat Beutel in den Backen, und Schwielen am Hinterſten; ſein Schwanz iſt ſo lang als Kopf und Leib zuſamen. Er hat um die Augen eine hervorſtehende Wulſt, und die obern Augenwimmern ſind hochweiß. Seine Schnautze iſt dick und lang; ſeine Augbraunen haben ein ſteifes und borſtendes Haar; ſeine Ohren ſind ſchwarz und faſt ganz kahl. Die Haare auf den obern Theilen des Leibes ſind braun, und an den untern Theilen grau. Es gibt Verſchiedenheiten in dieſer Gattung: denn einige haben einen Streif von weiſſen Haaren in Geſtalt eines Halsbandes, und um die Backen nach Art eines Barts; andere haben auf dem Kopfe ſchwarzes Haar, am Halſe und Leibe fahlbraunes und am Bauche weiſſes. Sie gehen auf allen vieren: ihre Länge, von dem äuſſerſten der Schnautze an, bis an den Urſprung des Schwanzes, beträgt ungefehr anderthalb Fuß. Sie tragen den Schwanz hoch, und ihr Haar iſt lang und dichte, und da ſie aus eben dem Lande wie der Vari herſtammen und ihnen in vielerley Betrachtung ähnlich ſind, ſo ſcheinen ſie die Schattirung zwiſchen den Makis und den Guenons zu machen. Der periodiſche Abfluß gehört auch zu ihrer Natur.

Der Mone.

Der Mone, der auch Monna heißt iſt die gemeinſte Gattung unter den langgeſchwänzten Affen, und verträgt unſer Klima am beſten. Er findet ſich in der Barbarey, in Arabien, in Perſien, und in andern Ländern von Aſien, wel-

welche schon den Alten bekannt waren, die dieses Thier Kebos, Cebus, Cœphus, wegen der Abwechselung seiner Farben nennten, so wie es beym Avicenna Kypor heißt. Es hat ein braunes Gesicht, mit einem Barte, welcher aus einer Mischung gelber und einiger wenigen schwarzen Haaren bestehet; das Haar oben auf dem Kopfe ist gelb und schwarz gemischt; das am Rücken fuchsroth und schwarz gemischt; der Bauch ist weißlicht, gleichwie auch das Innere der Schenkel und der Beine; das Aeussere der Beine und die Füsse sind schwarz; der Schwanz ist dunkelgrau, und hat, wo er am Leibe sitzt, an jeder Seite einen kleinen weissen Fleck; auf der Stirne steht die Figur eines halben Monden von grauen Haaren; von den Augen bis an die Ohren, und von den Ohren bis an die Schulter und den Arm, geht ein schwarzer Streif. Einige haben dieses Thier durch Verderbung des Worts Mone, die Nonne; andere wegen des grauen Bartes den Greis genennet; aber die gemeine Benennung ist der buntscheckigte Affe.

Die Guenons sind überhaupt viel sanftmüthiger als die Bavians, und von nicht so trauriger Art, als die Affen; der Mone aber insonderheit läßt sich gut ziehen, und ist sogar denen, die ihn warten und pflegen, wohl zugethan, ob er gleich sich denen, die er nicht kennt, widersetzet, und sie sogar beißt. Herr von Büffon hatte einen etliche Jahre lang. Er aß allerley, gekochtes Fleisch, Brod, aber am liebsten Früchte: er suchte auch Spinnen, Ameisen, Insekten, und dieses bringt ihn auf die Vermuthung, daß Ludolfs Abyßinische Affen, die in gossen Haufen gehen, und unter allen Steinen wühlen um Ameisen oder Würmer zu finden, von dieser Gattung seyen. Wenn man ihm einige Bissen nacheinander gab, so steckte er sie in die Beutel der Backen, welchen Gebrauch alle Bavianen und Guenons haben.

Der Mone hat Beutel in den Backen, und Schwielen am Hintersten: sein Schwanz ist ungefehr zwey Fuß lang, und einen halben Fuß länger als Kopf und Leib zusamen: der Kopf ist klein und rund; die Schnautze dick und kurz; die Haare des Bartes sind länger als die anderen und stehen an der Kehle und dem Untertheil des Halses. Er geht auf allen Vieren. Das Weibchen hat seinen periodischen Abfluß. Die Nägel sind kurz, platt und schwärzlich.

Der Callitrix.

Dieser Guenon, der nicht selten der grüne Affe und von den Seefahrenden überhaupt der St. Jacobs-Affe genennet wird, weil man ihn auf dieser Insel am grünen Vorgebürge antrift, hat am Leibe schöne grüne, an der Kehle und dem Bauche, schöne weisse Haare, und sein Angesicht ist schön schwarz. Da man ihn in Mauritanien und in den Ländern des alten Carthago antrift, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er den Griechen und Römern bekannt war, und daß er einer von den langgeschwänzten Affen war, welchen sie, wegen der schönen Farbe der Haare, den Namen Callitrix beylegten. Es gibt noch andere langgeschwänzte Affen, von weisser Farbe, in der Nachbarschaft Egyptens, sowohl gegen Aethiopien als gegen Arabien, welche die Alten ebenfalls mit diesem Namen bezeichneten. Prosper Alpin und Pietro della Valle reden von den weißhärigen Callitrixen, vielleicht ist es aber nur eine Abänderung von dieser, oder auch von der Gattung der Mone, welche dort sehr gemein ist.

Uebrigens scheint es als fände sich der grüne Affe auch in Senegal. Adanson sagt: Ich bemerkte diese Affen nur dadurch, daß sie auf den Bäumen Zweige abbrachen, welche auf mich herabfielen; denn sonst hielten sie sich sehr still auch im Springen. Ich schoß einen, zween, drey, ohne daß die andern schüchtern darüber zu werden schienen; als aber die meisten verwundet worden, so fiengen sie an auf ihre Sicherheit zu dencken: einige versteckten sich hinter dicke Aeste, andere stiegen von den Bäumen herab; aber die meisten sprangen von dem Gipfel eines Baumes zu dem andern — so viel ich auch erlegte, so schrie keiner nur ein einziges mal, ob sie gleich etliche mal haufenweise zusamen liefen, die Augenbramen hin und her bewegten, mit den Zähnen knirscheten, und sich anstellten, als ob sie mir zu Leibe gehen wollten. Dieser Verfasser versichert, daß in den Gegenden der Wälder von Podor längst am Strome Niger alles voller grünen Affen ist.

Un-

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Callitrix hat Beutel in den Backen und Schwielen am Hintersten: sein Schwanz ist länger als Kopf und Leib zusamen; der Kopf ist klein, die Schnautze länglicht, das Gesicht und die Ohren, die sehr groß und ohne Ränder sind, und sich am obern Theil falten, sind schwarz; er hat anstatt der Augenbramen, am Untertheile der Stirne, die weit hervorsteht, einen schmalen Streif von langen schwarzen Haaren. Seine Farbe ist hochgrün, welche am Leib mit ein wenig Gelb untermischt ist; an der Brust und am Bauche sieht er gelblich aus. Er geht auf allen Vieren, und die Länge seines Leibes, nebst dem Kopfe, beträgt ungefehr fünfzehn Zoll. Das Weibchen ist in dem Fall der vorerwähnten.

Die Nägel sind schwarz und rinnenmig, ausgenommen an den Daumen, welche platt und an den Hinterfüssen viel grösser als an den Vorderfüssen sind, die Höhe der Nase stehet weit hervor.

Der Mustak.

Mustak ist wieder ein Name, welchen Büffon einem langgeschwänzten Affen gegeben hat, zu dem er keine Benennung hatte. Er vermuthet, daß er aus eben dem Lande seye, aus welchem der Makak ist, weil er einen kürzern und mehr untersezten Leib als die andern langgeschwänzten Affen hat, und hält ihn für eben dasselbe Thier, welches die Reisebeschreiber von Guinea die Weißnase genennet haben, weil seine Oberlefze unter der Nase glänzend weiß ist, da er übrigens ein schwärzlichblaues Gesicht hat.

Dieser Affe hat Beutel in den Backen und Schwielen am Hintersten: der Schwanz ist neunzehn Zoll lang, da die Länge des Thieres von dem Aeussersten der Schnautze an nur einen Fuß beträgt. An der Haut der Oberlefze hat es eine weisse Farbe, welche einen gebrochenen Sparren vorstellt, dessen Spitze unter der Nase ist, die Lippe ist, wo sie weiß ist, unbehaart: die Nase, das Unterste der Stirne und die Backen sind ebenfalls ohne Haare, aber die Farbe dieser Theile ist schwarz und bläulich gemischt. Die Schnautze ist wenig länglicht; die Nase steht an ihrem Ursprung zwischen den Augen hervor: die Oefnungen der Nasenlöcher stehen unter der Nase, und haben eine schmale Scheidewand. Rings um das Maul stehen schwarze Haare, gleich wie auch an der Unterlefze, rings um das Maul. Der Leib dieses Thiers ist kurz und untersezt: unter den Ohren die dünne und ein wenig rauch sind, hat es zween grosse Büsche hochgelber Haare, auch auf dem Kopf einen borstenden Busch Haare: das Haar am Leibe ist grünlich aschenfarbig; auf der Brust und am Bauch lichtaschenfarbig: das oberste des Schwanzes ist von seinem Ursprung an, bis ohngefehr zur Hälfte, aschenfarbig, und das übrige gelblich: es gehet auf allen Vieren, und das Weibchen hat seinen periodischen Abfluß. Dieses Thier ist wohl der artigste unter allen langgeschwänzten Affen.

Der Talapoin.

Unter diesem Namen kam dem Herrn von Büffon ein kleiner und sehr artig gestalteter langgeschwänzter Affe vor, dessen Vaterland er nicht gewiß anzugeben weiß, ob ihn gleich der Name auf die Vermuthung gebracht hat, er müsse sich in Siam und den übrigen Ländern des östlichen Asiens befinden. Wenigstens ist es ein Thier von der alten Erdhälfte, weil es Beutel in den Backen und Schwielen am Hintersten hat, welche zwey Kennzeichen den Thieren der neuen Welt, die man mit langgeschwänzten Affen vergleichen könnte, nicht zukommen.

Dieses Thier hat einen runden Kopf, und eine nicht sehr längliche Schnautze; grosse, fast runde und kahle Ohren, einen schlanken Schwanz, eine schwarze Nase, und dergleichen Fußbreter. Seine Augen und das Aeusserste der Lefzen sind fleischfarbig. Die Haare an den Backen, den Schläfen, der Stirne, oben

auf dem Kopfe, am Hinterhaupte, oben und an den Seiten des Halses, an den Rücken, den Lenden, dem Kreutze, den Seiten der Brust und des Bauches, an den äussern Seiten der Beine, und oben auf den Füssen, sind gelb, grün und und schwarz, oder schwärzlich, gemischt: ein jegliches Haar ist, von der Wurzel an, in dem grösten Theil seiner Länge, schwärzlichaschenfarbig; unterhalb dem Schwärzlichen sieht es grünlichgelb, und an der Spitze schwarz aus. Der untere Kinnbacken, das Unterste des Halses, die Kehle, die Brust, der Bauch, die Achseln, die Schösse, und die innere Seite der Beine sind weißlich, mit einem schwachen Anstriche von Gelblichem. Der Schwanz ist oben grauaschenfarbig: überhaupt ist das Oberste des Leibes und des Schwanzes schwärzlich und olivenfarbig gemischt, das Unterste hingegen hellaschenfarbig. Die Nägel an den Daumen sind rund und platt, und an den andern Fingern und Zähen ein wenig rinnenförmig.

Edwards beschreibet einen Guenon, unter dem Namen des langgeschwänzten Affen mittler Grösse, welcher der Gattung des Talapoins mehr als irgend einer andern beyzukommen scheint. Dieser Affe, sagt er, war beynahe von der Grösse einer starken Katze: er war von sanfter Art, und that niemand Leides; sein Kopf war zimlich rund; die Haut seines Gesichtes war dunkelfleischfarbig, und mit dünnstehenden schwarzen Haaren bewachsen; seine Ohren waren wie bey dem Menschen; seine Augen hatten eine Farbe wie röthliche Nüsse, und die Augewimmern waren schwarz: das Haar über den Augen war lang, und die Augenbramen stiessen an einander; auch an den Schläfen war es lang, und bedekte zum Theil die Ohren: der Kopf, der Rücken, die Vorder- und Hinterbeine und der Schwanz hatten zimlich lange schwärzlichbraune Haare, die nicht sehr weich, auch nicht sehr hart waren: die Brust, der Bauch ꝛc. waren fast ohne Haare, und dunkelfleischfarbig; und an der Brust befanden sich Saugwarzen. Die vier Pfoten waren beynahe wie Menschen-Hände gestaltet, indem sie mit einer weichen, schwarzen, fast unbehaarten Haut bedecket waren; die Nägel waren platt. Dieses Thier war ein Männchen, es war etwas alt und kam aus Guinea. Es ist vermuthlich die Gattung schwarzer Affen, von denen Bosmann sagt, man findet in Guinea eine Art überaus artiger Affen, die gemeiniglich zwey Fuß hoch sind: ihr Haar ist sehr schwarz, eines Fingers lang, und noch länger; sie haben einen langen Bart, daher die Holländer dieselben Baardmannetjes nennen. Man macht aus ihrem Pelze Mützen, und das Futter wird theuer bezahlt. Es wäre also möglich daß der Talapoin nach Afrika gehörte. Vielleicht aber wird auch diese Gattung sowohl in den südlichen Ländern von Afrika, als Asien, gefunden.

Der Duk.

Der Duk, wie dieses Thier in Cochinchina heißt, gehöret zwar, genau zu reden, zu keiner von den drey Arten von Thieren, von denen wir bisher gehandelt haben: inzwischen gleichet er doch den Guenons mit seinem langen Schwanze; den Bavianen mit seiner Leibesgrösse und den Affen mit seinem platten Gesichte. Er hat über dieses ein besonderes Kennzeichen, um dessen willen er das Mittel zwischen den Guenons und Sapajous zu halten scheint, da er der einzige unter den Guenons ist, der am Hintersten Haar hat, wie die Sapajous: auch gleicht er ihnen in Absicht auf die platte Schnautze, im Ganzen betrachtet aber hat er mehr Aehnliches mit den Guenons, als mit den Sapajous. Denn ausserdem, daß er einen andern Schwanz, und noch mehr wesentliche Kennzeichen hat, die ihn unterscheiden, so sind die Düks und alle Guenons aus dem alten Welttheile, anstatt daß die Sapajous sich nirgends als in der neuen Welt finden

Seine unterscheidende Kennzeichen sind folgende.

Er hat am Hintersten keine Schwielen, und ist allda überall behaart: sein Schwanz, ob er gleich lang ist, kommt doch nicht der Länge des Kopfes und des Leibes zusamen genommen bey: er hat ein rothes Gesicht, welches mit Flachs- oder Milchhärchen bedekt ist, die Ohren, welche klein sind, sind unbehaart, und röthlich, wie das Gesicht;

die

die Lefzen sind braun, gleichwie die Augenränder; die Farben des Haars sind lebhaft und scheckigt: er trägt einen Streifen und Kragen um den Hals, welcher dunkelpurpurfarbig ist; an der Stirne, auf dem Kopfe, am Leibe, an den Armen, den Vorder- und Hinterbeinen ꝛc. hat er weisses Haar; einen gelblichweissen Bart; oben an der Stirne und am Obertheile des Armes schwarzes Haar; die untern Theile seines Leibes sind dunkelaschenfarbig und weißlichgelb: der Schwanz ist weiß, gleich wie das Unterste der Lenden. Er geht eben so oft auf den Hinterfüssen, als auf allen Vieren; und seine Länge, wann er aufrecht steht, beträgt vierthalb bis vier Fuß.

Dieses Thier findet sich vermuthlich auch in Madagaskar, und ist mit dem einerley, welches Flaccourt Sifac nennet, und von ihm folgendermassen redet: In Madagaskar ist eine Gattung weisser Genüschen mit einem falben Kragen, welche gemeiniglich auf den Hinterfüssen gehet: sie hat einen weissen Schwanz, und an den Dünnungen zween falbe Flecken: sie ist grösser als der Mokoko, aber kleiner als der Vari; sie lebet von Bohnen; und es gibt ihrer sehr viele um Andrirure, Damburlomb und Ranafulchy.

Man findet nach der Versicherung der Reisebeschreiber, im Magen der grossen Affen in den mittäglichen Ländern von Asien Bezoarsteine, welche von noch viel besserer Beschaffenheit als die von den Ziegen und Gazellen sind. Diese grossen Affen sind der Wanderu und der Duk. Die Affenbezoare sollen allemal rund seyn, da die von andern Thieren mancherley Gestalt haben

Die Sapajous und Sagoins.

Die Thiere mit vier Händen die wir unter dem Namen Affen, Bavianen und Guenons beschrieben haben sind Thiere die nur auf der alten Erdhälfte anzutreffen sind, und alle die, welche nun folgen gehören der neuen Welt zu. Sie machen zwo Classen, davon die eine aus Sapajous (ein Wort welches von Cayonassou, wie diese Thiere in Brasilien heissen, und Sajouassou ausgesprochen wird), und die andere aus Sagoins (Cagui), bestehet; beyde haben Füsse die ungefehr mit der Affen, Bavianen und Guenons ihren gleichförmig sind; aber sie gehen darinn von den Affen ab, daß sie Schwänze haben; von den Guenons und Bavianen, daß sie weder Beutel in den Backen noch Schwielen am Hintersten haben; und von allen dreyen, daß sie, anstatt daß dieser eine dünne Scheidewand in der Nase, und die Nasenlöcher offen und unter der Nase, beynahe wie der Mensch, haben, mit einer sehr breiten und sehr dicken Scheidewand der Nase versehen sind, an welcher die Oefnungen der Nasenlöcher an der Seite und nicht unter der Nase sitzen.

Die Sagoins und Sapajous aber sind nicht nur von den Affen der alten Welt, sondern auch unter sich wieder unterschieden. Alle Sapajous haben einen Schwanz mit Muskeln, dessen sie sich wie eines Fingers bedienen können, um etwas damit anzupacken und zu nehmen. Dieser Schwanz, dessen Spitze sie biegen, ausstrecken, zusamen- und wieder aufrollen, wie es ihnen beliebt, und der ihnen hauptsächlich dient, sich mit seinem Ende an die Zweige anzuknei-pen; ist unten gemeiniglich kahl und mit einer glatten Haut bedeckt. Die Sagoins hingegen haben alle einen verhältnißmäßig längern Schwanz, der zugleich überall dick behaart, hängend und gerade ist; so daß sie nichts damit ergreifen noch sich anhängen können.

Man kennet acht Sapajous, die man unter fünf Gattungen bringen kan. Die erste ist der Ouarine oder Gouariba von Brasilien: dieser Sapajou ist so groß als ein Fuchs, und unterscheidet sich von dem, welchen man in Cayenne Alouate nennet nur durch die Farbe: der Warine hat schwarzes und der Alluate rothes

Haar; die zweyte Gattung ist der Coaita, welcher ebenfalls schwarz ist wie der Warine, aber nicht so groß, und von dem der Exquima eine Abänderung zu seyn scheinet; die dritte ist der Sajou oder eigentlich sogenannte Sapaju, der nicht groß ist, braunes Haar hat, und den man gemeiniglich unter dem Namen Capucineraffe kennet; es gibt Abänderungen in dieser Gattung, davon der eine der graue, der andere der braune Sajou heissen soll, weil die Farbe den einzigen Unterscheid macht: die vierte Gattung ist der Sai, den die Reisebeschreiber den Greiner genannt haben, er ist ein wenig grösser als der Saju, und hat eine breitere Schnautze, es gibt deren von einem schwärzlichbraunen, und andere von einem weißlichrothen Haare; die fünfte Gattung ist der Saimiri, den man gemeiniglich den Auror-Affen oder den orangenfärbigen Sapajou nennet; er ist der kleinste und schönste unter allen.

Von den Sagoins sind sechs Gattungen bekannt; der erste und der gröste unter allen ist der Saki, sein Schwanz ist mit so langen und dichten Haaren besetzt, daß man ihn den Affen mit dem Fuchsschwanze genennet hat; es scheinet in Absicht auf die Grösse, Abänderungen in dieser Gattung zu geben. Der zweyte ist der Tamarin, er ist gemeiniglich schwarz, und hat vier gelbe Füsse, aber es ist eine Verschiedenheit in dieser Gattung in Absicht auf die Farbe, dann man findet braune die gelb geflecket sind. Der dritte ist der Ouistiti, welcher breite Büsche von Haaren um das Gesicht, und einen beringten Schwanz hat. Der vierte ist der Marikina, der eine Mähne um den Hals und ein Büschchen Haar, wie der Löwe, am Schwanz hat, welches ihm den Namen des kleinen Löwen zuwege bracht. Der fünfte ist der Pinche, welcher ein schön schwarzes Gesicht, und weisse Haare hat, welche unter dem Kopfe und den Seiten desselben wie lange und glatte Haupthaare herabhängen. Der sechste ist der Miko, welcher der schönste unter allen ist. Sein Haar ist silberfärbigblond; und seine Gesichtsfarbe ist so lebhaftroth als Zinnober.

Der Warine und Aluate.

Der Warine und Aluate sind die grösten vierhändigen Thiere der neuen Welt; sie übertreffen die gröstien Guenons um vieles und nähern sich der Grösse der Bavianen; sie haben einen Schwanz zum anpacken; ihre Stimme gleicht dem Schall einer Trommel und man höret sie sehr weit. Marggraf, der dieses Thier Guariba nennet, sagt, sie versammlen sich täglich Morgens und Abends in den Wäldern; eines unter ihnen nehme einen erhabenen Platz ein, und gebe den andern mit der Hand ein Zeichen daß sie sich um dasselbe herum setzen und ihm aufhorchen sollen; so bald dieser Warine sieht, daß sie sich gesezt haben, so fange er ein so lautes und hurtig aufeinander folgendes Geschrey an, daß man von weitem glauben sollte, es schrien alle zusamen; so lange dieser, (wie sich Marggraf ausdrückt) rede, unterhielten die andern die gröste Stille; wenn er aber aufhöre, gebe er ein Zeichen mit der Hand, daß die übrigen antworten sollten, worauf alle im Augenblick mit einander zu schreyen anfiengen, bis er ihnen wieder durch ein anderes Zeichen zu schweigen geböte; welchem sie auch eben so geschwinde gehorchten und schwiegen; alsdann fange der erstere seinen Vortrag, oder Gesang wieder an, und nachdem die übrigen ihm noch einmal aufmerksam zugehört hätten, trenne sich die Versammlung.

Wenn auch gleich nicht alles so wörtlich richtig ist, was Marggraf von diesem Affen Orchester, bey dem er öfters als Zuhörer gegenwärtig gewesen zu seyn versichert erzählet, so machen eben doch diese Thiere ein fürchterliches Geschrey. Sie haben in der Kehle eine Art von beinigter Trommel, in deren Höhlung sich der Ton ihrer Stimme verstärkt, vervielfältigt und durch einen Wiederhall ein Geheule macht; man hat auch diese Sapajous von allen andern durch den Namen der Heuler (Hurleurs) ausgezeichnet. Nach Marggrafens Bericht hat der Warine ein breites und viereckigtes Gesicht, schwarze und glänzende Augen, kurze und gerundete Ohren, einen Schwanz, der am Ende nackend ist, und mit welchem er sich an alles anknepft und feste anhält, was er umfassen kan: die Haare am ganzen Leib sind schwarz, lang glänzend und glatt; unter dem Kinn und der Kehle bilden ihm längere Haare

eine

eine Art von rundem Bart; das Haar der Hände, der Füsse und eines Theils des Schwanzes ist braun. Das Männchen hat eben die Farbe wie das Weibchen, nur ist es ein wenig gröſſer. Die Weichen tragen ihre Jungen auf dem Rücken und hupfen mit dieser Bürde von Ast zu Ast und von Baum zu Baume; die Jungen umfassen mit ihren Armen und Händen den Leib ihrer Mutter, wo er am dünnesten ist, und halten sich fest an ihr, so lang sie in Bewegung ist. Uebrigens sind diese Thiere wild und boshaft und lassen sich nicht zahm machen; ja nicht einmal bändigen; sie beissen grausam und ob sie schon keine reissende und fleischfressende Thiere sind, so setzen sie doch, sowohl durch ihre schröckliche Stimme, als durch ihr unverschämtes Ansehen in Furcht. Da sie nur von Obst, Hülsenfrüchten, Körnichtem und einigen Insekten leben, so ist ihr Fleisch keine üble Speise.

Oexmelin sagt: die Jäger brachten uns Affen, die sie in den Ländern des Vorgebürges Gracias-a-Dio getödet hatten; man aß einige gesotten, andere gebraten — Ihr Fleisch ist wie das Haasenfleisch nur hat es einen anderen Geschmack und ist etwas süßlicht; das Fette ist gelb wie bey einem Kapaun, und noch mehr, und schmäckt sehr gut — Ich war begierig auf ihre Jagd zu gehen, und wunderte mich über den Instinkt, welchen diese Thiere haben ihre Feinde die sie bekriegen, viel näher, als andere Thiere, kennen zu lernen, und die Mittel zu suchen, wenn sie angegriffen werden, einander zu helfen und sich zu vertheidigen. Wenn wir uns ihnen näherten, so vereinigten sie sich alle, fiengen an zu schreyen und ein erschröckliches Geräusch zu machen, und uns mit dürren Zweigen, die sie von den Bäumen brachen zu werfen; es gab ihrer gar einige, die ihren Unflath mit den Händen auffiengen und uns an die Köpfe warfen: ich bemerkte auch, daß sie einander nie verliessen, und mit einer Geschwindigkeit, die die Augen verblendete, von Baum zu Baum sprangen; ich sahe auch, daß sie sich von Ast zu Ast stürzten ohne jemals auf die Erde zu fallen; denn ehe sie unten seyn könnten, hängen sie sich entweder mit ihren Pfoten oder mit ihrem Schwanze an; deswegen kan man sie auch nicht bekommen, wenn man sie mit der Flinte schiesset, ausser wenn sie der Schuß völlig tödtet; dann, wann sie auch sogar tödtlich verwundet sind, bleiben sie doch an den Bäumen hangen, wo sie oft sterben und verfaulen. Ich habe oft an den Bäumen hangen sehen, die schon mehr als vier Tage todt waren —. So bald als einer von ihnen verwundet ist, versammeln sie sich alle um ihn her, stecken ihre Finger in die Wunde, und thun als ob sie sie untersuchen wollten; wenn sie nun viel Blut herausflieſſen sehen, so halten sie sie zu, bis andere einige Blätter bringen, die sie kauen und in die offene Wunde stopfen. Ich habe dieses mehr als einmal mit Verwunderung gesehen. Die Weibchen haben allezeit nur ein Junges, welches sie eben so wie die Negerinnen ihre Kinder tragen; dis Junge sitzt auf dem Rücken der Muter und umfaßt ihren Hals über den Shultern mit den Vorderpfoten; mit den Hinterpfoten hält es sie mitten um den Leib: wann sie es säugen will, nimmt se es in die Pfoten, und reicht ihm die Brust wie die Weiber — Man kan das Junge nicht anders bekommen, als wenn man die Mutter tödtet, dann es verläßt sie niemals; und wenn sie todt ist, fällt es mit ihr, da man es alsdenn fangen kan. Wenn diese Thiere im Gedränge sind, so helfen sie einander, um von einem Baum zum andern zu kommen ꝛc. Man höret sie wohl eine Stune weit.

In der Freeboters Voyage into the South-Sea sagt Raveneau de Lussan er habe eines von diesen Thieren mit verschiedenen Flintenschüssen so übel zugerichtet, daß ihm die Gedärme aus dem Bauche gehangen, das Thier habe sich hierauf an einen Aste mit der einen Pfote feste gehalten und mit der andern die Därme in den Theil des Bauchs der noch ganz war gestopfet. Ein anderes aber, das das Blut, welches ihm aus einer Nasenwunde geflossen die Augen geblendet, sey klug genug gewesen, dasselbe mit den Blättern des Baumes, auf dem es geanden abzuwischen.

Dampiere immet meistens mit diesen Nachrichten berein, nur versichert er, daß sie gemeiglich zwey Junge haben, wovon die Mutter das eine auf dem Rücken und das andere unter dem Arme trage; und setzet hinzu, daß diese Thiere selten auf den Boden kommen, und daß einige sagen sie gehen gar niemals darauf; daß sie wenn sie angegriffen werden mit dem Maule und den Augen allerley drohend und wunderliche Gebärden machen, und mit den Zähnen knirschen,

und daß ſie ihn, da er allein geweſen ſeye, bis an ſeine Hütten mit dieſen drohenden Minen verfolgt haben.

Unterſcheidende Kennzeichen dieſer Gattung.

Der Warine hat offene Naſenlöcher an der Seite und nicht unten an der Naſe, die Scheidewand zwiſchen den Naſenlöchern iſt ſehr dicke; er hat keine Backenbeutel, und keine Schwielen an dem Hinterſten; dieſe Theile ſind wie der übrige Leib mit Haar bedeckt. Er hat einen ſehr langen Schwanz zum Anpacken, ſein Haar iſt ſchwarz und lang, und in der Kehle iſt ein groſſes concaves Bein; er iſt von der Gröſſe eines Windſpiels (Levrier). Das lange Haar, welches er unter dem Hals hat, macht ihm eine Art von Bart; er gehet gemeiniglich auf vier Füſſen.

Der Aluate hat eben dieſe Kennzeichen, nur daß ſein Bart nicht ſo ſichtbar iſt, und ſein Haar rothbraun ausſiehet, da des Warine ſeines ſchwarz iſt. Büffon glaubt nicht daß die Weibchen dieſer Gattung dem periodiſchen Abfluſſe unterworfen ſeyen, und daß er ſich nur bey den Affen, Bavianen und Guenons, die einen nackenden Hinterſten haben, finde.

Der Coaita und Exquima.

Der zweyte an Gröſſe unter den Sapajous iſt der Coaita. Er läßt ſich ſo zahm machen, daß er wirklich die Neigung deren, die ihn ernähren, verdienet, und unterſcheidet ſich alſo durch ſein ſanftes und gelehriges Naturell ſehr von dem unbändigen und wilden Warine und Aluate, er hat auch einen beinartigen Sack in der Kehle wie jene; ſein Haar iſt ſchwarz und ſtruppicht, von allen übrigen Sapajous unterſcheidet er ſich dadurch, daß er nur vier Finger an den Händen hat, und daß ihm der Daume gänzlich fehlet, aber mit ſeinem Schwanz kan er anpacken

Das Thier, welches Marggraf Exquima nennet, iſt von einer Gattung, die des Coaita ſeiner ſehr nahe kommt, und vielleicht iſt es eine bloſſe Abänderung, nur ſcheinet ſein Exquima kein Guenon aus Guinea, wofür er ihn angibt, ſondern ein Sapaju mit einem Schwanz zum Anpacken zu ſeyn, der ohne Zweifel aus Braſilien dahin gebracht worden iſt. Der einige Unterſcheid, der ſich zwiſchen dieſen beyden Thieren merklich macht, beſtehet darinn, daß der Exquima weißlichtes Haar unter dem Bauch und unter dem Kinn einen weiſſen zween Queerfinger langen Bart hat. Die Coaitas die Büffon ſahe, hatten keines von beyden. Inzwiſchen ſagen auch die Reiſebeſchreiber daß es ſchwarze und weiſſe, bärtigte und unbärtigte gie. Es gibt, ſagt Dampiere, in den Läbern der Erdenge von Amerika, groſſe Heerden von Affen, deren einige weiß, und die meiſten ſchwarz ſind; einige haben einen Bart, andere haben keinen; ihre Leibesgröſſe iſt mittelmäßig. Dieſe Thiere haben eine Menge Würmer in den Eingeweiden. Sie ſind poßierliche Thiere, ſie machten tauſend lächerliche Poſituren, da wir durch das Gehölze giengen, ſie ſprangen von einem Zweig zum andern mit ihren Jungen auf dem Rücken; ſie ſchnitten Geſichter auf uns, klapperten mit den Zähnen, und ſuchten Gelegenheit uns zu beharnen. Wann ſie von dem Gipfel eines Baumes zu einem andern kommen wollen, deſſen Aeſte zu ſehr entfernet ſind, als daß ſie ſie durch einen Sprung erreichen könnten, ſo hängen ſie ſich einer dem andern an den Schwanz und ſchaukeln ſich bis der lezte einen Aſt des benachbarten Baums erreicht, und dieſer ziehet hernach alle übrige nach ſich; Herr Daubenton, der einen Coaita zerſchnitten hat, hat dieſe Würmer von welchen hier die Rede iſt in groſſer Menge gefunden, deren einige zwölf bis dreyzehn Zoll lang waren.

Auſſer dieſer Abänderung, deren Kennzeichen leicht auffallen, gibt es noch andere Verſchiedenheiten in der Gattung des Coaita, die nicht ſo merklich ſind. Der, den Briſſon beſchreibt, hatte weißliches Haar an allen untern Theilen des Leibes, anſtatt, daß die welche Büffon geſehen hat, ganz ſchwarze Haare, und an den untern Theilen nur ſehr wenige hatten, wo man die Haut ſahe, welche ſchwarz war, wie das Haar Von zweenen Coaitas, deren Edwards erwähnet, war der eine ſchwarz, der andere braun; man hatte ſie Singe-araignée genannt, wegen ihres Schwanzes und ihrer Glieder, die ſehr lange und ſehr dünne waren:

ren: diese Thiere sind in der That von einem sehr langen Leib und Beinen, und nicht sehr verhältnißmäßig gebaut. Herr von Büffon hatte ein Thier bekommen, welches aus Peru seyn sollte, und das den Namen Chamek führte, welches ebenfalls, einige wenige Verschiedenheiten ausgenommen, einerley Thier mit dem Coaita von Guiane ist.

Diese Sapajous sind geschcide und sehr behende, sie gehen gesellig, geben einander Nachricht, helfen und springen einander bey, der Schwanz dient ihnen für eine fünfte Hand; es scheinet sogar, daß sie mehr Sachen mit dem Schwanze als mit den Händen und Füssen verrichten: die Natur hat sie, wie es scheint, durch diesen Schwanz, vor den Daum schadlos halten wollen, der ihnen fehlet. Man versichert, daß sie mit diesem langen Schwanze Fische fangen, und der den Büffon sahe, nahm in seiner Gegenwart ein Eichhörnchen mit seinem Schwanze und führte es zu sich hin. Sie haben die Geschicklichkeit Austerschalen zu zerbrechen um die Austern zu fressen: sie legen sie nemlich auf einen Stein, und schlagen so lange mit einem andern darauf, bis sie in Stücken gehen. Sie bringen gewöhnlich nur eines oder zwey Junge, die sie immer auf dem Rücken tragen; sie fressen Fische, Würmer und Insekten, aber das Obst ist ihre gewöhnlichste Nahrung, und zur Zeit wenn dieses im Ueberfluß und reif zu haben ist, werden sie sehr fett. Ihr Fleisch soll alsdenn sehr gut zu essen seyn.

Der Kopf des Coaita ist klein und lang; er hat eine dicke und längliche Schnautze, eine erhabene Stirne, grosse Augen, kurze Ohren und eine platte Nase, die Nasenlöcher sind offen und stehen an der Seite, die Scheidewand ist sehr dicke; Haare und Haut sind schwarz, das Gesicht falb; die Ohren nackend und wie des Menschen seine gestaltet: er ist ohngefehr anderthalb Fuß lang und der Schwanz ist länger als Kopf und Leib zusamen; er gehet auf vier Füssen.

Der Exquima ist ungefehr von eben der Grösse; aber er hat nicht an dem ganzen Leibe schwarzes Haar; es gibt Verschiedenheiten in der Farbe, es gibt einige die schwarz und falb auf dem Rücken und die weiß auf der Kehle und dem Bauche haben; ausserdem hat er einen besonderen Brt: inzwischen sind diese Kennzeichen doch nicht hinreichend, eine eigene Gattung aus ihm zu machen, da auch nicht alle Coaitas ganz schwarz sind, sondern zum Theil weißlichtes Haar auf der Kehle und dem Bauche haben.

Wenn das Linnäus Diana wirklich der Exquima des Marggrafs ist, wie er versichert, so ist in der Beschreibung ein wesentliches Kennzeichen, nemlich der kneipende Schwanz ausgelassen, aus welchem man allein entscheiden kan, ob das Thier zu den Sapajus oder Guenons gehöre, und aus der alten oder neuen Welt abstamme.

Der Saju

Es gibt zwey Abänderungen in der Gattung des Saju, den Seba fälschlich den kleinen Ceylonischen Affen nennet; den braunen Sajou oder Kapuziner-Affen, und den grauen Saju; aber nur die Farbe macht den Unterscheid. Beyde sind sehr lebhaft, sehr behende und belustigen durch ihre Fertigkeit und Leichtigkeit. Diese scheinen unter allen Sapajus unsern Himmelsstrich am besten ertragen zu können, welches man schon daraus abnehmen kan, daß zwey bey der Marquise von Pompatour, einer bey dem Herrn Reaumur und noch ein anderer bey dem Herrn Pourfel Junge gebracht haben, doch mit dem Unterscheid, daß sie nur ein Junges brachten, da deren in ihrem Vaterlande gemeiniglich zwe auf einen Wurf fallen. Inzwischen sind diese Sajous in ihrem Geschmack und in ihren Neigungen vielen Fantasn unterworfen; sie scheinen gegen gwisse Personen eine sehr starke Zuneigung und vor andern eine eben so starke Abneigung zu haben, welche sich auch nicht verändert. Die Klitoris ragt bey m Weibchen dieser Gattung so sehr herv, daß man sie oft für Männchen ansiet.

Diese Thiere haben einen runden Kopf; ein kurze und dicke Schnautze, fleischfarges Gesicht und Ohren, worauf ein wenig Wollenhaar ist; die Scheidewand un Nasenlöcher sind wie bey allen Sapous; die Augen sind kastanienfärbig,

und stehen zimlich nahe beysamen; ihr Kneipschwanz ist unten am Ende nackend, und in seiner übrigen Länge dicht behaart; die einen haben schwarzes und braunes Haar, sowohl um das Gesicht, als auf allen obern Theilen des Leibes; bey den andern ist es um das Gesicht grau und auf dem Leibe fahlbraun; die einen wie die anderen haben schwarze und nackende Hände; ihre Länge vom Aeussersten der Schnautze bis an den Ursprung des Schwanzes beträgt nur einen Fuß; sie gehen auf vier Füssen.

Der Sai.

Büffon hat zwey von diesen Thieren gesehen; das erste hatte schwärzlichbraunes Haar; das andere, das er den Sai mit der weissen Kehle nennt, hatte auf der Brust, unter dem Hals und um die Ohren und Backen weisses Haar; auch hatte es weniger Haare in dem Gesicht, als das andere; übrigens aber waren sie einander in allem ihnlich. Die Reisenden haben diese Thire unter dem Namen der **Greiner** (Pleureurs) angezeigt, weil sie ein klägliches Geschrey machen, und wenn man ihnen im wenig etwas zu Leide thut, sich ganz kläglich anstellen; andere haben sie Muskus-Affen, wegen dem Geruch den sie von sich geben, genannt; und noch andere haben für sie von dem Makak in Guinea den Namen entlehnet, obgleich die Makaks einen schlaffen und die Sais, wie alle Sapajus, einen Kneipschwanz haben. Sie haben nur zwey Saugwarzen, und bringen nur eines oder zwey Junge; sie sind sanftmüthig, gelehrig und so furchtsam, daß ihr Geschrey, welches gewöhnlich dem Geschrey der Ratzen gleichet, zu einem Geseufze wird, so bald man ihnen drohet. Ausser ihrem Vaterlande fressen sie Maykäfer und Schnecken lieber als alle Nahrung, die man ihnen reichet; in Brasilien aber leben sie vornehmlich von körnigtem und von wildem Obste, das sie von den Bäumen brechen, auf welchen sie sich aufhalten, und von welchen sie nur selten herab auf die Erde steigen.

Der Sai hat einen runden Kopf, eine dicke und kurze Schnautze, grosse und weit von einander stehende Augen; ein rundes und plattes Gesicht, und fast nackende Ohren; einen Kneipschwanz der unten gegen das Ende zu kahl ist. Das Haar auf den obern Theilen des Leibes ist von schwärzlichbrauner Farbe, an den untern aber von einer blaßfahlen oder schmutzigweissen. Sie sind nur einen Fuß oder vierzehn Zolle groß, ihr Schwanz ist viel länger als Leib und Kopf zusamen genommen; sie gehen auf vier Füssen. Es scheinet das zweyte von den Thieren zu seyn, welche Marggraf unter dem Namen **Cattaia** beschreibet, so wie wahrscheinlicher Weise das erstere der Saimiri ist, zu dem wir nun kommen.

Der Saimiri.

Der **Saimiri oder orangenfarbige Sapaju** ist in Guiana sehr gemein, und deswegen haben ihn auch eine Reisebeschreiber unter dem Namen des Sapaju von Cayenne angezeigt, wie Froger, welcher sagt. der Sapaju von Cayenne, ist eine Art kleiner Affen mit gelblichem Haare; er hat grosse Augen, ein weisses Gesicht und schwarzes Kin, er ist munter und schmeichelhaft, abeeben so empfindlich gegen die Kälte, als die Brasilianischen Sagoins.

Der Saimiri hat, wegen der Artigkeit seiner Bewegungen, seiner klnen Taille, wegen der glänzenden Farbseines Felles, wegen der Grösse und dem Feuer seiner Augen, und wegen seinem kleinen rundlichen Gesichte, den Vorzug vor allen andern Sapajus, er ist in der That der schönste, der niedlichste aber auch der zärtlichste, und läßt sich am schwehrsten in ein anderes Land bringen und erhalten. Er scheinet die Schattrung zwischen den Sapajus und Sagoins zu machen, indem sein Schwanz, ohne gänzlich unnütze und schlaff wie der Schwanz der Sagoine zu seyn, doch nicht so gut mit Muskeln versehen ist, wie der Schawanz der Sapajus; er ist so zu reden nur ein halber Kneipschwanz, und ob sich das Thier gleich seiner bedienet,

net, sich im Auf- und Abklettern damit zu helfen, so kan es sich doch nicht feste damit anhängen, noch etwas stark packen, oder zu sich hinbringen.

Der Saimiri hat ein gutes Verhältniß in den Theilen seines Körpers. Er hat beynahe gar keine Stirne; sein Haar ist von einem glänzenden Gelb, er hat zwey fleischfärbige Ringe um die Augen; seine Nase ist an ihrem Ursprunge erhaben, und wo die Nasenlöcher sind niedergedrückt; sein Maul ist klein, sein Gesicht platt und nackend, die Ohren sind mit Haaren besezt und ein wenig zugespitzt; der Schwanz ist viel länger als der Leib. Seine Länge von dem Ende der Schnautze bis an den Ursprung des Schwanzes beträgt höchstens zehn oder eilf Zoll; er hält sich ohne Mühe auf seinen Hinterfüssen, aber ordentlicherweise gehet er auf allen Vieren. Alle Sapajus sind ohne Backenbeutel, ohne Schwielen an dem Hintersten; alle haben eine dicke Scheidewand zwischen den Nasenlöchern; bey allen sind die Nasenlöcher an der Seite und nicht unter der Nase, und die Weibchen sind dem periodischen Abflusse nicht unterworfen.

Der Saki.

Der Saki, den man gemeiniglich den Affen mit dem Fuchsschwanze nennet, weil sein Schwanz mit sehr langem Haare besezt ist, ist der gröste unter allen Sagoins Wann er erwachsen ist, so beträgt seine Länge ungefehr siebenzehn Zoll, anstatt daß von den fünf übrigen Sagoins der gröste nur neun oder zehen Zoll hat. Er hat sehr langes Haar am Leibe, und noch längeres am Schwanze, sein Gesicht ist roth und mit einem weißlichen Wollhaare bedeckt. Durch folgende Kennzeichen ist er leicht von allen andern Sagoins, Sapajus, und Guenons zu unterscheiden.

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Saki hat weder Backenbeutel noch Schwielen am Hintersten; er hat einen schlaffen Schwanz, mit dem er nichts anpacken kan, und der mehr als um die Halfte noch einmal so lang ist, als Kopf und Leib zusamen genommen; die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern ist sehr dicke, und ihre Oefnungen an der Seite; sein Gesicht ist falb und mit einem feinen, kurzen und weißlichen Wollhaare bedeckt; das Haar an den obern Theilen des Leibes ist schwarzbraun, an dem Bauch und den andern untern Theilen ist es röthlichweiß; es ist überall sehr lang und noch länger auf dem Schwanze, über dessen äusserstes Ende es wohl zwey Zolle hinausgehet; dieses Haar am Schwanze ist gemeiniglich schwärzlichbraun, wie das an dem Leibe. Es scheint, daß es in Absicht auf die Farbe des Haars Abänderungen in dieser Gattung gibt, und daß man Sakis findet, die auf dem Leibe und Schwanze röthlichfalbes Haar haben: diese Thiere gehen auf vier Füssen.

Der Tamarin.

Dieses ist der Name eines Thiers in Cayenne, welches Linnäus Midas nennet Es ist viel kleiner als der Saki, und unterscheidet sich auch besonders darinne von ihm, daß sein Schwanz nur mit kurzen Haaren bedeckt ist Der Tamarin nimmt sich durch seine langen Ohren, und gelben Füsse aus; er ist ein schönes Thier, sehr lebhaft und leicht zahm zu machen, aber so zärtlich, daß er unser Klima nicht lange ertragen kan. Binet gibt in seiner Reise nach Cayenne folgende Beschreibung von ihm. Es gibt kleine Affen in Cayenne, welche man Tamarins nennet, sie sind wunderschön und nicht grösser als Eichhörnchen; sie haben einen Kopf und ein Gesicht, wie ein Löwe, kleine weisse Zähne wie Elfenbein, welche so groß und eben so gut geordnet sind wie die an einem Sakuhrad. u. s. w.

Unterscheidende Kennzeichen.

Der Tamarin hat eine kurze und runde Schnautze, grosse kastanienfärbige Augen; ein dunkelfleischfärbiges Gesicht; viereckigte, breite nackende am Ende ausge-

gekerbte Ohren von eben der Farbe; die Oberlefze ist gespalten fast wie bey dem Haasen; der Kopf und der Schwanz sind mit schwarzbraunen und ein wenig in die Höhe stehenden obgleich weichen Haaren versehen; die Hände und die Füsse sind mit kurzem orangengelben Haare bedeckt; der Leib und die Beine stehen in einem guten Verhältniß; er geht auf vier Füssen, und der Kopf und Leib zusamengenommen haben nicht mehr als sieben oder acht Zoll in der Länge.

Der Wistiti.

Der Wistiti, welcher seinen Namen von seinem Geschreye hat, das also lautet, ist noch viel kleiner, als der Tamarin, und nur einen halben Fuß lang, der Schwanz aber beträgt mehr als einen Fuß, und ist wie der vom Mokoko schwarz und weiß wechselsweise beringt; das Haar daran ist viel länger und dichter als bey dem Mokoko: der Wistiti hat ein nackendes Gesicht von zimlich tiefer Fleischfarbe. Vor den Ohren hat er zwey Schöpfe langes weisses Haar; welche, ob die Ohren gleich groß sind, doch verhindern, daß man sie nicht sehen kan, wenn man das Thier von vorne betrachtet. Die grösten welche Edwards gesehen hat, wogen nicht mehr als sechs, und die kleinste vier und eine halbe Unze. Er merket ganz gut an, daß der kleine Aethiopische Affe, dessen Ludolph unter dem Namen Fonkes oder Guereza erwähnet, der Wistiti nicht ist; denn es ist gewiß daß weder der Wistiti, noch ein anderer Sagoin in Aethiopien gefunden wird, und es ist wahrscheinlich, daß der Guereza des Ludolphs der Mokoko oder der Loris ist, welche sich in den mittäglichen Ländern der alten Welt finden. Edwards sagt ferner, daß der Sanglin, welches unser Wistiti ist, wenn er sich gesund befindet sehr dichtes und wollichtes Haar hat; daß einer von denen, welche er gesehen sich von allerley Sachen, als Zwiback, Obst, Hülsenfrüchten, Insekten, Schnecken, genähret; und daß er, da er einmal losgekommen, sich über einen kleinen Chinesischen Goldfisch, der in einem Baßin gewesen hergeworfen, ihn getödtet und ihn begierig gefressen habe; man habe ihm hernach kleine Aale gegeben, die ihn anfangs, da sie sich um seinen Hals geschlungen erschröckt haben, er seye aber doch bald ihrer Meister worden und habe sie gefressen. Man versichert, daß sie in Portugall Junge hervorgebracht haben. Diese Jungen sind zuerst sehr häßlich, weil sie beynahe kein Haar auf dem Leibe haben: Sie hängen sich feste an die Brüste ihrer Mutter; wenn sie ein wenig grösser werden, so klammern sie sich stark auf ihrem Rücken oder ihren Schultern an, und wenn sie müde ist sie zu tragen, so reibt sie sich an der Mauer, um ihrer los zu werden; wenn sie sie fortgeschaft hat, so trägt das Männchen sogleich Sorge für sie, und läßt sie auf seinen Rücken klettern, damit das Weibchen ausruhen kan.

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Wistiti hat, wie bereits gesagt worden, einen schlaffen, sehr behaarten und beringten Schwanz, an dem Schwarz und Weiß oder vielmehr Braun und Grau abwechseln; sein Kopf ist rund, über der Stirne mit schwarzem Haar bedeckt, unter der Stirne ist über der Nase ein weisser Flecke ohne Haar; sein Gesicht ist auch beynahe ohne Haar und von einer tiefen Fleischfarbe; auf beyden Seiten des Kopfes vor den Ohren hat er zween Büsche langer weisser Haare; die Ohren sind gerundet, platt, dünne und nackend und liegen wie die Haarbüsche zurück. Die Nase und das Aeusserste der Oberlefze sind schwärzlich, das übrige dieser Lefze, und der Rand der Unterlefze und das untere Theil der Stirne über der Nase sind weiß; die Augen sind röthlichkastanienfärbig; der Leib ist mit einem weichen aschengrauen Haar bedeckt, und auf der Kehle, der Brust und dem Bauche ist das Grau heller und ein wenig mit Gelb vermischt. Er gehet auf vier Füssen, an denen er grosse, sehr gebogene und sehr spitzige Nägel hat, den Daum der Hinterfüsse ausgenommen, welcher klein, kurz gerundet und nur convex ist, da die übrige rinnenförmig eingebogen sind.

Der Marikina.

Der Marikina ist gemeiniglich unter dem Namen des kleinen Löwen-Affen bekannt, ob er gleich kein Affe, sondern ein Sagoin ist, und dem Löwen nicht im geringsten gleichet, ausser daß er eine Art von Mähne um das Gesicht, und ein kleines Haarbüschchen am Ende des Schwanzes hat. Er hat dichtes, langes, seidenartiges und glänzendes Haar; einen runden Kopf, ein braunes Gesicht, grosse breite runde, nackende und unter den langen Haaren, die das Gesichte umgeben, verdeckte Ohren. Das Gesicht selbst ist nicht ganz nackend; auf der Stirne ist ein sehr kurzes und sehr dichtes Haar, welches aber auf dem Kinn dünner stehet. Die Schnautze ist dick, kurz und beynahe rund, die Nase breit und platt; die Augen stehen weit von einander; die Haare um das Gesicht sind von einem lebhaften Roth, am Leib und Schwanze sind sie sehr mattgelb und beynahe weiß; Am Hals und Leibe sind sie beynahe eben so lang, als die um das Gesicht, aber an den Beinen und dem Schwanz sind sie kürzer; sie gehen bis an das Ende der Finger. Die Nägel sind lange, gebogen und rinnenförmig, den an dem Daum der Hinnterfüsse ausgenommen, der kurz und beynahe platt ist.

Dieses Thier hat eben die Manieren, eben die Lebhaftigkeit, und eben die Neigungen, wie die andern Sagoins; aber es scheinet von einem etwas stärkeren Temperamente zu seyn, indem eines, welches man den Winter über in einem geheizten Zimmer hielte, zu Paris sechs Jahre gelebt hat. Es gehet auf vier Füssen, und seine Länge beträgt acht oder neun Zoll.

Der Pinche.

Der Pinche, wie man dieses Thier in Maynas nennet, oder des Linnäus Oedipus, ist zwar sehr klein, doch gröſſer als der Wistiti und selbst als der Tamarin. Er ist ungefähr neun Zoll lang Kopf und Leib zusammen genommen; sein Schwanz ist wenigstens noch einmal so lange. Er hat eine Art von glattem und weissem Haupthaar, welches er oben auf dem Kopfe und an den Seiten desselben träget Diese Farbe sticht ausserordentlich mit der von dem Gesichte ab, welches schwarz und mit einem kleinen grauen Wollhaare schattiret ist; er hat ganz schwarze Augen; der Schwanz ist von seinem Ursprunge bis ungefähr auf die Hälfte seiner Länge von einem lebhaften Roth, hernach aber verändert er die Farbe und wird bis ans Ende schwarzbraun; das Haar an den obern Theilen des Leibes ist fahlbraun oder roth, bis gegen den Schwanz, wo es orangenfärbig wird; das auf der Brust, dem Bauch, den Händen und Füssen ist weiß; die Haut ist überall schwarz, selbst da, wo die Haare weiß sind; seine Kehle ist nackend und schwarz, wie das Gesicht und die Ohren; die Schnautze ist breit, das Gesicht rund und die Haare auf dem Leib sind ziemlich lang, an den übrigen Theilen aber kürzer. Die Nägel sind gelblicht, lang, gebogen, spitzig und rinnenförmig, die an dem Daum der Hinterfüsse ausgenommen, welcher nicht so lang und viel breiter ist.

Leri sagt von diesem Thiere: Man findet in Brasilien eine Marmote, die die Wilden Sagouin nennen, welche nicht gröſſer ist als ein Eichhorn und eben so rothes Haar hat; was aber seine Gestalt betrift, so hat es eine Schnautze wie der Löwe und sieht auch ganz stolz aus; es ist das schönste Thier welches ich hier zu Lande gesehen habe; und wenn man es so leicht überbringen könnte als den Guenon, so würde es weit höher gehalten werden; aber ausserdem daß es so zärtlich ist, daß es das Wanken des Schiffes auf dem Meere nicht ertragen kann, so ist es auch so eigensinnig und stolz, daß es, wenn man es nur ein wenig erzürnt, vor Verdruß stirbt.

Die Stimme dieses Thiers ist angenehm und gleichet mehr dem Gesang eines kleinen Vogels, als dem Geschrey eines vierfüssigen Thieres.

Der Miko.

Miko ist der Name den man den kleinsten Gattungen der Sagoins in den Ländern am Oronoko gibt, und so viel als Guenon oder langgeschwänzter Affe bedeutet. Herr von Büffon hat ihn zum Unterscheid auf den angewandt, von welchem der Herr de la Condamine folgendes in der Nachricht von seiner Reise auf dem Amazonenflusse sagt. Dieses Thier, damit mich der Gouverneur von Para beschenkte, war das einzige seiner Gattung, welches man in dem Lande gesehen hatte; das Haar seines Leibes war silberfärbig, und von der Farbe der schönsten blonden Haare, am Schwanze war es glänzend kastanienfarb und näherte sich dem Schwarz. Seine Ohren seine Backen und seine Schnautze waren so hoch roth, daß man diese Farbe kaum für natürlich halten konnte.

Dieses Thier konnte die Luftveränderungen nicht ertragen, und starb ehe es Condamine nach Frankreich bringen konnte, so viele Mühe er sich auch gab, es wider die Kälte zu schützen.

Unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung.

Der Miko hat, wie die übrigen Sagoins, weder Backen Beutel noch Schwielen am Hintersten; er hat einen schlaffen Schwanz der nicht zum Anpacken gemacht, und um die Hälfte länger ist, als Kopf und Leib zusamen genommen, die ungefehr acht Zolle halten; die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern ist nicht so dicke wie bey den übrigen Sagoins, aber ihre Oefnungen sitzen an eben dem Orte; das Gesicht und die Ohren, welche sehr groß sind, sind nackend und zinnoberfärbig: die Schnautze ist kurz; die Augen stehen weit von einander, die Nase ist an ihrem Ursprunge dick und am Ende platt eingedrückt. Das Haar, von dessen Farbe wir schon geredet haben ist weich, fein und beynahe einen Zoll lang, ausgenommen am Schwanze, wo es kurz ist. Die Finger und Nägel sind sehr lang, die leztern haben eine Hornfarbe und sind rinnenförmig eingebogen, den am Daum der Hinterfüsse ausgenommen, welcher klein und platt ist; das Thier gehet auf allen Vieren, und sein Weibchen ist eben so wenig als die übrigen Sagoins dem periodischen Abflusse unterworfen.

Herr de la Condamine ist der erste Reisende, der dieses Thieres erwähnet, und es scheinet daher, daß seine Gattung nicht allzuhäufig ist Er sagt auch, daß man es selten ganz blond finde, weil die meisten schwarz gefleckt seyen.

Ende des fünften Abschnitts.

×KSIĘGARNIA×
ANTYKWARIAT
DOM KSIĄŻKI
DOM
Nr 620592

Woj. Bibl. Publiczna
Oddz. Zbior. Specjalnych
Gorzów Wlkp.
NR INW.
11